





i



Strategische Studien.*)

Humoristische Erzählung von A. Meis.

I.

Die Generalin hatte vollkommen Recht — es war nicht zum Aushalten. Mehr noch! — Wenn man nicht die Fiobsgeduld der Generalin gehabt hätte, wären die unberechenbarsten Erzeffe verzeihlich gewesen; denn am Ende hat die menschliche Fügsamkeit ihre Grenzen — oft sogar ziemlich eng gezogene Grenzen, und wenn diese einmal überschritten sind, so verschwinden die Horizonte.

Sie hatte Recht — es war zum . . . Lange genug suchte sie den passenden Ausdruck, und wenn wir die Situation bedenken, geht es uns wie ihr — auch wir finden ihn nicht!

Vielleicht der Leser, — besonders wenn er ein Piquetspieler ist. —

Man bedenke! Sie hat fünf Karten nebst Quartmajor in Treffe — es fehlt ihr nur die Behn, um die Quinte melden zu können; ihr Gegner hat diese Quinte, welche sie im Treffe suchte, in Coeur gefunden! Mehr noch! Sie wiegt sich in der süßen Illusion, daß ihre drei Buben, drei Damen und drei Könige ihre bescheidenen Ansprüche auf neun Pointi erfüllen würden, als ihr Gegner mit erbärmlichen vierzehn Behn ins Feld rückt, und wenn sie endlich an der Gerechtigkeit auf Erden verzweifelnd, sich geduldig in ihr grausames Schicksal fügt und mit düsterem Blick und vor Aufregung bebender Hand: „Eins“ spielt, da muß sie eine schadensfrohe Stimme hören, welche sagt:

„Erlauben gnädigst, daß ich meine Massen deployire. Scheint mir, daß auch dieses Eins wenig Werth hat! . . . Sechs Coeur und Quinte machen einundzwanzig, vierzehn Behn dazu macht fünf- undneunzig . . . trara! siebzig bereits markirt, macht einhundert und fünfundsiebzig, also um fünfzehn schon den Sieg überschritten, lalala, — und noch zwei kleine Terzen, die ich mich zu zählen enthalte. Meine gnädige Frau — ich habe die Ehre!“ —

Die Generalin warf die Karten weg, einige Sekunden lang suchte sie jenen Ausdruck, den weder sie, noch wir, und hoffentlich auch der piquetkundige Leser nicht zu finden vermochten,

um einer solchen Kartenlogik die richtige Bezeichnung zu geben, — und dann brach sie los:

„Es ist nicht zum Aushalten!“

Ihr Gegner schien das heidnische Vao victis als einziges Dogma anzuerkennen, denn ein ironisches Lächeln spielte so deutlich um seinen Mund, daß selbst der schneeweiße Schnurrbart es nicht ganz zu verbergen vermochte. Das reizte nun die unglückliche Generalin noch mehr.

„Da hört Alles auf!“ rief sie, — „ich spiele gar nicht mehr mit Ihnen — solch ein Glück, daß . . . daß . . . mein Seliger nannte es auch anders wie Glück —“

Mit der Gefühllosigkeit, die beim Kartenspiel nur ein pensionirter Dragonerobrist zeigen kann, erwiderte dieser:

„Er nannte es Dufel, verstand auch gar wenig vom Piquetspiel!“ —

Jetzt zeigte — wie das so oft geschieht — das Opfer seinem Feind gegenüber eine Seelenruhe, welche diesem gänzlich abging. Die Generalin lächelte herb und sagte mit ruhiger und überlegener Stimme:

„Wir spielten beide ein gut Theil besser, als Sie — das unterliegt keinem Zweifel — wir hatten eine sinnige, gut durchdachte, nach allen Regeln geführte Art zu spielen, — freilich gegen ihre Quinten und Vierzehner, gegen Ihr — ich vergaß das Wort, dessen sich mein seliger Gemahl zu bedienen pflegte — dagegen hilft das Alles nichts! Ich urtheile so objektiv wie möglich, aber ich muß sagen, daß ich dieses Spiel nicht Ihre starke Seite nennen kann. Sie verstehen zwar zu gewinnen, aber ob Sie das Spiel überhaupt verstehen, — das, lieber Obrist, ist eine Frage, die ich nicht bejahen möchte, wenn ich bei der Wahrheit bliebe.“

Die Replik war mit einer kalten Energie gegeben; — desto wichtiger fielen die Worte auf das Haupt des Siegers, der jedoch dermaßen abgehärtet schien, daß diese treffliche Logik ihn wenig erschütterte und er mit einer cynischen Gelassenheit erwiderte:

„Na! — dann muß ich mich mit dem Gewinnen begnügen! Hab's im Dienste auch so gehalten; wenn ich nur den Feind vor mir laufen sah, war ich vollständig befriedigt; wie das gekommen, war mir bis zu einem gewissen Punkte so ziemlich gleichgültig!“

*) Nachdruck verboten.

„Ja, stets dasselbe Glück, oder . . . den anderen Ausdruck —“

„Dusel, gnädige Frau.“

„So, hm! Also Sie haben wieder alle vier Partien gewonnen?“

„Hatte die Ehre.“

„Werden mir aber eingestehen, daß es sehr wenig unterhaltend ist, stets mit Jemanden zu verlieren, der — ich will Ihnen meinen Gedanken ganz offenbaren, — gar nichts vom Piquetspiel versteht.“

„Na, ich werde ein anderes Mal versuchen, ob es mir möglich ist, zu verlieren“, meinte der Obrist mit einem Lächeln, dessen Gutmütigkeit die Generalin noch mehr ausbrachte, als sie bereits war.

„Das verbitte ich mir“, rief sie heftig, — „ich bedarf Ihrer Schonung nicht, möchte Sie sehr bitten, solche Inkonvenienzen nicht zu begehen.“

Diese kleine Diatribe übte eine seltsame Wirkung auf den Obristen aus. Er fühlte sich durch die heftigen Worte der Generalin plötzlich freier, es war ihm, als wenn er nach der Parade seine Uniform aufknöpfen konnte, der beengende Salontou schien von seiner Partnerin aufgegeben, und mit einem Mal kam gegen seinen eigenen Willen seine Dragonernatur zum Ausbruch! Aber ein Blick genügte ihm, um dieselbe zu zügeln, wenigstens, um den Versuch zu machen, und während der ersten Monate seiner Erwiderung glich er einem Rosse, das sich frei fühlt und sich nur bäumend der Faust des Reiters fügt. Er strich seinen Schnurrbart und rief:

„Aber zum Teufel, Pardon . . . ich meinte . . . zum Donnerwetter . . . nein, nein, ich bitte, ich wollte sagen . . . ich kann doch nicht dafür, wenn ich die Vierzehn und die Quinte bekomme.“

Die Generalin lächelte mit Ueberlegenheit.

„Jetzt haben Sie das rechte Wort gesprochen“, sagte sie. „Sie können nichts dafür, wenn Sie gewinnen. Das lasse ich gelten! Haben Ihr ganzes Leben lang nichts dafür gekont, heute beim Piquetspielen, wie damals bei Distelheim.“

„O, ich bitte“, rief der Obrist entsetzt, „fangen wir nicht wieder davon an.“

„Ja, ich begreife, es ist Ihnen unangenehm, Ihre Vorbeeren so zerstückelt zu sehen, aber . . . Sie konnten ja nichts dafür, lieber Obrist.“

Der Obrist wurde blutrot, aber er hielt, wenn auch mühsam, an sich. Es lag sogar eine gewisse Gelassenheit in seiner Stimme, als er sagte:

„Hören Sie, meine Gnädige! Alles, was Recht ist, und sehen Sie, Excellenz, ich kann auch ein Mal die Geduld verlieren, nicht wahr, das ist möglich? — und wenn ich sie verlore, dann würde ich Ihnen ganz offen sagen, daß mein seliger Kamerad — Ihr Herr Gemahl — damals in der Affaire bei Distelheim — ich will gelinde sagen, eine . . . ich will's nicht bei seinem rechten Namen nennen, und kurz und gut, wenn ich ihn nicht mit meinen Dragonern herausgehauen hätte, er säße noch in der Patsche.“

„Ja, ja! Sie hatten wieder vierzehn Aß . . . konnten aber nichts dafür!“

„Was — was? Ich könnte nichts dafür? Nein, das geht mir doch aber über den Fragen! Konnte nichts dafür. Sitze ganz gemüthlich beim Frühstück, seit acht Tagen zum ersten Mal, kommt ein Adjutant hereingestürzt, meldet, daß General von Hohenberg bei Distelheim sich in einer sehr kritischen Lage befindet. — Ich? was thue ich? Mach' nicht eins, nicht zwei, erwarte keine Befehle, laß zum Auffitzen blasen, stürm' mit den Schwadronen fort, komme nach Distelheim . . . ich sage Ihnen, meine Gnädige, er hatte sich schön gebettet, dero seliger Herr und Gemahl! Kurz, ich habe das Glück, ihm Lust zu verschaffen —“

„Werde leicht verwundet“, unterbrach sie aigrirt, „bekomme einen Orden, avancire zum Obristen, stehe in allen Zeitungen, werde der Held des Tages.“

„Und kann nichts dafür, wie?“

Vierzehn Aß, Quintemajor und den Point, lieber Freund!“

„Hören Sie“, brauste Jener auf, doch fast augenblicklich sich beruhigend, fügte er hinzu:

„Glauben Sie mir, Excellenz, an dem Tage hatte Ihr Herr Gemahl die vierzehn Aß!“

Die Generalin fühlte sich mit ihren eigenen Waffen angegriffen, und um der Gefahr zu entgehen, welche darin lag, nahm sie schnell eine überlegene Miene an und sagte:

„Wir wollen davon nicht weiter sprechen! Ich habe Ihnen zwölf Stellen im Clausewitz angefrichen, um Ihnen zu beweisen, daß mein Gemahl an dem Tage ganz richtig und korrekt manöbriert hat! — Zwölf Stellen, Herr Obrist! Und wenn die es nicht vermocht haben, Sie zu überzeugen, dann freilich läßt sich nicht weiter diskutieren.“

Einen Augenblick lang weidete sich die Generalin an dem mürrischen Gesichte des Obristen, dann fuhr sie fort:

„Aber, so seid Ihr Männer! Gründe haben nicht den geringsten Werth für Euch, und einer oft brutalen Rechthaberei opfert Ihr bis zu den Regeln der Schicklichkeit! Ich spreche natürlich von den lebenden Männern, denn mein Seliger, ja mein Seliger, das war ein ganz anderer Mann, ein ganz anderer als die heutigen, als die . . . hm! Doch ich will nicht ungerecht sein; Ihr Herr Sohn, der Lieutenant, der wird auch einst den Männern jenes Schlages ähneln, zu denen mein seliger Gemahl gehörte. Ein vernünftiger, lebenswürdiger, gesetzter, junger Mann!“

Doch auch dieser Balsam, der auf sein Vaterherz gelegt ward, konnte den grausamen Dragoner nicht bewegen, der Generalin Recht zu geben.

„Vernünftig, — gesetzt“, rief er. „Freilich, das beweisen wohl seine Schulden, die ich gestern erst wieder bezahlen mußte.“

Die Generalin schüttelte den Kopf und sah ihn mit Befremden an.

„Schulden?“ sagte sie. Aber ich begreife Sie wahrhaftig nicht mehr! Nun ja, Schulden. Soll denn ein Lieutenant vielleicht keine Schulden machen?“

„Mir wär's ganz Recht!“

„Aber was soll er denn machen? Bei Gott, Obrist, Sie sind seit einiger Zeit in einer Stimmung — in einer Stimmung, die . . .“

„Das finde ich bei Ihnen.“

„Stets wollen Sie Recht haben.“

„Aber, Excellenz, ich finde vielmehr, daß gerade Sie, Sie —“

„Ich? — Du lieber Himmel! Ich habe mich mein ganzes Leben lang gefügt — habe stets mein Denken und mein Wollen dem meines seligen Herrn und Gemahls untergeordnet.“

Der Obrist bekam plötzlich einen gewaltigen Husten, und die Generalin maß ihn mit mißtrauischem Blick. Ihr feines Ohr wollte durchaus etwas wie „Pantoffelregiment“, in den Bart gerunnt, vernommen haben.

„Sie sagten?“ meinte sie, ihn scharf fixierend.

„Ich? — nicht im Geringsten“, versetzte er, leicht erröthend, ein Faktum, das bei einem Dragonerobristen fast die Annahme berechtigte, daß auch er sich diesem Pantoffelregiment füge. Um nun das Thema so schnell wie möglich zu wechseln, setzte er hinzu:

„Um wieder auf meinen Sohn zu kommen — aus der Heirath scheint mir durchaus nichts werden zu wollen!“

Die Generalin machte ein bedenkliches Gesicht und nickte leise bejahend mit dem Kopfe. Zum ersten Male an diesem Nachmittage, daß sie mit dem Obristen einer Ansicht war.

„Das sieht wirklich so aus! Denn meine Nichte — unter uns gesagt, lieber Freund, das Mädchen weiß wahrlich nicht, was sie will. Einfältiger Backfisch! Ein solcher Mann, wie Ihr Sohn, wird Ihr nicht alle Tage geboten werden!“

„Hm! Hm! Das Mädchen . . .“

„Nun? — was ist mit dem Mädchen?“

(Fortsetzung folgt.)

Von der österreichischen Nordpolar-Expedition.

Ein Mitglied der Expedition hat aus Tromsøe in Norwegen, wohin bekanntlich die „Pola“ nach dem durch das Polareis vereitelten Versuche, die als Stationsplatz bestimmte Insel Jan Mayen zu erreichen, zurückgekehrt ist, und wo sie sich noch befindet, an den „Brünner Tagesboten“ einen Bericht gesandt, der eine recht interessante Darstellung des bisherigen Verlaufes der Expedition enthält. Von Bergen war die „Pola“ am 25. Mai um 4 Uhr Nachmittags ausgefahren. In einer Entfernung von 50 Seemeilen vom Lande wurde das Feuer der Maschine gelöscht und die Fahrt unter Segel bei günstigem Winde fortgesetzt, worauf das Schiff bald bei einer Luft-Temperatur von 10 Grad Celsius in den warmen Golfstrom

eintrat. Am 29. Mai wurde der Polarkreis passiert, worauf am 30. Mai eine plötzliche starke Abkühlung des Wassers und der Luft erkennen ließ, daß der Polarstrom erreicht worden sei, in welchem die Fahrt wieder mit Hülfe der Maschine fortgesetzt werden mußte. Am 31. Mai um 5 Uhr früh wurden vom Ausluger durch den dichten Nebel die ersten Eisfjorden erblickt. Mit langsame Fahrt, vorsichtig steuernd, ging es durch die zunehmenden Eismassen. Immer dichter und dichter lagen die Felde an einander, belebt von Hunderten von Tauchern aller Gattungen: Seehunde spielten auf dem in prachtvoll grotesken Formen daherschwimmenden Eise. Circa 25 Meilen wurde so ins Eis hineingefahren; oft glaubte man, schon keinen Ausweg mehr zu finden, bis endlich eine undurchdringliche Eisbarriere jedem weiteren Vordringen Einhalt that. Westwärts, sodann ostwärts steuernd, liefen wir die Eisgrenze ab und mußten dann nur noch 120 Meilen von Jan Mayen, leider den Rückweg antreten. Am 1. außerhalb des Eises angelangt, wurden Segel gesetzt, und es sollten, längs der Eisgrenze kreuzend, bessere Verhältnisse abgewartet werden. Trotz des hohen Thermometerstandes von 0,5 Grad Celsius war die Kälte mit dem Winde eine höchst intensive, das Wasser hielt sich jetzt auf 00. Die dichtgeresteten Segel hingen voll Eiszapfen, und Schneegestöber gefellte sich dazu. Da unter diesen Umständen vorläufig keine günstige Aenderung des Eisstandes abzusehen war, beschloß der Kommandant, vor dem Winde nach Tromsøe abzufallen und dort zu warten. Am 2. um 11 Uhr Vormittags setzten wir Cours und liefen bei acht Meilen Fahrt bis 3. Nachts, wo der Golfstrom die Brise lullen machte und die Maschine geheizt ward. Das Wasser stieg sofort auf 6,2 Grad und die Luft ward klar, und zum ersten Male hatten wir den vollen Anblick der Mitternachtssonne, ca. 1 Grad 40 Minuten über dem Horizont, welches Schauspiel uns bis jetzt der konstante Nebel entzogen hatte. Am 5. Juni früh erblickten wir die schroffen Felsen der Lofoden und steuerten um 10 Uhr Vormittags in den Vest-Fjord. Am 6. um 3 Uhr früh hielten wir vor Löödingen, um Telegramme zu expediren und Bootsen zu nehmen, und um Mitternacht fielen die Anker in dem schmalen Kanal von Tromsøe. Bekanntlich wartet die Expedition in Tromsøe eine günstigere Gestaltung der Eisverhältnisse ab, ist aber auch bereit, wenn eine solche nicht erfolgt, einen Ersatz-Stationsplatz auf Island aufzusuchen.

Das Sprüchwort im deutschen Recht.

Das Sprüchwort entsteht im Volksmunde wie die Welle im Meere. Plötzlich ist es da, aber man weiß nicht, woher es kam. Sein Wesen ist schwer zu bezeichnen. Will man eine Definition haben, so wird man das Sprüchwort als einen dem Volksmunde entsprungenen Ausspruch bezeich-

nen müssen, welcher bei passenden Anlässen wiederholt zu werden pflegt. Die Sprichwörter enthalten eine große Summe von Lebensweisheit und werfen deutliches Licht auf Sitte und Gebräuche des Volkes, auf seine Anschauungen in Politik, Religion, Recht und Moral. Die hohe Bedeutung des Sprichwortes für das Volksleben und für die Kulturgeschichte dürfte außer Zweifel stehen. Es wird dies schon durch die vielen Sammlungen bewiesen, welche bereits im sechszehnten Jahrhundert auftreten, und mit denen bis in die neueste Zeit hinein bedeutende Gelehrte sich beschäftigen. So gab Simrock im Jahre 1846 eine Sammlung von 12,396 Sprichwörtern heraus. So groß diese Zahl erscheinen mag, umfaßt sie dennoch bei Weitem nicht den Gesamtchatz des deutschen Sprichwortes, wie aus dem Umstande hervorgeht, daß Wanders deutsches Sprichwörterlexikon, dessen erste Lieferung im Jahre 1863 erschien, auf 140 bis 150,000 Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten berechnet war. Es ist uns unbekannt, ob das Werk vollendet wurde. Ganz erschöpfend aber wird auch das umfangreichste Sammelwerk nicht sein können, weil trufend und aber tausend von Sprichwörtern unsäßer von Mund zu Munde flattern, und weil sie viel schneller entstehen, als der fleißigste Sammler arbeiten kann.

Außer den Sammlungen, welche sich den gesamten Sprichwörterchatz des Volkes zu umfassen bemühen, giebt es eine große Anzahl von Specialsammlungen. Ganze große Gruppen von Sprichwörtern sind einzelnen Berufskreisen eigenthümlich, oder beziehen sich auf einen bestimmten Kreis der gesellschaftlichen oder wissenschaftlichen Entwicklung. Die Theologie und die Geistlichkeit hat ihren bestimmten Kreis von Sprichwörtern ebenso aufzuweisen, wie die Arzneikunde und die Aerzte, wie die Jurisprudenz und die Juristen, oder richtiger gesagt: im ewig schaffenden Volksmunde erzeugten sich von Alters her Aussprüche, welche, oft in wichtiger Weise, sich um bestimmte Berufsklassen und ihre Thätigkeit gruppirten.

Ganz besonders günstig für die Bildung von Sprichwörtern war das Rechtsleben der Deutschen und das deutsche Recht selbst, worunter hier das von Deutschen in Deutschland hervorgebrachte, den fremden Rechten gegenüberstehende Recht zu verstehen ist. Nur wenige Rechtsnormen waren codificirt und das geschriebene Recht bezog sich fast ausschließlich auf das öffentliche Recht, während das Privatrecht unserer Vorfahren sich in mündlichen Ueberlieferungen fortpflanzte und auf einem, oft gradezu in Sprichwörtern gekleideten Herkommen beruhte. Recht war das, was von kundigen Männern als solches bezeugt wurde. Es bildeten sich im Volksmunde kurze Sätze und Sentenzen, welche sich auf das Rechtsleben bezogen, und welche maßgebend wurden für die Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten. Noch späte Reichsgesetze erkannten das Volksrecht an, welches sich auf diese Weise gebildet hatte, indem sie bestimmten, daß das Reichsrecht „guten Gewohnheiten nicht entgegen

sein solle“, und noch heut zu Tage sind die „Rechtsgewohnheiten“ nicht ganz aus unserem Rechtsleben geschwunden.

Einen ungleich höheren Werth und eine oft gradezu entscheidende Bedeutung hatte die „Rechtsgewohnheit“, welche in ihrer äußeren Form häufig als „Rechtsspruchwort“ auftrat, noch im vorigen Jahrhundert. Als Beispiel von der Bedeutung, welche man dem Sprichworte im Rechte einräumte, mag gelten, daß ein Spruchcollegium das Zeugniß eines Schäfers als ungültig verwarf, weil es im Sprichwort heißt: „Schäfer und Schinder sind Geschwisterkinder“ und weil der Schinder unehelich und deshalb unfähig sei, ein Zeugniß abzulegen. Diese Thatsache als „kürzlich geschehen“ theilt Professor Eisenhart in seiner Sammlung von Rechtsspruchwörtern mit. Dies interessante und selten gewordene Buch erschien im Jahre 1758 unter dem Titel „Dr. Johann Friedrich Eisenharts, vorm. Herz. Braunschweig, Hofraths und ordentlichen Lehrers der Rechte und Juristenfacultät Ordinariums zu Helmstädt, der Societ, der Wissensch. zu Duisburg Mitgl. Grundsätze der deutschen Rechte in Sprichwörtern durch Anmerkungen erläutert.“ Eine zweite Auflage erlebte das Buch, veranstaltet von dem Sohne des Autors, welcher ebenfalls Professor der Rechte in Helmstädt war, im Jahre 1792.

Der gelehrte Verfasser hat weit über 300 Sprichwörter, welche er nach den verschiedenen Rechtsmaterien, auf welche sie sich beziehen, in neun Abtheilungen commentirt, und ihre Beziehung zum Rechte, sowie ihre Bedeutung für dasselbe nachgewiesen, oft freilich in recht naiver Weise, welche heute kaum noch als wissenschaftlich passiren dürfte. Bei dem Standpunkte aber, auf welchem die Rechtswissenschaft zur Zeit Eisenharts stand gelangte sein Handbuch, welches namentlich der studirenden Jugend als Leitfaden zu dienen bestimmt war, zu hoher Berühmtheit.

Bei der nachstehenden Auswahl sind besonders solche Sprichwörter berücksichtigt worden, welche sich noch heute im täglichen Gebrauche befinden. Das Bewußtsein von ihrem Zusammenhange mit dem Rechte ist verloren gegangen, daß sie aber dennoch ihren Werth haben und daß sie mehr sind als bloße Gemeinplätze, beweist die Fähigkeit, mit welcher sie Jahrhunderte überdauerten. Haben sie auch keine Bedeutung mehr für unser heutiges Recht, so spricht doch in ihnen auch heute noch wie vor Jahrhunderten das Fühlen und Denken des Volkes aus, welches oft mit einem kurzen, von den Vorfahren überlieferten Satze das Richtige trifft, während der gelehrte Richter den Wald vor Bäumen nicht sieht, oder auch nach Lage der Gesetzgebung eine Entscheidung zu treffen genöthigt ist, welche für den schlichten, aber gesunden Sinn des Volkes geradezu unbegreiflich erscheint. Wenn der Bauer, felsenfest von seinem guten Rechte überzeugt, den Prozeß verloren hat, so ruft er wie vor Jahrhunderten auch heute noch unmutig aus: „Hundert Jahre Unrecht ist keine Stunde

Recht!“ Noch heute lebt folgender uralte Vers im Munde von Alt und Jung:

„Zehn Jahr ein Kind.
Zwanzig Jahr ein Jüngling.
Dreißig Jahr ein Mann.
Vierzig Jahr wohlgethan.
Fünzig Jahr stille stahn.
Sechzig Jahr geht's Alter an.
Siebzig Jahr ein Greis.
Achtzig Jahr nimmer weiß.*)
Neunzig Jahr Kinder Spott.
Hundert Jahr gnade Gott.“

Die Worte blieben dieselben, während Sinn und Anwendung allerdings andere geworden sind, da jener Vers vor Alters Bezug auf das Personenrecht hatte und in volkstümlicher Weise diejenigen Befugnisse bezeichnen wollte, welche dem Menschen je nach seinem Alter zustanden, oder welche andere Personen (Ältern, Vormünder) in Bezug auf ihn auszuüben hatten.

„Kinder und Narren reden die Wahrheit“ sagt man, wenn man sich auf das Zeugniß von Personen berief, denen wegen großer Jugend oder Geisteschwäche volle Glaubwürdigkeit nicht beizumessen war, indem man darauf hinweisen wollte, daß die unbefangene Offenheit des Kindes und des Narren den Mangel des Alters und des vollen Verstandes ersehe. Ein Anklang an diese Anschauung findet sich auch noch im heutigen Rechte vor, insofern Civil- und Strafprozeßordnung übereinstimmend verordnen, daß solche Personen unbedeutend zu vernehmen sind, welche zur Zeit der Vernehmung das sechzehnte Lebensjahr noch nicht vollendet, oder wegen mangelnder Verstandesreife oder wegen Verstandeschwäche von dem Wesen und der Bedeutung des Eides keine genügende Vorstellung haben.

Auch das Sprichwort: „Jugend hat nicht allezeit Tugend“, welches eine strafrechtliche Bedeutung hat, findet einen Wiederhall in unserer modernen Gesetzgebung. Man wollte dadurch ausdrücken, daß die Straftaten jugendlicher Personen, welche oft aus Unreife des Urtheils, Unüberlegtheit oder Uebermuth entspringen, milder zu beurtheilen seien, als die Delicte des gereiften, überlegenden Mannes. Dieselbe Rechtsanschauung findet sich im deutschen Strafgesetzbuche wieder, nur daß dasselbe noch weiter geht als das alte Recht, indem es, dem humanen Zuge der Neuzeit folgend, die Straftaten jugendlicher Personen von unter zwölf Jahren für gänzlich straffrei erklärt und bei Personen unter achtzehn Jahren Strafe nur dann eintreten läßt, wenn festgestellt wird, daß sie bei Begehung der That die zur Erkenntniß der Strafbarkeit derselben erforderliche Einsicht besaßen. Und auch in diesem Falle sind die Strafen milder als die, welche den über achtzehn Jahre alten Thäter für dieselbe Handlung treffen.

Zahlreich sind die Sprichwörter, welche sich auf die Standesunterschiede zwischen Adel, Bürger

und Bauer und auf die scharf abgegrenzten Rechtsbefugnisse der verschiedenen Gesellschaftsklassen beziehen. Diesen Verhältnissen entspringen die heute noch gebräuchlichen Worte: „Das Handwerk hat einen goldenen Boden“ und „Wenn der Bauer nicht muß, so regt er weder Hand noch Fuß.“ Der letzterwähnte Ausspruch bezieht sich auf die gedrückte Lage und die hierdurch hervorgerufene Störrigkeit des „hörigen“ Bauernstandes, welcher in Preußen bekanntlich erst durch die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung zu einem menschenwürdigen Dasein erhoben wurde. Auf die „Spanndienste“, welche der Bauer dem Gutsherrn zu leisten hatte, bezieht sich das Sprichwort: „Der Bauer muß dienen wie er bespannt ist.“ Dies will besagen, daß es bei Beurtheilung des Umfanges der zu leistenden Spanndienste nicht auf den Landbesitz und die sonstigen Vermögensverhältnisse des Bauern, sondern lediglich auf die Anzahl des von ihm gehaltenen Zugviehes ankomme.

Das Sprichwort: „Aemter und Zünfte müssen so rein sein, als wären sie von Tauben gelesen“, entstammen einer Zeit, zu welcher das Handwerk in die freien Städte einzog und aufhörte, eine ausschließliche Beschäftigung unfreier Knechte zu sein. Der freie Handwerksmann hielt auf Standesehre, und deshalb duldete er nicht, daß unfreie, unehrliche und bescholtene Personen Mitglieder von Zünften und Genossenschaften wurden. Rein wie von Tauben gelesen mußte die Zunft sein. Aber auch kein anderes Handwerk durfte der zünftige Meister treiben, denn „vierzehn Handwerke, fünfzehn Unglücke“, d. h. wer Vielerlei zugleich beginnt, kann nirgends Tüchtiges leisten.

Den mittelalterlichen Vorstellungen über das, was wir heute als „bürgerliche Ehrenrechte“ bezeichnen, entstammt das Sprichwort: „Ehre verloren, Alles verloren.“ Der Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte, wie wir heute sagen, hat bestimmte, im Gesetze vorgesehene Nachteile zur Folge, welche aber bei weitem nicht die Erheblichkeit für den davon Betroffenen haben, wie der Ehrverlust im Mittelalter. Derselbe war fast gleichbedeutend mit Rechtlosigkeit. Auch ganzen Berufsklassen hatte die Engherzigkeit unserer Vorfahren der Mangel der Ehrlosigkeit aufgedrückt. Schäfer und Scharfrichter waren ehrlos, und ihnen stellte man alle unehelich Geborenen gleich. Sogar die Armut machte unehrlich. Die rechtlichen Befugnisse der Armen waren eingeschränkt und unter anderen waren sie unfähig, ein vollgültiges Zeugniß abzulegen. Erst als mildere Sitten die Barbarei der mittelalterlichen Rechtspflege abzuschwächen begannen, schwanden diese Vorurteile allmählich dahin. Aus dieser Periode des Ueberganges stammt das auch uns noch geläufige Sprichwort: „Armuth ist keine Schande.“ In seiner ursprünglichen Bedeutung und Anwendung spricht dasselbe das Verlangen aus nach rechtlicher Gleichstellung des Armen mit dem Bezühterten.

(Schluß folgt.)

*) Heute sagte man dafür: „Achtzig Jahr schneeweiß.“

Historisches vom Biere.

Die erste historische Kunde von unserm gehopften Gerstensaft verdanken wir, so erzählt Dr. Julius Erdmann im „Sonn- und Feiertags-Courier“, einer Jungfrau, nämlich der heiligen Hildegardis, die im Jahre 1079 als Aebtissin auf dem Rupertsberge ihr Dasein beendete. In einer Schrift derselben ist zuerst der Hopfen als Zusatz des Bieres erwähnt worden.

Ein Hauptgegner des Bieres ist von Alters her der Wein gewesen, und der letztere hat stets mit einem gewissen aristokratischen Stolze auf das plebejische Getränk herabgesehen. So haben denn auch die Weinliebhaber weiblich auf das Bier geschimpft und die ergößlichsten Dinge erzählt, die den Gerstentrank diskreditirten. Unter Anderm stellte Aristoteles in seinem Buche über Trunkenheit die barocke Behauptung auf, daß die Leute, die sich in Gerstenwein, welchen man auch Bier nenne, betränken, in der Trunkenheit immer nur nach einer bestimmten Richtung fielen. Er sagt hierüber: „Es ist eine Eigenthümlichkeit der durch Bier erzeugten Trunkenheit, daß der Betrunkene immer rückwärts fällt, während man bei einem durch andere Mittel erzeugten Rausche ebenso gut links wie rechts, vorwärts wie rückwärts fallen kann.“

Man sah im Großen und Ganzen das Bier nur als einen großen Ersatz für den Wein an und erwähnte, daß man besonders in denjenigen Ländern Bier trinke, die viel Getreide und keine Weinstöcke tragen.

Hatte doch der Gott Osiris selbst den Egyptern die Vereitung des gegohrenen Getränkes aus Gerste deshalb gelehrt, weil die Bodenbeschaffenheit des Landes der Weinkultur zuwider war. So wurden die Egypter zu Biertrinkern und zwar zu den ältesten in der Kulturgeschichte. Jedoch scheint das Bier in Egypten vornehmlich das berauschte Getränk im Volke gewesen zu sein, wie bei uns etwa der Branntwein, während die Wohlhabenden sich meistens Wein verschafften.

Ein abfälliges Urtheil über das Bier ist auch im Aeschylus verzeichnet, der den König von Argos den Danaiden gegenüber, welche aus Egypten gekommen waren, ausrufen läßt, daß sie in Griechenland eine männliche Bevölkerung finden würden, nicht Trinker von Gerstenwein.

Doch darf ich nicht verschweigen, daß in dem Streite, ob Wein ob Bier, auch Verechter des letztern anzutreffen waren; so Diodorus Siculus, welcher hervorhebt, daß Bier im Wohlgeschmacke dem Weine nicht viel nachstehe. Ferner hatte der bekannte Arzt Hippokrates, wie uns Plinius berichtet, dem Ruhme des Bieres ein eigenes Buch gewidmet.

Unter den Gegnern des Gerstensaftes in alter Zeit hat sich aber besonders der Kaiser Julian hervorgethan, der an der alten römischen Sitte des Weintrinkens festhielt und den Pseudo-Bacchus des Gerstenweines verhöhnte. Er ruft ihm zu:

„Was hat der Nektarduftende gemein mit Dir dem Stinkenden?“ und an einer andern Stelle seines bekannten Epigrammes sagt er:

„So heiße denn auch Dionysos nicht,
Der ist geboren aus des Himmels Licht,
Der Feuergott, der Geist'ge, fröhlich Laute,
Du bist der Sohn des Malzes, der Gebraute.“

Die alten Deutschen haben vermuthlich das Bereiten und Trinken des Gerstenweines von den Kelten gelernt, ferner auch von den Thrakern u. s. w. Jedenfalls haben die Deutschen mit großer Bereitwilligkeit das Berauschungsmittel aufgenommen und wurden bald tüchtige Trinker; denn der römische Geschichtschreiber Tacitus stellt ihnen das nicht gerade rühmliche Zeugniß aus, daß man sie ebenfogat durch Vieserung berauscher Getränke als durch Waffengewalt hätte überwinden können.

Die Preußen aber, welche die nächsten Nachbarn der Germanen waren, tranken noch zu Wulfstans und König Alfreds Zeit nichts als Meth und ein gegohrenes Getränk aus Pferdemicke; sie lernten den Gerstenwein ebenfalls erst später kennen. Noch heute trinken die mongolischen Tartaren ein gegohrenes Getränk aus Stutenmilch, womit sie sich berauschen, welches unter dem Namen „Kumiß“ bekannt ist.

Neben dem Gerstenbiere wurde in späterer Zeit in Deutschland auch Weizenbier gebraut. Im Jahre 1290 erließ man indessen in Nürnberg eine Verordnung, das Bier nur aus Gerste herzustellen. Jedoch begegnen wir selbst im dreißigjährigen Kriege noch dem Getränke aus Weizen; so war z. B. Wallenstein ein großer Verehrer des Weizenbieres. Am 2. Juli 1628 richtete er ein Schreiben an den Feldmarschall Arnim, der sich vor Stralsund befand, in welchem die folgenden Worte zu lesen waren: „Dieweil ich das Gerstenbier nicht trinken kann, bitt, der Herr thu die Anordnung, auf daß von Barth auf Anklam vor mich Weizenbier gebracht wird.“

Als Luther von dem Reichstage zu Worms zurückkehrte, wollte ihn der Herzog Erich von Braunschweig für sein männliches festes Auftreten belohnen, und er sandte ihm eine Flasche Einbecker Bier. Luther war bekannter Weise ein Liebhaber von der erwähnten Bierforte.

Bei dem Herzoge von Braunschweig fällt mir ein Trank ein, der früher eine große Berühmtheit besaß, aber jetzt wohl nur noch wenig getrunken wird, nämlich die Braunschweiger Mumme; dieses starke, gewürzhafte und süßliche Bier wurde im Jahre 1492 von dem Braunschweiger Christian Mumme erfunden. Man exportirte dasselbe bis nach Indien. Von den älteren Bieren verdient noch die Goslarsche „Gose“ Erwähnung und der hannoversche „Briohahn“; der letztere empfing seinen Namen nach dem Erfinder Kurt Briohahn im Jahre 1726.

Weit später als in Deutschland, wurde das Hopfen der Biere in England eingeführt. Unter Heinrich IV. und Heinrich VI. war der Hopfenbau

geradezu verboten. Heinrich VIII. befaß einen solchen Widerwillen gegen das gehopfte Bier, daß er im Jahre 1530 unter Androhung schwerer Strafen ein für allemal untersagte, Hopfen und Schwefel zwischen das Ale zu mischen. Er erklärte den Zusatz des Hopfens für eine Bier-Verschärfung und ebenso das Schwefeln des Bieres. Um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kam erst die Anwendung des Hopfens mehr in Aufnahme.

Ich will hier noch eine interessante Ordnung der Wirte erwähnen, die in Augsburg im Jahre 1155 erschien, in welcher das Folgende angedroht wurde: „Wenn ein Bierschant schlechtes Bier macht, oder auch ungerechtes Maß giebt, so soll er nach dieser Ordnung gestraft werden, und überdies soll dasselbe Bier ausgeschüttet oder den Armen unentgeltlich gegeben werden.“

Noch bemerkenswerter erscheint mir die Verhandlung im kleinen Rathe zu Ulm anno 1486, worin es heißt: „Weilen der Wein in hohem gelt und die Burger sich uff das Bier legen, die Biersieder aber ohne alle Ordnung sieden und es mit vergeren lassen, dadurch den leutlichen krankheiten zugezogen werden, daß deshalb gen Mördlingen, Giengen und Lauingen geschriben und erkundigt werde, wie lang Ire Bierbrauer das new gebrante Bier liegen lassen, eh sie es uff schencken, damit den hiesigen auch die Ordnung gegeben werde.“

Der Rath zu Ulm hat da einen wichtigen Punkt berührt, den manche der Herren „Biersieder“ heute so wenig beachten, wie ihre verstorbenen Collegen in Ulm. Ich meine, daß uns oftmals zu junge Schankbiere vorgefetzt werden, die nicht hinreichend abgelagert sind und daher in Folge ihrer gährungerregenden Bestandtheile allerhand Beschwerden verursachen, so daß man selbst hin und wieder zu dem irthümlichen Schlusse gelangte, die betreffenden Biere enthielten giftige Beimischungen. Es dürfte sich demgemäß empfehlen, betreffs der Lagerzeit der neugebranten Biere auch den jetzigen Bierbrauern „die Ordnung zu geben“; denn es ist gewiß für die Verehrer des Bieres nicht angenehm, wenn ihnen ein Trank „uß geschenkt“ wird, wonach sie Leibschmerzen bekommen.

Eine chemische Lunge.

Die „Londone: medizinischen Blätter“ sind seit 2 Monaten voll Lobes über die Erfindung des Dr. Richard Keale, die dieser bekannte Fachmann in Ventilationsdingen vor einem Jahre machte und „chemische Lunge“ betitelte, mit der er aber erst vor kurzem öffentlich hervortrat, nachdem er den Apparat mittelst einer langen Reihe von Experimenten und daraus hervorgehenden Verbesserungen auf einen ziemlich hohen Grad von Vollkommenheit gebracht hatte. Dieser Apparat ist in seiner größern Gestalt berufen, die so schwierige, dennoch ganz und gar ungenügend gelöste Frage einer be-

friedigenden Lüftung von Eisenbahntunnels endgültig und genügend zu lösen — ein Umstand, der beim Bau des Kanaltunnels zwischen Dover und Calais, — ein Unternehmen, an dessen Zustandekommen kaum mehr zu zweifeln ist, — schwer ins Gewicht fallen dürfte und wahrscheinlich auf der Londoner unterirdischen Bahn sowie in den Tunnels durch den Gotthard und Mont-Cenis eine große Rolle spielen wird.

Der Apparat besteht aus einem mit einer Lösung von Natriumsoda oder dergleichen gefüllten, reservoirartigen Wagon. Die von der Lokomotive ausgehenden schädlichen Gase geben ihre verderblichen Elemente an die Lösung ab und werden dadurch unschädlich. Die „Lunge“ hat auch eine bescheidenere Gestalt für den Gebrauch in Zimmern mit schlechter und heißer Luft. Ein viereckiger Metallapparat, an dessen untern Ende ein cylinderförmiger Trog die alkalische Lösung aufnimmt, wird mit einem tüchtigen, gestrickten Handtuch umwunden und dann mittelst einer Schnur in Schwingung versetzt, wobei das Handtuch sich von selbst dreht und nach dem Prinzip der Kapillarität durchnäßt wird.

Alle angestellten Experimente haben bewiesen, daß während des Schwingens der „Lunge“ die heißeste und abscheulichste Luft selbst bei vollständiger Absperrung aller Ventilationsmittel — Thüren, Fenster, Gasableiter, Ofenklappen u. s. w. — binnen wenigen Minuten kühl und rein wird; Hitze, Schwefel und Kohlendampf, Tabakrauch, der Geruch von verbranntem Fett u. s. w. werden von der alkalischen Lösung raschestens absorbiert. In dieser kleinern Form ist die chemische Lunge berufen, in überfüllten Schulstuben, Theatern, Konzertsälen, Versammlungslokalen, in Krankenzimmern und Spitalern außerordentlich segensreich zu wirken, wo das Doffnen von Thüren und Fenstern unthunlich oder ungenügend ist.

Der Apparat ist freilich kaum unter 2 bis 3 Pfd. Sterl. (M. 40 bis 60) herzustellen, allein die Kosten der Lösung u. s. sind ungemein niedrig; selbst in den Eisenbahntunnels würden sich die Kosten der Ventilation per Zug und Stunde auf höchstens dreißig bis fünfunddreißig Pfennige stellen; im Zimmer reduziert sich diese Ziffer natürlich noch um ein Bedeutendes. Wo es sich um die Beseitigung bereits vorhandener, schädlicher Gase handelt, ist das Schwingen der „Lunge“ vorteilhaft, wo diese aber permanent aufgehängt ist, wäre diese Schwingung entbehrlich, da die Luft dort gar nicht schlecht werden kann.

Denkspruch.

Nicht an jedem Bach steht ein Weidenbaum,
Nicht an jedem Rock ist ein Seidensaum,
Nicht in jedem Schachte ist Erz zu finden —
Nicht in jeder Brust ist ein Herz zu finden.

Vergeltung.

Eine Frühlings- und Vogelwähr.

Der Lenz war gekommen, der König Lenz,
Hielt Einzug im Krönungsgescheide;
Den Wesen allen gab er Audienz
Im Wald und auf grünender Haide;
Sein Blüthenzepter die Welt regiert,
Sein segentunender Mund bittirt
Die ew'gen Geise der Freude.

Und des Himmels gefiederte Sängerschaar
Sie jauchzet zu seinem Preise;
Sie bringt der Schöpfung Dank ihm dar
In Liedern laut und leise;
Sie läßt erschallen auf weiter Flur
Cantaten und Hymnen in Moll und Dur,
Jedwehes nach seiner Weise.

Und nach den Sängern der Uhu schritt
Stolz durch des Brunkaals Pforten;
Der zählt' zu den Weisesten sich mit
In Werken, Walten und Worten.
Galt auch als hochgebildetes Vieh —
Vorab in Sachen der Poesie —
Manch Leuten an manchen Orten.

Zunächst am Thron spricht er gebläht —
Anstatt dem Monarchen zu huld'gen —:
„Geruhen nun Eure Majestät
Den Singsang zu entschuld'gen!
Ich werde sorgen nach meiner Pflicht,
Daß fürder belästigt der Lärm Euch nicht
Die Ohren, die gebuld'gen! —

Dies Pfeifen und Girren links und rechts
Muß zur Verzweiflung bringen;
Der Lerche Triller — der Schlag des Spechts —
Wie schlecht sie zusammentlingen!
Wie dort die Drossel den Reim verfehlt,
Die Amsel die Strophen zusammenquält —
Doch ich will in Takt sie zwingen!

Ich lehre euch treffen den richt'gen Ton,
Ihr Finken und Nachtigallen!“ —
Und kaum gesprochen, da hat er schon
Neu Sprosser in den Krallen;
Flog hier 'ne Feder — 'ne Feder da;
Das Blut des lieblichen Sängers sah
Man tröpfelnd niederfallen!

Auffährt der König in zornigem Muth:
„Halloh, du frecher Geselle,
Gieb los die Bente, ich rathe dir gut!
Gib los sie auf der Stelle!
Weil eitel Geträchz! in der Kehle dir,
Du Reihhart, wohnt, so willst du schier,
Daß nirgend ein Lied mehr quelle?

In meinem Lande ist frei das Lied,
Und frei soll der Sänger es künden!
Du aber höre, was ich beschied
Zur Strafe deiner Sünden:
Dein Auge soll decken finst're Nacht —
Selbst fürder meines Reiches Bracht
Nicht sehen mehr noch empfinden!“

Und vor dem Blic des Uhu's dicht
Ein Schlei'er sinkt hernieder:
Das Lächeln der Sonne schaut er nicht,
Den Schmelz der Blüthen nicht wieder! —
Die geflügelten Schaaren hoch und frei,
Die schmetter'n hinaus in den jungen Mai
Hellsante Jubellieder!

Richard Schmidt-Cabanis.

Lesefrüchte.

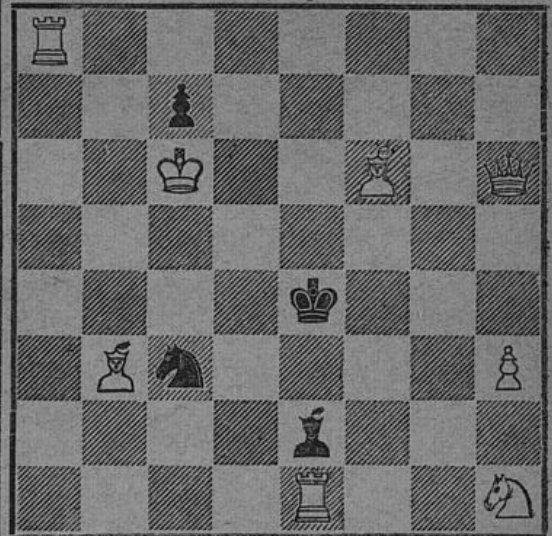
Man kann nicht geistreich sein, wenn die Umgebung nicht ebenfalls geistreich ist. Der Hahn hat gut den Enten krähen; sie hören nicht auf ihn.

Man muß Herz haben, um jemandes Borzüge zu genießen; man muß Geist haben, um seine Fehler zu ertragen.

Schachaufgabe

von
Ernst Kossak.

Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Zahlenräthsel.

1 2 3 4 mußt du zum Leben haben,
Sonst laß in 2 3 1 2 dich begraben.
1 2 ist ein fremdländischer Artikel,
1 3 1 3 2 weiß, doch kein Karnickel.
2 1 4 2 ist naß, 2 3 zerbrechlich,
Die 1 3 2 4 2 ist unaussprechlich.
Herr 4 2 4 2 1 ist ein Reichsbote,
4 2 3 1 bracht' Manchen schon zu Tode.
2 1 1 2 ist freilich kein Gewicht,
Der Regen macht 4 3 4 3 zu nichte.
4 2 3 4 3 2 1 ist ein See,
Die 2 3 4 2 wächst hoch in die Höh'.
4 3 4 2 1 schreibt von 2 1 3,
Daß er ein frommer Mann gewesen sei.
1 3 1 1 2 liegt in fränk'chen Landen,
Vor 4 3 1 1 ist Respekt vorhanden
Bei Freund John Bull. — 1 3 4 2 1 1 2
Tanzt über'm Wasser. Nun bin ich so frei,
Da 2 4 4 2 kommt, dies Räthsel jetzt zu schließen;
Denkst Du ein wenig nach, wirst Du's zu raten wissen.

Druck und Verlag von G. Kraus, Düsseldorf, Bülterstraße 6.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redakteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilterstr. 6.

Nr. 2.

Düsseldorf, 8. Juli 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. M e l s.

2)

„Ihre Nichte ist ein vernünftiges, verständiges, lebenswürdiges, junges Mädchen, und kein einfältiger Backfisch, wie es Ihnen beliebte, sie zu nennen!“ platzte der Obrist heraus.

Die Harmonie war wiederum getrübt — gerade ein und eine halbe Minute lang waren die beiden einer Meinung gewesen.

„Gott steh' mir bei!“ brach es aus der Generalin Brust hervor — „das, dünkt mich, weiß ich doch wohl, wenn Sie es erlauben, ein wenig besser als Sie!“

„Mögen Sie sagen und wissen, was Ihnen beliebt — ich habe Beweise von dem, was ich sage!“

„Die zu vernehmen ich begierig bin!“

„Giebt es einen bessern Beweis ihrer Vernunft und ihres klaren, gesunden Urteils, als den, daß sie meinen leichtsinnigen Herrn Sohn nicht heiraten will?“

Das war zu viel, — das war dermaßen exorbitant, daß es eine entgegengesetzte Wirkung von der, welche man vielleicht hätte erwarten können, hervorbrachte. Die Generalin blieb ruhig — sehr ruhig! Sie maß den Obristen eine Zeit lang mit einem teilnamsvollen Blicke und sagte dann mit ziemlich besorgter Stimme:

„Werden Sie Ihre Kur dieses Jahr nicht früher als sonst gebrauchen, lieber Freund?“

„Wozu? — hätte Lust, gar nicht in diesem Jahr ins Bad zu reisen: — befinde mich wie ein Fisch im Wasser; wie kommen Sie darauf?“

„Ich meinte,“ — versetzte die Generalin, welcher der Born anfang zu kopf zu steigen — „ich meinte: daß daß, weil sie so — gewisse Ideen haben — eigentümliche Ideen — die geradezu — . . . mehr als . . . sogar viel mehr als . . . na! . ich hoffe, daß sie verstehen, was ich sagen will!“

„Nein . . . zum Geier — ich verstehe kein Wort!“

„Nun, dann wollen wir jegliche Konversation abbrechen!“ rief die Generalin mit einer Stimme, welche ein Schlachtfeld beherrscht hätte, indem sie energisch von ihrem Sessel aufsprang; — „Ihre ewige Rechthaberei schließt jeden Gedankenaustausch aus! — Bei Gott, das ist nicht zum Aushalten!“

— Immer Ihren Willen durchsetzen zu wollen — immer — immer! Und das seit Jahren, — ich weiß beim Himmel nicht, wie mein Seliger und ich das nun fünfzehn Jahre lang ausgehalten haben! Aber diesmal werden Sie doch den Kürzern ziehen! das schwöre ich Ihnen zu! Ich werde Ihnen zeigen, wie wir zu manövrieren verstehen! — Das wäre wahrhaftig noch schöner, wenn solch ein achzehnjähriges . . . Ding wie meine Nichte es mit einer ehemaligen Divisionskommandantin aufnehmen wollte!“

Und mit festem Schritt trat die Generalin vor den Obristen, und ihre Worte klangen wie — ein Reskript der Kriegsministers, als sie sagte:

„Sie heiratet doch Ihren Sohn!“

Dann kreuzte sie die Arme auf der Brust, wie Napoleon es zu thun pflegte, und begann den unglücklichen Dragonerosfizier mit ihren Augen zu durchbohren. — Dieser trat wohlweislich einen Schritt zurück. — Doch wie ein Sturmwind brauste es ihm entgegen, daß die Fenster des Zimmers davon erzitterten:

„Ich bin mein Lebelang ein Lamm gewesen: — aber auch Lämmern kann der Kamm schwellen . . . nein! — ich wollte sagen, auch Lämmern haben Tazen . . . nein! Lämmern . . . Kurz, Sie sollen sehen, ob Sie ihn heiratet oder nicht!“

Der Obrist blieb einen Augenblick, nachdem die Generalin eiligt, aber festen Schrittes das Gemach verlassen, wie angewurzelt — dann atmete er tief auf und endlich — nachdem er beide Enden seines Schnurrbartes in die Länge gezogen — zuckte er gewaltig die Achseln und sumimte vor sich hin: „Das war Lühows wilde, verwegene Jagd!“

Das war aber ein leeres Geschwäh. Aus zweierlei Gründen konnte daran nichts Wahres sein; denn erstens betrachtete die Generalin in militärischen Angelegenheiten einen Obristen stets als ihren Untergebenen und ihren Gemahl als ihren Vorgesetzten. Ersterem gegenüber behauptete sie — während sie sich bei diesem nur: Bemerkungen erlaubte. Und was den nichtmilitärischen Teil ihres Lebens betraf, so mußte es der General von Hohenberg wohl besser wissen — und war auch felsensfest davon überzeugt, daß ein Obrist ebensowenig wie er — ja, daß das gesamte Offiziercorps der fünf Großmächte nicht fähig wäre,

ein Fota an den Meinungen seiner gestrengen Frau Gemahlin zu ändern.

Sie hatte es sich selbst nach der Pensionierung der beiden Freunde zur Aufgabe ihres Lebens gemacht, jene ominöse Ditzelheimer Affaire in ihr rechtes Licht zu stellen, und Berting war als Belohnung für seinen Heldennut das Los beschieden, mehrere Male des Tages seine von der ganzen Armee anerkannten Verdienste schmälern — ja ganz in Frage stellen zu sehen, nur um das 1849 kompromittierte Renommée der Brigade Hohenberg zu retablieren.

Man sollte glauben, daß der Obrist sich im Laufe von nunmehr fünfzehn Jahren hieran gewöhnt hätte, und daß, um die ihm zur Lebensnotwendigkeit gewordene Frequentation der Hohenberg'schen Familie nicht zu kompromittieren, es ihm leicht geworden wäre, der Generalin ihre taktischen und strategischen Schrullen hingehen zu lassen.

Dem war jedoch nicht so! Der Ruf der Berting'schen Dragoner war ihm ebenso ans Herz gewachsen, wie der Generalin der der Brigade Hohenberg, und es schien ihm nicht erlaubt, den Ehrentag seiner Reiter antasten zu lassen. Welche Situationen sich in einem fast täglichen Zusammensein aus diesen sich haarscharf einander gegenüberstehenden Meinungen bildeten, wird sich der Leser leicht vorstellen können, nach dem Spezimen einer solchen Diskussion, welches wir im Beginn dieser Erzählung geliefert haben.

So lange der General lebt, war er das vermittelnde Element, und wenn es nötig war, warf er sogar seine Autorität als Divisionschef in die Wage, um von seinem „Untergebenen“ eine momentane Beilegung der Streitigkeiten zu erzielen, aber seit seinem Tod hatten sich im Lauf dieser Jahre die Gegensätze dermaßen zugespitzt, daß eine Katastrophe fast täglich zu befürchten war; — zumal da es jetzt nicht einmal mehr der Affaire bei Ditzelheim genügte, um ein Streitobjekt stets unter der Hand zu haben, welches doch, wie wir gesehen haben, nach fünfzehnjährigem Gebrauch nicht im geringsten abgenutzt war.

Des Obristen Sohn Alfred, ein Kavallerie-Lieutenant, sollte durchaus die Nichte der Generalin heiraten. Es war dies die Tochter ihrer jüngsten Schwester, welche eine Mesalliance gemacht, d. h. nicht einen höhern Militär, sondern nur einen einfachen Regierungspräsidenten geheiratet hatte, den nicht einmal ein Freiherrntitel Gnade vor den Augen der empörten Generalin finden ließ. Nach dem Tode der Eltern war die Baronesse Sophie von ihrer Tante an Kindesstatt angenommen worden und diese hatte es sich zur zweiten Lebensaufgabe gestellt, die Nichte zu den richtigen Familientraditionen zurückzuführen und sie zu einer militärischen Heirat zu bewegen. Nun wollte sie das sobald wie möglich arrangieren, denn sie fühlte sich alt werden und ihr Wunsch war, daß alles in Ordnung in der Welt ihrer Gedanken und ihrer Familie sei, wenn sie einmal die Augen schlosse — oder, wie sie sich aus-

zubrüden pflegte: „gezwungen wurde, den großen Rückzug anzutreten“.

Daß sie auch hier auf unerwartete Schwierigkeiten stieß, die sie aber mit klarem Feldherrnblick und energischem Handeln zu überwinden hoffte, haben wir gesehen!

Die Dispositionen einer ehemaligen Divisionärin konnten und durften doch nicht an dem Eigensinn eines achtzehnjährigen Mädchens scheitern — die noch dazu nicht einmal die Tochter eines Generals war — also von der Strategie nicht den entferntesten Begriff hatte — die das Reglement von 1832 nicht kannte — und Clausewitz langweilig fand!

III.

Nachdem Obrist Berting den Refrain des Rörnerschen Jägerliedes beendet hatte, stieß er ein energisches „Hm“ aus und machte seine Lieblingsbewegung, die Spitzen seines Schnurrbartes auszuziehen, mehrere Male hintereinander.

Dann begann er im Zimmer auf und ab zu gehen und einer alten Gewohnheit gemäß ziemlich laut vor sich hinzusprechen.

„Das heißt,“ sagte er, „die gute Frau ist so ein bißchen — hm! — Doch auch in ihrem Unverstand liegt Freundschaft für uns und ein gewisser Grad von . . . Logik! Denn . . . hm! — sie hat Recht! Warum will denn die Sophie eigentlich meinen Sohn nicht zum Mann? — Das heißt, wie ich der Generalin bereits sagte — die Sophie hat schon ganz Recht, ihn nicht zu wollen — ich an ihrer Stelle thäte das nämliche; — ja aber — ich an meiner Stelle, als Vater . . . hm! — Das ist doch eigentlich verlegend, und zum Teufel! — Ich weiß nicht, ob der Junge sich das so ruhig gefallen lassen darf?“

Er schwieg einige Augenblicke und arbeitete mit den Fingern in seinem Vadenbart, was bei ihm das Zeichen des tiefsten Nachdenkens war.

„Ja, was ist da zu thun?“ fuhr er fort, — „der Mensch macht sich aus dem Mädchen nichts — das ist klar — sie sich nichts aus ihm, das ist noch klarer; aber ein schmucker Lieutenant — mein Sohn kann sich doch nicht so mir nichts dir nichts einen Korb geben lassen — das geht doch nicht! — Das schadet ihm — macht ihn lächerlich! — Ich weiß wohl, daß das Mädchen Recht hat — ganz Recht; aber . . . Donnerwetter der Kopf thut mir weh — was ist da zu machen?“

Wer weiß, welche Migraine sich der ehemalige Dragonerobrist noch durch zu scharfes Nachdenken über dieses Problem zugezogen hätte, wenn er nicht durch ein ihm wohlbekanntes Geräusch aus seinen Reflexionen aufgeweckt worden wäre. Heftiges Pferdegetrappel erdröhnte auf dem gepflasterten Vorhofe und fast gleich darauf durchtönte Säbel- und Sporengelirr das Vorzimmer. Die Thür öffnete sich und ein junger, hochgewachsener Offizier stürmte herein.

„Guten Morgen, Papa!“ rief der Lieutenant Alfred von Berting, „bin scharf geritten! — Fünfunddreißig Minuten vom Kasernenthor — prächtiges Tier meine Arabella — guten Morgen, Papa!“

Und dabei ergriff er die Hand des Obristen und drückte dieselbe in seinen beiden, und ehe jener noch zu Worte gekommen war, fuhr er fort:

„Es ließ mir keine Ruhe, Papa — muß mich wieder einmal bei Ihnen bedanken. — Meine Gläubiger feiern heute ein Freudenfest!“

Der Obrist räusperte sich — während der Lieutenant sich in ein Fauteuil warf und die Beine ausstreckte.

„Ich hoffe,“ sagte jener, „daß dieses das letzte Mal ist, daß Du mich zwingst, Deine Schulden zu bezahlen, denn wenn es nicht das letzte Mal sein sollte, so würde ich . . .“

„Bedauere, Ihre Hoffnungen nicht teilen zu können, Papa,“ unterbrach der Sohn, „wozu soll man sich einer thörichten Selbsttäuschung hingeben?“ Und dann eine ernste Miene annehmend, fügte er in einem sehr gewissenhaften Tone hinzu: „Glauben Sie mir, lieber Papa — ich werde noch manchmal Schulden machen!“

Der Obrist war durch dieses offenerzige Geständnis einen Augenblick lang frappiert, dann sagte er:

„Eine trostvolle Perspektive eröffnest Du mir da! — Aber wozu machst Du denn eigentlich Schulden, Teufelskerl? Hast eine sehr anständige Gage, eine mehr als dreifache Zulage meinerseits und kommst damit nicht aus? — Das ist mir wahrhaftig unbegreiflich!“

Alfred von Bering sah wie ein pensionierter Schulmeister aus, als er in fast weinerlichem Tone erwiderte:

„Die Lebensmittel sind so horrend teuer, Papa — denken Sie, die ganze Kartoffelernte ist mißraten!“

Der Obrist konnte nicht ernst bleiben — er lachte laut auf, indem er seinen Sohn in das Ohr kniff. (Fortsetzung folgt.)

Das Sprüchwort im deutschen Recht.

(Fortsetzung statt Schluß.)

Von den Sprüchwörtern der Eisenharth'schen Sammlung, welche sich auf das Eherecht beziehen, lebt nur noch eins im Volksmunde fort. Wir sagen noch heute, um die innige Gemeinschaft der Eheleute zu bezeichnen: „Mann und Weib sind ein Leib“. Dieser Ausspruch wurzelt im gräuesten Altertume und hängt zusammen mit den hohen Begriffen der germanischen Volksstämme von der Heiligkeit der Ehe und mit den Rechten, welche die germanische Hausfrau im Gegensatz zur romanischen genoß. Eine ähnliche Redewendung findet sich im Sachsenpiegel. An einer Stelle, an welcher die Grade der Verwandtschaft mit den Gliedern des menschlichen Körpers verglichen werden, heißt es: „An dem Haupte soll man verstehen Mann und Weib, die ehelich und redlich zusammengekommen sind“. — Aus der Fülle des Interessanten sei es gestattet, noch ein auf das Eherecht bezügliches Sprüchwort und seine Entstehung mitzuteilen, obgleich dasselbe bei gänzlich veränderten Verhält-

nissen veraltet ist. Dem altdeutschen Rechte zufolge mußte der Bräutigam die Braut kaufen. Das Kaufgeld, Wittemon genannt, bildete den Braut-schatz. Nach Zahlung desselben und nach dargebrachtem Ehrentrunke durfte er die Erforene öffentlich küssen, und zum Zeichen dessen steckte er ihr einen Ring an den Finger, welchen nur Brautleute und ehelich Verbundene tragen durften. Von diesem Zeitpunkte ab hatte der Bräutigam gewisse Rechte auf die Braut, und namentlich konnte ohne seine Einwilligung das Verlöbniß nur bei Zahlung einer hohen Buße rückgängig gemacht werden. Dies Verhältniß und die aus der Verlobung entspringenden Rechte bezeichnete man mit dem Sprüchwort: „Ist der Finger beringt, so ist die Jungfer beringt“, d. h. mit andern Worten: die Braut kann sich nur unter gewissen Bedingungen vom Verlöbniß frei machen. Einen Anklang an dieses Sprüchwort finden wir in dem mecklenburgischen Sprüchwort: „Dre Söhlinge is de olle Kooop“ wieder, auch war es in Mecklenburg bis in das 17. Jahrhundert hinein Sitte, bei Verlöbniß 3 Sechslinge für die künftige Trauung zu bezahlen.

„Art läßt nicht von Art“, sagen wir heute noch, ohne uns der furchtbaren Bedeutung bewußt zu sein, welche dieses Wort für den alten Kriminalprozeß und namentlich für den Hexenprozeß hatte. Art läßt nicht von Art, deducierte der Hexenrichter und verbrannte die Tochter so gut wie die Mutter, weil das verwandtschaftliche Verhältniß nach den rohen Rechtsbegriffen der ost gepriesenen guten alten Zeit den Verdacht der Mitschuld begründete. Verdacht und Verurteilung aber waren im Hexenprozeß identisch. Und so fest war man von der entscheidenden Bedeutung jenes Sprüchwortes für den Kriminalprozeß überzeugt, daß Rechtsgelehrte die Anwendbarkeit desselben in langen Abhandlungen verteidigen konnten.

Auch in dem uns geläufigen Sprüchwort: „Das Hemd ist mir näher wie der Rock“, steckt ein alter kriminalrechtlicher Grundsatz. Er enthält die moderne Lehre von der Notwehr. Jedermann, so deducierten die alten Rechtsgelehrten, ist zwar verpflichtet, seinen Nächsten zu lieben und ihm Gutes zu thun, wird man aber angegriffen und an Leib und Leben bedroht, so ist man befugt, sich seiner Haut zu wehren, sei es auch auf Kosten des Nächsten. Derselbe Gedanke, in die moderne Rechtssprache übersetzt, findet sich in unserm Strafgesetzbuche wieder.

Ueble Erfahrungen müssen unsere Voretern mit Vormündern und Vormundschaften gemacht haben, denn ein altes Rechtsprüchwort erklärt geradezu: „Es wird nie ein treuer Vormund gefunden“. Entschuldigend und treuherzig sagt Eisenharth über dasselbe: „Dieses Sprüchwort ist vermutlich zu solchen Zeiten bekannt geworden, ehe man in Deutschland das Vormundschaftswesen besser eingerichtet hatte.“ Ein zweites, auf das Mündelwesen sich beziehendes Sprüchwort lautet: „Bei vielen Hirten wird übel gehütet“. Dasselbe will Zank und Streit verhüten und warnt davor, einem Mündel mehr als einem Vormund zu geben.

Der Rechtsgrundsatz, welcher in dem Sprichworte: „Wer sähet, der mähet“, enthalten ist, findet sich im preussischen Landrechte in andere Worte gekleidet und an gewisse Bedingungen geknüpft wieder. Für das ältere Recht ist das Sprichwort im engeren Sinne wörtlich zu nehmen und im weitern Sinne bezieht es sich auf gewisse Arten des Eigentums-erwerbes, deren nähere Betrachtung hier zu weit führen würde. Auf den Erwerb von Eigentum, und zwar auf den Erwerb durch Schenkung, bezieht sich auch das Sprichwort: „Einem geschenkten Gaul soll man nicht sehen ins Maul“. Unter diesem, von einer Gewohnheit beim Pferdehandel hergenommenen Bilde verbirgt sich der Rechtsgrundsatz, daß wegen der Mängel einer geschenkten Sache Ansprüche auf Gewährleistung nicht erhoben werden können.

Bezug auf das Erbrecht der Ehegatten hat das Sprichwort: „Der Letzte schließt die Thüre zu.“ Unter den Worten „der Letzte“ ist der überlebende Ehegatte zu verstehen. Derselbe „schließt die Thüre zu“ und zwar für alle übrigen Verwandten des Verstorbenen, da er mit Ausschluß aller andern der alleinige Erbe wird. Auf das Erbrecht der Kinder, auf welches der elterliche Nachlaß zu gleichen Teilen übergeht, bezieht sich das oft gebrauchte und allbekannte Wort: „Gleiche Brüder, gleiche Rappen“.

Echt deutsch ist das kernige Wort: „Ein Wort, ein Mann“. Dasselbe bezieht sich auf den mündlichen Abschluß von Verträgen. Manneswort genügt zur Gültigkeit des Vertrages, und was der Mann versprochen hat, daran soll er nicht drehen und deuteln. Wortbruch machte ehr- und rechtlos. Erst später wurde die schriftliche Vertragsform eingeführt; aber erst das eindringende Römische Recht vermochte es, die uralte einfache Vertragsform der Deutschen durchgreifenden Aenderungen zu unterwerfen. In unvermitteltem Gegensatz zu jenem Rechtsgrundsatz steht das Sprichwort: „Eine Notlüge schadet nicht“. In dessen belehrt uns Eisenharth, mit welchem Rechte, mag dahin gestellt bleiben, daß mit dem Worte „Notlüge“ nicht die wirkliche, unter allen Umständen sündlich und verwerflich bleibende Lüge gemeint, sondern daß jenes Wort als identisch mit dem Worte „Verstellung“ aufzufassen sei. Eine solche aber soll erlaubt sein, wenn man den Zweck hat, eines andern Schaden abzuwenden.

Unter der Rubrik „von Verbrechen und Strafen“ bringt unser Autor eine große Anzahl von Sprichwörtern, von denen wir die bekanntesten ohne Zusatz aufführen, weil ihre Bedeutung sich aus dem Wortlaute ergibt. Dahin gehören: „Gedanken sind zollfrei“, „Not hat kein Gebot“, „Mitgegangen, mitgehangen“, „Der Fehler ist so gut wie der Stehler“, „Wer sich in Gefahr begibt, verdirbt darin“, „Narrenspiel will Raum haben“ u. s. w. Späßhaft ist es, unter dieser selben Rubrik das Sprichwort zu finden: „Einen Kuß in Ehren, kann niemand verwehren“. Die Erklärung dazu ist so charakteristisch für das ganze Buch und für die biedere und treuherzige Schreibweise des Verfassers, daß wir dieselbe wenigstens zum Teil ihrem Wortlaute nach wiedergeben

wollen. Eisenharth erklärt uns: „Das Küßen gehört unter diejenigen Handlungen, welche teils als etwas Unschuldiges, teils als etwas Strafbares angesehen werden können, je nachdem andere Umstände damit verbunden sind. Das gegenwärtige Sprichwort handelt von dem erlaubten Küßen“. Hier wird von einem Ehrenkuß gehandelt, der zum Zeichen einer wahren Freundschaft, oder einer Aussöhnung, oder auch von Amts wegen, wie bei verschiedenen feierlichen Handlungen noch gewöhnlich ist, jemand gegeben wird, und wozu man auch einen Kuß rechnen kann, welcher bei einem erlaubten und unschuldigen Spiele, wie beim Pfandspiele, einem Frauenzimmer gegeben wird. Ein solcher Ehrenkuß soll nicht als eine Beleidigung angenommen werden, weil ihn die Gewohnheit der Sitten und manchmal die Amtspflicht erfordern und erlauben.“ Das mögen die Leserinnen sich merken, deren schöne Augen ein günstiges Geschick auf diese Zeilen lenken sollte. — Von Rechts wegen! (Schluß folgt.)

Eine Stunde im Redaktionsbureau.

„Der Herr Doktor wird gleich zurückkommen“, versicherte der Schreiber, und ein junger Mann, der ungeduldig schon seit einer Weile im Zimmer auf und ab gegangen, hörte diese „beruhigende Versicherung“ mit einem Seufzer nun schon zum dritten Male!

Ergebungsvoll wirft er sich in den lederbezogenen Fauteuil, dem einzigen annähernd bequemen Möbel in dem Redaktionsbureau des Herrn Doktor.

Der so ungeduldig Erwartete ist nämlich kein „Doktor“ für körperliche Leidende, sondern die Zerstörer aller derjenigen „Leidenden“, die Erleichterung finden in der Ablagerung ihrer Gefühle auf dem geduldigen Papier, und die ihre „Schöpfungen“ seinen Händen übergeben, um — je nachdem — von ihm das Todesurteil darüber zu empfangen, oder die Verordnung einer nötigen Amputation des zu lang oder zu breit geratenen, oder den Rat, eine zu kräftig sprudelnde poetische Ader zu unterbinden. Am liebsten aber hört jeder natürlich aus seinem Munde den Ausspruch: daß dem also Geschaffenen die Lebensfähigkeit sicher ist.

Der junge Mann gehört auch zu diesen „Bevorzugten“, die sich im Besitze eines „goldenen Hirnes“ glauben und die man sich kaum vorstellen kann ohne Manuskript in beiden Rocktaschen.

Auch jetzt zieht er ein sauber gefaltetes Heft heraus. Im Redaktionsbureau selbst, gewissermaßen auf „geheiltem Boden“ seine Geistesproduktion noch einmal prüfen zu können, das muß dem Schriftsteller doch von Nutzen sein, hier müssen ihm die Augen aufgehn für alle Fehler, die sich etwa eingeschlichen.

Nur einen langen, prüfenden Blick wirft er auf die Wände des Zimmers, wo Regal an Regal steht, alle gefüllt mit Heften und einzelnen Blättern, die eine täuschende Nehmlichkeit haben mit dem in seinen Händen befindlichen Heftchen, diskret wendet er das Auge vom Schreibtisch, der in genialer Unordnung bedeckt ist mit Briefen, Proben von Holzschnitten, Räthselösungen und Rebusaufgaben. Das alles

will berücksichtigt, beantwortet und bezahlt sein, denkt er mit einem Seufzer und vertieft sich in das Lesen seines Erstlingswerkes.

Nur leise hört er aus der Nebenstube das Geräusch der über das Papier gleitenden Feder des Schreibers.

Als er das Auge das nächste Mal aufschlägt, steht vor ihm eine sonderbare Gestalt, im bestaubten, unscheinbaren Rock, aus dessen Brusttasche ein Paket beschriebenen Konzept-Papiers hervorsticht. Am Ärmel hängt ihm gar ein langes Spinnwebgewebe hernieder.

„Kommen Sie auch zu uns dorthin!“ ruft er freundlich grüßend und nach den Brettern an der Wand hin nickend. „'s ist freilich kaum noch Platz da, aber wenn Sie sich ein bißchen schmal machen, geht's wohl noch. Scheinen überhaupt nicht gerade verwöhnt und nicht Frau Fortunats Lieblingssohn zu sein, dem schäßigen Rock nach zu urteilen!“

Der junge Mann erhebt sich, verlegen — halb beleidigt durch die Anrede.

„Meine Mutter ist eine geborene . . .“, beginnt er eine Erklärung, doch läßt ihn das sonderbare Männchen nicht weiter reden.

„Papelapapp“, sagte er ärgerlich, „das ist hier ganz egal, wer Vater oder Mutter ist, wir sind alle selbständige Wesen, die in die Welt geschickt werden, um sich einen Namen zu machen. Sehen Sie mal dort das Fräulein an! seit vielen Jahren sitzen wir nebeneinander da auf dem obersten Regal und ich weiß noch heute nichts weiter, als daß sie „Gedankenspäne“ heißt; das ist für mich genug — wer sie so getauft hat, ist gleichgültig, denn der Name wird doch vergessen.“

Dabei sieht der junge Mann mit Staunen, wie ein altes Fräulein geschickt die Holzbretter heruntersteigt und knixend vor ihn tritt. Mit der einen Hand hält sie das großblumige Kleid in die Höhe, daß man die roten Hackschuhe sieht, die andere umfaßt einen großen Striebkübel, aus dem ein eng beschriebenes Manuskript hervorblickt.

„Warten Sie auch auf den Herrn Redacteur?“ fragt sie lispelnd. „Ach, der kommt gar nicht, glaube ich; wenigstens warte ich nun schon so viele Jahre, daß er sich meiner erinnern soll! Die ganze „fräulein“ ist von meinen „Gedankenspänen“ verschwunden, und es waren doch so rührende, so schöne Gedanken darin; alles Aussprüche von meiner Großmutter, die mit der Rachel von Barnhagen so intim war und nur immer „geistreich“ sprach!“ Dabei blickt sie wehmütig auf den radikal herab und zieht das Papier heraus. „Als besondere Vergünstigung würde ich Ihnen erlauben —“

Aber das graue Herrchen unterbricht das Fräulein ungeduldig. „Meine Beste, das ist unmöglich interessant für unsern jungen Freund hier. Nehmen Sie dies,“ fährt er mit Pathos fort, die Papiere aus der Brusttasche ziehend, „das ist Wahrheit. „Selbsterlebtes“ heißt dies Manuskript, was hoffentlich nun bald zum Druck gelangen wird, aber schnell, sonst überschütten die „Andern“ Sie mit ihren Schreibereien“, fügt er verächtlich hinzu, „sehen Sie, wie sie heranstürmen!“

Und wahrlich — der junge Mann traut seinen

Augen kaum; immer mehr Gestalten kommen herabgestiegen und treten zu ihm heran, junge und alte — Männlein und Fräulein, alle mit großen, zusammengekniffenen Konzeptbogen in der Hand; eine Staubatmosphäre umgibt ihn mit einem Mal, als wären lange unberührt gebliebene Akten ausgeschüttelt worden.

„Nehmen Sie dies,“ rief eine fette, fröhliche Mädchenstimme, „ich bin jung wie Sie; wir werden uns bald verstehen und gleichen Geschmack haben, wenn auch der langweilige Redacteur behauptet, es fehle meiner Novelle an Handlung, an Effekt. Es ist die glühendste Liebesgeschichte, die man sich denken kann —“

„Nein nein,“ unterbricht eine kugelrunde Matrone die Anpreisung. „Liebe und immer wieder Liebe; davon wird keiner satt. Hören Sie auf mich, bester Herr, wenn Sie Ihren schmalen Backen etwas aufhelfen wollen, so lesen Sie hier meine Anleitung zur naturgemähesten Pflege des Körpers, gestützt auf die praktischen Erfahrungen einer Hausfrau. Bin ich nicht eine lebende Illustration zu meinem Werkchen? Und doch legt mich der Redacteur ad acta und entzieht der Mitwelt meine wertvollen Mitteilungen!“

Dem jungen Manne vergeht fast Hören und Sehen, so wird von allen Seiten auf ihn eingestürmt, immer höher wird der Berg von Manuskripten, die er auf seinem Schoß niederfallen sieht — jedes will gelesen sein. Aber ein langer Arm reicht von oben herab über alles weg, so daß er gerade mit der Nasenspitze noch den blauen Pappdeckel berühren kann, und eine lebensmüde Stimme sagt:

„Folgen Sie meinem Rat, junger Mann, lassen Sie alles bei Seite — lesen Sie nur dies von mir Geschriebene. Ich denke, der Redacteur muß in nächster Zeit Einsehen haben und zum Druck meines nur mit einer Chiffre „Eingefandt“ schreiten. Die Bescheidenheit verbot mir meinen Namen zu nennen; aber es wird Furore machen. Es sind Photographieen der Gefühle eines Geheften — fünf Minuten vor seinem Tode.“

Aber ehe der junge Mann das Heft aufschlagen kann, tönt über alle hinweg eine Stimme an sein Ohr und veranlaßt ihn, dahin zu sehen, von wo sie kommt. Sie gehört einer magern Gestalt im engen, schwarzseidenen Kleide, eine rote Rose prangt an der Stelle, wo die äußerste Spitze des Herzens in dem engen Brustkasten liegt.

„Ich werde Ihnen die Sache erleichtern, junger Mitarbeiter von dem Werk, die Menschheit durch die Schöpfungen unseres Geistes zu erleuchten,“ ruft sie, herablassend mit dem Papierbogen winkend; „mein Manuskript brauchen Sie nicht zu lesen, ich werde es Ihnen vortragen, denn es ist mit unauslöschlichen Lettern in mein Gedächtnis eingeprägt. Es ist: „Eine Elegie auf den Trümmern eines niedergebrannten Schafstalles!“ und lautet:

Traurig, mit dem Stab in seiner Rechten,
Unter der ihm sonst leibeigenen Herde —“

Dem jungen Manne stehen die Haare zu Berge. Ist das, womit er heut so hoffnungsfreudig hergewandert, sein eigenes Manuskript, nicht auch eine Elegie! eine Elegie, die er in den stimmungsvollen

Abendstunden geschaffen, und nun wurde sie hier so lächerlich gemacht — so parodiert! Mit einer hastigen Bewegung erhob er sich aus dem bequemen Sessel um die ganze Last von seinem Schoß abzuwälzen und sich frei zu machen von den unheimlichen Gestalten und blickte plötzlich in ein lächelndes Gesicht ihm gegenüber — er starrte die leere Stube an, die doch eben noch gefüllt war — die Regale an den Wänden, auf denen ganz ehrbar Hest an Hest gedrängt liegt —

„Verzeihung!“ stottert er dem heimgesetzten Redacteur entgegen und greift nach seinem Hut — „ich wollte, ich hatte keine Ahnung von dem, wie es hier zugeht, es muß ja schrecklich sein, Redacteur zu heißen — noch einmal verzeihen Sie, ich komme nie wieder.“

Und damit will er das Zimmer verlassen, ängstlich das Manuskript verbergend vor den Augen desjenigen, dem er es doch eigentlich hat bringen wollen.

Zum Glück hat dieser aber ein mitleidiges Herz und vielleicht auch Menschenkenntnis.

„Mein Schreiber hat mir gesagt, daß Sie seit einer Stunde auf mich gewartet und zuletzt einen kleinen Nachmittagschlaf in meinem Sorgenstuhl gemacht haben“, sagte er lächelnd. „Ich hoffe, Sie haben keine Geister hier gesehen in diesen ersten Räumen; Ihr erschrockenes Gesicht sah beinahe so aus.“

Fünf Minuten später saßen der „Herr Doktor“ und der angehende Autor friedlich nebeneinander und lachten von Herzen über die „alten Scharfenten“, die den Anfänger so bange gemacht hatten.

Hoffen wir, daß sein Manuskript ein besseres Schicksal hat! (Th. v. R. im „Sonntagsbl.“)

Die „Königin im Blumenreiche“.

Die Zeit der Rosen ist wieder einmal da. Mit Recht wird diese schöne Blume die Königin im Reiche derselben genannt, denn wie keine andere vereinigt sie Vollendung der Form, Pracht der Farbe und Herrlichkeit des Duftes in sich. Sie ist der Inbegriff aller Schönheit, sowol bei den Dichtern des Altertums, als auch bei denen des Mittelalters und der Neuzeit, und in Sage und Geschichte spielt sie eine hervorragende Rolle. So läßt der griechische Lyriker Anakreon die Rose zugleich mit der Venus aus dem weißglänzenden Meereschaume erstehen, auf welche die Götter dann voller Entzücken bei ihrem Anblick Nektar träufelten, wodurch die herrliche Blume ihre rote Färbung und ihren köstlichen Duft erhielt. Nach einer andern Sage hat Aphrodite die weißen Rosen in rote verwandelt, als sie von glühender Leidenschaft für den schönen Adonis ergriffen war. Als sie erfuhr, daß der Geliebte verwundet im Haine von Paphos liege, eilte sie, ihrer zarten Füße nicht achtend, zu ihm hin, durch dornenreiche Rosenbüsche, deren weiße Blüten sie mit ihrem Blute trankte und die seitdem die Farbe der Liebe tragen. Der Aphrodite und dem Amor, diesen beiden Repräsentanten der Liebe in der griechischen und römischen Götterwelt, war die Rose deshalb auch geweiht; jedoch

auch dem Bacchus, der Diana, den Musen und den Horen ist sie als Attribut gegeben. Die Heimat der Rose ist nach einer orientalischen Sage das Paradies, und von einem Rosenstocke, den Eva bei der Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Garten Eden sich von dem Cherub zum Andenken erbat, stammen all die zahlreichen, über die ganze Erde verbreiteten Rosenarten ab. In der That ist wohl das nordwestliche Asien als Heimat der Rose anzusehen; von dort her rührt auch das berühmte Rosenöl. Bekannt sind die herrlichen Rosengärten von Schiras im berühmten Stammlande der Perser, nicht minder berühmt die Rosen in Hindostan. In den „hängenden Gärten“ der Semiramis soll die Rose gleichfalls in ausgedehntester Weise kultiviert worden sein; den Höhepunkt der Kultur erreichte sie aber zur Zeit des höchsten Luxus der Römer. Um Rom waren alle Felder derartig mit Rosen bepflanzt, daß für den Anbau von Nahrungsfrüchten kein Platz mehr übrig blieb, was einen römischen Tribun zu der Aufforderung an die Ägypter veranlaßte: „Sendet uns Korn, wir wollen Euch dafür Rosen geben“. Aber auch in Ägypten wurde ungeheurer Luxus damit getrieben. So erzählt man von Kleopatra, daß sie bei einem Gastmahl zu Ehren des Antonius den Fußboden des Speisesaals so hoch mit Rosen bedecken ließ, daß seine Bege darüber gespannt werden mußten, damit die Gäste in den Rosenmengen nicht versinken möchten. Ebenso hatte der Kaiser Nero in einem Speisesaale die Einrichtung getroffen, daß sich auf seinen Wink von der Decke aus die Rosenmengen auf die Teilnehmer des Festes herabgossen. Diese schmückten sich auch sonst Haupt und Schultern mit Rosengewinden und Rosenkronen, und über der Tafel waren an der Zimmerdecke stets Rosen zu Ehren des Komos, des Gottes heiterer Geselligkeit, befestigt. Daher rührt auch die Redensart: *sub rosa dictum*, d. h. im Vertrauen gesprochen, wie ja auch im deutschen Sprichwort die Rose vorkommt, z. B. Keine Rose ohne Dornen. Aber nicht nur zum Schmuck und als Sinnbild der Verschwiegenheit kam sie auf die Tafel der Alten, sondern sie wurde auch gastronomisch verwendet. Bei den Gastmählern der Griechen spielten verschiedene Arten Rosenpuddings eine Hauptrolle und noch manche andere Speise erhielt als Zusatz Rosenwasser und Rosenwein. Im Mittelalter war die Rose auch eine Hauptingredienz der verschiedensten Arzneimittel, weshalb sie in den Kloostergärten als Nutzpflanze kultiviert wurde. In der katholischen Kirche ist sie der Jungfrau Maria geweiht, welche selbst als eine *rosa mystica* verehrt und beispielsweise in dem lauritanischen Lobgesang, nach welchem Raphael bekanntlich seine herrlichen Madonnenbilder komponierte, „Du geistliche Rose“ angeredet wird. Der Jungfrau Maria zu Ehren führte auch der heilige Dominikus den bekannnten Rosenkranz, die Gebetschnur, ein, die ursprünglich aus zu Kügelchen gepreßten Rosenblättern bestand. Auch in vielen Heiligenlegenden nimmt die Rose eine hervorragende Stelle ein. Im Mittelalter begann man ferner, sie als ein deutungsreiches Sinnbild in Wappen aufzunehmen; viele Städte- und Geschlech-

ter-Wappen haben eine Rose im Schilde, auch Martin Luther hatte eine solche in dem seinigen. Weil das Geschlecht der Lancaster eine rote und das der York eine weiße Rose im Wappen führte, erhielten sogar die Kämpfe, welche diese beiden Häuser um den Thron von England ausfochten, den Namen danach und werden der Kampf der roten und weißen Rose genannt. Weniger blutig sind die Kämpfe, die in einer großen epischen Dichtung des Mittelalters, „Der große Rosengarten“ (vielleicht von Heinrich von Osterdingen), geschildert werden und in welchem die Prinzessin Kriemhild zu Worms die Könige Egel und Dietrich von Bern zum Zweikampf in den Rosengarten einladet. Der Lohn des Siegers soll ein Kuß und ein Rosenkranz sein. Nicht minder anmutig ist die Erzählung „Laurin oder der kleine Rosengarten“, die aus derselben Zeit (1336 bis 1500) herrührt. Von neuen deutschen Dichtern hat in überaus zarter Weise Ernst Schulze die Königin im Blumenreiche in seiner „Bezauberten Rose“ besungen, in glutvollen Versen Friedrich Rückert. Und wer kennt nicht das alle herrliche, von Goethe in vollendeter Form gebrachte Volkslied: „Sah ein Knab' ein Röslein stehn“, oder das Heinesche Frühlingslied, in welchem es so herzwinnend heißt: „Wenn Du eine Rose schaust, sag' ich laß sie grüßen!“ oder Scheffel's Sang des Trompeters von Säckingen:

„Das ist im Leben häßlich eingerichtet,
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n . . .“

So haben sowohl die deutschen Säger als auch die Dichter Arabiens, Syriens und Persiens, Chinas und Japans von jeher die Rose als Königin im Blumenreich gepriesen, und immer wieder erklingen neue Lieder ihr zu Ehren.

(H. Sundelin in den „N. N.“)

Eine anmutige Liebesgeschichte mit frohem Schluß

weiß die „New-Yorker Revue“ vom 18. Juni nach dem Leben zu erzählen.

„Der Hamburger Postdampfer „Gellert“, Kapitän Kühlwein, hatte auf seiner letzten Reise nach New-York wiederum weit über 1000 Passagiere an Bord. Aus allen Gauen Deutschlands und den angrenzenden Staaten, ja sogar vom hohen Norden, aus Rußland, Schweden, Norwegen und Dänemark waren die Europäer herbeigekommen, und gewährte diese „gemischte“ Gesellschaft, wie sie auf einem solch großen Ozean-Steamer, wie der „Gellert“ einer ist, dem Besucher sich zeigte, ein äußerst interessantes, fesselndes Bild. — Der „Gellert“ war soeben an seinem Pier in Hoboken vor Anker gegangen. Auf Deck herrschte ein ungemein reges Leben. Kisten und Kisten wurden mit Blitesschnelle aus dem Rumpfe des Schiffes in die Höhe befördert, und ein jeder Passagier war bemüht, sein Gepäck ausfindig zu machen. Das bunte Durcheinander ließ den Zuschauer kaum einen Ruhepunkt auf dem großen Deck erspähen und finden.

Nur an der dem Pier gegenüber liegenden Steuerbordseite des „Gellert“ war es ein wenig ruhiger. Hier stand neben dem Eingang zur zweiten

Kajüte eine Gruppe mecklenburgischer Bauern, große, kräftige, breitschulterige Männer in ihrer Landestracht. Sie standen da, ziemlich verdunst umherschauend, als ob sie nicht wüßten, wohin sie sich zu wenden, oder was zu thun sei. Aber unter ihnen erblickte man ein junges, niedliches Mädchen. Ihre Gesichtsfarbe war rosig, das Haar hellblond, und die Augen konfurierten mit dem Azurblau des Himmels. Achtzehn Jahre alt mochte das Mädchen sein. Sie trug auch nicht ein bäuerisches Gewand, sondern war nach modernem städtischem Schnitt gekleidet; die unter ihrem Promenadenkleid fokett hervorguckenden Stiefelchen ließen einen kleinen allerliebsten Fuß erkennen, ihre Taille war zum Umspannen, und das lammfromme, dabei verweinte Gesichtchen, umrahmt von einem italienischen Strohhütchen, hätte einem Maler das Motiv zu einer Porträt-Studie gegeben. Die liebliche Jungfrau bot einen seltsamen Kontrast zu den robusten, wettergebräunten Männergestalten, die sie umgaben.

Der Schiffskapitän näherte sich dieser Gruppe und sagte: „Was ist mit dem Fräulein?“ Die Männer blieben stumm. Das Mädchen aber drückte ihr Gesicht in beide Hände und weinte bitterlich.

Da trat einer der ältern Männer vor und nahm sich ein Herz zum Sprechen: „Herr Kapitän,“ so begann er, „das ist Anna Krüger, und sie kommt aus Mecklenburg. Kein Verwandter ist bei ihr; aber wir sind alle ihre Freunde, und sie hat nicht nötig, so zu weinen. Wir lassen ihr kein Leid's geschehen.“ Als das Mädchen ihren Namen nennen hörte, blickte es auf und schaute durch die hellen Thränen nach dem Sprecher. Ihre Gesichtszüge zeigten einen feinen Schnitt, und ihre blauen Augen waren beschattet von dem hellblonden, frei über die Stirn sich ringelnden Haar. — „Sie hat“, erzählte der Mann weiter, „keinen von ihrer Familie mit an Bord, weil sie von Haus weggelaufen ist. Sie hat die Ihrigen immer und immer wieder gebeten, sie möchten sie ihrem Ludwig Harder nachreisen lassen; aber sie litten es nicht. Wir wußten gar nicht, daß Anna mit auf dem Schiffe war, und bekamen deshalb einen großen Schreck, als wir, nachdem der „Gellert“ die Elbe passiert, Anna unter den Kajüten-Passagieren gewahr wurden, da wir nur Zwischendeck fahen. Sie und Ludwig Harder waren Schulgenossen, und als Anna älter wurde, wurde Harder ihr Freier. Aber der alte Krüger, Annas Vater, wollte von der Heirat nichts wissen, da Harder keine eigene Hofstelle besaß. Deshalb ging Harder vor zwei Jahren nach Amerika, um dort sein Glück zu machen. Er schrieb Anna, daß er gut vorwärts gekommen, und sie sollte nachkommen, dann wollten sie heiraten. Sie beantwortete alle seine Briefe, und er schickte ihr auch das Reisegeld und das Geld zu den schönen Kleidern, die Anna jetzt trägt. Sie sagte uns, daß sie ohne unser Wissen an Harder geschrieben, sie werde mit uns fahren, und er soll darauf ihr geantwortet haben, er werde sie in New-York bei Ankunft des „Gellert“ an dessen Pier in Hoboken in Empfang nehmen und vom Bord holen. Nun sind wir aber hier, und er ist nicht da. Das ist, weshalb das Mädchen weint. Der Platz, wo Annas Bräutigam wohnt, liegt bei Bruckerville

im Norden Wisconsin. Wir kamen herüber, eben weil wir gehört haben, daß es ihm gut gehe. In Mecklenburg gehört das Land den reichen Bauern und Gutsbesitzern, und wir mußten für sie in Tagelohn arbeiten. Der war sehr klein, und da wir hörten, daß Harder kaum ein halbes Jahr in Amerika gewesen wäre, als er schon eine Farm hatte, so dachten wir, wir könnten ja auch herüber kommen, nach Wisconsin gehen und dort ebenfalls eine Farm kriegen. Wir sind beim Arbeiten aufgewachsen und gesund und stark. Deshalb sollte es uns nicht auch in der neuen Welt glücken?"

Der Kapitän wollte sich tröstend an das Mädchen wenden, da eilte ein Steward der 2. Kajüte herbei und rief: „Ludwig Harder ist da!“ Einen Augenblick, und Anna und ihre Freunde eilten ihm entgegen. Annas Haarlocken flatterten im Luftzug, so hurtig sprang sie dem Bräutigam entgegen. — — — Und da stand er, der ängstlich Ersehnte, ein großer, schöner, junger Bursch, mit hellem, geringeltem Haar, gleich dem Annas, der er die offenen Arme entgegenstreckte. Sie slog ihm entgegen, und im nächsten Augenblick ruhte ihr Kopf an seiner Brust. Nun schluchzte sie vor lauter Freude, und treuherzig schaute er mit seinen blauen Augen zu ihr herab. — — —

Am andern Tag zog die ganze mecklenburgische Kolonie, Ludwig Harder und Anna Krüger mitten drin, nach dem Pennsylvania-Bahnhof. Lustig waren sie alle, und das Nächste, was der alte Krüger von seiner heimlich auf und davongegangenen Tochter hört, wird wohl sein, daß sie die Frau des Farmers Ludwig Harder in Wisconsin geworden.“

Das Menschenmögliche.

Das britische „Journal für Zahnwissenschaft“ bringt als Kuriosum aus einer amerikanischen Zeitung folgende Annonce: „Roger Giles, Chirurg, Küster u., Romfort, Essex, gibt sich die Ehre, Damen und Herren anzuzeigen, daß er ihre Zähne auszieht und Hühneraugen schneidet, so daß er zu den niedrigsten Preisen Blasen zieht und Stück für Stück zu einem Penny Medizin abgibt. Verkauft Gewatterschnaps, Streichriemöl und unternimmt, der Damen Nägel das Jahr hindurch in Ordnung zu halten. Jungen Damen und Herren wird das Kunststück des Einreibens gelehrt, sowie die Grammatiksprache in kürzester Zeit, ebenso Aussprache, Psalmsingen. Er lehrt die Maultrommel und unterrichtet junge Damen in Guitarre und spielt Oboe. Schottisch, Polka und andere Tänze werden gelehrt zu Hause und in anderer Leute Haus. Verkauft alle Arten Papier und Schreibhefte, als da sind Putzstein und alle andern Arten Konfekt, wie z. B. Bienenwachs, Briefmarken und Schwefelhölzer; Kartoffeln, Rhabarber, Würste und anderes grüne Gemüse; auch Obst wie Zwieback, Zwiebeln, Zahnstocher, Del und Blechware und andere Nahrungsmittel. Salbe, Sirup, Essig und andere Arten Eisenwaren. Er hat ferner ein Lager von Sülzen, Porzellan, Glaubersalz, Zuckerstangen und andern Pickels, wie z. B. Austern, Aepfel und Bier wie auch Seide und Atlas, Feuerherdplatten

und alle Arten Medizin, nämlich Wachsputzen, Rasirmesser, Schwarzwälderuhren, Roste und frisch gelegte Eier. — P. S. Ich gebe auch Vorlesungen über die Geographie.“

Ich will!

Ich will! das ist ein kräftig Wort,
Es schaffet lustig fort und fort.

Ich muß! das ist ein armer Knecht,
Er thut die Arbeit schlecht und recht.

Ich darf! wie das sich höflich schmiegt,
Und bettelud auf den Knien liegt.

Ich kann! das läßt noch frei die Kraft,
Und duldet keine feige Haft.

Wer muß, der darf nicht, was er kann,
Und will nicht, was er darf und muß.

Ich will! das ist der Schenkelschluß,
Mit dem sein Schicksal zwingt der Mann,

Gleichwie ein Köhlein, ob es bäumt,
Und knirschend in die Stange schäumt.

Johannes Nordmann.

Rätsel.

Wenn dich auf deinen Lebenswegen die Erste schreckt,
Wenn Stürme dir die Zweite rauben,
So dent' in hoffnungsvollem Glauben
Der Zeit, da dich das Ganze deckt.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:

Leib mußt du zum Leben haben,
Sonst laß in **Eile** dich begraben.
Le ist ein fremdländischer Artikel,
Lilie weiß, doch kein Karnikel.
Elbe ist naß, **Ei** zerbrechlich,
Die **Liebe** ist unaussprechlich.
Herr **Bebel** ist ein Reichsbote,
Beil bracht' manchen schon zu Tode.
Elle ist freilich kein Gewicht,
Der Regen macht **Bibi** zu nichte.
Beibiel ist eine See,
Die **Eibe** wächst hoch in die Höh'.
Bibel schreibt von **Eli**,
Daß er ein frommer Mann gewesen sei.
Bille liegt in fränk'schen Landen,
Vor **Bill** ist Respekt vorhanden
Bei Freund John Bull. — **Libelle**
Lanzt überm Wasser. Nun bin ich so frei,
Da **Ebbe** kommt, dies Rätsel jetzt zu schließen;
Denkst Du ein wenig nach, wirst Du's zu raten wissen.

Richtig angegeben von Emma Leimberg,
Meide bei Hilden.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 3.

Samstag, 15. Juli 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. M e l s.

3)

„Genug der Schelmereien,“ sagte der Oberst; „daß Du um einen guten Witz nie in Verlegenheit bist, weiß ich; aber sei ernst, wenn es Dir möglich ist! Wenn Du nicht — absolut nicht auskommen kannst, so sag's; dann werde ich — nach Prüfung — vielleicht Deine Zulage vergrößern; aber mach mir keine Schulden mehr. Das ist läppisch, — wenn man es nicht braucht! — Als ich Lieutenant war — du lieber Himmel! Da mußte ich mich ganz anders einschränken!“

„Selbstverständlich,“ meinte Alfred.

„Wieso — dabei finde ich gar nichts Selbstverständliches!“

„Natürlich! Sie wollen sich doch nicht etwa mit mir vergleichen? Hatten Sie etwa einen so reichen Vater wie ich? Nein! Also! — Und dann, Papa — ich weiß ja, daß es Ihnen jedesmal Freude macht, wenn Sie etwas für Ihr einziges Kind thun. Wäre ich nicht ein unwürdiger, entarteter Sohn, wenn ich solch einem guten Vater eine Freude verderben oder die Gelegenheit vorübergehen lassen würde, ihm eine solche zu bereiten?“

Der Herr Papa machte verzweifelte Anstrengungen, seinen Ernst zu wahren; — es ging nicht! Und lachend erwiderte er:

„So muß ich mich vielleicht bei Dir noch bedanken daß Du meinen Beutel durch Deine Schulden, leerst?“

„Ich mache auf Dank keine Ansprüche,“ erwiderte Alfred mit Pathos, „aber ich weiß nicht, lieber Papa, ob Ihr Gerechtigkeits Sinn Sie nicht dazu anspornen müßte!“

Das war zu viel. Beide brachen in ein helles Gelächter aus. Nachdem es sich endlich gelegt, sagte der Oberst, indem er einen Stuhl heranzog und sich setzte:

„Nun ist es aber gut! — Jetzt sei vernünftig, wenn es Dir möglich ist — ich habe ernst mit Dir zu reden!“

Das sind die Zinsen der Summe, die Sie für mich bezahlt haben!“ murmelte der Lieutenant.

„Mundhalten!“ kommandierte jener — und dann schwieg er eine Weile. Er suchte sichtlich eine passende Einleitung für das zu Sagende. Als er dieselbe

jedoch nicht fand, plagte er gerade heraus: „Also Du willst die Sophie nicht heiraten?“

„Zu Befehl, nein! Herr Obrist!“

„Na! — Dann tröste Dich, mein Junge, sie will Dich auch nicht zum Manne nehmen!“

„Ich hätte dem kleinen, unbedeutenden Mädchen kaum so viel gesundes Urtheil zugetraut!“ versetzte Alfred gelassen.

„Ganz meine Meinung!“ rief der Obrist, aber sich gleich verbessernd, fügte er hinzu: „Das heißt, das wollte ich nicht sagen — im Gegentheil! — Ich wollte sagen — zum Donnerwetter! — wenn man Lieutenant ist — ein schmucker Kerl, wie Du, — reich wie Du — mit einem Namen wie Du — da muß man sich doch . . . zum Teufel! da muß man sich doch ärgern, wenn man einen Korb bekommt!“

„Ich ärgere mich auch!“ meinte der Lieutenant mit der größten Gelassenheit.

„So? — Der Kuckuck, wenn man es Dir ansieht!“

„Sie verstehen mich falsch, lieber Papa; — ich ärgere mich, daß ein junges Mädchen ohne die geringste Lebenserfahrung einen so außerordentlichen Scharfblick besitzt, der fast all unsern Damen der guten Gesellschaft fehlt. Die sind in Paris und in London gewesen, die haben Männer allerlei Schlages gesehen und frequentiert — die berühmtesten und die gelehrtesten — und sind nicht einmal fähig, einen Dragonerlieutenant nach seinem wahren Werte zu beurteilen. — Wenn ich mich denen nähere und ihnen ein halb Duzend Schmeicheleien sage, die in ihrer neunundneunzigsten Auflage sind, dann werden sie unter ihrer Schminke rot vor Entzücken, während Sophie . . .“

„Nun?“

„Die dreht mir ganz einfach den Rücken zu, wenn ich anfangs, Süßholz zu raspeln.“

„Da hat das Mädel ganz Recht!“

„Freilich hat sie Recht, und eben weil sie Recht hat, ärgere ich mich ja!“

„Dann sprich ihr — von etwas anderm . . . von . . .“

„Aber Papa, ich bitte Sie — wovon soll denn ein Dragonerlieutenant mit einem jungen Mädchen sprechen, wenn er ihr nicht sagen darf, daß sie hübsch ist? — Und dann dieser unerträgliche — unleidliche Scharfblick! — Das ist ja nicht zum Aushalten! — Ich bin überzeugt, daß wenn sie jetzt hereintritt, sie es mir ansieht, daß Sie wieder die Güte gehabt

haben, meine Schulden zu bezahlen, daß sie es er-
rät, daß wir vorige Nacht im Kasino . . . ich habe
achtundneunzig Thaler verloren. Papa — ich schwöre,
daß sie es mir von der Stirn liest! — Unter solchen
Umständen werden Sie begreifen . . .“

„Was? Ich begreife gar nichts . . . als daß
mir ein Mühlrad im Kopfe herumgeht.“

„Daß solch ein Mädchen keine Frau . . . für
einen Dragoner ist! — Seien Sie unparteiisch, Papa
— Sie sind doch auch einmal Lieutenant gewesen,
und Großmama erzählte . . .“

„Schon gut! — Schon gut — lassen wir das!“

„Bortrefflich! — lassen wir die ganze Geschichte
und sprechen wir von etwas anderm!“

„Aber wir müssen doch zu einem Resultate
kommen!“

„Sind wir denn immer noch nicht da? —
Giebt es eine klarere Situation als die unsre?
Sie will mich nicht — ich will sie nicht; Sie, lieber
Papa, geben ihr Recht — die Generalin, ich weiß
es, mir! Also! . . . das ist ja alles kristallhell!“

„Freilich! — aber zum Donnerwetter! es
stimmt mir vor den Augen bei all Deinem Wortkram!
— Aber die Generalin ärgert sich, daß Du ihre
Nichte ausschlägst — ich ärgere mich, daß sie meinen
Sohn nicht zum Mann haben will . . .“

„Ich ärgere mich, daß sie mich nicht will, sie
ärger sich, daß ich sie ausschlage, sehen Sie, Papa,
das ist eine klare Situation, aber von der andern
Seite her beleuchtet. Ich glaube nicht, daß es auf
der ganzen Welt vier Personen giebt, die unter ein-
ander so einig sind wie wir! Bleiben wir so, Papa,
in allen Fragen des Lebens eines Sinnes; dann
können wir Großes leisten! Ich habe einmal auf
der Schule etwas von der Concordia auswendig
lernen müssen — das würde für uns passen, wenn
ich es noch wüßte! Ja, Papa — bleiben wir so!
. . . das heißt: Sie — denn ich muß fort, habe
Dienst und bin ja eigentlich nur herausgeritten, um
Ihnen zu danken!“

Während dieses ganzen Gewitterregens von
Worten hatte der Obrist seinen Kopf mit beiden
Händen fest gehalten. Jetzt, da sein Sohn die
Absicht kundgab, ihn zu verlassen, atmete er tief
auf und murmelte:

Wenn er nur erst fort ist — dann wird mir
schon etwas Gescheites einfallen, aber so lange er
da sitzt und schwätzt . . .

Dann sich an den Lieutenant wendend, sagte er,
indem er ihm die Hand reichte:

„Ja so . . . Du willst fort? — nun dann lebe
wohl, mein Junge!“

„Auf Wiedersehen, Papa!“

„Wann kommst Du wieder zu mir her?“ fragte
der Obrist seinen Sohn.

„Sonnabend, wenn Sie wollen, werde ich den
ganzen Abend mit Ihnen verbringen — wenn Sie
mich provozieren, gewinne ich Ihnen Ihr Geld im
Piquet ab!“

„Das wäre ja ein wahres Gaudium für die
Generalin,“ meinte der Obrist, der mit einem Male
gänzlich vergessen hatte, über welchen Gegenstand er

sich mit seinem Sohne seit einer Viertelstunde unter-
halten hatte — „ein wahres Gaudium, denn dent
Dir nur . . .“

Der Zufall wollte es, daß des Lieutenants
Blick in diesem Augenblick auf einen großen Wand-
spiegel fiel, der ihm gegenüber hing. Er machte eine
schnell unterdrückte Bewegung und biß sich in die
Lippen. Im Spiegel hatte er die Generalin gesehen,
welche plötzlich vor dem offenen Fenster, welches auf
den Gang zur Veranda führte, stehen geblieben war.
Sie mußte jedes Wort von dem hören, was im
Zimmer gesprochen wurde.

„Denk Dir nur,“ fuhr der Obrist fort, „sie
behauptet — bewundere die Logik der guten Frau,
daß ich nichts vom Spiel verstehen könne, da ich so
oft gewinne! Hast Du so etwas schon einmal ge-
hört?“

Der Spott war wiederum dem Lieutenant in
den Nacken gesprungen. Er nahm eine äußerst ernste
Miene an und sagte: „Papa, ich möchte nicht gerne
den Respect verletzen, den ich Ihnen schulde; aber
beim Piquet lösen sich alle Bande der Natur! Senden
Sie mich aufs Schafott, aber meine letzten Worte
werden sein: Die Frau Generalin hat wirklich Recht
— wie sie ja überhaupt stets Recht hat!“

Einige Sekunden lang blieb der Obrist wie ver-
steinert; er war richtig dem neuen Schelmenstreich
seines Sohnes zum Opfer gefallen, dann brauste er
aber wie ein Orkan auf und sprang von seinem
Sessel.

„Dreizehn Millionen Donnerwetter . . . Du
. . . Du . . .“

In diesem Augenblick trat die Generalin hastig
ins Zimmer und stand in einem Momente zwischen
Vater und Sohn. — Der Lieutenant war aufge-
sprungen, und obgleich er sich die Lippen wund
beißen mußte, um das Lachen, das ihn zu über-
wältigen drohte, zu unterdrücken, gelang es ihm doch,
eine bestürzte Miene anzunehmen.

„Wenn ich gewußt hätte, . . . Excellenz . . .
hätte ahnen können . . .“ stotterte er.

Die Generalin streckte wie abwehrend beide
Arme aus — und diese hohe Bewegung wollte sagen,
daß die Frage jetzt ihrer Entscheidung unterläge —
ergo als gelöst zu betrachten sei.

„Sie haben Unrecht, Herr Lieutenant,“ begann
sie — der Vater hob den Kopf in die Höhe — der
Sohn dankte dem Himmel, den seinen niederbeugen
zu können, um so desto leichter ernst zu bleiben.

„Der Herr Obrist,“ fuhr sie fort, „hat zwar
das Unglück, stets gute Karten zu haben; aber wenn
dies nicht der Fall wäre, würden Sie erkennen, daß
Ihr Herr Vater sich durch lange Übung eine nicht
ungewöhnliche — nennen wir es eine Routine —
erworben hat.“

Der Obrist wandte sich mit einer nervösen Be-
wegung um — der Lieutenant verbeugte sich vor der
Urteilsverkünderin! — Nun passierte aber daselbe,
was einige Augenblicke vorher schon einmal geschehen
war. Der Vater warf einen Blick in den Spiegel
und bemerkte die verzweifeltsten Anstrengungen seines

Sohnes, um ernst zu bleiben. Wie Schuppen fiel es plötzlich von seinen Augen.

Warte, Du Schelm, murmelte er in seinen Bart, den Streich sollst Du mir vergelten . . . das will ich Dir anstreichen.

Während dessen hatte die Generalin durch eine andere ihr eigene Handbewegung zu erkennen gegeben, daß dieser Zwischenfall erledigt sei, und sich mit einem freundlichen Lachen an den Offizier wendend, sagte sie: „Ich freue mich, Sie zu sehen, Herr Lieutenant. Unsere Tage beginnen eintönig hier auf dem Lande zu werden und etwas Gesellschaft thut uns not. Der Dienst nimmt Sie wohl außerordentlich in Anspruch. Ich weiß ja, wie das geht — das ist einmal nicht zu ändern.“

Nun war aber der Herr Lieutenant Alfred von Berting ganz der Mann dazu, der Frau Generalin von Hohenberg die tollsten Räuber geschichten von der Strenge und der Vielseitigkeit des Dienstes vorzuschwindeln — wie das jetzt so ganz anders wäre wie ehemals, wo die Lieutenants auch Zeit hatten, sich hie und da zu zerstreuen, während ihnen jetzt nicht eine Viertelstunde Zeit übrig bliebe; er hatte sogar schon begonnen: „Wie Excellenz ganz richtig sagen, der Dienst nimmt mich außerordentlich in Anspruch“, als er an der Thür ein kleines Geräusch vernahm, als wenn Seide sich gegen einen andern Gegenstand reibe. Wahrscheinlich würde eine feindliche Batterie nicht fähig gewesen sein, dem Herrn Lieutenant das Wort abzuschneiden; aber seltsamer Weise that es dieses kaum vernehmbare Geräusch. Er begann erst zu stottern, dann wandte er sich um und verbogte sich.

Die Baroness Sophie war eingetreten. — Auch die Generalin warf einen Blick nach rückwärts, stieß ein kleines „Ah“ aus und sah den Lieutenant an, von dem sie die Fortsetzung seiner Klagen über die Strenge seines Dienstes erwartete.

Aber, wie er ganz richtig einige Augenblicke vorher zu seinem Vater gesagt hatte, das junge Mädchen war in der That keine Frau für einen Dragoner-Lieutenant, denn ihr einfaches Erscheinen hatte genügt, um Alfred von Berting dermaßen aus dem Concept zu bringen, daß er nicht mehr fähig war, seiner Zunge freien Lauf zu lassen und der Generalin die bewußte Geschichte von der so außerordentlichen Strenge des Dienstes aufzutischen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Sprüchwort im deutschen Recht.

(Schluß.)

Auf die Beweistheorie des alten Prozesses bezieht sich das Sprüchwort: „Ein Zeuge, kein Zeuge.“ Dieser Ausspruch ist wörtlich zu verstehen. Ein Zeuge machte gar keinen Beweis, mindestens mußten deren zwei beigebracht werden, und je mehr Zeugen eine Partei stellen konnte, desto günstiger war ihre Lage im Prozeß. Beiläufig sei bemerkt, daß bei Leistung des Zeugeneides der Schwörende die Hand auf sein entblößtes Schwert legte. Diefelbe Bedeutung wie dem vorerwähnten hat man dem Sprüch-

worte: „Eines Mannes Red', eine halbe Red'; man hör' sie alle beed“ beilegen wollen, indessen wird man mit Eisenharth annehmen müssen, daß dies Sprüchwort eine Mahnung an den Richter enthält. Derselbe soll nicht einseitig verfahren, sondern den Sachverhalt eingehend prüfen und zu diesem Zwecke auch die Gründe des Gegners sorgfältig erwägen.

Daß auch schon unsere Vorfahren weit davon entfernt waren, einen Prozeß zu den Unnehmlichkeiten des Lebens zu zählen, beweist das alte, zu allen Zeiten wahr gebliebene Sprüchwort: „Es ist besser ein magerer Vergleich, denn ein feistes Urteil“, oder, wie ein anders Sprüchwort sich drastischer ausdrückt:

„Wer will hadern um ein Schwein,
Der nehme eine Wurst, und lasse es sein.“

Derselbe Gedanke findet sich wieder in dem Ausspruche: „Es ist besser ein halbes Ei, als eine ledige Schale.“

„Was man schreibt, das bleibt“, sagt man, um zur Vorsicht zu mahnen beim Abschluß von Geschäften und um sich in der schriftlichen Aufzeichnung ein Beweismittel zu sichern. Man wird nicht fehlgreifen, wenn man den Ursprung dieses Sprüchwortes in eine spätere Zeit verlegt, denn, wie oben erwähnt worden, hieß es in älterer Zeit beim Abschluß vom Verträgen: „Ein Mann, ein Wort.“

Auch das Sprüchwort: „Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren“ gehört dem Prozeßrechte an. Man bezeichnete damit, was die Juristen heute *frusta excessus* nennen, nur daß der zahlungsunfähige Schuldner in der guten alten Zeit nicht so glimpflich davonkam, wie dies heutigen Tages der Fall ist. Man stellte ihn dem Betrüger gleich und schloß ihn, wenn er nicht gar „an Leib und Leben“ gefraft wurde, von allen Ehren und Rechten aus. Nach einer Polizeiordnung der freien Reichsstadt Frankfurt a. M. mußten böse Schuldner drei Jahre hindurch einen gelben Hut tragen, und im alten Sachsen wurden sie zur Hand und Halfter geschlagen“, eine Strafe, welche darin bestand, daß sie öffentliche Arbeiten verrichten mußten. Auch sagte man: „Böse Schuldner kriechen den Weibern unter den Pelz“, wodurch die auch heute noch oft genug zu machende Erfahrung bezeichnet werden soll, daß der Schuldner die vorhandenen Vermögensstücke, welche der Gläubiger in Anspruch nimmt, als Eigentum seiner Ehefrau ausgibt.

Das Sprüchwort: „Man hängt Keinen, man habe ihn denn“, oder, wie wir heute sagen: „Die Nürnberger hängen Keinen, bevor sie ihn haben“, hatte im alten deutschen Recht keineswegs den Beigeschmack des Lächerlichen, den wir heute damit verbinden. Es will sogar, daß der in seiner Abwesenheit verurteilte und später ergriffene Verbrecher vor Vollstreckung der Strafe billiger Weise mit seiner Verteidigung gehört werden müsse.

Einen Anklang von dieser Anschauung könnte man in der Bestimmung unserer neuesten Strafprozeßordnung finden, nach welcher gegen Abwesende eine Hauptverhandlung in der Regel nicht stattfinden kann. Dieser Bestimmung liegt die Humanitätsrückficht zugrunde, daß man annimmt, dem Abwesenden werde die Verteidigung erspart. Auch für diese

moderne Anschauung findet sich ein Analogon in dem alten Sprichworte: „Flüchtig Mann, schuldig Mann.“ Das heißt nichts anders als: der Abwesende wird leicht schuldig befunden, weil er außer Stande ist, sich zu verteidigen. „Die Krähe läßt das Hüpfen nicht“, oder nach heutiger Redeweise: „die Krage läßt das Mausen nicht“, sagte man in Bezug auf einen Augeschuldigten, welcher wegen derselben Straftat bereits früher bestraft worden war, und sich mithin, wie wir heute sagen, im Rückfalle befand. Wegen seiner Vorbestrafung hatte er die Vermutung der abermaligen Thäterschaft gegen sich. Derselbe Gedanke wird durch das Sprichwort: „Wer einmal stiehlt, heißt allezeit ein Dieb“ ausgedrückt.

Die Hoheitsrechte des Landesherrn betrifft das auch für uns und unsere heutigen Verhältnisse sehr beherzigenswerte Sprichwort: „Ein jeder Herr ist Papst in seinem Land.“ Dasselbe war schon lange vor der Reformation im Gebrauch und weist die Uebergänge der Hierarchie in die weltliche Macht-sphäre der Landesherrn, auf welche sie zu allen Zeiten, jetzt ebenso wie vor Jahrhunderten, lüstern war, zurück.

Oft tritt das altdeutsche Rechtspruchwort in recht frapperender Form auf, so daß es, ohne seine Entstehung und Bedeutung zu kennen, eine Ungereimtheit zu enthalten scheint. Es sei gestattet, auch hiervon einige Beispiele beizubringen. Sinnlos, oder wenigstens wie eine schwer zu lösende Rätselfrage erscheint das Sprichwort: „Ein Herr, kein Herr; zwei Herren, ein Herr.“ Dasselbe hat wie das zuletzt angeführte eine staatsrechtliche Bedeutung und bezieht sich auf das Verhältnis mehrerer Mitregenten den Untertanen gegenüber. Es will besagen, daß bei dem Vorhandensein von zwei oder mehreren Landesherrn, einem Verhältnis, welches bis in die neuere Zeit hinein in Deutschland nicht selten ange-troffen wurde, keiner derselben ohne Vorwissen und Einwilligung des andern Gesetze und Verordnungen mit rechtsverbindlicher Kraft für die gemeinsamen Untertanen erlassen könne.

Noch rätselhafter erscheint das Sprichwort: „Die Tochter frißt die Mutter.“ Man wandte es deshalb auf die Zahlung von übermäßig hohen Zinsen an, indem man unter der Mutter das Kapital und unter der Tochter die Zinsen verstand. Im übrigen bedienen wir uns noch heute einer ähnlichen, ganz dasselbe bedeutenden Redewendung, indem wir sagen: „die Zinsen fressen das Kapital auf.“ Hierbei sei erwähnt, daß das älteste deutsche Recht gar keine Zinsen kannte. Indessen müssen dieselben schon ziemlich früh gebräuchlich gewesen sein, weil sie schon durch die Kapitularien der fränkischen Könige verboten wurden. Trotz dieses und anderer, namentlich unter Einfluß des kanonischen Rechtes erlassenen Verbote wurden sie später die Regel, so daß das lübische Recht geradezu den Satz aufstellt: „Geld, so keine Renten giebt, wird nicht vermutet.“

Was wir in Vorstehendem darthun wollten, das ist der Zusammenhang vieler noch heute all-gemein gebräuchlicher Sprichwörter mit dem Rechts-

leben unserer Altvordern. Das Sprichwort bildet einen jener vielen unsichtbaren Fäden, welche die Neuzeit mit der Vergangenheit verbinden. Wenn es auch vielfach seine ursprüngliche Bedeutung verloren hat, oder wir uns wenigstens derselben nicht mehr klar bewußt sind, so lebt es doch heute noch im Munde des Volkes, und dieselben Worte, welche vor fernem Jahrhunderten unsere Vorfahren in Ernst und Scherz gebrauchten, erklingen noch heute im Munde der Enkel. Dem kundigen Forscher aber wird das Sprichwort zum Wegweiser in die Ver-gangenheit und zur Quelle des Rechtes, der Sitten und Gebräuche einer längst verschollenen Zeit.

Die fashionablen Kirchen und Prediger New-Yorks. *)

Gibt es etwas Seltameres und für amerikanische Verhältnisse Charakteristischeres, als die sogenannten fashionablen protestantischen Kirchen, wie wir sie in Newyork hauptsächlich an der fünften Avenne und in den anliegenden Straßen sehen? Der Löwe und das Lamm werden im tausendjährigen Reiche nicht friedlicher zusammenliegen, als Kirche und Welt in diesen merkwürdigen Etablissements, die schon in ihrer äußern Ausstattung eine seltsame Verquickung entgegengesetzter Elemente ausweisen. Während man in den anderen Ländern gewöhnlich bemüht ist, sowohl in dem Baustil wie in der innern Aus-schmückung von Kirchen eine gewisse Erhabenheit zum Ausdruck zu bringen und die den Zuhörer umgebenden Eindrücke so zu gestalten sucht, daß dieselben dazu beitragen, die Gemeinde den Alltagsgedanken zu entziehen und auf ein höheres Niveau der Empfänglichkeit für die mahnende Stimme des ewigen Gesetzes zu stellen, geht das Streben des fashionablen Kirchenbaumeisters im Gegenteil dahin, aus der Kirche jeden Gegenstand zu verbannen, der in allzu lebhafter Weise an die Bestimmung des Ortes erinnern könnte. Andererseits sucht er vielmehr jede Bequemlichkeit zu gewähren, welche die Raffiniertheit des modernen Ge-schmacks erfommen hat, so sehr dieselbe auch im Wider-spruch mit der Natur des Platzes stehen mag, so daß zum wenigsten in betreff des Komforts die ihr Boudoir für einige Stunden aufgebende Modedame keinen Unterschied bemerkt.

Wohin wir blicken, bemerken wir die geschickte Hand des Polsterers und Kunstschreiners, die im Verein dafür gesorgt haben, eine Ausstattung zu schaffen, an deren Pracht auch das kritischste Auge nichts aussetzen könnte, wenn sich nicht störend in unseren Enthusiasmus das Bewußtsein einmischte, wie wenig doch diese Brüsseler Teppiche, in welchem der Fuß fast versinkt, diese modernen Holzschmügereien

*) Aus dem Werke: Amerika. Eine ethno-graphische Rundreise durch den Kontinent und die Antillen. Charakterbilder, Sittenschilderungen, Scenen aus dem Volksleben. Nach den besten und neuesten Quellen bearbeitet von Dr. Johannes Baumgarten. Stuttgart, Kiegersche Verlagsbuchhandlung.

mit ihren Amors und Amoretten, diese Kirchenstühle, die sich von Sofas nur dadurch unterscheiden, daß sie bequemer sind, wie wenig alle diese Gegenstände dazu beitragen können, einer Kirche den ihr eigentümlich sein sollenden feierlichen Charakter zu verleihen.

Nach der Orgel sehen wir uns vergeblich um, da dieselbe der neuesten Mode gemäß in einer sich dem Auge entziehenden Weise angebracht ist, und ebensowenig ist es möglich, ausfindig zu machen, in welcher Weise die Kirche des Abends erleuchtet wird, da die mächtigen Armleuchter und Glaskuppeln, die man früher als Ornamente einer Kirche betrachtete, schon lange verschwunden sind, als ob man sich des Faktums, daß überall abends Gottesdienst gehalten wurde, schäme. Was die Kirchenguhr anbetrifft, so erfreut sich dieselbe allerdings noch einer Existenz der Duldung, wagt jedoch, daß sie keineswegs bei unsern nervenschwachen Damen in Gunst steht und wahrscheinlich für ihre Zukunft fürchtet, nur in gedämpften Tönen die Stunde zu verkünden, um nicht allzu mahnend an ihr Dasein zu erinnern. Das Licht, welches durch farbige, mattgeschliffene Gläser fällt, verleht das Auge nicht, stimmt ausgezeichnet zu der gebiegenen Eleganz, auf die wir überall stoßen und erleichtert es außerdem der Versammlung, weniger interessante Partien des Gottesdienstes zu verschlafen.

Zu sagen, daß der Zweck dieser kostbaren und eleganten Einrichtungen sei, arme Leute zurückzuschrecken, würde Verleumdung sein. Im Gegenteil werden Personen, deren Anzug und Benehmen verrät, daß sie weniger lohnenden Beschäftigungen obliegen, als die Mehrzahl der versammelten, ebenso höflich mit Sätzen versehen werden wie diejenigen, welche in Equipagen angefahren kommen, ja die Gegenwart derartiger Besucher wird gelegentlich geradezu systematisch gesucht. Nichtsdestoweniger fühlen sich die Mittellosen zurückgestoßen, da sie wissen, daß sie nicht imstande sind, ihren Anteil zur Aufrechterhaltung derartiger Institute beizutragen, und nicht wünschen, auf Kosten anderer an denselben teilzunehmen. Alles in der Kirche scheint darauf hinzuweisen, daß wir es mit einem exklusiven kirchlichen Klub zu thun haben, der nur für Leute mit 10 000 Dollars jährlich und aufwärts geschaffen ist.

Es ist Sonntag Morgen und die Thüren dieses schönen Salons sind geöffnet. Mit versteckter Pracht gekleidete Damen, untermischt mit solchen, die es nicht über sich haben gewinnen können, ihre auffallenden Toilettegegenstände zu Hause zu lassen, gleiten an uns vorüber. Schwarze Seide, schwarzer Sammet, schwarze Spitzen, deren Einförmigkeit hier und da durch Anflüge an hellere Farben und durch das Blitzen halb verborgener Diamanten unterbrochen wird, bilden die gewöhnliche Garberobe. Schwarz uniformierte Herren kündigt ihre Ankunft durch das Knarren ihrer Stiefel an. Die Gesellschaft ist gewöhnlich nicht sehr zahlreich, ist jedoch ebennmäßig über die gesamte Kirche verteilt und läßt so das Gefühl der Leere nicht aufkommen. Gleichwie in einer Handelsstadt jedes Ding vom kommerziellen Standpunkte aus beurteilt wird, rangiert auch eine

numerisch schwache, aber finanziell starke Kirche nicht nach der Zahl der Seelen, sondern nach der Zahl der Dollars.

Die Gemeinde ist versammelt. Die leisen Klänge der Orgel sind verrauscht. Eine weibliche Stimme schwingt sich melodios in die Lüfte und übertönt das Knattern der Seidenstoffe und das Flüstern ihrer Trägerinnen. So süß und mächtig ist dieselbe, daß ein Fremder fast glauben könnte, sie gehöre einem himmlischen Chore an; die Einwohner der Stadt jedoch erkennen sogleich eine ihrer beliebtesten Primadonnen, die sie oft in Konzerten und Theatern gehört haben, und lauschen kritisch den zauberhaften Tönen. Gut ist es, daß der hochkünstlerische Gesang uns verhindert, den Worten eine allzustrenge Aufmerksamkeit zu schenken, da andernfalls die mangelnde Harmonie zwischen dem einfachen Texte und der verzierten italienischen Musik uns steigend auffallen müßte. Die Vorstellung ist jedoch in ihrer Art so ausgezeichnet, daß wir an derartige Nebensachen nicht denken. Sobald die Dame ihre Stange beendet hat, nimmt ein nobler Bariton, den wir ebenfalls als professionell erkennen, die Melodie auf und gibt uns ein Solo zum Besten und so fort. Es ist klar, daß die ersten Talente, welche für Geld zu haben sind, zur Unterhaltung der Versammlung, engagiert wurden, und wir sind deshalb durchaus nicht erstaunt, wenn man uns mitteilt, daß die Musik jeden Sonntag zwei- bis dreihundert Dollars kostet.

Ueberraschend und der Beachtung wert ist das Faktum, daß diese schöne Musik nicht zieht; ja fast möchten wir sagen, daß, je kostbarer die Musik, desto spärlicher der durchschnittliche Besuch ist. Der Nachmittags-Gottesdienst zum Beispiel in der Trinity-Kirche, jener fast fashionablesten der fashionablen Kirchen, ist wenig mehr als ein hübsches Freikonzert, dem selten zweihundert Personen beiwohnen, und dies trotz des Umstandes, daß die Predigt nie die fashionable Länge, nämlich zwanzig Minuten, überschreitet.

Ist dies feine Präludium beendet, so beginnt der Prediger, und wenn der letztere nicht ein Mann von außergewöhnlichem Auftreten und hervorragenden Gaben ist, fühlt sich jeder unwillkürlich durch den Kontrast herabgestimmt. Der Prediger spricht von demütigen Gläubigen und wir schauen uns um und sagen: „Sind diese kostbar und elegant gekleideten Personen demütige Gläubige?“ Der Prediger sagt: „Kommt, laßt uns uns vereinigen in süßem Gesang“, und allsobald führen vier gemietete Sänger ein Stück schwerer Musik aus, während die Versammlung, die Augen schließend, passiv dabei sitzt.

Was die fashionablen Kirchen New-Yorks anbetrifft, so genügen allerdings die an denselben angestellten Prediger der Regel nach, was äußeres Auftreten sowie die Form der Reden anbetrifft, jeder billigen Anforderung. Will ein Fremder in möglichst kurzer Zeit ein gutes Englisch lernen, so kann man ihm nur zu einem regelmäßigen Besuche dieser Kirchen raten. Dagegen wird er schwerlich aus den Predigten, die er dort hört, einen Nutzen fürs praktische Leben schöpfen und sich lediglich, je öfter er dieser Spezies von Gottesdienst beiwohnt, um so

enttäuschter fühlen. Was die Zusammensetzung der diese Kirchen unterhaltenden Kongregationen betrifft, so rekrutieren sich dieselben aus unserer Gelbaristokratie, die natürlich, wie jede andere Sache, so auch die Religion vom Geschäftspunkte auffaßt. Aus innerm Bedürfnis besuchen wenige die Kirche; der Eine ist ein hervorragendes, d. h. ein vielzahlendes Mitglied derselben, um für sein Geschäft Reklame zu machen; ein Anderer tritt derselben bei, um seinen Ruf, der infolge gewisser Stockspeculationen etwas anrüchig geworden ist, zu rehabilitieren; ein Dritter besucht dieselbe aus Gewohnheit; ein Vierter ist ein alter Verehrer der Primadonna mit der engelgleichen Stimme, von der wir im Vorhergehenden sprachen u. Ein Prediger nach dem Schlage von Luther oder Knox würde daher in einer solchen Gemeinde nicht nur auf keine Sympathie zu rechnen, sondern im Gegenteil in kurzer Zeit nach allen Seiten hin angestochen und sich unmöglich gemacht haben. Was verlangt wird, ist ein Prediger, dessen Stil an Glätte und Ebenmäßigkeit mit der Glätte seiner Kravatte zu wetteifern imstande ist, der niemals seine Predigt über zwanzig Minuten ausdehnt und ebensowenig an dieser vorgeschriebenen Zeit etwas fehlen läßt, sich niemals durch seinen Stoff so weit hinreißen läßt, daß er seine Zuhörer, denen jede außergewöhnliche Erregung ein Grauel ist, mit sich hinriße, und der es außerdem zu vermeiden versteht, allzu unanständig gegen die fashionablen Sünden des Tages zu Felde zu ziehen, obwohl hin und wieder eine kräftige Verwarnung gegen die Sünde im allgemeinen erwünscht ist.

So sind die fashionablen Kirchen Newyorks beschaffen und so muß der Prediger beschaffen sein, der an denselben eine Anstellung mit einem Gehalte von sechs- bis zwölftausend Dollars erlangen will.

Unter dem Canal la Mandie

ist es lange nicht so bedenklich, wie man etwa glaubt; C. Scherer beschreibt in der „Festf. Ztg.“ eine kleine Spritstour in recht anregender Weise.

Wir betreten den Tunnel, heißt es da, wie man sich leicht denken kann, mit dem eigentümlichen Gefühle, mit dem jeder Mensch sich einer Unternehmung anvertrauen wird, die er gewohnt war, als eine Monstruosität, als eine Unmöglichkeit zu betrachten. So stieg man vor 50 Jahren in eine Eisenbahn, ohne zu glauben, daß diese Erfindung so rasch alle Bedenken und Vorurteile besiegen werde. Der Triumph in allen technischen Fragen ist der Erfolg. Sobald der submarine Tunnel nur ein Jahr mit Erfolg funktioniert, wird alle Welt sich mit der Idee, ihn zu benutzen, vertraut gemacht haben, und Millionen werden ihm als dem siegreichen Zerstörer der Seerkrankheit huldbigen. Sofort nach unserer Ankunft im Tunnel haben wir ein originelles Transportmittel zu unserer Weiterbeförderung bereit. Es standen da zwei bis drei auf Schienen ruhende Bänke mit einem kleinen Dache versehen. Die Bänke waren natürlich der Länge nach disponiert, so daß wir seitwärts zu sitzen kamen und auch seitwärts avan-

cierten. Sechs bis acht Arbeiter waren vor jede Bank gespannt, und als wäre es ein Zug der South Eastern, so vorschriftsmäßig erfolgte das Signal und die Abfahrt. Die kleine Bedachung der Bänke diente zum Schutz gegen das stellenweise niedertropfelnde Wasser. Diese Vorsicht mag indes übertrieben erscheinen, denn die Wände sind bis auf wenige Stellen ganz trocken. Der Tunnel liegt in einer undruchdringlichen Kreideschicht. Dieser Schicht folgt die Bohrung, und wenn die geologischen Untersuchungen Recht haben, zieht sich diese Schicht fast ununterbrochen bis nahe an die französische Küste fort. Die Feuchtigkeit an einigen Punkten ist kaum nennenswert. Die Anlegung einer Arbeitertracht vor dem Betreten des Tunnels war unter solchen Umständen höchst überflüssig. Beweis dessen war, daß einige Damen, die sich zum Besuche des Tunnels eingefunden hatten, kühn entschlossen, den submarinen Sphären den Anblick ihrer Toilette nicht zu entziehen, auf den Gebrauch des bergmännischen Kostüms gern Verzicht leisteten.

Im Verlauf unserer Fahrt stellte sich rasch eine große Vertrauensseligkeit in unsere neue Situation her. Die ganze Einrichtung des Tunnels ist aber auch eine derartige, um rasch das größte Gefühl der Sicherheit herzustellen. Die glatten Kreidewölbe sind durch starke eiserne Ringe gehalten, jede Erweiterung des Tunnels in Entfernungen von je 500 Meter ist mit starken Pfosten und Balken getragen. Das ganze Innere des Tunnels ist elektrisch beleuchtet und ausgezeichnet ventiliert. Alle 150 Schritt ist eine kleine Swanische Lampe angebracht. Zwei Geleise liegen auf dem Boden des Tunnels auf starken Holzschwellen. An dem untern Teile der einen Wand läuft das Rohr, welches die komprimierte Luft zur Bohrmaschine trägt und das wir bereits bei dem Abstieg im Senfstollen wahrgenommen hatten. Der Tunnel fällt in einem Verhältnis von 1 : 60. Wir kamen somit rasch vorwärts — plötzlich kam uns ein Duft von Blumen und Pflanzen entgegen, vor uns wurde es hell und immer heller. Wir fuhren durch eine mit Guirlanden reich geschmückte Pforte und hielten angesichts eines glänzend ausgestatteten Buffetts: Champagner, Bordeaux, Rheinwein, Sandwiche und Biskuits in reichster Auswahl! Wir waren 1000 Meter von der Küste entfernt, etwa 200 Fuß unter dem Niveau des Meeres und 150 Fuß unter seinem Grunde. Die Temperatur war warm. Wie mir der Ingenieur Beaumont versicherte, variiert das Thermometer im allgemeinen wenig; es hält sich fast immer nahe an 100, das ist die durchschnittliche Temperatur. Die Hälfte Weges war zurückgelegt, noch einmal klirrten die Gläser, ein letztes Vivat, und weiter ging es, immer tiefer unter die ungeheure Wassermenge über unsern Häuptern. Der Tunnel ist bis jetzt in einer Länge von 2000 Meter ins Meer hinaus ausgeführt.

An seinem äußersten Endpunkt, wo wir nach einer Fahrt von 25 Minuten anlangten, steht die Bohrmaschine. Wir konnten weit genug vordringen, um uns ihre Arbeit genau zu veranschaulichen. Da die Bohrung es lediglich mit Kreideschichten zu thun

hat, so sind natürlich Sprengungen aller Art ganz und gar nicht nötig. Die von Colonel Beaumont hergestellte Maschine kann in dieser geologischen Formation mit außerordentlicher Leichtigkeit und Schnelligkeit arbeiten. Darauf beruht eben der Erfolg des Unternehmens, und diese geologische Konfiguration ist eine unbedingte Voraussetzung, wenn der Vorkurschlag des ganzen Tunnels mit fünf Millionen Pstl. und fünf Jahren Bauzeit zutreffen soll. Die Bohrmaschine dringt in die Kreideschichten so ein, daß sie die Ausshöhlung von sieben Fuß Durchmesser in einem Male bewirkt. Fünfzehn Scheeren bohren sich in rotierender Bewegung in die Erdmasse ein und graben in einer Woche durchschnittlich 30—40 Meter, ein Resultat, welches mit Leichtigkeit bis auf 100 Meter erhöht werden kann. Das ausgebrochene Material wirft die Maschine in einen Behälter zurück, von dem es in die bereitstehenden Wagen verladen wird. Die Maximaltiefe des Pas de Calais in der projektierten Linie des Tunnels ist 60 Meter. Der Tunnel dagegen wird in einer Tiefe von 100 Meter unter dem Meeresniveau zu liegen kommen. Der Besuch des Tunnels dauerte eine Stunde. Durch denselben Stollen, der uns hinuntergebracht hatte, gelangten wir wieder ans Tageslicht. Unser Auge sah wieder das blaue Meer im vollsten Glanz der Mittagssonne; ein leichter Westwind kräuselte das Wasser, auf dem eine Anzahl großer und kleiner Segelboote nah und fern kreuzten bis dahin, wo Wasser und Himmel in einer Linie zusammenfallen.

Nach Osten richtete sich der Blick auf die Zinnen von Dover-Castle, im Westen gewahrte man die Häuser von Folkestone, zwischen Dover und Folkestone, also im Hintergrunde die senkrecht abfallenden Kreidefelsen. Die Natur hat hier ein rauhes, wildes, pittoreskes Aussehen und läßt nicht die fruchtbare Vegetation ahnen, welche hinter diesen steilen Wänden nach den Ufern der Themse sich ausdehnt. Nach langem Hin- und Hersuchen hatten die Techniker und Geologen diese Stelle zum Ausgangspunkt des Tunnels gewählt. Ein Landschaftsmaler hätte nicht anders gehandelt. Die bewirtende Eisenbahn-Gesellschaft konnte ihren Gästen keinen schöneren Platz als diesen für die letzte Feierlichkeit vor dem Abschied geben. Dicht am Meeresstrand war ein geräumiges Zelt errichtet, in dem eine reich geschmückte Tafel von etwa hundert Gedecken stand. Die Unterhaltung, die Reden, alles drehte sich um den Tunnel. Da überreichte ein Bote Sir Watkin eine Depesche. Lautlose Stille herrschte bei der Verlesung; das englische Handelsamt, board of trade, will Sir Watkin vor die Gerichte citieren, um sich zu verantworten wegen der unbefugten Fortsetzung der Tunnelarbeiten! Die Regierung betrachtet nämlich das submarine Terrain bis zu drei englischen Meilen fernwärts als ihr Eigentum. Kaum war die Depesche verlesen, so brachen von allen Seiten enthusiastische Protestationsrufe aus. Das liberale Ministerium hatte neben Jesländern und Konservativen noch eine neue Oppositionspartei gefunden. Die Tunnelfrage dürfte von neuem die öffentliche Meinung erregen durch den angekündigten Prozeß, der eine ebenso wichtige wie zweifelhafte Rechts-

frage zum Austrag bringen wird. Mit der Rechtsfrage hängt auch die Geldfrage zusammen, denn wenn die Gerichte der Regierung das Eigentum des submarinen Küstenstrichs zusprechen, so muß die Gesellschaft das Recht, zu bohren und zu graben, käuflich erwerben.

Wie eine Arche Noahs den Niagara-fall hinunterfährt.

Gegen 1848 oder 1849 meldeten die amerikanischen Journale, es werde ein entscheidendes Experiment gemacht, um die lange debattierte Frage zu lösen, ob irgend ein lebendiges Wesen in den Niagara-fall hinabgerissen werden könnte, ohne den Tod zu finden. Es sollte an einem festgesetzten Tage ein sehr geräumiges Schiff mit allen bekannten Tiergattungen, wilden wie zahmen, der Strömung überlassen werden, um den riesenhaften und gefährlichen Sprung in die Tiefe zu machen. Zugleich kündigten die Journale an, jeder könne für nicht mehr als einen Dollar Augenzeuge dieses merkwürdigen Experimentes sein.

Auf diese Nachricht eilten von allen Punkten der Grenze Scharen von Neugierigen herbei, ja es kamen etliche Liebhaber 200 bis 300 Stunden weit her, um diesem in seiner Art einzigen Schauspiel beizuwohnen, konnte man doch sehen, wie eine wirkliche Arche Noahs, aber ohne den Menschen, einen schwindelhaften Plump in die Tiefe machte.

Das Unglückschiff lag am Ufer. Man hörte darauf ein unbeschreibliches Stimmengewirr: Geschrei, Brüllen, Heulen, Zischen, Pfeifen, Blöden, Grunzen, was zartbesaiteten Gemüthern wahrhaft grausenhaft vorkam, während andere darüber lachten.

Als die verhängnisvolle Stunde schlug, wurden alle Tiere auf dem Verdecke freigelassen, das Schiff von einem Remorqueur in die Mitte des Stromes geschleppt und dann, nachdem man ihm einige kräftige Stöße gegeben, der reizenden Strömung überlassen. Eine Zeitlang ging die Fahrt ganz gut, dann aber, von der stets schneller werdenden Flut erfaßt, stieß das Schiff heftig gegen Klippen an und blieb zuletzt zwischen zwei großen Felsen unmittelbar am Wasserfalle stecken. Man konnte jetzt eines der merkwürdigsten und aufregendsten Schauspiele der Welt sehen. Beim Anblicke der drohenden Gefahr suchten alle Tiere je nach ihrem Naturell und ihrem Verstande, Mittel und Wege, dem Tode zu entgehen. Die Bären und die Affen stiegen in das Tafelwerk, wobei sie mit dem Auge den Abstand vom Ufer abmaßen und von Zeit zu Zeit einen ängstlichen Blick auf den donnernden Wasserfall warfen. Andere Tiere liefen auf dem Verdeck nach allen Richtungen umher. Ein Truthahn, der ganz den Kopf verloren hatte, stürzte sich ins Wasser und machte es so wie der berühmte Griboville, der aus Furcht, naß zu werden, in den Fluß sprang. Einige Tiere schienen ganz gefaßt den unvermeidlichen Tod zu erwarten, andere jammerten und winselten. Die Zuschauer lachten meistens aus vollem Halse. (!)

Länger als zwei Stunden lag das Schiff so fest; endlich packte es ein Stromwirbel von der Seite und riß es fort; bald darauf trat der letzte mit Spannung erwartete Augenblick ein: es schwebte am Rande des Wasserfalles und flog in die Tiefe.

Alle Tiere, mehrere Hundert an Zahl, verschwanden mit dem Schiffe in dem Abgrunde. Nichts tauchte wieder auf, als nur eine Ente, welche man am folgenden Tage mit keiner andern Beschädigung als einem zerbrochenen Flügel auffischte.

Diese Ente gelangte durch Kauf in die Hände Barnums, der sie als unvergleichliche Merkwürdigkeit in seinem Museum ausstellte und damit Tausende von Neugierigen anzog.

Die Erntezeiten auf der Erde.

Daß infolge der verschiedenen Zonen und der dadurch wieder bedingten verschiedenen Jahreszeiten auf unserer Erde die Getreide-Ernte in äußerst differierenden Epochen stattfindet, ist eine allbekannte That-sache; daß diese Epochen aber insgesamt mehr als drei Viertel des Jahres umfassen, und es so nur drei, ja man kann wohl sagen, nur zwei Monate giebt, in welchem nicht irgendwo auf Erden Getreide geerntet werde, dieses Faktum dürfte nicht jedermann wissen. Es ist darum vielleicht nicht ganz ohne Interesse, wenn wir in Folgendem einen Ernte-Kalender unseres Planeten hier mitteilen. In Australien, Neu-Seeland, dem größten Teile von Chili und in einigen Strichen der argentinischen Republik findet die Ernte im Monate Januar statt; im darauffolgenden Februar beginnt sie in Ostindien und wird, je weiter gegen Norden fortschreitend, im März beendet. Mexiko, Egypten, Persien, Syrien ernten im April, während dies im nördlichen Kleinasien, in China, Japan, Tunis, Algerien und Marokko sowie in Texas im Mai geschieht. Des weitern erntet man in Californien, Spanien, Portugal, Italien, Griechenland, auf Sicilien und in einigen der südlichsten Departements von Frankreich im Monat Juni. Im übrigen Frankreich, in Oesterreich-Ungarn, Südrußland und in einem großen Teile der Vereinigten Staaten von Nordamerika findet die Ernte im Juli statt und im August folgen dann Deutschland, Belgien, die Niederlande, Dänemark, New-York. Im September endlich kommen Schottland, Schweden, Norwegen, der größte Teil von Canada und Rußland an die Reihe und in den nördlichsten Gegenden des letztgenannten Reiches sowie in Finnmarken findet das letzte Einbringen der dürftigen Fehsung gar erst im Oktober statt. Es sind also allein die Monate November und Dezember, in welchem faktisch auf Erden keine Ernte-Thätigkeit vor sich geht.

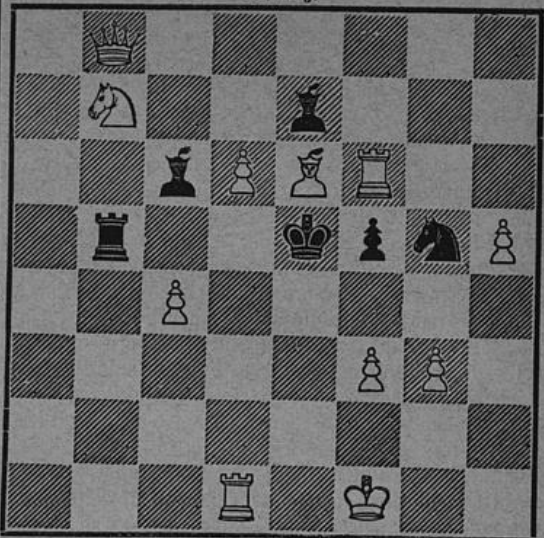
Lebfrüchte.

Es ist eine der größten Inkonsequenzen des menschlichen Geistes, daß wir auch von denen bewundert sein wollen, welche wir gering schätzen.

Beifall und Wein berauschen am meisten den, der ihrer nicht gewöhnt.

Schachaufgabe

von J. Blachuta.
Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 1 des Erzählers:

- A. 1. T a 8 — a 3 1. K e 4 — f 3
 2. L b 3 — d 5 mat.
 B. 1. 1. K e 4 — d 3.
 2. S p h 1 — f 2 mat.
 C. 1. 1. K e 4 — f 5.
 2. S p h 1 — g 3 mat.
 D. 1. 1. S p e 3 beliebig.
 2 L b 3 — c 2 mat.

Nichtig gelöst von Frä. El. W., E. W. hier und J. in Hilden.

Rätsel.

Was ist es, das den Geist erhellet
 Und schärfet seinen Blick,
 Das manches Leben doch vergällt
 Und trübet manch Geschick?

Was ist es, das das arme Herz
 Um seine Ruhe bringt,
 Und ihm nur Kummer, Gram und Schmerz
 Durch seine Macht aufzwingt?

Den Menschen quält's sein Leben lang
 Das sonderbare Ding,
 Und wer es nicht darniederzwang,
 Dess' Hoffnung ist gering.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:
 Nachtmütze.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Billerstr. 6.

Nr. 4.

Samstag, 22. Juli 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. M e l s.

4)

„Sie sagten . . .“ meinte die Generalin, Alfred gleichsam auffordernd, fortzufahren.

Er räusperte sich und machte eine letzte Kraftanstrengung.

„Außerordentlich in Anspruch nehmend und alle Mühe absorbierend . . .“

Die Baronesse mußte erkältet sein, denn sie hustete leicht, und Alfred fügte die rätselhaften Worte hinzu: „Das heißt eigentlich nicht . . . aber doch . . .“

Jetzt lächelte die Baronesse noch dazu und der unglückliche Lieutenant verlor gänzlich den Kopf.

„Eigentlich habe ich doch viele freie Zeit!“ sagte er unvorsichtiger Weise.

„So?“ — replizierte die Generalin schnell — „dann begreife ich aber wirklich nicht, warum wir Sie nicht zum öftern hier sehen?“

Die Natur, welche einem jeden Menschen den Erzeuger zum natürlichen Beschützer angewiesen, hat den Dragonern zwei Beschützer gegeben; den Vater und den Obristen! — Und da diese beiden sich für Alfred Berting in ein und derselben Person vereinigt fanden, so war es nicht außerordentlich, daß er den alten Herrn um Protektion ansuchte.

„Excellenz wissen,“ hatte er gesagt, indem er sich seinem Vater näherte — „daß — und dann überhaupt . . . wie man zu sagen pflegt . . .“

Und ganz leise hatte er geflüstert: „Die Schwadron ist umzingelt — hauen Sie mich heraus, Obrist.“

Dieser — wie bei Distelheim — war augenblicklich bereit, einem bedrängten Kameraden zu Hülfe zu eilen, aber wir wissen, daß sein Herr Sohn ihm wenige Minuten vorher einen solchen Streich gespielt hatte, daß die erste Idee die der Rückzahlung sein mußte.

„Ich kann's ihm kaum verdenken, daß er nicht härziger kommt,“ sagte er, „ich begreife, daß es ihm nicht angenehm sein wird, mit Vorwürfen, und noch dazu sehr gerechtfertigten, empfangen zu werden.“

„Vorwürfe . . . weshalb?“ fragte die Generalin.

„Aber Papa . . .“ flüsterte Alfred.

„Versteht sich — gestern erst wieder seine Schulden bezahlt — was thut er? — geht ins Kasino, spielt die ganze Nacht — versteht dermaßen

schlecht seinen Dienst, daß er heute einen fürchterlichen Rüssel von seinem Obristen bekommt . . .“

Man kann sich denken, welche verzweifelten Anstrengungen der Lieutenant währenddessen gemacht hatte, um seinen Vater zum Schweigen zu bewegen, und wie ihm zu Mute ward, als die Generalin ein langgezogenes . . . „Ah“ . . . hervorstieß und ein Blick auf ihn fiel, dessen Temperatur der des strengsten Winters in Novaja Semlja kaum gleich kam.

„Papa . . . ich bitte . . .“ stotterte er endlich.

„Schweig doch!“ flüsterte dieser mit ironischem Lächeln — „je mehr Schlechtes ich von Dir sage, desto weniger wird sie Dich selbstverständlich mit ihrer Richte belästigen.“

„So . . . ja . . . so!“ meinte der Lieutenant, aber merkwürdiger Weise auffallend kleinlaut.

„Und deshalb kommt er selbstverständlich so wenig zu uns heraus!“ fuhr der Obrist laut fort.

„So . . . also . . . so!“ sagte die Generalin, die Worte ziehend und ihren gewitterschweren Blick vor sich hin fixierend . . . „also so.“

Der Obrist hatte seinen Sohn etwas auf die Seite gezogen: „Siehst Du,“ sagte er, „wie wir aus der alten Schule zu manövrieren verstehen! — Jetzt hab' ich Dir Luft geschafft — jetzt läßt sie Dich mit der Heirat in Ruhe! . . . Und mich auch!“ fügte er innerlich hinzu.

„Sie hätten aber nicht . . .“

„Jetzt schnell zum Retirieren geblasen und Schwadron Galopp — verstehst Du?“

Alfred schaute sich um. — Die Baronesse hatte der Gesellschaft den Rücken gewendet und beschäftigte sich mit einem Blumenstod.

„Excellenz werden gütigst verzeihen, wenn ich mich nach der Stadt zurückbegebe!“ sagte Alfred.

„Ich habe die Ehre, Herr Lieutenant,“ erwiderte die Divisionärin kalt, indem sie die rechte Hand an die Spitzekrause ihrer Haube legte.

Einen Händedruck seinem Vater — eine verlegene Verbeugung vor der Baronesse, welche von dieser mit einem stummen Kopfnicken beantwortet wurde — und Alfred von Berting hatte das Zimmer verlassen.

„Geh' in den Garten!“ kommandierte plötzlich die Generalin — und Sophie, welche wohl wußte, daß dieser peremptorische Befehl an sie gerichtet sei, wiederholte der Hausfritze gemäß: „Ich gehe in den Garten,“ lächelte dem Obristen zu und verließ augenblicklich das Gemach.

Es ist wahrscheinlich, daß der Obrist eine vage Ahnung hatte von dem, was nun kommen würde, denn auch er schickte sich an, das Feld zu räumen, doch ein „Auf ein Wort, Obrist!“ hielt ihn auf seinem Platz zurück.

Sie ging wie die Statue des Commandeurs auf jenen zu.

„Obrist.“

„Excellenz.“

„Die Sache ist klar.“

„Scheint mir auch“ — und innerlich fügte er hinzu: „gescheiter Gedanke gewesen, sie aufzuklären!“

„Das ist ja . . . gräßlich, was Sie mir da erzählten!“

„Hm, hm!“

„Und dabei sind Sie ruhig!“

„Hm . . . Schulden — Excellenz fragten vorhin, was er denn machen sollte, wenn er keine Schulden machte . . .“

„Ich meinte das ganz anders!“

„So . . . so!“

„Den Dienst vernachlässigen — Spielen — öffentliche Klagen.“

„Hm . . . hm . . . hm!“

„Aber wissen Sie denn nicht — Sie, der Sie da so ruhig dastehen, wie es einem Vorgesetzten des Inculpaten, der nebenbei noch Vater ist, gar nicht geziemt — wissen Sie, wie weit der junge unerfahrene Mensch es auf dieser Bahn bringen kann?“

„Hm . . .“ meinte jener gelassen — „einige haben es nur bis zum Obristen gebracht — andere aber bis zum Generallieutenant und Divisions-Commandanten!“

Ein Blitz schoß aus den Augen der Generalin, zumal da sie an einem nicht mißzuverstehenden Lächeln unter dem Schnurrbart Bertings wohl begriffen hatte, wen er mit diesem andern, der es bis zum Divisions-Commandanten gebracht hatte, meine und sie noch mit Schauern daran dachte, wie oft die Erzählung ihrer Lieutenants-Abenteuer sie von ihrem Seligen und dem Obristen skandalisiert hatte.

„Auf jeden Fall kann das nicht so bleiben,“ brauste sie endlich heraus, indem sie noch einen Schritt sich dem Obristen näherte.

„Wünsche es auch nicht!“

„Und was werden Sie dagegen thun?“

„Gar nichts!“

„Was? — hab' ich recht verstanden?“

„Vortrefflich! ich wiederhole es: gar nichts! — Das heißt, wo und wann ich ihn zu sehen bekomme, werde ich ihm tüchtig die Epistel lesen, hege jedoch die feste Ueberzeugung, daß es nichts helfen wird, ebenso wie es auch — wie ich mich dessen genau entsinne bei . . . andern nichts geholfen hat.“

„Bitte, mich vor allen Dingen mit Ihren Erinnerungen zu verschonen! Und das ist Ihr letztes Wort?“

„Welches? . . .“

„Daß Sie gar nichts thunwollen, um die excedierende Lebensweise Ihres Sohnes zu remedieren?“

„Bah . . . excedirend! . . . Wenn von Dragoner-Lieutenant ist, eiren reichen Vater hat — Excellenz

sagten ja selber: was soll man denn machen als Schulden?“

„Ich will nicht mit Ihnen streiten, obgleich Sie wie gewöhnlich außerordentlich dazu aufgelegt erscheinen! Noch einmal frage ich Sie und bitte um eine kategorische Antwort. Haben Sie einen Plan, um die Lebensweise Ihres Sohnes zu ändern?“

„Aber was für einen Plan denn? — Ich verstehe Sie gar nicht.“

„Ja oder nein?“

„Man macht doch solch einer Lappalie halber keinen Feldzugsplan.“

„Ja . . . oder nein?“ und diesmal stampfte sie schon hörbar mit dem Fuße auf den Boden.

„Nun . . . zum Kuckuck . . . nein!“

„Wohl denn! Ich habe Ihnen als Vater, wie sich's gebührt, den Vorrang gelassen, da Sie aber eingeständenermaßen erklären, nicht selbständig operieren zu können, so trete ich in die Aktion!“

„Sie wollten . . .“

„Es ist meine Pflicht, die es erheischt! Der Lieutenant darf keine Schulden mehr machen . . .“

„Mir recht!“

„Muß diesen extravaganten Lebenswandel aufgeben — seinen Dienst pflichtgemäß versehen . . .“

„Dagegen habe ich nicht das Geringste.“

„Wirklich nicht? Ich glaubte, daß Ihre Manie des Widerspruchs . . . Doch genug! Um dieses Resultat zu erzielen, gibt es nur ein Mittel.“

„Und das kennen Excellenz?“

„Das kenne ich und werde es anwenden!“

„Da bin ich aber doch wirklich neugierig . . .“

„Ein einfaches, aber probates Mittel, worauf man beim Regimente freilich nicht fällt, was man mir in . . . höheren Chargen zu erkennen Gelegenheit und klaren Blick hat.“

„Und dieses Mittel? — Sie spannen mich auf die Folter!“

Die Generalin stellte sich kerkengerade vor den Obristen hin und, in Blick und Geste den ersten Konsul Bonaparte beim Uebergang über die Alpen kopierend, erhob sie den rechten Arm und sagte: „Er heiratet meine Nichte!“

Dann — nachdem sie sich noch einige Sekunden lang an dem Anblick des Dastehenden geweidet hatte, machte sie rechtsumkehrt und festen, energischen Schrittes verließ sie das Zimmer.

Wahrlich, das war ein Unglückstag für die Bertingschen Dragoner! — Wie schmächtig waren die Combinationen des Obristen durchkreuzt worden, der, um von dieser Heiratsgeschichte ein für alle Male befreit zu sein, das Vertrauen seines Sohnes gemißbraucht und ihn dem Zorne und der Entrüstung der Generalin preisgegeben hatte! — Und jetzt hing die Geschichte viel energischer wie ehe- dem ganz von neuem wieder an.

Die Generalin hatte schon ganz Recht! Nur die höchsten Chargen verstehen die höhere Taktik richtig — wie spielend hatte sie das Schlachtfeld behauptet und die schwere Kavallerie davon vertrieben!

Ein Unglückstag für die Bertingschen Dragoner, denn auch Alfred fluchte auf seinem Rosse und biß

sich in den Schnurrbart vor Zorn, obgleich er doch eigentlich noch gar nichts von dem Urteilspruch, welchen die Generalin über ihn gefällt, wußte, und seine Schulden bezahlt waren.

Aber er ärgerte sich dennoch — und ganz ungeheuer!

(Fortsetzung folgt.)

Die „Ellen“ vom Rheine.

Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben:
Gefegnet sei der Rhein!

Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein.

So sang im vorigen Jahrhundert Matthias Claudius, der wackere „Wandsbeker Bote“ und kaum konnte man mit schlichtern und dabei so treffenden Worten den großen Vorzug hervorheben, den der Rhein vor allen andern großen Strömen voraus hat, nämlich, daß an seinen Ufern der beste Wein der Welt wächst. Um dieses Vorzuges willen ist der Vater Rhein schon lange vor dem Wandsbeker Sänger von den Poeten gepriesen worden und letzterer Umstand beweist wiederum, wie alt schon der Weinbau am herrlichsten Ufer der deutschen Ströme ist. In der That wurde der Weinbau bereits unter Karl dem Großen eingeführt, ja schon zur Zeit der Römer wurde am Rhein Weinbau getrieben, der jedoch durch die Stürme der Völkerwanderung wieder vernichtet wurde. Erst Karl der Große sorgte, wie schon erwähnt, wieder für das Aufblühen der Weinkultur am Rheine, indem er namentlich Burgunderreben, die ausgezeichnet gediehen, dorthin verpflanzen ließ, und im Laufe der Zeit entwickelte sich der Weinbau an den Ufern unseres herrlichsten vaterländischen Stromes trotz mannigfacher Stürme zu seiner heutigen hohen Blüte.

Wenn man von Rheinweinen spricht, so werden darunter eigentlich nur die im sogenannten Rheingau erzeugten Weine verstanden, im weitern Sinne des Wortes kann man zu den Rheinweinen jedoch auch die Weine Badens, des Elsaß, der Pfalz, der Bergstraße, der Mosel, der Ahr und des Unterrheines rechnen. Was zunächst die erstere Gruppe anbelangt, so unterscheidet man bei den eigentlichen Schaumweinen drei Hauptgruppen; zur ersten gehören die Gewächse von Schloß Johannisberg, von Steinberg, Rauenthal, Markobrunn, Rüdesheim, Gräfenberg, Geisenheim, Almannshausen, Hochheim; zur zweiten Gruppe rechnet man die Weine von Deßloch, Bischofsberg, Hattenheim, Dorf Johannisberg, Winkel-Hasensprung u. s. w.; zur dritten Gruppe gehören die Gewächse von Erbach, Walluff, Eltville, Schierstein, Lorch, Mittelheim u. s. w.

Als König aller Rheinweine gilt der Schloß Johannisberger, welcher auf dem etwa 150 Fuß hohen Schloßberge von Johannisberg, zur Zeit der fürstlich Metternichschen Familie gehörig, wächst. Der Johannisberger war schon im 13. Jahrhundert ein berühmter Wein, dessen Pflege sich die Benediktiner-Mönche, deren Abtei zu jener Zeit an der Stelle des nachmaligen Schlosses stand, angelegen sein

ließen. In den spätern Kriegsnöten wurde der Bau des Johannisbergers vernachlässigt, erst der österreichische Staatskanzler Fürst Metternich, welcher Johannisberg als Dotation vom Wiener Kongreß erhielt, wandte dem dort wachsenden Weine wieder große Sorgfalt zu. Die feinste Auslese heißt Kabinettswein und wird hiervon die Flasche mit 20 bis 40 Mark bezahlt. Der Schloß Johannisberger zeichnet sich durch große Reinheit, köstliches Bouquet und höchst angenehmen Geschmack aus. Da dieser Wein nur auf einer Fläche von 16 Hektar gebaut wird, so ist es begreiflich, daß nicht alle Weine, welche unter der Etiquette „Schloß Johannisberger“ in die Welt gehen, gerade auf dem Schloßberge gewachsen sind.

Der Steinberger, welcher auf der preussischen Domäne Steinberg auf einer Fläche von etwa 20 Hektar wächst, übertrifft in guten Jahren den Johannisberger noch an Feuer, doch steht er ihm an Aroma nach; im Preise kommt der Steinberger Kabinettswein dem Johannisberger ziemlich gleich. — Der Rauenthaler wächst an der Straße von Walluff nach Schwalbach und ist erst in neuester Zeit durch verbesserte Kultur zu hohem Rang erhoben worden; seit dem Frankfurter Fürstentkongreß von 1863 heißt er auch Fürstenwein, weil die Stadt Frankfurt ihre hohen Gäste mit Rauenthaler bewirtete. — Der Markobrunner, welcher zwischen Erbach und Hattenheim gebaut wird, zeichnet sich durch außerordentlich liebliches Bouquet aus und ist sehr kräftig. — Zu den edelsten Rheinweinen gehört auch der Rüdesheimer, der ebenfalls sehr kräftig, und von edelstem Dufte ist. Auch der Geisenheimer, zwischen Winkel und Rüdesheim, dicht am Rheine wachsend, zeichnet sich durch feines Aroma und durch milden, süßwürzigen Geschmack aus. — Der rote Almannshäuser, der „deutsche Burgunder“, wächst an den südlichen Abhängungen des Niederwaldes; sein Rebsag besteht aus blauen Burgundertrauben und besitzt dieser Wein in der That oft eine überraschende Ähnlichkeit mit dem Chambertin-Burgunder. Der Almannshäuser charakterisiert sich durch den ihm eigentümlichen Mandelgeschmack und hohen geistigen Gehalt, doch kommen die besten Sorten nur sehr selten in den Handel. Zu den edlern Rheinweinen wird ferner noch der Hochheimer gerechnet, welcher auf den südlichen Abhängen des Taunusgebirges gedeiht; derselbe ist von alters her so berühmt, daß unter seinem Namen in einem großen Teile der Welt alle deutschen Weine gehen. Die den Hochheimer auszeichnenden Eigenschaften sind ein erfrischender, kräftiger Geschmack und eine ungemeine Haltbarkeit, hauptsächlich aber ein höchst aromatischer Wohlgeruch, durch welchen der Hochheimer beinahe alle übrigen Weine übertrifft.

Die Weine der zweiten und dritten Gruppe, der eigentlichen Rheinweine stehen den eben angeführten Weinen ersten Ranges sowohl an Bouquet wie auch an Geschmack und innerm Gehalt mehr oder minder nach und sind daher meist als gute Tischweine zu betrachten, doch finden sich z. B. unter dem Dorf-Johannisberger noch sehr edle Sorten; diese Weine mindern Ranges wachsen von der Gegend um Almannshausen an bis etwa nach

Gaub. Die Weine des Unterhaines, welche von Coblenz bis Bonn gebaut werden, sind meist feurig und kräftig, entwickeln aber nur wenig Bouquet.

Zu den Rheinweinen im weitern Sinne des Wortes gehören zunächst die Weine Rheinhessens und der Bergstraße, von denen die bei Bensheim, Auerbach, Heppenheim, Mainz und Worms erzeugten Gewächse die bekanntesten sind; diese Weine sind von sehr verschiedener Güte; meist fehlt es ihnen an Bouquet. Der edelste derselben genießt unter dem Namen Liebfrauenmilch eines weit verbreiteten Rufes und wächst bei Worms auf den Ruinen eines Klosters (Liebfrauenstift), von welchem nur die Kirche geblieben ist, auf einem Terrain von $\frac{3}{4}$ Hektar Kiesboden. Der in dem angrenzenden, $\frac{3}{4}$ Hektar großen Kapuzinergarten und auch auf $\frac{2}{3}$ Hektar andern Weingeländes wachsende Wein gilt schon nicht mehr als ganz echt. Liebfrauenmilch ist ein Wein voll feiner Würze, Blume, Lieblichkeit und Wohlgeschmack, doch fehlt es ihm an Kraft und Feuer. Uebrigens werden fast alle Wormser Weine, selbst die in den ungünstigsten Lagen, mit dem Namen Liebfrauenmilch getauft. Von andern bessern Weinen Hessens sind noch zu nennen der Mersteiner, Scharlachberger, Laubenheimer und der Oberingelheimer, ein Rotwein, der sich besonders durch sein Feuer auszeichnet.

Einen hervorragenden Platz unter den an den Ufern des Rheins gebauten Weine nehmen auch die Pfälzer Weine ein, welche nur sehr wenig Säure enthalten und im allgemeinen von sehr angenehmem Geschmacke sind, bloß hinsichtlich des Bouquets und des Geistes stehen sie den wenigen deutschen Edelweinen ersten Ranges nach. Die bekanntesten Pfälzer Weine sind Forster, Deidesheimer, Wachenheimer, Dürkheimer, Ungsteiner u. s. w. Was endlich die badensischen und elsässischen Weine anbelangt, so sind dieselben meistens nur sogenannte Landweine von mittelmäßiger Qualität, immerhin verdienen von den erstern der Affenthaler, ein guter Rotwein, sowie die im badensischen Oberlande, Freiburg u. s. w. gebauten und mit dem Kollektivnamen Marktgräfler belegten Sorten hervorgehoben zu werden.

So haben wir denn, wenn auch nur sehr flüchtig, alle die Stätten durchwandert, deren Namen das Herz des Rheinweintrinkers höher schlagen lassen und an denen die Pflege des edelsten aller Weine der Welt hoffentlich auch noch in den fernsten Zeiten blühen wird. Darum, ihr wackern Zecher:

Schaut! In dem Becher
Glänzt perlender Wein —
Auf dem, ihr Zecher,
Es lebe der Wein!

Ewig soll unser Wahlspruch es sein:
Bivat der Rhein und mit ihm sein Wein!

Das menschliche Auge.

Einer sehr geistreichen Arbeit über das menschliche Auge, die von dem Augenarzte Dr. Herfing (Enefsche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart) ver-

öffentlicht wurde, entnehmen wir folgende hochinteressante Stellen.

Die Stellung der Augen gewinnt nur in ihrem Verhältnis zur Umgebung einen Ausdruck, ja in den meisten Fällen tragen nur Lider und Brauen allein die Schuld am Ausdruck der Augen. Lider und Brauen und die zwischen den beiden letztern gelegene Partie müssen als zum Auge gehörig betrachtet werden, wenn es sich um die Erklärung eines Blickes handelt. Diese Teile können durch zahlreiche Muskelbündel hin und her verschoben und bewegt werden. Das Öffnen und Schließen des Auges wird hauptsächlich durch Erhebung und Senkung des obern Lides bewerkstelligt. In dem Maße, in dem das obere Lid erhoben wird, wird auch die Hornhaut freier, leuchtender und glänzender. Darin beruht die Größe des Auges, nicht in der Größe des Augapfels. Solche weitgeöffneten Augen haben die Kinder, in denen noch kein anderer Ausdruck ausgeprägt ist, wie der der Neugierde, die Welt, die sich ihnen aufthut, kennen zu lernen. Ein großes, weit offenes Auge ist auch das Charakteristische geistig bedeutender Männer. Was bei den Kindern Neugierde, ist hier Wißbegierde. Wird die Lidspalte zu weit aufgerissen, so daß über dem Sterne auch noch das Weiße zu tage tritt und zur Erhebung des obern Augenlides auch noch der Stirnmuskel zu Hilfe gezogen wird, so macht das den Eindruck alberner Wichtigthuerei, eingebildeten Dünkels. Plötzliches rasches Erheben des obern Lides bedeutet innere Aufregung, sei sie Erstaunen oder Ueberraschung, Glück oder Sinnlichkeit, Haß oder Zorn. Bei diesen Bewegungen wird die Pupille größer, das Leuchten der Augen verstärkt. Ein herabgefunkenes Lid, welches das Auge kleiner macht, giebt den Ausdruck der Gleichgültigkeit, geistigen Ermüdung und Erschlaffung. Tritt zu träge oder schlaff herabhängenden Lidern das deutliche Bestreben hinzu, durch Emporziehen der Augenbrauen der erschlafften Kraft des Lidhebers nachzuhelfen, so macht das den Eindruck des geistlosen, blöden, stumpfsinnigen Menschen. Auch der Blasierte, dem es nicht der Mühe wert ist, mehr zu sehen, als gerade zum Dasein notwendig ist, hat ein solches Auge. Dide Leute mit starkem Fettpolster haben oft auch dicke, herabhängende Augenlider und infolge dessen kleine, sogenannte Schweinsaugen, ohne deshalb gerade blöde zu sein. Es fehlt ihnen eben durch die Unmöglichkeit einer Verschiebung der durch pralle Fettpolster angespannten Hautdecke jeder Ausdruck des Auges. Auch Kurzsichtige, die keine Brille tragen, haben kleine, halbgeschlossene Augen, jedoch nicht aus geistiger Ermüdung, sondern um die Zerstreuungskreise zu verkleinern, um deutlicher zu sehen. Richten wir den Blick scharf in die Ferne oder schützen wir das Auge vor zu greller Beleuchtung, dann werden die Brauen in horizontaler Richtung nach der Nasenwurzel zu gezogen. Werden die Brauen zusammen und zugleich in der Mitte in die Höhe gezogen, dann bekommt das Auge einen kühnen, energischen, entschlossenen Ausdruck. Tritt zu dieser Muskelaktion noch eine Kontraktion des Stirnmuskels hinzu, so daß sich über der Nasenwurzel quer verlaufende parallele Falten bilden, während an der Schläfe die Braue mehr

herabgedrückt und zugleich das obere Lid so weit in die Höhe gehoben wird, daß das Weiße über dem Sterne sichtbar wird, so entsteht der Ausdruck der Angst, des Entsetzens, der Verzweiflung oder des tiefsten Schmerzes, wie wir ihn in der Laokoongruppe finden. Werden die Brauen, statt in die Höhe, mehr nach unten zusammengezogen, wodurch sich Falten in der Haut über dem Nasenrücken bilden, dann erhält das Auge einen mürrischen, verdrießlichen, sorgenvollen Ausdruck. Werden die Augen bei dieser Formation der Brauen parallel nach oben gerichtet, so ist der Ausdruck ein kummervoller. Fliegt aus der so gebildeten Umgebung ein kurzer Seitenblick heraus, so ist dadurch Heimtücke, Hinterlist oder Verachtung ausgedrückt. Bei stärkerer Thätigkeit der hier wirkenden Muskeln werden die Brauen noch mehr in der Mitte nach unten gezogen, die Deckfalte wulstet sich völlig vor, legt sich über den Stern und umschattet, umwölkt ihn: es ist der zornige, drohende Ausdruck. Durch Kontraktion der Muskeln entsteht hierbei eine Stauung der Blutzirkulation und so die bekannte blaue Ader auf der Stirn.

Durch das untere Augenlid werden mehr die heitern, vergnügten Ausdrucksformen hervorgebracht. Durch eine Kontraktion der untern Hälfte des Lidmuskels wird das untere Lid in die Höhe geschoben und der Lidrand an den Stern angelehnt. Verbinden wir mit dieser Aktion eine leichte Erhebung der Blicklinie, so haben wir den Ausdruck der Eitelkeit; durch eine Senkung der Blicklinie kommt der wohlwollende teilnehmende Ausdruck zu stande.

Werden die Sehlinien in paralleler Richtung nach oben gerichtet, so bekommt das Auge einen betenden oder dankbaren Ausdruck. Tritt zu der Kontraktion der untern Partie des Lidmuskels noch eine Wirkung des Wangenmuskels, so haben wir den vergnügten Ausdruck. Kontraktion der äußern Hälfte des untern Lidmuskels und dadurch Zusammenziehen des äußern Augenwinkels bedingt den schelmischen gutmütig verschmitzten Ausdruck, Kontraktion der innern Partie dieses Muskels, wodurch das untere Lid schräg nach innen in die Höhe gehoben wird, den verliebten Ausdruck, dem durch Bewegung des Augapfels oder durch Hebung oder Senkung des obern Lides je nach Bedürfnis die verschiedensten Nuancen gegeben werden können. Durch die Muskelthätigkeit am untern Lide wird bei diesem Blicke zugleich der Abzugskanal für die Thränen momentan zusammengepreßt, die Thränen sammeln sich infolge dessen im Thränensee und die Augen erhalten dadurch den bekannten feucht schimmernden Ausdruck. Die nach der Schläfe ausstrahlende, horizontale Faltenbildung am untern Lide mit weit geöffneten, lustig glänzenden Augen ist fast eine konstante Erscheinung bei alten, fidelen Zechbrüdern, und wenn wir eine tolle Nacht durchjubelt haben, zeugt noch am andern Tage eine seröse Ausschwellung im lockern Gewebe der untern Lidhaut von allzu großer Anstrengung der beim Lachen wirkenden Augenlidmuskeln. Augen, die für gewöhnlich gar keinen Ausdruck haben, die vollständig neutral, teilnahmslos, matt erscheinen, denen wir natürlich unschön, weil ausdruckslos, und noch könnten auch solche Augen sofort Interesse bei

uns erwecken, wenn ihr Besitzer zu reden oder sich zu unterhalten anfängt. Die Schönheit des Auges beruht eben nicht auf dessen Farbe oder andern angeborenen, unveränderlichen Eigenschaften des Augapfels, sondern die Bewegung allein, sein Ausdruck ist es, durch den ein Auge schön und interessant erscheint.

Das Kochsalz in Bezug auf seine Nützlichkeit, Verfälschung und die Merkmale seiner Güte.

„Ihr seid das Salz der Erde! Wenn nun das Salz dünn (dunpff) wird, womit soll man salzen?“ Diese Worte richtete bereits vor mehr als 1800 Jahren Christus an seine Jünger. Und wohl mancher geneigte Leser hat dies gehört oder nachgesprochen, ohne weiter über die Wichtigkeit dieses Beispiels nachzudenken, oder ohne zu ahnen, welche wichtige Rolle das Salz im menschlichen Leben spielt. Nicht viele wissen, daß das Salz das unumgängliche Bedürfnis für unser Leben, unsere Ernährung und gesunde Saftmischung ist. Das Kochsalz ist ein Bestandteil unserer Organe, in unserm Blute bildet es allein 62 Prozent der darin vorhandenen festen Teile; es findet sich in unserm Knorpel, in unserm Ab- und Aussonderungen, im Schweiß, in den Thränen, in der Galle, im Speichel, im Urin. Es muß darum sehr wichtig für das Leben sein, sonst würde die Natur es nicht so reichlich und vielfältig eingemischt haben. Da wir aber diesen Lebensstoff in jedem Augenblicke durch unsern Stoffwechsel in großer Menge verlieren, so folgt daraus, daß wir durch stets neue Zufuhr den Verlust ersetzen müssen, damit das Blut nicht arm an Kochsalz und dadurch in die Gefahr abnormer Mischung gebracht werde, oder gar die Gesundheit oder das Leben gefährdet werden. Denn Ernährung und Ausbildung der äußern Erscheinung bei allen lebenden Wesen, mögen sie Pflanzen oder Tiere sein, erfordern eben die Anwesenheit und Mitwirkung des Kochsalzes; wo es fehlt, da verkümmern Leib und Leben. Würde man einem Tiere oder Menschen alles Kochsalz entziehen, wie man es wohl bei zum Tode verurteilten Verbrechern des Altertums gethan hat, so wäre das auch jetzt sein gewisser Tod, denn bei völlig salzloser Nahrung stirbt der Mensch in kurzer Zeit, unter großen Qualen und in einer Art von Verwesung bei lebendigem Leibe. — Aus diesem Grunde muß stets der durch die Absonderungen herbeigeführte Verlust an Salz wieder ersetzt werden und diesen Ersatz hat die Küche zu leisten.

Wenn wir die Küche nicht als ein Institut ansehen, welches nur dem wandelbaren Geschmack, den Genüssen und Launen des Gaumens fröhnen soll, sondern vielmehr als eine Anstalt, worin mittelst einer richtigen, mit Bewußtsein der Gründe geschehenden Wahl und Zubereitung der zur Nahrung dienenden Stoffe, dieselben nicht nur angenehm genießbar, sondern auch fähig gemacht werden sollen, den Anforderungen des organischen Lebens und Stoffwechsels zu entsprechen, so deutet dies das Kochsalz recht augenfällig an, denn es ist nicht nur Gewürz und Kochwasser-erhaltungsmittel, wofür man es gewöhnlich in der

Küche hält, sondern es ist Lebensbedürfnis und soll sowohl als Salz in das Blut eingeführt werden, als auch eine wichtige Rolle bei der Verdauung spielen, indem es das beste Beförderungsmittel derselben ist, die eiweißstoffigen und fettigen Stoffe auflöst, das Blut leicht flüssig erhält, die Absonderungen anregt und in den Bau der Organe übergeht.

Je mehr die in einem Volke, einer Gegend gebräuchlichen Nahrungsmittel, natürlich eingemischtes Kochsalz enthalten, desto weniger braucht die Küche hinzuzufügen und um so schwächer ist das natürliche instinktmäßige Verlangen danach. So gibt es Tiergattungen und Völker, welche ein außerordentlich starkes, andere, welche ein sehr mäßiges Salzbedürfnis haben. So wie das Wild begierig die Salzquellen aufsucht und am Steinsalze leckt, das Schaf nicht ohne Salz gedeihen würde, so sucht auch mancher wilde Indianerstamm, welcher keine Salzquellen findet, oder die Gewinnung des Salzes aus der Erde nicht kennt, oder nicht weiß, daß es seiner Nahrung künstlich zugefügt werden darf, das salzige Seewasser auf, in das er seine zu verzehrenden Fische eintaucht, so bitter auch das Meeressalz schmeckt, da es mit Magnesia gemischt ist. — Indem der Samojebe, überhaupt der Polarländer, seine von Salz durchdrungene Fischnahrung zu sich nimmt, befriedigt er ein unbekanntes Bedürfnis seiner Existenz gedankenlos und fühlt kein weiteres Verlangen nach Salz.

Daraus erklärt sich auch, warum die nördlichen Russen in Borozow gar kein Salz zu allen ihren Speisen hinzusetzen, obgleich die Regierung es dort in großen Magazinen sammelt, während der Bewohner des innern Afrikas, dessen Nahrung an sich salzern ist, das Salz wahrhaft verschwenderisch hinzugefügt und mit wahrer Wollust verzehrt. Immer jedoch ist das Salzbedürfnis von dem Verluste, den das Blut durch seine Absonderungen an diesem unentbehrlichen Bestandteile erleidet, abhängig, und Vermehrung der Abscheidung von Schweiß, Thränen, Galle, Harn u. c. macht immer das Salzbedürfnis reger.

Es ist eine Erfahrungssache, daß die Salzsäure eine die Verdauung befördernde Kraft hat; wir finden im Magen zur Zeit der Absonderung des Verdauungsaftes wirklich einen Teil freier Salzsäure. Da sich das Kochsalz im Magen teilweise zerlegt, so verbindet sich auch ein Anteil Chlor wieder mit Wasserstoff zu Salzsäure und diese unterstützt nun die verdauende Kraft des Magensaftes, abgesehen davon, daß die Kochsalzlösung selbst die verdauende Zerlegung der Speisen begünstigt. Da das Kochsalz das Eiweiß und den Faserstoff in einen dünnflüssigeren, mithin dem Stoffwechsel zugänglichen Zustande erhält, so wird es zugleich allen Personen ein wohlthätiges Lösungsmittel werden, die an Neigung zu Blutverdickung leiden, wie bei schwachen Leberfunktionen, Hämorrhoidalstörungen, Hypochondrie, Vollblütigkeit bei sitzender Lebensweise und schlechter Atmung, Neigung zu Entzündungen infolge von Blutverdickung u. c. Solche Personen können immerhin stark gefalzene Speisen genießen und ihre Küche wird durch das Kochsalz zu einer Apotheke für sie.

Das Salz ist der Küche aber nicht nur als Gewürz, Lösungs- und Verdauungsmittel unentbehr-

lich, sondern auch als ein sehr wirksamer Stoff, um Fäulnis und Verwesung aufzuhalten. Die Küche hat von dieser Eigenschaft schon längst und vielfach Gebrauch gemacht, indem sie Fleisch, Fische, Gemüse, wie Kohl einsalzt, um sie zur allmählichen Benutzung in der Winterzeit in einem Zustande zu erhalten, welcher der fäuligen Zerlegung widersteht.

Bei der großen Wichtigkeit des Salzes ist es aber nun auch nicht gleichgültig, daß die Küche ein gutes Salz besitzt.

Unter Salz im allgemeinen versteht man krystallinische Körper, welche aus der chemischen Vereinigung einer Säure mit einer Base (d. h. einer nicht sauren Substanz, welche aber Neigung hat, sich mit Säuren zu einem neuen Körper, der weder die Eigenschaft der Säure noch der Base hat, zu verbinden) hervorgegangen ist. Der basische Körper des Kochsalzes ist ein alkalisches Metall, Natrium genannt, die Säure ist Chlorwasserstoffsäure, im bürgerlichen Leben auch Salzsäure genannt, und nach frühern Ansichten hieß Kochsalz: salzsaures Natron. Natron ist eine Verbindung des Elements Natrium mit Sauerstoff, ein Oxyd, und da die Salzsäure aus Chlor und Wasserstoff besteht, also aus zwei Elementen, und solche zweifache (binäre) Vereinigung sich nur wiederum mit binären Körpern verbinden können, so müßte das Natrium erst Natronoxyd werden, um für die Säure Verwandtschaft zu erhalten. Es hat sich aber herausgestellt, daß die Vereinigung der Basen mit Säuren, die man Wasserstoffsäuren nennt, wo der Wasserstoff die Rolle des Sauerstoffs vertritt, noch eine eigentümliche, chemische Modifikation erleidet, daß der Sauerstoff des Oxyds sich mit dem Wasserstoff Säure zu Wasser verbindet, daß hier beim Entstehen des Kochsalzes Chlor und Natrium frei werden und sich zu Chlornatrium, das ist Kochsalz vereinigen. Da nun jedes Salz seine besondere Krystallform hat, so stellt sich auch das Kochsalz darin dar, und zwar als Würfel. Wer Gelegenheit hat, eine Saline zu besuchen, wo das salzhaltige Wasser, Sole, in den Siedepfannen abgedampft wird, kann beobachten, wie an der Oberfläche, wo das Wasser verdunstet, die kleinen Krystallwürfel sich in viereckiger Trichterform, treppenartig an- und untereinander ansetzen. Köst man etwas Salz in Wasser auf und läßt dieses langsam verdampfen, so scheiden sich die Salzwürfel wieder aus und wachsen zusehends größer.

Jedes gute Kochsalz muß krystallinisch glänzend sein, die Gestalt kleiner Würfel erkennen lassen, weder bitter schmecken noch unangenehm riechen, nicht feucht sein und, auf Fließpapier gelegt, dasselbe nicht nassen, muß im Feuer oder auf heißer Herdplatte stark knistern, als Zeichen, daß das darin befindliche Krystallisationswasser explodiert, und muß sich in heißem sowohl wie in kaltem Wasser völlig ohne Bodensatz auflösen, wenn man 1 Lot Salz in 2 $\frac{3}{4}$ Lot Wasser thut und dasselbe umrührt, denn 2 $\frac{3}{4}$ Lot heißes oder kaltes Wasser lösen gerade 1 Lot Kochsalz auf und was man mehr hineinthut, bleibt ungelöst am Boden liegen. Man nennt diesen Sättigungsgrad des Wassers, der bei verschiednen Salzen verschieden ist und auch von der Tempe-

ratur abhängt. Alles Salz, welches grünlich, glanzlos, nicht schön weiß, vielmehr grau, undurchsichtig und körnig ist, oder sich leicht an der Luft verändert, triübe und feucht wird, muß als schlechtes, unreines oder verfälschtes Salz betrachtet werden.

Man hört so oft die Klage, daß das käufliche Salz nicht gehörig salze, daß man große Mengen verwenden müsse, daß es sich nicht völlig auflöse, unangenehm bitter schmecke oder im Behälter an der Luft zu Klumpen zusammenliege, in diesem Falle ist meistens auf unpassende Vermischungen zu schließen. Gewöhnlich enthält das Kochsalz eine Beimischung von Glaubersalz, schwefelsaurem Natron, das in kleinen Quantitäten freilich schon in freier Natur hinzugekommen sein kann, das aber in größerer Menge stets durch mangelhafte Fabrication entstanden ist. Es macht das Salz bitter und leicht feucht, was auch der Fall ist, wenn es Magnesia oder salzsauren Kalk enthält. Es kommt schlechtes, entweder bitteres oder nicht ganz auflösbares Salz vor, welches größere Mengen Gips, Kalk, Sand, Alaun, sogar Seesalz in verfälschter Weise enthält. Gips findet man öfters und man kann es mit bloßem Auge nicht erkennen, wenn er bis zu fünf Prozent beigemischt ist; ein stärkerer Zusatz jedoch gibt dem Salze ein körniges glanzloses Aussehen. Im Wasser fällt dann der Gips als unlöslicher Bestandteil zu Boden und auch das Wasser bleibt nicht ganz hell, wie es bei reinem Salze sein soll. Es ist überhaupt eine tadelnswerte Gewohnheit in mancher Haushaltung, daß Salz in einem zerriebenen, fast pulverisierten Zustande als sogenanntes „Tafelsalz“ einzukaufen, eine Erfindung betrügerischer Verkäufer, denn hier kann Gips, Kalk, alles Mögliche beigemischt werden, ohne dem Auge gleich bemerkbar zu sein. Kauft man aber deutlich krystallisiertes Salz, so wird man leicht fremde Beimischungen, wenn auch nicht gleich das etwa beigemischte Glaubersalz erkennen, das aber der bittere Geschmack verrät.

Jede gute Küche sollte instande sein, ihr wichtigstes Material, ohne das kaum etwas geschehen kann und das für das Lebensbedürfnis der aus ihr Gespeisten so bedeutungsvoll ist, selbst zu prüfen, und dies ist nicht schwer. — Glaubt man aus Geschmack, Ansehen, geringer Wirkung oder Unlöslichkeit auf ein schlechtes oder verfälschtes Kochsalz schließen zu müssen, so verschafft sich durch folgende Prüfungsweise ein sicheres Urteil. Zunächst prüfe man die Auflösbarkeit. 1 Lot Salz muß in $2\frac{3}{4}$ Lot Wasser völlig verschwinden, ohne daß das Wasser seine Klarheit verliert, sonst ist das Salz in jedem Falle schlecht oder verfälscht. Bleibt ein Teil ungelöst, so kann es Gips, Kalk Sand u. c. sein; schmeckt die Lösung bitter, so kann es Glaubersalz, Magnesia, salzsaurer Kalk sein. Darüber kann man sich ebenfalls durch Anwendung sogenannter chemischer Reagentien völlige Gewißheit verschaffen. Eine Salzlösung, die durch einige Tropfen Chlorbarium milchig getrübt wird, enthält jedenfalls Schwefelsäure, die nun entweder als Gips, schwefelsaurer Kalk oder als Glaubersalz, schwefelsaures Natron, gegenwärtig ist. Das erkennt man durch weitere Reagentien, bei deren Anwendung man selbstverständlich immer einen

frischen Teil der Salzlösung nimmt. Ein unlöslicher Bodensatz bei der Trübung durch Chlorbarium läßt schon auf Gips schließen; sicher wird man darüber, wenn einige Tropfen Keesalzes das Wasser trüben und einen weißlichen Niederschlag geben. Entsteht keine Trübung, so ist gewöhnlich Glaubersalz die Ursache, daß Chlorbarium die Lösung des Kochsalzes trübe. — Es kann aber auch Alaun sein, schwefelsaurer Ton, woran das belgische Salz oft reich ist. Um sich darüber Einsicht zu verschaffen, zimal das Salz härter und trockner erscheint, als es sein darf, so gibt man erst Chlorbarium hinzu, worauf eine Trübung entstehen wird, und dann etwas Salmiakgeist, worauf der Alaun sich als gallertartige Masse zu Boden schlägt. Schlechtes Kochsalz ist auch häufig mit Chlorkalium gemischt, selbst bis zu 24 Prozent. Eine solche Lösung bildet durch einige Tropfen Platinauflösung einen gelben Niederschlag.

Hat nun eine Küche gutes Salz, so muß sie es auch richtig aufzubewahren wissen, wenn es nicht schlecht werden soll. Es darf nie in metallenen Gefäßen aufbewahrt werden. Man sieht wohl noch in alten Haushaltungen, namentlich auf dem Lande, wo die Tradition noch viel Kupfer, Zinn und Blei als Gerätschaften konjerviert hat und wo man größere Vorräte einzukaufen pflegt, metallene Salzgefäße, die oft mehrere Pfund Salz enthalten, das also längere Zeit mit der Metallfläche in Berührung bleibt. Es beginnt, namentlich bei feuchter Luft, eine Zersetzung des Metalles und es gehen Metallgifte in das Salz ein. So sind schon Kupfer- und Bleivergiftungen durch Salz vorgekommen. Dasselbe muß stets in hölzernen Gefäßen aufbewahrt werden, oder in Steintöpfen, deren innere Glasur ja ebenfalls aus Kochsalz in der Hitze gemacht wird.

(D. L. im Ham. Frdbll.)

Die Ergebnisse der Beobachtungen der letzten Sonnensfinsternis

am 17. Mai 1882.

Die letzte Sonnensfinsternis am 17. Mai d. J. war bekanntlich in ganz Asien, Europa und dem größten Teile Afrikas sichtbar. Total verfinstert erschien jedoch die Sonne nur in einer schmalen Linie, welche sich von Nanking in China über Teheran in Persien durch den mittlern Teil von Egypten bis zur Wüste Sahara erstreckt. Das Wetter war im allgemeinen günstig; daher wurde der Ein- und Austritt des Mondes auf vielen europäischen Sternwarten beobachtet. Die Resultate dieser Beobachtungen haben indessen kein allgemeines Interesse, und wir wollen darauf nicht näher eingehen. — Von besonderer Wichtigkeit sind die Beobachtungen, welche in der Linie der totalen Verfinsternung angestellt worden sind. Die englische, französische und italienische Regierung hatten je eine Expedition nach Egypten gesandt, um die totale Bedeckung der Sonne durch den Mond daselbst beobachten zu lassen. Wir geben in Nachfolgendem die Resultate der Forschungen, welche wir

zum Teil der englischen Wochenschrift „Nature“, zum Teil den „Astronomischen Nachrichten“ entnehmen. Eine eigentümliche Erscheinung, welche bei allen totalen Sonnenfinsternissen das Auge des Beobachters durch ihren wundervollen Glanz entzückt, ist die sog. Corona. Sobald der letzte Lichtstrahl der Sonne verschwunden ist, erscheint die schwarze Scheibe des Mondes von einem prächtigen Strahlenkranz umgeben, dessen Breite gewöhnlich nicht überall gleich ist und etwa den vierten Teil des scheinbaren Durchmesser des Mondes beträgt. Seine äußeren Grenzen lassen sich übrigens nicht sicher angeben, da das Licht derselben ganz allmählich abnimmt. Es ist nun durch die Beobachtungen der englischen und französischen Expedition in Egypten als sehr wahrscheinlich nachgewiesen, daß sowohl die stoffliche Zusammensetzung des Körpers, welcher die Corona bildet, als auch die Form der Corona Änderungen unterworfen sind, welche höchst wahrscheinlich mit den schon seit einiger Zeit bekannten periodischen Änderungen auf der Sonnenoberfläche in sehr naher Beziehung stehen. Vergleicht man nämlich die Form der Corona dieses Jahres — eines Sonnenflecken-Maximum-Jahres — mit der bei einer totalen Sonnenfinsternis im Jahre 1871 — ebenfalls einem Sonnenflecken-Maximum-Jahre aufgezeichneten Corona, so findet sich, daß einige Haupt-Hervorragungen der Corona in diesen beiden Jahren nahezu dieselbe Lage hatten. Diese Haupt-Hervorragungen waren nämlich etwas abgewandt vom Äquator der Sonne. Dagegen lagen im Jahre 1878 — einem Sonnenflecken-Minimum-Jahre — die Haupt-Hervorragungen nahezu in der Ebene des Äquators der Sonne. — Das Spektrum der Corona besteht im allgemeinen aus einer einzelnen hellen Linie im grünen Teil des Spektrums; diese Linie entspricht, beiläufig gesagt, einem Stoff, welcher bis jetzt auf der Erde noch nicht gefunden worden ist. Gleichzeitig mit diesem unbekanntem Stoff wurde im Jahre 1871 Wasserstoff in großer Menge in der Corona nachgewiesen; dieser war 1878 fast verschwunden; dagegen war er in diesem Jahre wieder in anscheinend ebenso großer Menge vorhanden als 1871. Es scheint somit sicher zu sein, daß die Corona in ihrer Zusammensetzung und ihrer Form einer Veränderung unterworfen ist, welche mit der elfjährigen Periode der Sonnenflecken in sehr nahem Zusammenhange steht. Um die Wichtigkeit dieser Entdeckung hervorzuheben, braucht nur daran erinnert zu werden, daß die Erscheinungen des Erdmagnetismus, der Erdströme, der Nordlichter und wahrscheinlich auch der Witterung dieselbe Periode zeigen, wie die Sonnenflecken. Je mehr Erscheinungen wir auffinden, von denen wir den innern Zusammenhang untereinander noch nicht erkennen, von welchen aber durch die Beobachtungen nachgewiesen ist, daß sie zusammengehören, desto eher dürfen wir hoffen, die uns noch unbekanntem Gesetze, nach welchen die Erscheinungen auftreten, zu erkunden. Zu erwähnen ist noch, daß während der Totalität ein Komet (nicht der Komet Welle) dicht neben der Sonne gesehen wurde. Diese Entdeckung wurde anfangs bezweifelt; doch ergibt sich aus den photographischen Aufnahmen, welche

während der 65 Sekunden dauernden totalen Finsternis gemacht wurden, die Richtigkeit der Angabe. Nach diesem Kometen wurde später gesucht, doch ist derselbe nicht wieder gesehen worden.

Köln, Bonn, Düsseldorf.*)

Drei Perlen kenn ich im heimischen Land,
Am grünen, wogenden Rheine,
Wie edler und werter ich nirgends sie fand
In solchem engen Vereine.

Wo der herrliche Strom die Berge verläßt,
Um stiller zu Meere zu fließen,
Da ließ er, Alldeutschland zu Ehr und zu Best,
Das dreifache Kleinod entspringen.

Da schuf er, als erste und Krone der Drei,
Die Stadt mit dem ewigen Dome,
Auf daß sie des Handels Ursitz sei,
Und die mächtigste Feste am Strome.

Da schuf er die zweite, der Wissenschaft Hort.
Wo die Jugend in geistigem Streben,
Entflammt durch der Meister zündendes Wort,
Gedeiht zu erprießlichem Leben.

Da rief er die dritte zu Ehre und Macht,
Die Künste zu pflegen und warten,
Wo die Nixe der Düffel mit seltener Pracht
Hofhält in dem heerlichstem Garten.

Und wie nun der Strom wie ein ewiges Band
Die Schwestern eint und verbindet,
So hat er die Herzen von Land zu Land
Zu gleicher Gefinnung entzündet.

Da find'st du die weite, hochschlagende Brust
Geöffnet dem Guten, dem Schönen,
Des Lebens leichte, genießende Lust
Und die Lust an dem Lied, an den Tönen.

O ihr rheinische Perlen, so edel und schön,
Euch grüße ich heute vor allen,
Wer euch, eure Reize nur einmal gesehen,
Dem wird's anderswo nirgends gefallen!

*) Mit Erlaubnis des Verfassers abgedruckt aus dessen *Patriotische Dichtungen und Wanderbilder mit Erinnerungen an die Schweiz und den Rhein* von Dr. Friedrich Blumberger. — V. Boß u. Cie., Düsseldorf 1882.

Logogriph.

Ich bleibe recht behaglich
An einem lieben Ort;
Doch fehlt das erste Zeichen,
So laufe, flieg' ich fort.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:

Zweifel.

Richtig angegeben von Johanna L. und C. B. hier.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 5.

Samstag, 29. Juli 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. M e l s.

5)

3.

Eine der größten Eigenschaften bedeutender Feldherren war stets ihr rasches und energisches Handeln. Und so muß es auch sein. Zeit verlieren in der Konzeption und der Vorbereitung einer Campagne, ist die Hälfte der Wahrscheinlichkeit des Erfolges einbüßen.

Die Generalin kannte, so wie alles, was auf Kriegsführung Bezug hat, auch dieses Prinzip und sie zögerte keine Stunde, nach der Scene, welche wir beschrieben, in Aktion zu treten. — Nur weniger Minuten des Nachdenkens bedurfte sie, dann hatte ihr klarer Verstand bereits den Plan zur Einleitung der Feindseligkeiten entworfen.

Nach Clausewitz und andern militärischen Schriftstellern von Bedeutung, sowie nach allen Anleitungen der Kriegskunst beginnt das Präparatorische einer Aktion mit Rekognoszierungen der Stellungen des Feindes.

Die Generalin wollte, mußte vor allen Dingen informiert sein über den Lebenswandel, das Thun und Lassen des Lieutenants Alfred von Bering in der Garnisonsstadt. Wie das anfangen? — Sie hatte wohl Freunde genug dort, die ihr mit allerlei Auskunft gedient hätten; doch sie hatte nicht das geringste Vertrauen in Privatmitteilungen. Alles mußte daher bei ihr den regelmäßigen Weg gehen.

Nach kurzem Nachdenken war ihr Plan gefaßt; sie beschied den Gärtner Anton Streit vor sich.

Dieser, ein ehemaliger Bering'scher Dragoner-Wachtmeister, war in der Affaire von Distelheim ziemlich schwer verwundet und nach der Genesung mit einer kleinen monatlichen Pension aus dem Dienst entlassen worden. Der Zufall fügte es, daß der General und der Obrist nicht weit von seinem Heimatsorte sich ankaufen und daß letzterer erfuhr, wie einer seiner braven Reiter fast vor seinem Hause ein recht kümmerliches Dasein fristete. Das Resultat hiervon war, daß der Wachtmeister fast augenblicklich im Hause oder vielmehr in den Häusern der beiden Freunde ein Asyl fand und mit der Oberaufsicht der beiden Gärten — das einzige, wovon er wenigstens etwas verstand — betraut wurde. Diesen Posten verwaltete er nunmehr über zehn Jahre. — Wem er eigentlich zu gehorchen habe, wußte er selbst nicht;

aber daß die Befehle der Generalin viel pünktlicher und strikter ausgeführt werden mußten, als die seines Obristen und des seligen Generals, davon hatte er sich mehr als einmal schon überzeugt.

„Excellenz haben befohlen!“

„Näher treten, Wachtmeister!“

Anton Streit marschierte so kerzengerade, wie sein steifes Bein es irgend erlaubte, bis vor den Stuhl der Divisionärin.

„Habe für Ihn eine wichtige Mission. Also Ohren aufsperrn!“

„Zu Befehl!“

„Ertheile Ihm hiermit einen mehrtägigen Urlaub, der, wenn es notwendig ist, verlängert werden kann. Er begiebt sich heute noch zur Stadt. Hier braucht niemand zu wissen, warum. Er wird gegen jedermann darüber schweigen. Dort richte Er sich vorläufig ein. Versteht Er mich auch recht? Ich erlaube Ihm, mich zu unterbrechen, wenn meine Instruktionen Ihm vielleicht etwas dunkel vorkommen — ich meine: nicht so präcis, wie es das Reglement vorschreibt.“

„Zu Befehl, Excellenz!“

„Er begiebt sich also in die Stadt, wo Er scheinbar nichts zu thun hat! Und nun passe Er auf und präge Er sich ins Gedächtnis, was Er in Wirklichkeit dort thun soll!“

Der Wachtmeister erlaubte sich reglementswidrigerweise mit der Hand über die Stirn zu fahren. Ihm ward schweiß bei dieser langen Vorrede der Generalin. Diese bemerkte die Bewegung und fürchte die Brauen; aber sie mußte heute außerordentlich gnädig gestimmt sein, denn sie unterließ es, eine wohlverdiente Rüge zu erteilen.

„Dort,“ fuhr sie in demselben Tone fort — „dort suche Er Mittel- und Wege zu ersinnen, um alles zu wissen und seinem Gedächtnisse einzuprägen, was der Herr Lieutenant Alfred von Bering thut! — Verstanden? Ich will ihm das deutlicher erklären: Heute ist Dienstag. Nächsten Sonnabend Mittag erscheint er bei mir zum Rapport. Dann will ich aus seiner Meldung erfahren, was seit heute Abend der Herr Lieutenant täglich, ja stündlich gethan hat, wo er gewesen, mit wem er verkehrt, wann er aus- und wo er hingegangen, wann er heimgekehrt, wann er zu Bette gegangen und wieder aufgestanden ist. Und so weiter. — Hat er das alles nun wirklich ausdrücklich verstanden?“

„Zu Befehl,“ stotterte jener, dem die dicken Schweißtropfen bereits auf der Stirn standen.

„So mach Er sich auf die Beine — hier ist ein Thaler für unvorhergesehene Ausgaben bis Sonnabend, über den er keine Rechenschaft der Komptabilität des Hauses abzulegen hat. Also vorwärts! Aufmerksamkeit und Accurateſſe im Dienst und Pünktlichkeit, Sonnabend zum Rapport. Bei derselben Gelegenheit kann Er dem Regimentsarzt sein Bein zeigen. Verstanden? Er ist entlassen.“

Anton Streit machte Rechtsumkehr und einen tiefen Seufzer der Erleichterung ausstoßend, verließ er das Gemach.

Am nächstfolgenden Donnerstag bemerkte der Obrist die Abwesenheit des Wachtmeisters, mit dem er hier und da ein Viertelstündchen zu verplaudern liebte, und als die Dienerschaft ihm sagte, daß er auf Urlaub sei, befragte er ganz erstaunt die Generalin darüber.

„Es ist jedenfalls zu rügen,“ erwiderte diese mit großer Ruhe, „daß er sich nicht bei Ihnen abgemeldet hat, wie es seine Pflicht ist und es der Dienst vorschreibt; aber vielleicht werden sie ihm verzeihen, wenn Sie erfahren, daß ich ihm diesen Urlaub aufgezwungen habe.“

„Wie soll ich das verstehen, Excellenz?“

„Da ich seit einiger Zeit bemerkte, daß er wieder schlecht zu Fuße war, kommandierte ich ihn zur Stadt, um seine Wunde vom Regimentsarzt beschauen zu lassen.“

Der Obrist ergriff die Hand der Generalin und drückte sie innig. Die Sorgfalt für seinen alten Kriegskameraden ging ihm zu Herzen! . . . Wenn er gewußt hätte! . . .

„Ich danke Ihnen, Excellenz — danke Ihnen bestens,“ sagte er gerührt, aber gleich darauf fuhr er empört fort: „Das alte Stallvieh hätte auch mehr Vertrauen zu seinem Obristen haben können und ihm von der Geschichte sprechen.“

Die Generalin maß ihn mit ruhiger Würde. „Ich bitte, Herr Obrist,“ sagte sie, „Ihre Stallausdrücke für den Stall aufzusparen. Hier sind wir in meinem Salon, wo — wenn es Ihnen beliebt, wir zum Vertreiben der Zeit eine Partie Piquet entwerfen können.“

Der Obrist entschuldigte sich nicht einmal, dermaßen war er fest davon überzeugt, daß die Generalin beim ersten Kartenabheben schon diesen unliebsamen Zwischenfall vergessen haben würde. Er setzte sich an den Spieltisch, wo bald das Melden, dann das Zählen begann und fast augenblicklich nachher, wie es alle Tage seit langen Jahren üblich war — das Bankn! —

Am nächsten Sonnabend fünf Minuten vor zwölf Uhr setzte sich die Generalin von Hohenberg in ihren Lehnstuhl. — Als die Wanduhr den sechsten Schlag der Mittagsstunde gethan, öffnete sich die Thür — denn im Hause des Generals ward einer frühern militärischen Sitte gemäß bei Meldungen nie angeklopft — und als der letzte Schlag verhallt, stand Anton Streit kerzengerade vor seiner Kommandantin.

„Ich melde mich gehorsamt zum Rapport!“

Die Generalin hob den Finger in die Höhe und schaute ihn sogar ziemlich freundlich an, was

bei ihr in Dienstangelegenheiten selten vorkam und ein Zeichen war, daß die Pünktlichkeit des Wachtmeisters sie in hohem Grade befriedigt hatte.

„Melde Er!“ befahl sie.

„Excellenz werden entschuldigen.“

„Giebts schon — gleich beim Beginn etwas zu entschuldigen? Dann wird das Ende wohl wenig befriedigend sein!“

„Muß Excellenz um Entschuldigung bitten, denn mein Gedächtnis . . . Bin nicht mehr so recht jung . . .“ „Nun was? . . . Vorwärts also!“

„Habe mir erlaubt, alles strikte aufzunotieren, und möchte gehorsamt ersuchen, es ablesen zu dürfen!“

„So . . . so . . . nun wohl, genehmigt!“

Anton Streit zog seine große, farblose und ziemlich defekte Briestafche und nahm daraus einen mehrfach gefalteten Vogen Papier heraus.

„Beginnen!“ kommandierte die Generalin, deren weibliche Neugierde gegen die Formen des militärischen Reglements doch hier und da zu revoltieren Miene machte.

„Melde gehorsamt,“ fing der Wachtmeister ziemlich geläufig, aber mit lauter Stimme und fast jedes Wort betonend, zu lesen an, „daß der Herr Lieutenant Alfred von Berling Dienstag, eilften hujus um sechs Uhr nachmittags, Stunde, wo mein Dienst begann, sich in seinem Zimmer befand und die Schwadronsrapporte auf Befehl seines Eskadronschefs revidierte. Um sieben ein halb Uhr trank er eine Tasse Thee und aß Butterbrot mit Käse. Während des Nachtmahls hatte er das Militärreglement in der Hand und las darin. Um acht ein viertel Uhr setzte er sich an seinen Schreibtisch und nahm ein Buch des General von Clausewitz . . .“

„Ah . . .“ unterbrach die Generalin.

„Clausewitz,“ wiederholte der Wachtmeister, welcher sich vorstellte, den Namen des berühmten Strategen unendlich ausgesprochen zu haben — in welchem er bis gegen zehn Uhr studierte, dann sich zu Bette begab, das Licht ausblies und wahrscheinlicherweise einschlieft.“

Das Gesicht der Generalin bot bei diesem Berichte ein seltsames Gemisch von Erstaunen und Befriedigung dar. — Darauf war sie wahrlich nicht vorbereitet gewesen und der Name Clausewitz hatte in ihrem Geiste eine geradezu überraschende Wirkung hervorgebracht. — Doch bald legte sich die gelinde Aufregung, in welche sie dieser Bericht versetzt, — sie dachte: Einmal ist einmal! — — und kommandierte: „Fortfahren!“

„Am Mittwoch, zwölften hujus, stand der Herr Lieutenant um sechs Uhr auf, frühstückte eine Tasse Milch und blieb bis elf Uhr in der Kaserne im Dienst. Dann nach Hause gegangen, gewaschen, rasiert und bis zum Mittagessen im Militärreglement studiert. Zeit des Mittagmahls: vierzig Minuten: Suppe, Gemüse, Rindfleisch, Kompott. Getränk: ein kleines Seidel Bier. Dann eine halbe Stunde Promenade auf dem Platz mit den Herren Offizieren, worauf bis halb sechs Uhr Exercieren und Fechtübungen der Mannschaft. Um sechs Uhr wieder im Logis und alles wieder wie am vergangenen Abend.“

Das selbe Abendbrot und Studieren in demselben Buche bis zehn Uhr . . . Dann jedoch . . ."

"Ah," unterbrach die Generalin, der bei diesem Berichte über die Solidität des Lieutenants von Berting ordentlich anfang unheimlich zu Mute zu werden und die begriff, daß der Bücherhocker doch endlich sich eine Zerstreuung — mit Kameraden — im Kasino der Offiziere wahrscheinlich suchen würde — „ah . . . und dann . . .?“

„Dann jedoch“, fuhr der Wachmeister in unerschütterlicher Ruhe fort — „bereitete sich der Herr Lieutenant . . .“

„Vor auszugehen“ — unterbrach die Generalin, deren Ungeduld aufs höchste gereizt war — „ich weiß schon! Er ist zwar sehr gewissenhaft, aber doch etwas zu ausführlich in seinen Meldungen. Doch ich will noch nichts gesagt haben — die Hauptsache ist die, zu erfahren, wohin er ging . . .“

„Wohin er ging?“ meinte Streit ganz verwirrt . . . „aber das kommt ja erst am nächsten Morgen, . . . Donnerstag, dreizehnten hujus!“

„Was . . . was heißt das: Am nächsten Morgen? Er . . .“

„Aber Excellenz . . . das wirkt gewöhnlich so . . .“

„Er ging um zehn Uhr aus und . . .“

„O Gott bewahre . . . hier steht es ja.“

„Dann lese Er in des Kuckucks Namen und unterbreche sich nicht in einem fort!“ rief die Generalin, die schon vergessen hatte, daß sie die Unterbrecherin des pflichttreuen Unteroffiziers war. — Dieser nahm bei dieser Ordre wieder sein Papier zur Hand — suchte einen Augenblick, wo er stehen geblieben war, und nachdem er noch ein „zu Befehl“ gebrummt, fuhr er fort:

„Dann jedoch bereitete sich der Herr Lieutenant ein großes Glas . . .“ und er stockte wieder — ein plötzlicher Gedanke hatte mit einem Mal all sein Blut ins Gesicht getrieben.

„Nun was . . . Punsch, Grog, Glühwein?“ donnerte die Generalin, gänzlich unfähig, länger an sich zu halten. — „Er kann einen Menschen zum Rasen bringen!“

„Mit Respekt zu melden . . . Bittersalz!“ stammelte er endlich — dann seinen ganzen Mut sammelnd, fuhr er schnell fort: — „welches er mit einem Zug austrank, eine furchtbare Grimasse schnitt und sich zu Bett begab. Am nächsten Morgen, Donnerstag, dreizehnten hujus begann bereits um halb fünf Uhr das Genossene.“ (Fortf. folgt.)

Ein Hochzeitsfest der Halbbeduinen im Ostjordanlande.*

Bei allen Völkern wird der Hochzeitstag als das hervorragendste Fest betrachtet; wenn auch seine innere Bedeutung überall dieselbe ist, so wird doch bei den verschiedenen Völkern ihm in verschiedener Weise Ausdruck gegeben, und wahrlich, es würde zu den anziehendsten Abschnitten menschlicher Sitten-

geschichte gehören, wenn man zusammenfassend und vergleichend das Äußere dieses Festes bei jedem Volke betrachten wollte. Dazu möchte ich nun mein Scherlein beitragen, indem ich ein Hochzeitsfest der Beduinen in Es Salt zu schildern veruchen will.

Ist der Knabe zum Jünglinge herangereift, und dies tritt im Orient sehr früh ein, so schreiten die Verwandten zur Wahl einer Braut. Hat man sie getroffen, so wird er um seine Zustimmung gefragt, die zumeist auch erfolgt. Dann erst wird der Vater des Mädchens gebeten, und der Kaufpreis festgesetzt. Wie um eine Ware wird geseilt und gehandelt oder, da noch Tauschhandel hier gebräuchlich ist, ein anderes Mädchen als Gegenpreis geboten, indem der Bruder der Braut die Schwester des Bräutigams als Ersatz heimführt. Der Wert eines Mädchens beläuft sich gewöhnlich auf 1000 bis 10 000 Pfaster (etwa 100 bis 1000 fl. österr. Währ.). Ist man endlich handels eins geworden, so hat die Sache weiter keine Schwierigkeit und geht den gewöhnlichen Gang. Zehn Männer aus der Bekanntschaft des Bräutigams begeben sich mit einem Schreiber zum Vater der Braut und werben als Vertreter des Jünglings um sie; darauf wird schriftlich der Vertrag geschlossen und die Verlobung ist vollendet. Doch hat der Vertrag keine Gültigkeit, wenn nicht der Bräutigam seinem Schwiegervater einen Beduinemantel (Abäjo) als Geschenk überreicht.

Die Hochzeit selbst findet gewöhnlich im Oktober statt, wenn alle Feld- und Gartenfrüchte bereits im Hause aufgespeichert liegen, und jede Arbeit im Freien beendigt ist; doch hängt das vom Belieben des Bräutigams ab, der dem Schwiegervater bekannt macht, an welchem Mittwoch oder Sonntage — jeder andere Tag ist ein Unglückstag — er das Mädchen heimzuführen gedenkt, und ihm die Hälfte des bedungenen Kaufpreises auszahlt; für die andere Hälfte kauft er Schmuck und Gewänder für seine Braut.

Bei allen semitischen Stämmen, selbst in vorislantischer Zeit, herrscht und bestand der Gebrauch, die Braut gleichsam zu kaufen. Der Kaufpreis wird teils an die Eltern für Erziehung und Pflege gezahlt — man nennt es symbolisch Milchgeld — teils an die Braut selbst durch Leistung an Schmuck, Gewändern und Verschreibung einer Geldsumme im Falle der Trennung oder des Witwenstandes. Diese Zusage bildet auch eine ziemlich gute Bürgschaft gegen mutwillige Scheidung, weil der Mann die Summe bar leisten muß. Das Erwähnte macht es auch erklärlich, daß bei Semiten bei der Hochzeit nur der Mann dem Mädchen den Eherring reicht, gleichsam als Zeichen des Kaufes, nicht aber umgekehrt.

In der letzten Woche finden sich allabendlich die Jugendgenossen vor seinem Hause ein und führen um ein mächtiges Feuer eine Art Tanz oder Fantapa im Kreise aus; dabei klatschen sie die Hände und stoßen schrille Töne aus, wie sie nur eine arabische Kehle hervorbringen kann, und die zunächst dem Pferdewiehern zu vergleichen sind. Im Kreise befindet sich ein Mann, der ebenfalls händeklatschend und singend, unter allerlei wilden Bewegungen ihn zu durchbrechen sucht; manchmal sind es auch ein oder zwei Mädchen, die mit dem Brautschmuck und der

*) Wir entnehmen diesen Aufsatz der letzten Nummer des Ausland. Der selbe stammt aus der Feder Dr. Siegfried Rengers, jenes unglücklichen österreichischen Afrikaforschers, über welchen vor wenigen Tagen die Nachricht hierher gelangte, daß er auf einem Ausfluge in das Daasgebirge während des Badens von den Eingeborenen erschossen worden ist.

Abaje geziert, dicht verschleiert einen großen Krummfädel schwingend, im Kreise ihrer fast körperverrentenden Bewegungen ausführen. Je wilder die Bewegungen, desto stürmischer der Beifall der Burschen, desto kräftiger ihr Gesang. Dieser Tanz der halbnaekten braunen Gestalten, mit wild herabhängenden langflatternden Haaren um das grell leuchtende Feuer, während ringsum die tiefste Dunkelheit herrscht und von allen Seiten Schüsse knallen, wirkt mächtig auf die Phantasie des Zuschauers.

Die Gespielinnen der Braut nähen das Hochzeitskleid, einen Kaftan aus roter, gelbgestreifter Seide. Ist es fertig, so wird es auf ein Brett gelegt, welches von einer der Frauen auf dem Kopf im Gefolge der singenden und hüpfenden Schar, die zu je drei oder vier den Wechselgesang anstimmt, durch die Straßen des Ortes der Braut getragen wird. Mitunter preisen auch die Frauen bei Feuer und Kaffee in Liedern die Heldenthaten des Jünglings und die Schönheit und Vorzüge der Braut.

Endlich erscheint der Tag der Hochzeit. Wohnt die Braut in einem andern Orte, so reitet sie vormittags unverschleiert auf einem prächtig aufgeäumten Rosse, von einem Duzend bewaffneter Männer begleitet, in ihre neue Heimat. Schon vor dem Dorfe wird sie von den Freunden des Bräutigams erwartet; jeder stürzt sich auf sie los und sucht sie für sich zu erobern, damit sie bei ihm das Mittagsmahl im Rechte der Gastfreundschaft einnehme. Freilich kommt es dabei manchmal aus allzu großem Eifer zu blutigen Händeln.

Ist die Braut aber von demselben Orte, so wird sie bloß des Mittags von ihren Freundinnen ins Bad begleitet, dann mit neuen Kleidern und Gold- und Silbergeschmeide geschmückt. So vorbereitet, wartet sie auf einem erhöhten Sitz, bis sie abends zum Bräutigam abgeholt wird. Auch dieser legt sein schönes Gewand an, besteigt ein stattlich aufgeäumtes Ross und reitet zur nächsten Quelle hinab. Ihm folgen bis zum Thore des Ortes singende Frauen mit einem Holzkreuz, das mit einem Teile der Brunkkleider und des Schmuckes seiner Braut umhüllt ist. Draußen vor dem Thore bilden sie Gruppen und erwarten unter heiterm Gesang die Rückkunft des Bräutigams. Dieser wäscht sich in dessen an der Quelle, reitet hierauf im Galopp zurück und führt mit der Reitgerte einen derben Hieb gegen die Brautpuppe, die man ihm entgegenschwingt. Damit ist auch der Hochzeitsakt vollendet. Unter Pulverknallen zieht der Bräutigam in sein Haus, während die Frauen die Braut holen, die hoch zu Rosse, dicht verschleiert, unter Jubellang in das Haus ihres Gemahls einzieht. Bevor sie jedoch die Schwelle überschreitet, muß sie einen Delzweig oberhalb der Thür mit einem Hiebe durchhauen. Gelingt es ihr nicht, so wird dies als böse Vorbedeutung angesehen.

Beim Eintritt der Braut in das Zimmer stürzen etliche Burschen, mit langen Ruten bewaffnet, ihr nach, sie trachten Braut und Bräutigam weidlich durchzuwalven. Hierauf richtet sich jedermann zum Festessen. Mächtige Bretter, mit allerlei Schlüsseln bedeckt, werden der nächsten „Mabasi“ übersandt und den dortigen Armen und Reisenden vorgelegt; dort-

hin begeben sich auch sämtliche Gäste, in deren Mitte der Bräutigam, von allen Seiten beglückwünscht und beschenkt, Platz nimmt.

Nach diesem Festessen nimmt das neue Paar zusammen einen erhöhten Sitz ein. So sitzend, kein Wort sprechend, werden sie den ganzen Abend und selbst noch den nächsten Tag von Bekannten beschenkt und beneidet.

Erst am dritten Tage können sie, frei von allem Zwange, ihr eigenes Hauswesen als Mann und Frau beginnen. Ein neues Familienleben mit allen seinen Freuden und Sorgen ist hiermit begründet; denn diese fehlen weder im Morgen- noch im Abendland.

Die ungeputzten Knöpfe.

Eine Skizze aus dem Soldatenleben.

Der Herr General hatte in der Garnisonsstadt B. das erste Bataillon des Regimentes inspicirt und war über die Haltung und das Aussehen der Leute sehr zufrieden.

Nach Beendigung des militärischen Aktes hielt er eine Ansprache an das Offiziercorps: „Ich kann nicht umhin, meine Herren,“ sagte er in sehr freundschaftlichem Tone, „hier zu wiederholen, was ich bereits vor den einzelnen Compagnieen ausgesprochen habe, daß ich nämlich mit dem Bataillon außerordentlich zufrieden bin. Der Vorbeimarsch war ein ausgezeichnete — ein höchst eleganter. Auch die Montierungstücke der Leute befanden sich in der besten Ordnung, es war alles untadelhaft. Nur einer Kleinigkeit möchte ich ganz flüchtig erwähnen. Ich habe da einen Mann gesehen — ich glaube, es war der Flügelmann der ersten Compagnie —, dessen Knöpfe nicht ganz blank geputzt waren. Aber, wie gesagt, das ist nur eine ganz unbedeutende Kleinigkeit, und ich will durchaus keinen Tadel aussprechen. Das ganze Bataillon befand sich ja in einer so vorzüglichen Ordnung, daß es mir nicht einfallen kann, irgendwelchen Vorwurf wegen dieser geringfügigen Sache auszusprechen. Also nochmals, meine Herren, ich bin sehr zufrieden! Ich danke Ihnen, meine Herren!“

Freundlich grüßend schied der General, und der Bataillonschef wandte sich an die Compagniechefs:

„Meine Herren! Sie haben gehört, wie anerkennend der Herr General sich über das Bataillon geäußert hat. Ich freue mich, daß es einen so guten Eindruck auf Se. Excellenz gemacht hat. Die Geschichte mit den blinden Knöpfen hätte freilich nicht vorzukommenbrauchen; und der Tadel, den der Herr General ausgesprochen hat, war sehr berechtigt. Warum waren nicht sämtliche Knöpfe blank? Warum mußte gerade der Flügelmann der 1. Compagnie mit ungeputzten Knöpfen antreten? Solche Unordnungen dürfen nicht wieder vorkommen. Im übrigen spreche ich Ihnen meine Zufriedenheit aus. Ich danke Ihnen, meine Herren!“

Ernst grüßend entfernte sich der Major. Der Hauptmann der 1. Compagnie wandte sich an den Lieutenant, in dessen Zug sich der Mann mit den malproperen Knöpfen befand.

„Aber, Herr Lieutenant, das ist ja in der That eine miserable Wirtschaft in Ihrem Zuge. Wie ist es denn möglich, die Leute mit ungeputzten Knöpfen antreten zu lassen! Es sah wirklich schauerlich aus. Sorgen Sie dafür, daß dergleichen nicht mehr vorkommt, sonst heißt es, die Leute der 1. Compagnie laufen mit verrosteten Knöpfen herum.“

Der Hauptmann grüßte sehr mürrisch und entfernte sich.

„Unteroffizier Schreiberger!“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Nun sagen Sie es denn überhaupt noch, mir vor die Augen zu treten? Ich dachte, Sie wären vor Scham längst in die Erde gesunken! Nachdem solch ungeheuerliche Loddereien in Ihrer Korporalschaft vorgekommen sind, können Sie sich ja kaum mehr vor der Welt sehen lassen. Die ganze Compagnie ist blamiert durch Ihren Mann mit den verrosteten Knöpfen. Es ist kaum glaublich, daß solch haarsträubende Geschichten passieren können. Passen Sie auf Ihre Leute auf, lassen Sie sie nicht so rumbummeln. Zum Donnerwetter, das erwarte ich.“

Nachmittags führte der Unteroffizier Schreiberger vier Mann zum Nachherzerzieren, unter welchen sich der Mann befindet, dessen Knöpfe am Morgen nicht ganz blank befunden worden. In diesen richtete er folgende Anrede:

„Musketier Breitkopf! Sie Hanswurst, Sie schludriger, Sie müßten Ochsenkopf heißen. Ist mir doch noch nie ein solches Kind von einem Esel vorgekommen. Blamiert der Affe die ganze Armee vor der gesamten europäischen Macht, indem er mit Knöpfen antritt, die mit Schuhwichse beschmiert sind. Seine Excellenz der Herr General waren außer sich vor Zorn, wie ich mit meinen eigenen Ohren gehört habe. Wenn die ganze Compagnie auf Festung geschickt wird bei Wasser und Brot, so trägt dieser Rindskopf die Schuld daran, der seine Knöpfe seit Erschaffung der Welt nicht mehr geputzt hat und die so schwarz sind, wie die ägyptische Finsternis. Wenn man sie nur ansieht, beschmutzt man sich die Augen, so voll Dreck hängen sie. Machen Sie keine so einfältige Bisage, Musketier Ochsenkopf, denn so sollten Sie heißen. Der Esel weiß, daß er ein Schaf ist und dennoch bleibt er ein Kind, ein widerwärtiges; doch eigentlich weiß er das nicht einmal; denn der Esel ist ein solches Kalb, daß er, Ochse, nicht einmal mehr einsieht, was er Schafskopf für ein Rindvieh ist. — Du heiliger Pudelhund, zusammengerechnet mit drei tauben Nachtwächtern und einem pensionierten Kommissbrot! Ist mir je ein solcher Faselreißer vorgekommen! Der Mensch starbt vor Schmutz, daß er am Mond kleben bleibt, wenn ich ihn dran werfe. Ein gewichster Schornsteinfeger ist im Vergleich zu diesem Igel ein frischgewaschenes Ballfräulein. Die Hottentotten putzen ihre Knöpfe, und dieser Hornesel schmiert die Seinigen mit einer wahren Wollust im Straßenkot herum. Und nun erwarte ich von Ihnen, Musketier Rindskopf, daß Sie in die Erde sinken, und auf der andern Seite wieder herauskommen, bei den Schlammfressern, zu denen Sie gehören. Sie Tintenfisch!“

(Rh. u. R.-Ztg.)

Leistungen der Taschenuhr.

Die bei uns im Gebrauche stehenden Uhren haben zum größten Theile die Berechnung, daß sie in der Sekunde 5 Unruhe-schwingungen machen; das ergibt für die Minute 300, für die Stunde 18 000, für den Tag 432 000 und für das ganze Jahr 157 680 000 Schwingungen. Der Durchmesser der Unruhe einer Herren-Unruhe beträgt durchschnittlich 18 Millimeter, der Umfang also 56,52 Millimeter. Rechnet man nun für jede Schwingung nur eine Umdrehung der Unruhe (bei guten Uhren beträgt sie bis zu 1 1/2 Umdrehungen) und denkt man sich diese Schwingungen anstatt hin- und zurückschwingend, stets in Einer Richtung fortrollend, so würde die Unruhe einer Taschenuhr in der Sekunde 28,25 Centimeter, in der Minute 16,95 Meter, in der Stunde 1,17 Kilometer, im Tage 24,408 Kilometer und im Jahre 8908,92 Kilometer durchlaufen und vollends eine Reise um die Welt in nicht ganz 4 1/2 Jahren zurücklegen, — den Erdumfang zu rund 40 000 Kilometer angenommen. Bedenkt man, daß die Axen der Unruhe nur 1/10 Millimeter dick sind, und daß eine Uhr Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein im Gange erhalten wird, so kann man sich eine richtige Vorstellung machen von den ungeheuren Anforderungen, die an diese kleinste aller Maschinen gestellt werden. Ist es da nicht ein Akt der Unbarmherzigkeit, wenn man diesem unentbehrlichen Freunde nicht auch die nötige Pflege durch rechtzeitiges Reinigen und Oelen angedeihen läßt? Denn keiner Maschine, und wenn sie Hunderte von Pferdekräften repräsentiert, wird zugemutet, daß sie unausgesetzt Jahre lang ohne jede andere Pflege als Kraftverzehung durch das Aufziehen fortwährend in Bewegung bleibt. Und dabei verlangt man bei der bessern Uhr eine Genauigkeit und Gleichmäßigkeit im Gange, die per Tag in Sekunden gipfelt. Nur wer seinem unermüdblichen Zeitmesser den nötigen Dank zollt, wird für die Dauer sich solcher Genauigkeit erfreuen dürfen: während zu langes Laufen mit vertrocknetem oder verharztem Oele die Axen angreift und ein Nachpolieren nötig macht, wodurch das richtige Verhältnis zwischen Ase und Steinloch gestört und eine feine Regulierung unmöglich wird, außer wenn kostspielige Reparaturen mit neuen Unruhewellen zc. vorgenommen werden. Wie gering sind die Kosten, welche der Gebrauch einer Uhr veranlaßt im Verhältnis zu allen andern Dingen, die dem täglichen Bedarfe dienen, und wie ungerne entschließt man sich, diesem fleißigsten und täglichen Begleiter die nötige Pflege zu gewähren. Möchte vorstehendes dazu dienen, daß unsern kleinen Freunden die ihnen gebührende Aufmerksamkeit geschenkt werde!

Eine Autobiographie.

Der junge ungarische Novellist Koloman v. Mikszath publiciert soeben ein neues Werkchen. Dasselbe enthält zwei reizende Skizzen und eine Autobiographie; ferner eine Vorrede von Moriz Jokai. Die Autobiographie, welche Mikszath publiciert, ist so drollig, daß eine teilweise Wiedergabe derselben lohnend erscheint. Mikszath wurde nämlich von dem Herausgeber einer ungarischen Revue aufgefordert,

zu seinem Porträt einige Zeilen zu schreiben, und er erfüllt diesen Wunsch, indem er nach einigen einleitenden Sätzen sagt: „Meine liebe gute Mutter hielt mich gewiß bei ihren Lebzeiten für schön, denn ich habe oft wahrgenommen, daß sie mich bewunderte. . . Meine Frau hat, zur Zeit, als ich noch nicht von ihr geschieden war, mich als genügend erachtet — vor der Hochzeit natürlich nur. Doch, wann war das!“ Der Novellist erzählt nun, daß er aufgefordert wurde, seine Photographie zu übersenden und dazu ein kurzes Lebensbild zu liefern. Hierauf fährt er fort: „Meine erste Aufgabe war, zu einem Friseur zu gehen.“ „Sie befehlen?“ fragte dieser höflich. „Schauen Sie mich gut an, mein Freund.“ Der Friseur ließ seine schläfrigen wasserfarbenen Augen über mich gehen. „Was könnte man aus diesem Kopfe machen?“ fragte ich ein wenig schüchtern. „hm, hm, aus diesem Kopfe?“ sprach er bedächtig, „bitte, nehmen Sie Platz.“ Ich setzte mich nieder. Der gute Mann schnitt mir die Haare und rasierte mich. Bald drehte er mir den Hals nach rechts, bald nach links, die kalte Schere lief mir ohne Pardon über den Kopf, und mit Leidenschaft bearbeitete mich dieser insame Friseur, der mich um keinen Preis aus seinen Krallen gelassen hätte. Damit ich mich aber nicht langweile, erzählte er mir, daß er die blonden Haare höher schätze als die schwarzen, denn die blonden Haare könne man immerhin schwarz färben, die schwarzen aber niemals blond machen. Nach diesem belehrenden Vortrag nahm er die weißen Leintücher von mir, blies mir unter den Hemdkragen und ließ mich meiner Wege ziehen. Es ging jetzt der zweiten Tortur entgegen — zum Photographen. Das ist aber erst der unbarmherzigste Mensch! Nichts fand er in Ordnung, weder Bart, noch Krawatte, ja selbst meine Haare waren ihm nicht recht. Er befah mich von allen Seiten, um zu eruiiren, von welcher ich am meisten zeige. Schließlich brach aber seine Unzufriedenheit hervor und er sagte: „So machen Sie doch ein schriftstellerisches Gesicht!“ Ein schriftstellerisches Gesicht! Ja, woher nehmen? Und noch dazu so rasch. . . Endlich war er mit den Vorarbeiten fertig. „Nur nicht so gezwungen, ich bitte. . . Natürlichkeit. . . nur viel Natürlichkeit! Heben Sie Ihren werthen Kopf ein wenig höher, damit sie auch etwas Hals haben.“ — „Ich hebe ihn schon.“ — „Nicht gut, weiter, weiter.“ — „Ist's jetzt gut?“ — „Ach nein, noch weiter. Und jetzt thun Sie so, als ob Sie einen erhabenen Gedanken hätten. Lächeln dürfen Sie.“ — „Ich kann ja gar nicht lächeln.“ — Ich bitte Sie, mein Herr, ruhig zu bleiben, denn sonst bürgere ich nicht für Porträt-Ähnlichkeit, und denken Sie nur an das Publikum. . .“ „Ich bitte Sie, sprechen Sie mir nicht von diesem. Da brachte jüngster Tage ein deutsches Blatt mein Porträt mit dem eines meiner Kollegen. Kein Mensch kümmerte sich darum, bis jemand auf den glücklichen Gedanken kam, meinen Kollegen für den Varpalotaer Raubmörder Hösler auszugeben. „Und wer ist denn der andere auf dem Bilde, fragten die Leute?“ „Der Scharfrichter Kozarek!“ entgegnete man. . .“ Der Photograph unterbrach mich: „Aber ich bitte Sie, seien Sie endlich ruhig. . . blicken Sie hieher, höher die Stirne!“

Die gegen mich gerichtete Kanone des Photographen begastete mich mit ihrem großen schwarzen Auge, bis endlich ein Deckel jede weitere Betrachtung unmöglich machte. „Wir sind fertig.“ — „Dem Himmel sei Dank dafür.“ — „Jetzt bitte ich nur um Ihre Unterschrift!“ — „Gern, gern, wer wird der zweite Girant sein? Doch Pardon, ich bin nicht bei der Sache, die Ermüdung. . .“ — „Jetzt ist's aber zu Ende. Sie können froh sein.“ — „Warum denn?“ — „Warum?“ entgegnete der Photograph zornig. „Sie sind jetzt der Unsterblichkeit überliefert. Man kann Ihnen nun Ohren und Nase abschneiden. Sie brauchen sich nicht mehr zu kämmen und zu rasieren, wenn Sie nicht besondere Lust dazu haben, Ihr Bild existiert und Sie können ruhig sterben.“ . . . So wurde ich in eineinhalb Stunden ein großer Mann. Wer meine Photographie sieht, weiß, wie ich aussehe. Daß ich aber so geworden, das habe ich nach Gott in erster Linie dem Friseur und dem Photographen zu danken.“

Der Zwerg und die Gerstenähre.

Norddeutsche Sage.

Ein wohlhabender Bauer stand in seiner Scheune und schaute behaglich den mächtigen Segen an, welchen ihm ein günstiger Sommer gebracht hatte. Bis an den Gabel hinan waren alle Fächer gefüllt mit goldnen Gaben, und das nicht allein — auf dem Felde standen noch einige stattliche Schober, die keine Unterkunft mehr hatten finden können; so reich war die Ernte gewesen. Dabei war das Stroh so lang und die Lehren so voll, wie lange nicht, ja, der Hafer hatte sogar das dritte Korn, während sonst an den einzelnen Stielchen seiner Aehre nur zwei wie kleine Kanarienvögel sitzen, und das dritte dazwischen gemeiniglich verkümmert. Als er nun so stand und dachte an das Dreschen im Winter und an die Wagen mit feisten Kornsäcken beladen, welche er in die Stadt und an den Müller liefern würde und im Geiste schon die vielen blanken Thaler in seinem Kasten klingen hörte, da rasselte es ganz leise in einem Haufen Stroh, welcher auf der Tenne lag. Der Bauer glaubte, es sei eine Maus und packte seinen Stock schon fester, um ihr den Garauß zu machen, allein er verwunderte sich fast, da statt eines solchen Tierchens ein etwas so leuchtendrot wie Klatschmohn aus dem Stroh hervorkam. Nun arbeitete es sich ganz zum Vorschein und stand da, nicht größer als eine Maus, die auf zwei Beinen geht. Es war ein Zwerg in grauer Kleidung mit einem roten Käppchen auf dem Haupte. Dieses läpfte der kleine Wicht gar höflich und sprach mit einem winzigen Stimmlein: „Herr Bauer, ich habe ein großes Anliegen an Euch.“

„Nun, was willst Du denn, kleiner Mann?“ fragte dieser.

Das Zwerglein sprach: „Reichtum und Fülle ist bei Euch eingeklehrt. Wollet Ihr nun die große Güte haben, alltäglich um diese Zeit mir von Euerem Ueberfluß eine Gerstenähre zu schenken, so soll dies nicht zu Euerem Schaden sein.“

Der Bauer, welcher wohl wußte, daß man gut daran thut, das kleine Volk sich freundlich zu erhalten, sprach: „Gewiß, das soll geschehen, kommt nur alle Zeit um die Mittagsstunde, so soll Euch werden, was Ihr begehret.“

Damit ging er an das Fach, zog eine schöne Gerstenähre hervor und reichte sie dem Männlein hin. Dieses wendete sich aber mit trübseliger Geberde gegen das Häuflein Stroh, aus welchem es hervorgekommen war und sprach: „Ihr habt diesen großen Berg vor unsere Höhle getürmt. So er dort liegen bleibt, vermag ich nicht mit Eurer freundlichen Gabe unsre Wohnung zu gewinnen.“

„Nun, wenn's weiter nichts ist!“ sagte der Bauer und schob mit dem Fuße das Stroh bei Seite. Es zeigte sich nun an der Wand eine Oeffnung wie ein großes Mauselloch. Das Wichtlein läufte wieder sein Mützchen und sprach in wohlgelesenen Worten seinen Dank aus. Sodann wuchtete es unter großem Schnaufen die Gerstenähre auf seine Schulter und schleppte seine Last unter ziemlichem Gestöhne von dannen. Den sperrigen Halm in das Loch hineinzubringen ward ihm auch nicht leicht, man sah an dem Zappeln der Aehre, wie das Männlein inwendig zerzte, und wohl eine halbe Minute danerte es, bis der letzte Zipfel in der Oeffnung verschwunden war.

Der Bauer ging von nun an alle Mittage in die Scheune und gab dem Männlein seine Gerstenähre und von dieser Zeit ab gedieh sein Vieh auf eine wunderbare Art, obwohl es weniger Pflege und Futter verlangte als sonst.

Es war eine Lust, diese runden glänzenden Schweine zu betrachten, welche so fett waren, daß sie kaum aus den Augen sehen konnten und sich nur mit Mühe an ihren Futtertrog schleppten. So blanke Rüche wie auf diesem Hofe fanden sich bald weit und breit nicht. Sie gaben ohne Ende fette sahnige Milch aus ihren strohenden Eutern, und um die Butter, welche die Bäuerin in die Stadt schickte, rissen sich die Leute, denn sie war frisch wie Morgentau und süß wie Nußkern. Obwohl die Pferde des Bauern nur einige Hände voll Hafer und ein wenig Heu alltäglich verzehrten, waren sie doch glänzend und schön, und fromm und feurig zugleich, beschafften sie vor dem Pfluge oder dem Wagen doppelt so viel als früher. Auch mit den Hühnern war es ein seltsames Ding. Sie legten und legten fast das ganze Jahr hindurch, jegliches alltäglich ein großes rundes Staatsei, zuweilen gar mit zwei Dottern, und niemals geschah es, wenn eine Glucke gesetzt wurde, daß auch nur eines von den untergelegten Eiern sich faul erwies, oder daß später von den Küchlein der Habicht oder der Weib eines erwischte. Dies alles gefiel dem Bauer und der Bäuerin gar wohl, und da sie recht gut wußten, wenn sie diesen Segen zu verdanken hatten, so priesen sie das kleine Männlein alle Tage und niemals ward die herkömmliche Gabe versäumt.

Eines Tages im Winter aber, als es bei hellem Sonnenschein so recht Stein und Bein froh, und die Eiszapfen wie gläserne Keulen von den Dächern hingen, saß der Bauer recht behaglich in seinem Sorgenstuhl am warmen Ofen und wartete

auf sein Mittagessen. Es gab sein Lieblingsgericht, Schweinsrippenbraten mit Pflaumen und Äpfeln gefüllt, und süße Düste dieses köstlichen Gerichtes wehten jedes Mal, wenn die Thür geöffnet wurde, verheißungsvoll aus der Küche hervor. Da er nun in der Erwartung des Guten so behaglich in der Wärme saß, empfand er eine Abneigung, hinauszu gehen in den eisigen Wintertag und die kalte Scheune, nur um der einen kleinen Gerstenähre willen. Er rief deshalb seinen Knecht und sagte ihm, was er thun solle. Dieser, ein vorwitziger Gesell, hatte schon lange Begehren getragen, das sonderbare Männlein, darüber man im Dorfe die wunderlichsten Dinge erzählte, zu sehen, und ging in die Scheune, woselbst er das Wichtlein schon wartend antraf. Als er ihm den Halm nun darreichte, konnte er sich nicht enthalten, das kleine Geschöpf wie zufällig ein wenig mit den spitzen Grannen der Aehre ins Gesicht zu fegeln, also daß es sehr prüftete und wunderliche Gesichter zog. Darüber wollte sich der Knecht vor Lachen innerlich ausschütten. Als er nun aber sah, wie der kleine Mann mit schwerem Gestöhn den Halm auf die Schulter wuchtete und unter Schnaufen davon schleppte, da erschien ihm solches demmaßen lächerlich, daß er sich nicht enthalten konnte, zu rufen: „Nun, sieh einer das Krabauer-Ding, wie es sich hat, als wenn der Halm ein Bindebaum wäre!“ Sodann schlug er mit den Händen mehrfach auf die Kniee seiner Lederhosen und lachte unbändig. Zwiischendurch aber rief er, wie die Zimmerleute thun, wenn sie schwere Balken bewegen: „Holz komm! Holz komm“ und höhnte das Männlein auf alle Weise.

Dieses aber ward im Gesichte so blutrot wie seine Mütze und warf zornig funkelnde Blicke um sich. Es schleppte, so rasch es vermochte, den Halm in das Loch hinein und an dem hastigen Hin- und Herfliegen des vorstehenden Endes konnte man wohl bemerken, mit welcher Wut es inwendig zog und zerzte, bis der letzte Zipfel verschwunden war.

Am andern Tage, als der Bauer selber kam, um dem Wichtlein die Gerstenähre zu geben, wartete er vergebens, es erschien niemand. Er rief es mit schmeichlerischen Worten und gab ihm die schönsten Namen, allein alles war umsonst. Auch am folgenden Tage kam es nicht und, so oft auch der Bauer um die Mittagszeit noch sein Heil versuchte, das Männchen war und blieb verschwunden.

Wie oft hat es der Bauer noch bereut, daß er damals nicht selber gegangen ist und seinem Knechte vertraut hat, denn von nun an ging alles quer. Das Vieh stand an den Kaufen und fraß und fraß Berge von Futter in sich hinein, und wenn alles verschlungen war, sah es mit glühenden hungrigen Augen sich nach mehr um. Dabei ward es jedoch immer rauher und magerer, die Rüche gaben wenig dünne und blaue Milch, und den Pferden standen die Hüftknochen also vor, daß der Knecht seinen Hut dort hätte anhängen können, wenn er gewollt hätte. Die Schweine wurden hochbeinig und dünn und, wenn sie einmal aus dem Stall gelassen wurden, da rannten sie wie die Windhunde auf dem Hofe umher, was für ein Schwein eine ganz

thörichte Kunstfertigkeit ist. Und mit den Hühnern war's auch vorbei. Sie kriegten den Pips und legten Winderier, und wenn sie mal ein ordentliches zu Gange brachten, so fraßen sie es auf.

Als der Bauer nun sah, wie alles hinter sich ging, verlor er ganz die Lust an seinem Anwesen, und als er ein gutes Angebot erhielt, verkaufte er es. Er ist dann weit fortgezogen nach Rußland zu, wo die Polacken wohnen.

(H. C. in D. I.)

Denksprüchelein

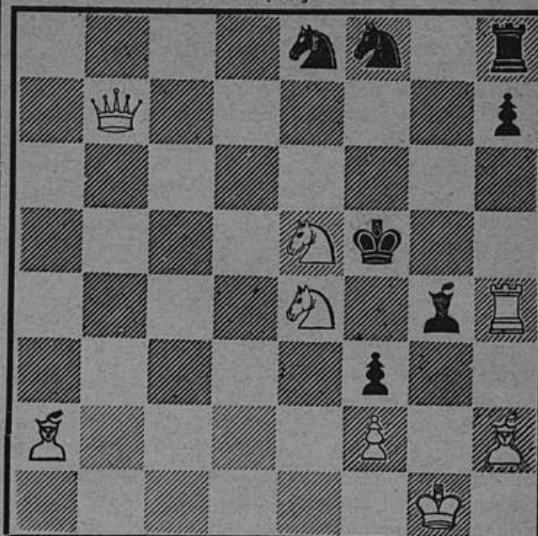
für junge Frauen und Jungfrauen.

Liebes Gretchen, sei nicht bänglich!
Sind wir Männer auch nicht englig,
Bleiben wir in unsrer Klause,
Bei dem Weib doch gern zu Hause,
Wenn es gut zu kochen weiß
Und daheim in stetem Fleiß
Schaltet, waltet, sitzsam still;
Nicht den Scepter führen will;
Nicht die Launenhafte spielt;
Zimmer freundlich, sanft und mild wie ein
Helden-Genius

Uns das Mündlein reicht zum Kuß.
Bricht es aber von dem Zaune
Zank und hat nur üble Laune;
Grollt und schmolzt es immerfort;
Reizt's mit manchem bitterm Wort;
Und versteht dabei es schlecht,
Wie man siedet Fisch und Hecht;
Gleicht es, brennend jenen Kesseln,
Sucht's den Hausfreund nur zu fesseln —
Ja, dann siedet uns das Blut
Und wir nehmen Stock und Hut,
Stürmen abends aus dem Haus
In die kühle Nacht hinaus,
Greifen in dem Bierlokale
In Verzweiflung zum Pokale,
Zu dem Seidel — ohne Ruh
Schlürfend hastig, immer zu.
Und sobald vielleicht uns Hebe,
Freundlich lächelnd, naht — sie lebe,
Denn sie grollt und zankt doch nimmer,
Unser Weib daheim ist schlimmer,
Dann beschleicht uns das Verlangen,
Sie zu kneipen in die Wangen!
Liebes Gretchen! denke stets,
Wie zuvor man's treibt, so geht's!
Bist Du liebevoll, wie Gold
Zimmer rein, ein Weiblein hold,
Glaub's, dann kannst Du ohne Zagen
Auch den Schritt zum Altar wagen;
Denn nur Wen'ge sind Barbaren
Schon in ihren jungen Jahren,
Und die meisten von uns Herr'n
Haben ihre Gretchen gern!
Lassen sich zu allen Zeiten
Liebevoll von ihnen leiten;
Werden, es geschieht nicht selten,
Wahrlich, noch Pantoffelhelden!

Schachaufgabe

von
S. Ernst.
Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 3 des Erzählers:

- A. 1. Sp b 7 — c 5 1. K E 5 nimmt T. f. 6.
2. D b 8 — L 8 mat.
- B. 1. 1 Th b 5 nimmt D b 8.
2. T f 6 — f 5 mat.
- C. 1. 1 T b 5 nimmt Sp c 5.
2. D b 8 — b 2 mat.
- D. 1. 1 L e 7 nimmt d 6.
2. T f 6 — f 5 mat.
- E. 1. 1. L e 7 nimmt T f 6.
2. f 4 — f 5 mat.
- F. 1. 1 Sp g 5 nimmt L e 6.
2. T f 6 nimmt Sp e 6 mat.
- G. 1. 1 L c 6 — e 4.
2. Sp c 5 — d 7 mat.
- H. 1. 1 f 5 — f 4.
2. T f 6 — f 5 mat.

Rätsel.

Ein's hat sich mancher schon genommen,
Was er zuletzt doch liegen ließ,
Weil ihm ein anderer Sinn gekommen —
Der Wind von anderer Seite blies.
Zwei hat wohl jeder Dieb zum Stehlen,
Sonst wählt er sich ein bessres Ziel;
Zum Frieden läßt sich zwei empfehlen —
Doch die Empfehlung hilft nicht viel.
Erst wenn das Ganze ist — gefallen,
Wenn jeder friedlich zieht nach Haus,
Wenn statt der Bomben — Pfropfen knallen,
Erst dann ist die Komödie aus.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:
Weile — Gile.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 6.

Samstag, 5. August 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. M e l s.

6) „Gott steh mir bei!“ rief die Generalin, entsetzt von ihrem Sessel aufspringend . . . „Er wird doch nicht etwa hier vorlesen, was . . .“

Und sie riß ihm das Blatt aus der Hand.

„Excellenz . . . hatten ja . . . befohlen . . .“ stotterte der unglückliche Kundschafter, der es vorgezogen hätte, noch einmal die Dänen zu chargieren, als einem solchen Examen seiner gestrengen Kommandantin ausgesetzt zu sein.

Diese las jetzt allein weiter und das Erstaunen hatte bald ihre Entrüstung über das allzu wörtliche Auffassen ihrer Instruktionen seitens des Wachtmeisters verdrängt.

Kein Anachoret konnte eingezogener leben — es gab in dem ganzen Offiziercorps der fünf Großmächte keinen Offizier, der mit mehr Hingebung seinen Dienst verjah und dabei einen solidern — einen wahrhaft lächerlich solidern Lebenswandel führte als der Dragonerlieutenant Alfred von Berting.

Das stand da schwarz auf weiß . . . von Stunde zu Stunde notiert und man hätte nicht einmal dem Wachtmeister in sein ehrliches Gesicht zu schauen brauchen — die breiten energischen Schriftzüge hätten es zur Genüge schon gezeigt, daß der Mann nicht fähig war, etwas niederzuschreiben, was er vor seinem Gewissen nicht hätte verantworten können.

Die Generalin, nachdem sie zu Ende gelesen, begann die Lectüre noch einmal, überwog jeden Satz und übersprang nur die etwas allzu genaue Schilderung des am Donnerstag Morgen Vorgefallenen! — Und noch ein drittes Mal unterwarf sie das Schriftstück einer gleich sorgfältigen Prüfung — dann war ihr Entschluß gefaßt.

„Ich bin zufrieden mit Ihm,“ sagte sie endlich — „ganz zufrieden. Er kehrt augenblicklich zur Stadt zurück — setzt denselben Dienst, den ich Ihm aufgetragen, eben so getreulich fort und berichtet mir Mittwoch Mittag darüber. Hier im Hause wird das strengste Stillschweigen bewahrt! — Hier wieder ein Thaler! Ich war zufrieden mit Ihm — Apropos, wenn wieder solche . . . solche Episoden vorkommen, wie am vergangenen Donnerstag, so darf Er sie in seinem nächsten Berichte mit Stillschweigen übergehen, verstanden! — Und nun vorwärts, zur Stadt zurück!“

Dem Wachtmeister war dieser Befehl eine Erleichterung, wie er sie fast nie gefühlt. Er spürte

kaum, daß er ein steifes Bein habe, als er im Sturmschritt abmarschierte und ein leises „Gott sei Dank“ in seinen grauen Bart hineinbrummte.

Die Generalin ging eine ganze Weile sinnend auf und ab. Das war wirklich das Ueberraschendste, was ihr passieren konnte.

„Es fragt sich nur,“ sagte sie endlich vor sich hin, „ob sich der Lieutenant plötzlich geändert oder ob der Obrist, um wieder einmal Recht zu behalten, neulich seinen Sohn verleumdet hat . . . hm . . . hm! Letzteres hat viel Wahrscheinliches für sich; denn diese Männer . . . aber wir werden ja sehen! Die Hauptsache ist, daß ich die richtigen Stellungen kenne, dann wird mir das Operieren leicht werden . . . Also Clausenwitz studiert er . . . hm, hm! Ich habe immer gesagt — er ist ein sehr tüchtiger Mensch, während sein Vater — — —“

4.

Es ist ein wahres Unglück, daß es Geschichtsschreiber giebt! Diese so äußerst überflüssigen Menschen haben es sich zur Aufgabe gestellt, alle Episoden einer genauen, hoffentlich einseitigen Prüfung zu unterwerfen und oft die glaubwürdigsten Thatfachen nicht als solche anzuerkennen. Ein wirkliches trauriges Handwerk das ihre!

Man behauptet, daß das kritische Gemüt einem Menschen angeboren sei; und das wäre wenigstens ein mildernder Umstand bei diesem nicht zu beneidenden System.

Wir wollen daher immerhin glauben, daß der Obrist von Berting dieses Geschenk der bösen Fee mit zur Welt gebracht hatte und vielleicht — wie beim Piquetspiel — eigentlich gar nichts dafür konnte, als er auf eine sehr eigentümliche Weise mit dem Kopf schüttelte, da ihm die Generalin in den nächstfolgenden Tagen in allen Tonarten von seinem Sohne etwas vorschwärmte und es nicht an diesbezüglichen Anspielungen fehlen ließ, wie oft Vätern das richtige Verständnis für die außerordentlichen Eigenschaften ihrer Kinder fehle, und wie sie aus einem — wahrscheinlich gleichfalls angeborenen — Hang zur Rechthaberei so weit kämen, sich nicht zu scheuen, ihr eignes Fleisch und Blut auf eine nicht zu qualificierende Art und Weise zu verleumden.

Der Obrist hörte ein paar Mal diese Diatriben mit der größten Geduld an. Er war ja seit fünfzehn Jahren an dergleichen gewöhnt. Aber gewisse sich stets wiederholende und gleichbleibende Ausdrücke machten ihn am Ende doch stutzig.

Dazu kam, daß er eines Tages vor seiner Hausthür stand, als der Regimentsarzt auf einem Spazierritt vorbeipassierte.

„Nun — wie geht's meinem alten Wachtmeister?“ fragte er.

„Wen meinen der Herr Obrist?“

„Anton Streit — meinen Wachtmeister, unsern Gärtner, den wir in die Stadt geschickt haben, um sein zerflossenes Bein von Ihnen untersuchen zu lassen.“

„Kann nicht dienen, Herr Obrist — das betreffende Individuum hat sich noch nicht bei mir gemeldet.“

„Hm . . hm,“ machte der Obrist und dachte daran, wie Anton Streit, der Gartengehülfe hatte es ihm gesagt, nummehr schon zweimal aus der Stadt zurückgekehrt — dann wieder fortgeritten sei, ohne bei ihm vorzusprechen, und wie die Generalin immer anzüglicher in ihren Anspielungen wurde über unnatürliche Väter, die ihren Kindern das Schlechteste andichteten. —

Der Regimentsarzt ritt weiter, aber der Argwohn hatte seinen Keim in die Seele des Obristen gelegt. Als nun Anton Streit zum vierten oder fünften Male in die Stadt beurlaubt wurde und mit einer Miene von Selbstbefriedigung, die man seit Jahren nicht an ihm bemerkt hatte, vor sich hintrabte, indem er seine Pfeife schmauchte, sprengte Obrist von Berting am Saum des Waldes, da wo sich die Wege trenzen, ihm plötzlich und ganz unerwartet entgegen.

Der Wachtmeister parierte sein Pferd und salutierte.

„Ah, — sieh da, Streit — lange nicht gesehen.“

„Herr Obrist . .“

„Macht sich jetzt wohl gute Tage?“

„Zu Befehl, Herr Obrist.“

„Ist in der Stadt?“

„Abkommandiert!“

„Und läuft dort den ganzen lieben Tag herum; — muß doch eigentlich recht langweilig sein!“

„Zu Befehl, Herr Obrist! Die ersten Tage, da ging's schon, aber nachher — die Kerle können heutzutage kaum mehr reiten. Da ärgert man sich die Galle an den Hals, wenn man das Exercieren sieht!“

„Dann geh Er nicht hin!“

„Was soll man denn aber thun?“

„Hat Er denn sonst nichts in der Stadt zu thun?“

„Zu Befehl, nein!“

„Aber ich dünkte doch, Er solle den Regimentsarzt seines Beines wegen konsultieren!“

„Bah . . ist schon alles längst wieder in Ordnung. War gar nicht notwendig, daß ich zu ihm ging. Ein paar Tage Ruhe und alles war wieder in Ordnung, so gut es mit der alten Schariefe von Bein überhaupt noch gehen kann!“

„Aber was macht er denn in der Stadt?“

„Die Befehle der Excellenz ausführen.“

„Zum Teufel — dann hat Er ja aber zu thun — und keine Zeit, wie Er klagt, zur Langeweile!“

„Halten zu Gnaden, doch, Herr Obrist; — denn der Herr Lieutenant ist so freundlich, alles für mich zu besorgen!“ . .

„Ah . . der Herr Lieutenant . . mein Sohn!“

„Freilich — unser junger Herr! Die Frau Generalin sagte mir, ich solle ihr alles rapportieren, was der Herr Lieutenant thue. Da meldete ich mich nun pflichtschuldigst bei ihm und bat ihn, mir das zu sagen . .“

„Ah . . so . . also so . .“

„Ja, Herr Obrist! Und da meinte der Herr Lieutenant, der immer so gut mit mir gewesen ist: „Anton, was willst Du Dich mit Deinem lahmen Fuß abmühen und immer hinter mir her sein. Bleib Du ruhig in der Kantine und erzähle den jungen Manaffen, welche Kerle meines Vaters Dragoner ehemals waren. Wenn Du dann nach Hause mußt, werde ich Dir Deinen Rapport schon in die Feder diktieren und Du brauchst ihn bloß abzulesen!“

„Und . .“

„Alles, was Recht ist, Herr Obrist,“ rief Anton Streit mit Feuer — „der Herr Lieutenant hat sein Versprechen wörtlich gehalten. Nun schon viermal hat er sich die Mühe genommen, sich zu erinnern, was er gethan, und hat es mir diktiert. — Er war mir aber auch immer sehr zugethan und schon als Kind . .!“

Der brave Wachtmeister konnte nicht fortfahren — ein schallendes Gelächter des Obristen hatte ihn unterbrochen.

„Aber . . Herr Obrist . . was hab ich denn gesagt, das . .?“

„Nichts . . nichts. — Ist mir mit einem Male so etwas durch den Kopf gefahren, worüber ich lachen mußte. Hat nichts mit Ihm gemein — gar nichts! — — Aber nun reit Er nach der Stadt, verseh Er den Dienst, zu dem ihn die Frau Generalin kommandiert hat, mit gleicher Sorgfalt wie bisher . . hahaha . . das heißt . . hm?“

„Zu Befehl, Herr Obrist!“

„Braucht es auch meinem Sohne gar nicht zu sagen, daß ich es erfahren habe, wie er Ihm seine Meldungen diktiert. Ich werde darüber schweigen. Der Lieutenant hat es nicht gerne, wenn man von den Gefälligkeiten, die er erweist, viel Aufhebens macht. — Also ist es in Ordnung! Adieu, Streit!“

Und der Oberst warf sein Pferd herum und sprengte seinem Hause zu. Mehrere Male lachte er noch hell auf, dermaßen erschien ihm die Mystifikation der Generalin komisch und, wie er mit einer gewissen Schadenfreude hinzusetzte, wohlverdient! — Als er jedoch vom Pferde gestiegen war und in den schnurgeraden Kiesalleen seines Gartens auf und ab promenierte, begann er sich gewaltig die Enden seines Schnurrbartes zu ziehen, bei ihm ein untrügliches Zeichen, daß sich in seinem Geiste etwas vollzog, was einer Revolution ähnlich sah . . auch auf seinem Gesichte zeigten sich bald die Spuren dessen, was in seinem Innern vorging, denn seine Stirn fürchte sich — die Brauen zogen sich unmerklich zusammen und der Ausdruck wurde von Sekunde zu Sekunde ernster.

„Das heißt“ — sagte er, plötzlich stille stehend und einer alten Gewohnheit nachgebend, seine Gedanken, selbst wenn er allein war, laut auszusprechen — „das heißt — der Junge hat da einen infamen Streich gemacht, den ihm der Teufel verzeihen mag!“

„Die alte, gute Frau,“ fuhr der Obrist fort, „die so viel Interesse für ihn hegt, auf solche Weise an der Nase herumzuführen. hm! drollig ist die Geschichte wohl. . . hahaha. . . zum Totlachen; aber — hm. . . infamer Kerl! — der wird nie aufhören Kadett zu sein und Kadettenstreiche zu machen, selbst wenn er einmal Generallieutenant werden sollte — woran ich allerdings in hohem Grade zweifle! — hm!“

Der Obrist maltrahierte seine Schnurrbartspitzen auf eine geradezu unmenschliche Weise, ein Zeichen, daß sein Gedankenkapital sich wiederum um einen neuen, plötzlich aufgetauchten bereichert hatte.

„Nun möcht ich nur wissen, was sich der Mensch bei der Geschichte denkt,“ fuhr er fort — „der einfachste Menschenverstand müßte ihm sagen, daß, wenn die Generalin ihn für einen Heiligen hält, sie ihm erst recht keine Ruhe geben wird, damit er die Sophie heiratet. — Das liegt ja auf der Hand, und ein gescheiter Kerl, wie er doch sicherlich einer ist, müßte das augenblicklich begreifen. . . Und doch thut er das! — Warum aber? . . . Ach was, der Schelm wird ihm ganz einfach in den Nacken gefahren sein und wenn ihm das passiert, dann ist er selbst nicht mehr Herr seines eigenen Verstandes! — hm! — Ja, so ist es gewesen! . . . Er hat an den dummen Streich gedacht und sonst an weiter nichts! . . . Und das wird sich an ihm selbst rächen! — Gerechtigkeit auf Erden! . . . Bravo! — Er wird es am allerbittersten bereuen. Das gönne ich ihm — das freut mich! — Ich werde mich also gar nicht in die Geschichte hineinmischen, werde alles seinen Lauf gehen lassen und mich freuen, wenn sie alle beide von mir durchschaut werden! . . . Höhere Strategik das, wie die Generalin sagt. . . hm! . . . Doch eigentlich ein himmelschreiendes Unrecht, wie der Bengel mit der alten, ehrenwerten Frau umspringt. Ich könnte den Kerl krumm schließen lassen; . . . aber drollig ist die Geschichte eigentlich doch — sehr drollig!“

Und der Obrist mußte noch einmal über den Streich seines Sohnes, den seine Moral so energisch verdammt, laut auflachen. . . Mit einem Male stand er von neuem still und seine beiden Hände fuhren wie auf Kommando in den Schnurrbart. Dieser hatte sich wohl noch nie in solcher Gefahr befunden, wie an diesem gedankenreichen Tage.

„Das heißt Halt!“ rief er, indem er mit dem Fuße energisch auf den Boden stampfte. — „Die Geschichte präferiert doch noch eine andere Seite, an die ich bisher noch gar nicht gedacht habe! . . . Ah, der Schädel wird mir noch von dem vielen Denken wie ein Pulverfaß explodieren! — Und das alles hab ich dem Schlingel zu verdanken, der. . . hm! . . . Ja daran habe ich bisher wirklich noch nicht gedacht und das lag doch eigentlich auf der Hand. — Meinen Kopf zum Pfande, daß die Generalin sich nicht damit begnügt hat, mir von meinem saubern Herrn Sohn etwas vorzuschwärmen, sondern daß das arme Mädchen, die Sophie, die sie den ganzen Tag unter der Hand hat, den Herrn Lieutenant unter hundert Formen täglich zu schmecken bekommen wird! Nun braucht die aber bloß daran zu glauben, da sie ganz gut weiß, daß die Generalin unfähig einer Un-

wahrheit ist — braucht sich nur von den Berichten überzeugen zu lassen — ihre Meinung über Alfred ändern — ihrer Tante nachgeben. . . und das Unglück ist da! . . . Verfluchte Manie, Krieg im eigenen Hause zu spielen. . . besonders wenn man nichts davon versteht.“ (Fortsetzung folgt.)

Frau Lot.

Aus dem Englischen, übersetzt von Haslinger.

Wir waren unser Drei und hatten uns gemeinschaftlich einen sogenannten „Claim“ in einem der ländlichen Distrikte im Placer-Minenbezirk in Californien erworben. Anfangs hatten wir ausgezeichneten Erfolg, der Sand war reich an Goldstaub und einige kleine Klumpen puren Goldes trugen wesentlich dazu bei, uns für angehende Millionäre zu betrachten. Aber leider dauerte das nicht lange, unsere früher so reiche Ausbeute wurde mit jedem Tage geringer, unser Waschen zahlte sich kaum und so verlor sich in demselben Maße unsere Heiterkeit und wir Drei wurden mit jedem Tage ernster — griesgrämiger.

Da war wenig oder eigentlich gar nichts „Romantisches“ in dem Leben, das wir führten. Vom frühen Morgen an arbeiteten wir hart in den „Diggings“, gruben, schaufelten und wuschen gleich Chinesen, hatten zu Mittag kalte Rütche und morgens und abends wechselten wir ab in der Besorgung unserer häuslichen Verrichtungen, als da sind: Kochen, Geschirrwaschen, Aufräumen, Bettmachen, Holzspalten und — Wäsche waschen. O diese Waschtage! Selige Erinnerung! Es waren zwar wenig genug und nicht sehr regelmäßig, aber es mußte sein. Da wurden am Abend die verschiedenen Waschstücke kunstgerecht eingeweicht, am andern Morgen gerieben, ausgewaschen, ausgerungen und dann auf den Büschen zum Trocknen aufgehängt. Und während die gütige Frau Sonne ihren Anteil an unserm Waschtage übernahm, saßen wir Drei „unter eines Baumes kühlem Schatten“, rauchten unsere Friedenspfeife und freuten uns des überstandenen Waschtages.

Die Claims in unserer Nachbarschaft waren alle, mit Ausnahme des einen nächst zu uns, ausgenutzt und seit langer Zeit verlassen, wir Drei aber hielten mit der Fähigkeit des absoluten „Muß“ an unserm fest, denn wir hatten all unserm Reichtum drangesetzt, teils an die Erwerbung dieses Plazes, teils an unsere Ausrüstung und Verproviantierung, und es hätte wirklich viel, viel schlimmer kommen müssen, bevor wir unsern Platz verlassen und, ärmer als wir gekommen, wieder abgezogen wären.

Unsere nächsten Nachbarn waren entweder weniger auf den Erwerb angewiesen oder leichter entnütigt wie wir, kurz sie verließen, nachdem sie längere Zeit vergeblich versucht hatten, „auszuverkaufen“, den Platz und nur einer von ihnen blieb zurück — warum, wußte er wohl selbst am besten.

Da war nun in einem Umkreis von drei Meilen kein anderer „Claim“ bewohnt und die nächste Station, wo wir Lebensmittel u. s. w. bekommen konnten, war eine gute Tagreise weit entfernt. In

dieser isolierten Lage begrüßten wir den Nachbar, der sich jetzt zu uns gesellte, mit einem herzlichen Willkommen.

Tompkins, unser Nachbar, oder Lot, wie wir ihn vertraulich nannten, war ein Original in seiner Art. Im Staate New-Hampshire geboren, begann er, kaum flügge geworden, seine Wanderschaft „westwärts“. Nach endlosem Hin- und Herziehen, vom Glück wenig begünstigt — wohl viel durch eigene Schuld — kam er auf den Gedanken, nach unserm Eldorado, nach Californien, auszuwandern und schloß sich endlich einer Gesellschaft an, mit der er dann in unserer Gegend sich ansiedelte.

Lot war ein hübscher, schön gebauter, kräftiger Mann, ein äußerst angenehmer Gesellschafter, der eine Unmasse der teils selbst erlebten, teils gehörten Geschichten zu erzählen wußte, und zwar in einer Weise, die die Zuhörer fesselte und ob des drastischen Humors oft zu schallendem Gelächter brachte. Er hatte auch eine hübsche Altstimme und verstand es vortrefflich, die reizenden altenglischen Balladen vorzutragen, oder die Negerlieder mit staunenswerter Naturtreue zu singen.

In der ersten Zeit unseres Zusammenlebens zeigte er sich jovial, offen, ja sogar herzlich, wenn auch eine starke Dosis Egoismus vorherrschend war, ziemlich bequem und ganz unglaublich abergläubisch.

Nach und nach verringerte sich sein Enthusiasmus bedeutend und er wurde einsilbig, denn, wie er zu sagen pflegte: „Die verdammte Wäscherei zahlt ja nicht einmal das Futter.“

Wie ich bereits vorher erwähnte, aus Gründen, ihm selbst am besten bekannt, hatte es Lot für geeignet gefunden, seine Partner allein abziehen zu lassen. Wir dachten, er bleibe deshalb zurück, weil er bei seinem angeborenen Bequemlichkeitsfinn, der allerdings mit seiner „Ewige-Juden-Existenz“ stark kontrastierte, es vorzog, die verhältnismäßig geringen Entbehrungen und Unannehmlichkeiten hier zu ertragen, als sich neuen, unbekanntem, vielleicht viel größeren anzusetzen. Natürlich hüteten wir uns, die amerikanische Sitte zu verletzen und neugierig zu fragen, was ihn veranlaßte, zu bleiben.

Es dauerte übrigens nicht lange, bis wir über den wahren Sachverhalt aufgeklärt wurden.

Eines Abends — es mochten ungefähr drei Wochen seit dem Abmarsch von Lots Partnern gewesen sein — kam unser Nachbar, der drei Meilen weiter oben am Flusse seinen Claim hatte, an unserm Lagerplatz vorbei. Er war auf dem Heimweg von der Stadt, wo er seinen Goldstaub in der „Bergmanns-Bank“ deponiert und eine neue Ladung Lebensmittel eingekauft hatte.

„Hallo! George! Christ! Hier sind Briefe für Euch!“ rief er meinen beiden Kameraden zu, die die willkommenen Nachrichten aus der Heimat mit Freuden auffingen, als er sie ihnen von seinem Pferde aus zuwarf.

Lot spazierte gerade in der Nähe und mit spöttischem Lächeln brachte er seinen stereotypen Witz: „Well, Nachbar, hab nichts für mich diesmal, na vielleicht das nächste Mal!“

„Nein, glaube nicht, daß ich was für Euch habe, Lot,“ erwiderte der Angeredete und fügte mit einem vielsagenden Augenwinken bei: „Aber da ist ein Frauenzimmer mit vier kleinen Kindern auf dem Wege hierher, das einen Mann sucht, dem Ihr verdammt ähnlich seht.“

Lots Heiterkeit verschwand im Augenblick, sein Gesicht wurde fahl und mit sichtlich Aufregung rief er:

„Na, Freund, macht keine faulen Witze! Ihr werdet mir doch so etwas nicht anthun wollen?“

„Faule Witze?! Mann, was denkt Ihr! Es ist die reinste, trockenste Wahrheit.“

Lots Gesicht wurde womöglich noch blässer, es schien, als ob seine Beine den Zitterkrampf bekommen hätten und ohnmächtig, seine Aufregung zu verbergen, stammelte er:

„Was — was sagt Ihr da?“

„Ich sage, daß ein Frauenzimmer und vier kleine Kinder dieses Weges kommen und einen Gatten und Vater suchen, das ist alles!“

„Wie weit zurück?“

„O, eine Kleinigkeit von drei Meilen oder so dergleichen!“ und mit freundlichem Zunicken und einem vielsagenden Seitenblick auf Lot rief uns der Nachbar zu: „Lebt wohl, Kameraden! Habe sonst keine Neugierigkeiten!“ Dann gab er seinem Pferde die Sporen und zog das Packtier nach sich und so war er uns bald aus den Augen.

Da stand Lot, das Bild des Jammers, die Hände in seinen Hosentaschen, den Blick auf den Boden geheftet, als wolle er damit ein Loch hineinbohren, um sich darin zu verstecken. Er mußte wohl unsern fragenden Blick fühlen, denn plötzlich richtete er sich auf und mit einem schweren Seufzer sagte er zu uns:

„Es ist ein Faktum, ich bin verheiratet, Kameraden!“

Das war alles und mit dieser Erklärung ging er hinüber zu seiner Hütte. Bald darauf aber kam er zurück und brachte einige Spiele alter, schmieriger Karten, einige Würfel, ein paar Bände „billiger Romane nur für Männer“, und ein „Komisches Gesangbuch“.

„Ich denke, Kameraden, ich werde diese Sachen vorläufig nicht mehr gebrauchen!“ sagte er errötend und verlegen. „Ich dachte, thue die Sachen weg bei Zeit — manche Frauenzimmer sind in derlei Dingen oft sehr merkwürdig. — Na, Ihr versteht mich wohl! Da nehmt es zu Euch!“

Christ nahm ihm die Gegenstände ab und meinte, er wolle sie für ihn aufheben.

„Well, Freund, könnt das machen, wie Ihr denkt — würde Euch sehr dankbar dafür sein. Es wäre ja möglich — aber nicht wahrscheinlich — versteht Ihr, na und da kämen diese kleinen Zeitvertreiber dann wieder ganz gelegen.“ Dann blickte er vor sich hin auf den Boden, er fürchtete wohl, wir würden uns nur zu billigen Witzen hinreißen lassen. Nein, wir bemitleideten ihn, er war ein guter Nachbar, und war auch unsere Bekanntschaft noch nicht alt, wir hatten ihn lieb gewonnen. In solchen Gegenden, fern ab von dem Getriebe der

Welt, schließt man sich leichter aneinander an, und wenn es sich trifft, daß, wie es hier der Fall ist, der Nachbar ein jovialer, gutmütiger, ehrlicher Charakter ist, dann nimmt man an seinem Schicksal denselben warmen Anteil, wie an dem eines langjährigen Freundes. Wir quälten ihn auch nicht mit Fragen, sondern luden ihn ein, in unsere Hütte zu kommen und ein Gläschen „Herzstärkung“ mit uns zu nehmen. Lot schüttelte traurig seinen Kopf. „Dank Euch, Kameraden, es geht nicht!“ Dann ging er wieder hinüber nach seiner Hütte, blieb unter der Thür stehen und blickte hinaus in der Richtung, in der die „Ungehindigten“ kommen mußten.

Wir hatten eben unser „Souper“ eingenommen und saßen, um den prachtvollen Abend zu genießen, auf dem Hügel unmittelbar an unserer Hütte und warteten der Dinge, die da kommen würden.

Gerade als die Sonne hinter den fernen Bergen verschwand, sahen wir eine seltsame Reisegesellschaft sich unserm Lagerplatz nähern. Voran ritt auf einem großen starken Packpferde eine Gestalt in halb weiblicher, in halb männlicher Kleidung, ein kleines Kind auf dem Arme, während ein anderes hinter ihr, seine Arme um die Taille geschlungen, auf dem Sattel saß. Einige Schritte weiter zurück kam eine jener Hünen gestalten, wie man sie in den Minen-gegenden zuweilen trifft und die Cooper u. s. w. so prächtig zu schildern verstand, einer jener Trapper und Pfadfinder, die mit dem Wilde und den Rothäuten nach und nach aussterben werden. Vor und hinter sich hatte er auch zwei Kinder, aber schon älter, auf dem Sattel. Der größere Bube mochte wohl zehn Jahre alt sein. Ein riesiger prachtvoller Bernhardiner Hund bildete abwechselnd den Vor- und Nachtrab.

Wenige Schritte vor uns hielt sie an, warf einen kühnen, forschenden Blick auf die ganze Umgegend, der schließlich auf Lot haften blieb, der unbeweglich unter der Thür stand.

„Das ist er!“ rief sie in einem entschiedenen, aber nicht unangenehmen Tone, dem Führer zu: „Hier wollen wir absteigen.“ (Fortsetzung folgt.)

Die Sonne und die Sonnenflecken.

Die Sonne ist der Zentralkörper des Planetensystems, zu welchem auch die Erde gehört und ist sowohl an Masse wie an Volumen der weitaus größte unter den Körpern dieses Systems und zugleich für sie alle die Quelle des Lichtes und der Wärme. Diese Eigenschaften haben die Sonne für uns zum Gegenstand der eingehendsten Betrachtungen und Forschungen gemacht, dank welchen wir heute ziemlich umfassende Kenntnisse über diesen Himmelskörper besitzen, obwol derselbe über zwanzig Millionen Meilen von uns entfernt ist.

Was zunächst die Größe der Sonne anbelangt, so erhalten wir einen Begriff von jener, wenn wir bedenken, daß der Sonnendurchmesser 1 388 000 Kilometer oder 187 000 geographische Meilen beträgt. Da der Erddurchmesser von einem Pol zum andern

1712 Meilen beträgt, so müßten 109 Erdkugeln übereinander gestellt werden, um die Höhe der Sonnenkugel zu erreichen. Aber auch andere Zahlen sprechen für die ungeheure Größe des Sonnenkörpers. Die Oberfläche der Sonne ist etwa 11 800 mal größer als diejenige der Erde und da die Erdoberfläche 9 260 510 Quadratmeilen umfaßt, so können wir hieraus auf den ungeheuren Raum schließen, den die Sonnenoberfläche einnimmt. Die Sonne ist überhaupt 319 500 mal schwerer als die Erde und 700 mal schwerer als alle Planeten zusammengenommen, ihr Volumen ist 1 270 000 mal so groß als das der Erde und beträgt noch immer das 600fache aller Planetenmassen zusammengenommen. Man kann an diese Zahlen verschiedene Betrachtungen und Vergleiche knüpfen. Könnte man z. B. einen electromagnetischen Telegraphen von der Erde nach der Sonne errichten, so würde die Schwere des hierzu erforderlichen Eisendrahtes 305 500 000 Centner betragen. Rechnet man auf etwa 80 Fuß Entfernung je eine Stange als Stütze des Telegraphen, so wären 8400 Millionen solcher Stangen nötig. Ein Wald, welcher diesen Bedarf hergeben sollte, müßte, wenn je auf einer Quadratmeile 64 Millionen Bäume wüchsen, einen Flächenraum von 134 Quadratmeilen — mehr als die Hälfte des Königreichs Sachsen — bedecken. Würde man ferner die Sonne in Würfelstücke zerschneiden, je eine Meile lang, breit und dick, so würde man über 300 Billionen solcher Würfel erhalten, eine Billion aber ist eine Million mal Million! Man könnte noch manche derartige Berechnungen aufstellen, indessen genügt schon ein Blick auf die vorhin angeführten Zahlen, um zu erkennen, wie winzig unsere Erde im Vergleich zur Sonne erscheint.

Während über die Größe u. s. w. der Sonne schon die Alten annähernd richtige Begriffe hatten, ist man über das Wesen derselben bis in die neueste Zeit noch im Zweifel geblieben und gibt es zur Zeit in der Gelehrtenwelt hierüber zum Teil voneinander abweichende Meinungen. Jedoch neigt man sich im allgemeinen der von dem berühmten Chemiker Kirchoff aufgestellten Theorie zu, nach welcher die Sonne aus einem festen oder tropfbar flüssigen Kern, der sich in der höchsten Glühhitze befindet, der umgeben ist von einer Atmosphäre von etwas niedrigerer Temperatur. Ueber die Temperatur auf der Sonnenoberfläche gehen, beiläufig gesagt, die Ansichten der Forscher noch weit auseinander. Nach den Angaben Böllners soll dieselbe eine Höhe von über 27 000 Grad Celsius erreichen. Biolle und Bicaire wollen neuerdings bloß 1500 Grad gefunden haben, hingegen hat Secchi aus aktinometrischen Messungen wiederum einen Hitzeegrad von 5 bis 6 Millionen abgeleitet; einen nähern Aufschluß über diesen streitigen Punkt zu geben, wird aber die menschliche Wissenschaft wohl schwerlich jemals in der Lage sein. Dagegen wissen wir, daß die Sonnenatmosphäre einen großen Teil der auch bei uns vorkommenden Stoffe enthält, z. B. Magnesium, Eisen, Kupfer, Zink, Kobalt, Natrium, Mangan u. s. w.; doch bilden Wasserstoff und Eisendampf die Hauptgemengteile der Sonne.

Trotzdem nun, wie wir aus Vorstehendem sehen, unsere Kenntnis vom Sonnenkörper in vieler Beziehung eine verhältnismäßig vollkommene ist, so existieren doch noch große Lücken und dies ist namentlich der Fall in Bezug auf eigentümliche, auf der Sonnenoberfläche in gewissen Zeiträumen wiederkehrende Erscheinungen, welche die Astronomen mit dem Namen „Sonnenflecken“ belegt haben. Gerade in diesem Frühjahr sind diese Flecken in ungewöhnlicher Anzahl und Größe auf der Sonnenoberfläche beobachtet worden, und da dieselben vielfach in enge Verbindung mit verschiedenen, namentlich meteorologischen Vorgängen auf unserer Erde gebracht werden, so sei es uns gestattet, hier zusammenzustellen, was über die Sonnenflecken und andere seltsame, hiermit höchst wahrscheinlich in Zusammenhang stehende Erscheinungen auf der Sonne bekannt ist.

Die Sonnenflecken erscheinen nicht an allen Stellen des Sonnenkörpers in gleicher Häufigkeit, sie sind in der Hauptsache beschränkt auf die Zonen zwischen 10° und 30° heliographischer Breite, welche man die Königszonen nennt. Die Sonnenflecken machen sich schon bei schwachen Vergrößerungen als bald einzelne, bald in Gruppen zusammenstehende dunklere Stellen bemerkbar und wurden zuerst 1610 von Fabricius entdeckt und im folgenden Jahre auch von dem berühmten Galilei wahrgenommen. Diese Stellen sind von sehr verschiedener Größe, oft sind sie nur als Punkte (Poren) erkennbar, oft haben sie auch einen Durchmesser von 1000 und mehr geographischen Meilen, ja, die Gruppe, welche am 13. April dieses Jahres beobachtet wurde, hatte in ihrem dunkelsten Teile sogar eine Länge von 12000 und eine Breite von 7000 geographischen Meilen, woraus man auf den ungeheuren Flächeninhalt, den diese Flecken einnehmen, einen Schluß ziehen kann. Ueber die Natur der Sonnenflecken ist man, wie wir schon vorhin andeuteten, noch nicht im Klaren und befinden sich die Gelehrten hierüber noch in teilweisem Widerspruch. Wie wir vorhin mitteilten, besteht nach Kirchhoff der Sonnenball aus einem in der höchsten Glühhitze befindlichen Kern, der von einer Atmosphäre von niedriger Temperatur umgeben ist und in dieser gasförmigen Atmosphäre entstehen nun die Sonnenflecken als Wolkenmassen, die in dieser Atmosphäre schwimmen. Eine ähnliche Theorie hat auch Böllner aufgestellt, nur giebt er den Gebilden ein konsistenteres Wesen, indem er sie für Schlackenmassen hält, die sich auf der glühend flüssigen Sonnenoberfläche durch Abkühlung gebildet haben und sich auch infolge der in der Sonnenatmosphäre erzeugten Gleichgewichtsstörungen von selbst wieder auflösen. Der Physiker Faye wiederum denkt sich die Sonne als einen gasförmigen Körper, dessen Oberfläche eine Lichthülle bilde, und wenn diese Hülle an einer Stelle durch aus dem Innern des Sonnenkörpers aufsteigende Strömungen unterbrochen wird, so haben wir nach Fayes Anschauungen den Anblick eines Sonnenflecks.

Wir sehen, die Ansichten der Gelehrten über die Entstehung und Zusammensetzung der Sonnenflecken gehen noch weit auseinander, ebenso wie über die mit diesen Erscheinungen wahrscheinlich in Verbindung stehenden sogenannten Protuberanzen, von

denen man nur bestimmt weiß, daß dies hauptsächlich aus glühendem Wasserstoff bestehende Massen von mannigfachster Form sind, welche bis zu der nach unsern Begriffen kaum faßbaren Höhe von 20000 geographischen Meilen mit rasender Schnelligkeit — über 20 geographische Meilen in der Sekunde — auf der Sonnenoberfläche aufsteigen. Diese Protuberanzen sollen stets die Vorläufer später erscheinender Fleckengruppen sein und diese Ansicht scheint richtig zu sein, da sich auch bei der gegenwärtigen Sonnenflecken-Periode die unter dem Namen Protuberanzen bekannten Erscheinungen auf der Sonne wieder gezeigt haben. — Wenn wir dergestalt über die Natur der Sonnenflecken und der damit verbundenen Erscheinungen noch wenig unterrichtet sind, so haben wir desto mehr Gewißheit über die Zeiträume, in denen die Sonnenflecken aufzutreten pflegen, ihre Bewegungen auf der Sonne und ähnliche Vorgänge. Auerkamte Astronomen, wie z. B. der schweizerische Gelehrte Rudolf Wolf haben gezeigt, daß die Menge der Sonnenflecken eine Periode von ungefähr $11\frac{1}{2}$ Jahren umfaßt, mit Abweichungen von durchschnittlich $1\frac{1}{2}$ Jahren. Die Jahre 1829, 1837, 1848, 1860, 1871 waren durch zahlreiche Sonnenflecken ausgezeichnet, dagegen zeigten sich 1833, 1844, 1856, 1867 und 1878 deren nur wenige und oft war die Sonne monatelang gänzlich frei von Flecken. Wolf hat auch eine größere Generalperiode konstatiert, die etwa sechs kürzere Perioden von ungefähr 11 Jahren umfaßt.

Schon in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts hatte Wolf im Verein mit Sabine, Gautier und andern Gelehrten das Zustandekommen der Sonnenfleckenperiode mit derjenigen der erdmagnetischen Störungen und Variationen erkannt. Später hat man auch in den Erscheinungen der Nordlichter, des Regenfalles, der Stürme u. s. w. dieselbe Periode zu erkennen geglaubt, ja, Herschel wollte schon Ende vorigen Jahrhunderts einen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Sonnenflecken und der Fruchtbarkeit der einzelnen Jahre erkennen. Ein solcher Zusammenhang scheint für die Temperatur unserer Erdoberfläche wirklich zu bestehen, oder wenigstens eine 11- bis 13jährige Periode, da die Jahre 1811, 1822, 1834, 1846, 1857—58 und 1868 ungewöhnlich warme Temperatur zeigten und welche in die Periode zahlreicher Sonnenflecken fielen. Es würden demnach auch für dieses Jahr oder die nächsten Jahre heiße Sommer zu erwarten sein. Pächterlich wäre es aber, von den Sonnenflecken und den Sonnenprotuberanzen einen verderbenbringenden Einfluß auf unsern Planeten zu befürchten; ängstliche Gemüter meinen zwar, daß jene furchtbaren Eruptionen auf der Sonne unsere Mutter Erde vielleicht gar aus ihrer altgewohnten Bahn drängen oder eine neue Sündflut hervorrufen, gewaltige Oerke und dergleichen mehr entfesseln könnten. Indessen, die Erde wandelt nun schon Tausende von Jahren die Bahn, welche ihr von der Hand des Schöpfers vorgezeichnet wurde, ohne nur ein Atom hiervon abgewichen zu sein, und wir denken, sie wird auch noch fernerhin ihres Weges wandeln und wenn ihr auf demselben gewaltige Erdbeben, Ueberschwemmungen u. s. w. begegnen, so vollzieht

sich dies eben nach unabänderlichen Naturgesetzen, nicht aber unter Einfluß jener merkwürdigen Erscheinungen auf der Sonnenoberfläche.

Cognak.

In den „Tyroler landwirtschaftlichen Blättern“ hat Direktor E. Mach einen Aufsatz über Cognak veröffentlicht, der zum Teil auf eigenen Erfahrungen beruht und dessen wichtigste Stellen wir nachstehend reproducieren. Der Verfasser erwähnt, daß die Feinheit des Cognaks durch eine Reihe verschiedener Momente bedingt ist, sie hängt vor allem ab von dem Traubenmaterial, aus dem der zu destillierende Wein gewonnen wird und zwar sowohl von der Traubensorte als von dem Boden, auf dem die Trauben gewachsen, von der Behandlung des Weines, seinem Zustande, von der Art des Brennens und endlich ganz besonders von dem Alter und der Art der Lagerung des Branntweins. Der Einfluß der Traubensorte auf die Beschaffenheit nicht nur des Weins, sondern auch des aus demselben erzeugten Branntweins wird vielfach zu wenig beachtet, man überzeugt sich hiervon aber leicht durch probeweise Destillation verschiedener Weinsorten. Jede derselben liefert ein anderes eigenthümliches, charakteristisches Produkt. Je feiner, je bouquetreicher der Wein, desto feiner wird auch im allgemeinen der Branntwein ausfallen, desto mehr werden die Bouquetstoffe in demselben hervortreten. Das Aroma des Branntweins erinnert nicht selten deutlich an jenes des Weins, besonders wird dies bei Verwendung specieller Bouquetforten, wie Riesling, Traminer u. a. leicht konstatiert werden. Wir selbst haben von verschiedenen Weinsorten Branntwein versuchsweise hergestellt. Einzelne, wie z. B. Mustateller, zeigten gradezu ein köstliches Bouquet, feiner und zarter selbst als jenes des Weins. Ja, nicht selten konnte im abdestillierten Branntwein erst die Art des Sortenbouquets erkannt werden, das, im Wein selbst gedeckt, durch andere Geschmacks- und Geruchsstoffe gar nicht oder nur ganz undeutlich hervortrat. Auch so mancher Fehler, der im Wein kaum störte, tritt sehr deutlich hervor, wenn wir ein Glas mit dem aus demselben gewonnenen Branntwein schwenken, das selbe dann umgekehrt auf einen Bogen reines Papier oder eine Serviette stürzen und von Zeit zu Zeit zu dem Glase riechen. Der Branntwein läßt sich so förmlich analysieren, zuerst treten die feinsten flüchtigsten Bouquetstoffe hervor, hierauf verdunstet der Alkohol, während zuletzt die am wenigsten flüchtigen, für die Sorte aber oft charakteristischsten Bouquetstoffe zur Wahrnehmung gelangen, wie z. B. der vielen bessern Rotweine eigenthümliche Vanillegeruch, der harzige, an Enzian erinnernde Geruch von aus edelfaulen Trauben bereiteten Weinen u. Diese Unterschiede kann man selbst bei Tresterbranntweinen konstatieren, obwohl der große Gehalt an Denanthäther, Weinbeer- oder Drußendöl, das im Trester-, besonders aber im Hefenbranntwein enthalten ist, die feineren Geruchsstoffe größtentheils verdeckt. Der große Gehalt an Denanthäther im Tresterbranntwein, wodurch der-

selbe beim Verdünnen mit Wasser milchig getrübt wird, unterscheidet denselben überhaupt wesentlich von Weinbranntwein, der nur Spuren dieses in konzentriertem Zustande geradezu widerwärtig empirisch riechenden Stoffes enthält und daher auch beim Verdünnen mit Wasser vollkommen klar bleibt. Es ist daher ein großer Irrtum, wenn da und dort selbst in Büchern der Denanthäther als der wertvollste Cognakbestandteil angeführt wird oder man gar empfiehlt, durch Zusatz von Denanthäther zum Tresterbranntwein aus letzterem den kostbaren Cognak herzustellen. Wer je den Geruch von Cognak und Tresterbranntwein in mit demselben ausgeschwenkten Gläsern verglichen hat, wird nicht mehr so leicht getäuscht werden. Selbst ein geringer Zusatz des im Verhältnis zum Cognak höchst ordinären Tresterbranntweins läßt sich mit Leichtigkeit erkennen. Es genügt, Wein in einem Apparat zu destillieren, in dem früher Trester gebrannt worden und der nicht mehr mit ganz außerordentlicher Sorgfalt gereinigt wurde, um dem Destillat den unangenehmen Geschmack des Denanthäthers, des Tresterbranntweins zu verleihen. Dieser Geschmack ist aus dem gewöhnlichen Tresterbranntwein selbst durch die energichste Rektifizierung auf 90 bis 95 Proz., selbst durch Verbinden derselben mit einer vorangehenden Behandlung mit Holzkohlen nicht oder doch wenigstens nicht vollständig zu entfernen. Höchstens die ersten Partien des rektifizierten Destillates sind hiervon einigermaßen frei und könnten als Weinsprit (aus ordinärem Wein bereiteter Spiritus trois, six de Languedoc) gelten. Als Zusatz zu Wein wäre jedoch selbst die Verwendung des rektifiziertesten Tresterbranntweins, abgesehen davon, daß sich die Rektifizierung nicht lohnen kann, gewagt. — Die Erzeugung des Cognaks betreffend, sei noch erwähnt, daß die Trauben stets süß gepreßt und der Most ohne Hülfsen der Gährung überlassen wird. Erst wenn der Wein klar geworden, wird er gebrannt. Die in der Charente und im Gers u. fast ausschließlich verwendete Traubensorte, die schon erwähnte Folle blanche ist eine weiße, entfernt an Gutebel erinnernde Traube. Die Rebe ist sehr reichtragend. Guyot führt als mittlern Ertrag in den kalkigen Lehmböden des Kantons Segonzac 90 Hektoliter per Hektar an, im Durchschnitte in der Charente 50 Hektoliter. Noch geringer in der Charente Inferieur und im Departement Gers. Die Preise per Hektoliter Wein betragen vor dem Auftreten der Phylloxera etwa 10, nach Ham sogar nur 5 bis 6 Fres. per Hektoliter. Nur bei so niederm Preise des Weins ist die Branntweinerzeugung überhaupt rentabel, obwohl alter gelagerter Cognak leicht mit 300 bis 600 Fres. per Hektoliter gezahlt wird. — Große Sorgfalt verwendet man bei Auswahl des Holzes zur Herstellung der Lagerfässer für feinen Cognak (meist die Pièce zu vier Hektoliter), da die Art des Holzes einen nicht unwesentlichen Einfluß auf die Entwicklung des Branntweins ausübt. Man bevorzugt in Cognak besonders das sogenannte weiße französische Eichenholz (von Angmois, Limousin, Berry) oder das sogenannte Danziger Holz. Das wenig dichte und sehr extraktreiche slawonische Eichenholz ist gänzlich ausgeschlossen. Beim Lagern in

diesen Eichenfässern nimmt der Cognat nach und nach jene schöne, tiefe goldbraune Farbe an, welche man als Zeichen eines alten Cognats schätzt. Neben Farbstoff werden hierbei natürlich auch geringe Mengen Gerbstoff und andere Extraktstoffe aus dem Holze ausgezogen. Die allerfeinsten Cognats sind dagegen, weil sogleich in Glasgefäßen aufbewahrt, vollkommen weiß. Man kann übrigens aus der Farbe absolut nicht mehr auf das Alter des Cognats schließen, weil fast jeder im Handel vorkommende Cognat durch Zusatz von gebranntem Zucker (Caramel) gefärbt ist. — Wir hatten Gelegenheit, eine Reihe zum Teil sehr feiner Cognatmuster zu untersuchen. Mit Ausnahme eines einzigen Musters, das wir der Freundlichkeit des Herrn Oesterreicher in Trient verdanken, enthielten sämtliche übrigen, deren Preis von 200—600 Francs per Hektoliter schwankte, mehr oder weniger caramelisirten Zucker, und zwar von 5 bis 17 Gramm im Liter. Um die Gesamtmenge des Zuckers im Cognat zu bestimmen, muß die Probe vorher durch Erwärmen mit einer Säure invertiert werden, da sich ein Teil des Zuckers, meist circa die Hälfte, als Rohrzucker, der andere als Invertzucker im Cognat befindet, indem beim Caramelisieren des Zuckers ein Teil des Rohrzuckers in Invertzucker übergeführt wird. Der Gesamtzucker der Cognatmuster schwankte zwischen 0.76 bis 2.6 Proz. Die feineren Proben enthielten zumeist nicht über 1.5 Proz. Extrakt. Von dem Gesamtzucker entfielen 3.6 bis 8.6 Gramm im Liter auf Gerbstoff, und zwar letztere Zahl bei dem feinsten und ältesten Muster, das zur Untersuchung gelangte und ganz frei von Caramel war. Der Alkoholgehalt der von uns untersuchten Muster schwankte zwischen 47.7 bis 55.9 Volumprozent und betrug im Mittel 52.5 Volumprozent; die Dichte des Cognats 0.9268 bis 0.9417.

Zeitdauer des menschlichen Lebens.

Von zehn Menschen, die an einem Tage geboren werden, erreicht nur einer das vierundsiebenzigste Jahr; von achtzehn dergleichen kommt nur einer zum achtzigsten, von dreiundvierzig wird nur einer fünf- undachtzig Jahre alt. Mit jedem Jahre erweitert sich die Klust. Fast unter sechzig gleichzeitig Geborenen kommt erst einer zum siebenundachtzigsten Jahre. Einer aber, der hundert Jahre zählen soll, muß dreitausend fünf- hundert der mit ihm zugleich Geborenen ins Grab sinken sehen, und wer ein- hundertundfünf Jahre wurde, dem gingen vierzehn- tausend seiner Brüder im Tode voran. Von fünf- und- zwanzigttausend Menschen gelangt nur einer zum ein- hundertundsechsten Jahre, von fünfzigtausend nur einer zum ein- hundertundsiebenten Jahre und unter einer Million Menschen erreicht erst ein Einziger das ein- hundertzehnte Jahr. Was ist Menschenleben — Spreu vor dem Winde! Von einhunderttausend Kindern sinken gleich im ersten Lebensjahre zweiundzwanzig- bis dreiundzwanzigttausend ins Grab, denen acht- bis neuntausend im zweiten Lebensjahre nachfolgen. Die Menge muß aber noch kleiner werden; vier- bis fünf- tausend folgen im dritten, zwei bis dreitausend

im vierten, fünfzehnhundert bis zweitausend im fünften Jahre und selbst das sechste Jahr verlangt noch tausend bis elf- hundert Opfer! Und so sind also die hundert- tausend dann schon bis mindestens auf sechzigtausend vermindert.

Altdeutsche Spruchweisheit.

Laß jedermann sein, der er ist,
So sagt man dir nit, wer du pist.

Ein Markt ohn'n Dieb,
Ein jungkfräw ohn lieb,
Ein Bock ohn ein bart
Ist wider Natur und art.

Nede nicht zuviel, mach alles war,
Borg nicht zuviel, zal alles klar.

Frisch, frei und geduldig,
Was ich nicht zu bezahlen hab,
Das bleib ich schuldig.

Wer mit liebe umgaht
Der weiß wol, wah sie in sich hat.

Sie macht mannigen gahn,
Der sonst wol stille wurde stahn.

Gewalt, gab und gunst
Brecken recht, treu und Kunst.

Mein Glück schläft noch,
Zur zeit erwacht es doch.

Lehd, schweig und vertrag,
Dein not niemand klag,
An Gott nit verzag,
Glück kombt alle tag.

Wann der Reid brennte wie Feuer,
So wär das Holz lang nicht so theuer.

Wo der Bürgermeister schenket Wein,
Die Fleischhauer im Rate sein,

Und der Bäcker wiegt das Brot
Da leidet die Gemeinde große Not.

(Am Rathaus in Gotha.)

Falsitas ist hochgeboren.

Fides hat den Glauben verloren.

Justitia leidet große not,
Veritas ist geschlagen zu tot,
Ach Gott hilf mir aus aller not.

Rätsel.

Steht es vor Dir, so freut es Dich,
Stehst Du vor ihm, bedräut es Dich,
Es ist und wird Dir vorgefetzt
Und kommt nach allem auch zulezt.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:
Vorhang.

Richtig angegeben von L. S. hier und C. G.
in Hilden.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 7.

Samstag, 12. August 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Meis.

7) Wiederum stand der Obrist still. Der helle Schweiß rann von seiner Stirne, dermaßen hatte ihn die ihm so ungewohnte Gedankenarbeit ermüdet.

„Mir wäre es eigentlich schon ganz recht,“ setzte er dann hinzu, „wenn die Baronesse ihren Sinn änderte; denn mein liebster Wunsch wäre ja erfüllt, wenn aus den beiden ein Paar würde; — und wenn die Generalin durch diese Berichte ihr Ziel erreicht, so wäre die Hälfte der Positionen genommen. . . Hm! . . . Aber zum Donnerwetter! das wäre ja wie ein Advokat gehandelt und nicht wie ein Soldat! — Nein, das geht nicht! — dem Mädchen muß klarer Wein eingeschenkt werden, mag daraus werden, was da wolle! — Allons! Und keinen Augenblick darf damit gezögert werden! . . . Zum Teufel mit der ganzen Geschichte! Man kann dabei verrückt werden. Mir gehen schon jetzt einige Dutzend Mühlräder im Kopfe herum! . . . Und wer ist wieder an der ganzen Geschichte schuld? — Niemand anders, als die gute Frau, die Generalin, die mit ihrer Manie des Rechthabens die Leute zur Verzweiflung bringen kann. . . das ist ordentlich krankhaft bei ihr! Aber wie gesagt, keinen Augenblick darf gezögert werden!“

Und er that, wie er gesagt. Augenblicklich begab er sich in das andere Haus und suchte die Baronesse Sophie auf, welche er zu dieser Stunde im Garten zu treffen wußte.

Die Tochter des Regierungspräsidenten von Entenselden war kein gewöhnliches Mädchen, und wenn man, wie wir, all den Unterhandlungen, die über sie gepflogen wurden, mit angewohnt hat, konnte man unwillkürlich nicht umhin, dem Lieutenant Alfred von Bering Recht zu geben, der da behauptete, das sei keine Frau für einen Dragoner!

Es war ein schönes, schlankgewachsenes Mädchen mit rabenschwarzen Haaren und blendend weißem Teint. Was jedoch ihren regelmäßigen und lieblichen Gesichtszügen einen fast unwiderstehlichen Reiz verlieh, waren zwei große veilschenblaue Augen, aus denen zu gleicher Zeit eine unendliche Herzensgüte und ein scharfer, fast reifer Verstand strahlten. Die Baronesse Sophie war kein gewöhnliches Mädchen, o nein! Und was der Lieutenant von seiner speziellen Waffengattung sagte, hätten gar viele aufrichtige Männer von einem jeglichen Berufe sagen können; ob derselbe ein bürgerlicher oder ein militärischer war, blieb sich vollständig gleich.

Sie war keine Frau für einen „Durchschnittsmenschen“, das wäre wohl der richtigste Ausdruck gewesen, den man für diese junge Dame, die sich partout, wie es ihre Tante befohlen hatte, verheiraten sollte, hätte finden können. Wir werden keine einzige unserer Leserinnen in Erstaunen setzen, vielmehr wohl bei jeder eine Rück Erinnerung, hoffentlich lieblicher Art, hervorrufen, wenn wir hier berichten, daß ein jedes siebzehnjährige Mädchen sich in seinem Herzen ein Ideal aufgebaut hat, und daß die Gattung dieses Ideals den generischen Namen trägt: der zukünftige Gemahl.

Bei Gestaltung dieses Luftschlusses in den jugendlichen Herzen kann man ziemlich deutlich den Charakter und die Sinnesart der zukünftigen Frauen im voraus erkennen. Die einen denken nur an das rein Äußerliche! . . . Blond oder brünett — elegant — blaue oder braune Augen — kleinen Fuß und weiße Hand . . . und so fort.

Den andern ist das Gesellschaftliche alles! . . . Baron muß er sein — oder ein hohes Staatsamt bekleiden — große Güter und ein Haus in der Stadt — oder, wenn sich das nicht macht, doch wenigstens ein Millionär sein! Dann giebt es noch andere, welche der Ehrgeiz allein oder in erster Reihe beseelt. Die Welt muß von ihm sprechen! — Das ist die Hauptsache, da sie dadurch ihren eigenen Ehrgeiz befriedigen können. Und so könnte man leicht die ganze Stufenleiter des menschlichen Denkens und Fühlens durchlaufen, wenn man den Träumen nachspüren wollte, welche in den Herzen und im Hirne der jungen Mädchen haufen, wenn sie zu begreifen anfangen, daß die ganze Zukunft, die ihnen beschieden, von der Wahl dessen abhängt, den sie zu jener Zeit — selbst beim Gedanken an ihn erröthend — einst: „mein Mann“ nennen werden.

Auch die Nichte der kriegslustigen Generalin hatte in ihrem jungen Herzen einen solchen oft so gefahrbringenden Traum die Gastfreundschaft gewährt. Sie schwärmte für einen Mann, zu dem sie hinaufblicken könne — der ihr überall und in allem so vollständig überlegen sei, daß sie, ohne kämpfen zu können, schon im voraus von ihm überwunden sei. Einen Herrn und Gebieter, wie ihn das Wort Gottes vorschreibt — das war das Ideal der Baronesse Sophie Entenselden.

Man wird bezeugen, daß in der h heutigen Gesellschaft ein solcher Wunsch eines siebzehnjährigen Mädchens eine Seltenheit ist, die kaum wahrscheinlich

erscheint. Mit der grassirenden Emanzipationsucht, mit der tönenden Phrase von der Gleichberechtigung des Weibes vertrugen sich die Ansichten des jungen Mädchens nicht im geringsten. Nur den Mann lieben zu können, der sie gänzlich beherrscht, der den launischen Willen willenlos macht — nächst Gott keine andere Richtschnur haben wollen, als den Mann, den man sich erwählt — sich ihm zu eigen geben, nicht wie das heute geschieht: als Begleiterin auf dem dornigen Pfade des Lebens oder gar als Führerin, sondern als einen Teil von ihm selbst, mit dem er schalten und walten könne, wie er es einst vor des Allerhöchsten Gericht verantworten kann, — das sind Ideen — man wird es zugestehen müssen — die in jetziger Zeit . . . Ausnahmen sind, über die mehr als eine der Leserrinnen den Kopf schütteln wird.

Aber wie gesagt — das waren die Träumereien, welche einem jungen Mädchen in Kopf und Herz tobten, dem man den leichtsinnigsten und leichtlebigen Dragoner-Lieutenant der ganzen Armee zum Manne bestimmt hatte.

Es ist wahr, daß das Beispiel, welches sie seit ihrer ersten Kindheit in dem militärischen Haushalte ihrer Tante — ihre Mutter hatte sie kaum gekannt — stets vor Augen gehabt hatte, ganz dazu angethan war, den Wunsch nach einem andern Manne wie die Herren Generale, ihre verschiedenen Oheime, in ihrem Herzen keimen zu lassen. Besonders war es ihr Vormund, der General von Hohenberg, der sie als Kind schon mit einem oft sehr drolligen Zorn erfüllte. Sie stellte sich unter einem Feldherrn stets einen Helden vor! Und nun sah sie, wie dieser Held sich wie ein Kind am Gängelband leiten ließ und einem zornigen Blicke seiner Frau mit mehr Sorgfalt ans dem Wege ging, als einer feindlichen Batterie. Und so bildete sich nach und nach — zumal da sie ein fast ähnliches Verhältnis bei ihren übrigen Tanten auch sah — im Geiste des heranwachsenden Mädchens der feste Gedanke, wenn sie sich einst verheiraten sollte, nur einen Mann zu wählen, der anders sei als die, welche sie täglich vor Augen sah — die ein ganzes Heer von Männern in den Tod und zum Kampfe und Siege zu führen berufen waren und die sich nachher selbst führen ließen.

Diese Ausnahms-Eindrücke ihrer ersten Jugend werden hoffentlich der Baronesse Sophie die Verzeihung derjenigen Leserrinnen erwerben, welche ihre Meinung als eine Kezerei betrachten. Und nun füge man hinzu, daß das junge Mädchen sich da ein Ziel gestellt hatte, welches ihm vielleicht schwerer als irgend einem andern zu erreichen war und man wird darin vielleicht die Strafe für sein Vergehen gegen die sogenannten „heiligen“ Rechte der Frau finden. Als der Obrist in den Garten der Generalin trat, schritt er gerade auf die Jasminlaube zu, in welcher Sophie, mit Lesen und Handarbeiten beschäftigt, gewöhnlich die Zeit zubrachte, welche ihre Tante dem Studium des Generals von Clauswitz widmete, bei welchem sie niemand und am wenigsten ihre Nichte — ein „Ding“ das von solchen hochwichtigen Sachen nicht den ersten Buchstaben verstand — stören durfte. Er hatte richtig geahnt, er traf sie allein, und nach einer herzlichen Begrüßung setzte er sich ihr zur Seite.

Man weiß, daß der ehemalige Dragonerobrist Befähigung zu allem andern denn zum Diplomaten besaß. Besonders fehlte ihm die Kunst, anscheinend unbewußt auf ein Thema zu kommen, welches er sich vorgenommen hatte zu berühren. Zwar machte er stets Anläufe, hatte die besten Vorsätze, so zu handeln; aber im letzten Augenblicke, wenn er gar nicht wußte, wie er es anzufangen habe, brach dann immer seine gerade und offene Soldatennatur durch und er fiel, wie man zu sagen pflegt, mit der Thür ins Haus.

So auch jetzt. Wie eine Katze um den heißen Brei hatte er einige Augenblicke lang herumirrailliert, hatte vergebens einen Eingang in das zu Sagende gesucht, und als es ihm trotz aller Anstrengungen nicht gelungen war, brach er mit einem Male los: „Hat Sie wohl ordentlich in der letzten Zeit maltrairiert?“

„Wer, lieber Herr Obrist?“

„Nun wer? Ich nicht! — die gnädigste Tante.“

„Daß ich nicht wußte.“

„Um! — muß immer Recht behalten. Geht einmal nicht anders! Auf allen Gebieten!“

„Gerade das selbe, was sie von Ihnen sagt!“

„Von mir — lächerlich! Behaupte ich etwa, daß mein Herr Sohn ein Tugendsspiegel ist? So etwas, was bei lebendigem Leibe schon heilig gesprochen werden muß?“

„Nein, lieber Obrist,“ erwiderte die Baronesse lächelnd, „das haben Sie nie behauptet; — vielmehr schien es mir, daß Sie das Gegentheil für viel wahrscheinlicher hielten!“

„Natürlich — und ich wußte, was ich sagte, Um! Lasse mich nie durch Grimassen und Firtelanz bestechen. Schau immer vor mich hin und sehe gewöhnlich immer richtig!“

Die Baronesse nickte mit dem Kopf als Zeichen der Zustimmung und schwieg. — Das paßte nun dem Obristen nicht im geringsten, da er nur im Dialog in seiner rechten Sphäre und um eine Antwort selten verlegen war. Deshalb wollte er auch das so günstig entrierte Thema nicht fallen lassen und begann augenblicklich von neuem: „Bildet sich die Generalin ein, daß ein Dragoner ein Heiliger ist, und findet es rechthaberisch, wenn man ihr widerspricht.“

„Sie wissen ja, wie die Tante ist!“ sagte die Comtesse.

„Und ich hoffe, Sie wissen es auch, Sophie.“

„Freilich, aber wozu diese Bemerkung?“

„Weil ich fürchtete, daß sie Sie mit ihrer Schwärmerei für meinen Sohn angesteckt habe . . .“ Die Baronesse wurde plötzlich rot — doch heftete sie ihre so seltsam schönen Augen gerade und fest auf ihren alten Freund. „Sie fürchteten?“ sagte sie — „wie soll ich dieses Wort verstehen, lieber Herr von Bering?“

„Verstehen! — verstehen! — Was weiß ich. Das versteht sich ja ganz von selbst! Ich kann die Unwahrheit nicht ausstehen!“

„Meine Tante haßt dieselbe ebenso wie Sie.“

„Das weiß ich besser wie Sie, Fräulein Grün-schnabel; und darum ärgert es mich ja eben so, daß sie durchaus aus meinem Herrn Sohn einen Heiligen oder à peu près machen will.“

„Muß denn ein Lieutenant das sein?“
 „Gott bewahre . . . das heißt, es ist gar nicht notwendig, daß ein Lieutenant so ist wie Alfred, aber demungeachtet braucht er sich doch nicht über eine alte würdige Frau wie die Generalin — eine wahrhaft achtungswerte Frau — lustig zu machen.“

„Thut er denn das?“
 „Das möchte ich ihm raten! Dann führe ihn das Donnerwetter . . . Pardon, ich meinte, das würde ich ihm doch nicht hingehen lassen. Davon sind Sie doch wohl überzeugt. Aber . . .“

„Aber ich verstehe nicht . . .“
 „Es ist immer schwer geworden, Ihnen etwas verständlich zu machen — die jungen Mädchen von heute . . . hm . . . Ich will nicht sagen, daß gerade Sie . . . aber doch . . .“

Dem Obristen ward schon wieder heiß. Das war eine regelrechte Diskussion, in die er hineingeraten war. Und die liebte er eigentlich noch weniger als das Diplomatisieren. Wenn wir vorhin sagten, daß er nie um eine Antwort verlegen war, so bezog sich das auf jene leichte Art der Konversation, die jedermann kennt und in der ein Wit, ein jubiliertes Bonmot das treffendste Argument mit Leichtigkeit aus dem Felde schlägt. — Die Baronessa kannte den alten Herrn vom Scheitel bis zur Sohle und wußte genau, wie sie mit ihm umzugehen habe — hauptsächlich, wie sie ihn auf das von ihm so gerne verlassene Konversationsthema zurückführen konnte.

„Sie haben ganz Recht,“ sagte sie einfach.
 Das half; der alte Herr war wieder in seinem Fahrwasser und begann mit erneueter und ungeschwächter Kraft: „Natürlich! Was will sie denn eigentlich von dem Jungen?“ Mit ein klein wenig klarer Einsicht müßte sie doch begreifen, daß ein Offizier nicht leben kann wie ein Muskultator. Wenn er Schulden macht — was thut's — so lange ich sie bezahle?“ Dumme Streiche? Hm . . . Unsinn! Habe ich etwa keine gemacht . . . Und ihr Mann erst — und ihr Bruder, der Wilhelm, der . . .“

Der Obrist gab sich plötzlich einen gewaltigen Ruck; — noch zur rechten Zeit und doch vielleicht etwas zu spät entsann er sich, daß seine Zunge auf dem besten Wege war, ihm durchzugehen.

„Das heißt,“ meinte er, „ich wollte damit nur gesagt haben — nichts weiter, als daß —“

„Es gar nicht empfehlenswert ist, daß ein Dragonerlieutenant ein Duckmäuser sei,“ ergänzte Sophie, die, wie gesagt, den alten Herrn auswendig kannte und ihm schon oft in seinen Diskussionen mit der Generalin durch eine einfache Bemerkung, zur rechten Zeit gemacht, aus der Klemme geholfen hatte.

„Das sagte ich ja — das behaupte ich ja immer,“ rief Berting, „und das will sie mir nie glauben.“

Sophie schwieg einige Augenblicke; dann sagte sie: „Seine Besserung muß Sie in Erstaunen gesetzt haben, lieber Obrist, nicht wahr?“

„Wessen Besserung? Von wem sprechen Sie denn?“

„Nun, von Ihrem . . . Herrn Sohne.“
 „Der sich gebessert? Mir wär's schon recht,“ rief jene, der bereits vergessen hatte, was er einige

Augenblicke vorher behauptet hatte — „der sich gebessert? — Damit hat es, Gott sei's geklagt, noch gute Weile.“

(Fortsetzung folgt.)

Frau Lot.

Aus dem Englischen, übersetzt von Haslinger.

(Fortsetzung.)

Das kleine Kind fest an sich drückend, die Arme des andern von ihrer Taille losmachend, sprang sie mit der Leichtigkeit eines jungen Mädchens aus dem Sattel auf den Boden, gab dem ältesten Knaben das Baby zum Tragen und befahl ihm, auf die zwei andern Acht zu geben. Lot stand wie angewurzelt, er rührte sich nicht. Sie aber zahlte dem Führer aus ihrer eigenen Tasche, dankte ihm für seine Freundlichkeit und schüttelte die derbe Rechte des Mannes, der nun sofort Kehrt machte.

Dann nahm sie die zwei jüngsten Kinder zu sich und schritt, gefolgt von dem riesigen Hunde, auf Lot zu.

„Well, Lot, da sind wir nun!“

„Ich sehe es, Mary!“

Und die Thür schloß sich hinter Lot und seiner Familie.

Früh am nächsten Morgen kam die Nachbarin zu uns herüber, stellte sich selbst als „Lots Frau“ vor und in den ersten zehn Minuten war ein Kontrakt mit ihr gemacht, der im wesentlichen darin bestand, daß sie für uns kochen und waschen solle, wogegen wir die Lebensmittel und fünfundsanzig Cents per Kopf und Tag zu liefern hatten.

Lots Frau war das Urbild einer Amerikanerin. Mittelsgroß, zart gebaut, sah man ihr an, daß sie, trotz der rauhen Arbeit, der sie sich hier willig unterzog, einst bessere Tage gesehen, denn sie verrichtete all die häuslichen Arbeiten mit einer — ich möchte sagen — Eleganz, wie es nur eine Lady vermag, die vom Schaukelstuhl im Besuchzimmer weg dem verarmten Gatten nun alles ist, Frau, Mutter und Magd. Sie hat die seidenen Kleider, die Spitzen und Juwelen willig geopfert und arbeitet um im kattunen Kleidchen für die Ihrigen.

Sie trug ihr reiches blondes Haar glatt an den Schläfen zurückgekämmt und rückwärts in einem Knoten aufgerollt, so daß ihre weiße, freie Stirn sich in voller Reinheit zeigte. Bewegliche blaue, große Augen, eine etwas scharfe Nase, bleiche Wangen und ein fester energischer Zug um den Mund, gefüllt mit tadellos schönen weißen Zähnen, zarte Hände und reizende, kleine Füßchen — das ist das Bild von Lots Frau, wie es in meiner Erinnerung lebt.

Die Kinder waren Miniatur-Ausgaben der Mutter und standen unter ihrer Kontrolle gleich Automaten. Selbst Leo, der große Bernhardtmerhund, schien seine Stellung zu begreifen und verrichtete seine verschiedenen Dienstleistungen unter den wachsamsten Augen seiner Herrin mit einem Ernst und Selbstbewußtsein, die wirklich staunenerregend waren.

„Ich habe früher nie Hunde um mich leiden mögen“, sagte sie eines Morgens beim Frühstück, ihren Blick auf den großen Hund und das Baby gerichtet, die im heißen Sande spielten, „habe nie viel auf Hunde gehalten, bis Lot diesen einmal brachte, damals ein halb erwachsenes unbeholfenes Tier, das mir trotzdem meinen Erstgeborenen rettete. Der Kleine war kaum imstande, zu laufen, schlich sich aus dem Hause, hinunter zum Bache und das nächste, das ich sah, war Leo, den kleinen Ausreißer im Maule nachziehend, ganz durchnäßt, auf das Haus zukommen. Ich würde ihn jetzt nicht weggeben, wenn mir jemand sein Gewicht in Gold gäbe.“

Was immer Lots innerste Gedanken gewesen sein mögen, in seinem äußern Benehmen war eine entschiedene Veränderung zum Besseren eingetreten. Da gab es kein Herumbummeln mehr, kein leichtsinniges Zeitvergehen, und wie nett und reinlich erschien er gekleidet! Ich bin überzeugt, er mußte sich jetzt regelmäßig waschen, und zwar mit Seife, und die Kleider wechseln, die keine Löcher und Risse mehr sehen ließen.

Für uns endlich war die Ankunft von Lots Frau der Markstein einer neuen Ära. Gutgekochte, nahrhafte Kost, ein reines Zimmer und für uns wohl das Liebste, keine Waschtage, kein Strümpfe- und Wäscheausbessern mehr. Wir schwelgten zuweilen sogar in dem Besitze eines gestärkten und gebügeltten Hemdes. Dazu kam noch, daß Fortuna uns lächelte und wir auf eine vielversprechende Goldader kamen.

Es war ein böser, böser Tag, der über unser schönes Thal lachte, als ein junger Bursch von einem ungefähr zehn Meilen oberhalb uns gelegenen „Clain“ auf unsere Hütten zukam. Er war nach der Stadt geschickt, um in einer Quarz-Mühle eine Rechnung zu bezahlen, die am nächsten Tage fällig war. Der arme Bursche stürzte fast vom Pferde in einem Anfälle von dem gefürchteten „Berg-Fieber“ und konnte die Reise unmöglich vollenden. Er fragte uns, ob wir nicht ohnedies in der Stadt zu thun hätten, er wollte uns gerne die Bemühung vergüten, doch wir hatten einesteils Lebensmittel genug noch für mehrere Tage, andernteils aber noch nicht Goldstaub genug, daß sich ein Ritt zur Bank und der Verlust einer Tagesarbeit rechtfertigen ließ.

Unsere Nachbarin aber gab sofort ihrem ältesten Buben geheime Ordre und er lief auch sofort nach Lots Arbeitsplatz. Wenige Minuten später war er auch schon da. Er erklärte sich sofort bereit, den Auftrag zu übernehmen, um so eher, als er gerade jetzt wenig Glück im Goldwaschen habe und so die kleine Vergütung wohl brauchen könne. Daß hinter diesen Phrasen seine Frau stecke, die gerne Geld verdienen wollte, wo es auf ehrliche Weise geschehen konnte, bezweifelte ich keinen Augenblick, auch wenn sie ihn nicht durch den Druck ihrer Hand dazu vermocht hätte. Wir bezweifelten seine Ehrlichkeit keinen Augenblick und so halfen wir ihm, daß er so schnell als möglich sich auf den Weg machen könne.

Die Sonne neigte sich schon dem Rande der fernern Berge zu, als wir am nächsten Tage, vor unserer Hütte sitzend, Lot heranströmen sahen; er ritt, als wäre eine Horde Indianer hinter ihm, stürmte

an uns vorbei und hielt unmittelbar vor seiner Thür. Abspringen, hineinstürzen und die Thür hinter sich zuschlagen, war das Werk eines Augenblicks.

Wir hatten keine Zeit, uns über dieses seltsame Betragen Lots zu wundern, denn schon kam auf demselben Wege eine große Anzahl berittener Männer, alle bewaffnet und finster dreinschauend — Mitglieder eines Vigilance-Komitees.

Da erfuhren wir freilich schnell genug, was sie suchten — sie waren dem unglücklichen Lot auf den Fersen. Sofort wurde Lots Hütte mit Wachen besetzt und der Führer teilte uns den Sachverhalt mit. Lots Leichtsinn, des gewöhnlichen Dämpfers beraubt, schoß dahin, wie ein Luftballon ohne Ballast. Marys letzte Worte, bevor er am Tage zuvor weggeritten war, sie waren vergebens gewesen, und wie innig hatten diese schönen, blauen Augen zu ihm aufgesehen, bittehend, flehend — und doch vergebens.

Er war in der Stadt, begegnete einem alten Bekannten, der ihn leicht genug überredete, in eines der vielen Trinklokale zu gehen, da wurde eines auf die Gesundheit, ein anderes auf die alte Freundschaft und wieder ein anderes auf das frohe Wiedersehen und wieder ein anderes auf das gute Glück getrunken, und so folgten noch mehrere und unter dem Einfluß des starken Branntweins fühlte Lot sich wieder in seinem Elemente und dachte an alte Zeiten, wo er sein eigenes Geld verschwendete, während er jetzt anvertrautes Gut mißbrauchte.

Was sich später ereignete, ging an Lot vorüber wie ein Traum. Da war eine dunkle Erinnerung von einer allgemeinen Rauferei, ein oder zwei Pistolenschüssen, dann die Jagd auf Tod und Leben heimwärts — ein mißbrauchtes Vertrauen, blutige Hände und die „Vigilantes“ auf seinen Fersen.

Die hatten ihn jetzt sicher genug — Zwölf gegen Einen — und dieser Eine in seiner Hütte gefangen, wie die Maus in der Falle.

Leo, der Bernhardiner Hund, kam herzu und berock jeden Einzelnen, und sah wie fragend zu ihm auf, mit seinen großen klugen Augen. Zufällig legte der Anführer seine Hand auf den Kopf des Hundes und streichelte ihn und freundlich gegen die Freundschaftlichen erhob sich Leo auf den Hinterfüßen und wedelnd mit seinem buschigen Schweife legte er seine Vorderpfoten auf die Schultern des nicht eben angenehm überraschten Mannes, den er um fast eine Kopfhöhe überragte.

In der Zwischenzeit kam weder der Schein eines Lichtes noch irgend ein Geräusch von der Hütte her. Leo kratzte an der Thür und meldete sich durch ein leises Wimmern. Jetzt ging auch der Anführer hinüber, hinter ihm drei seiner Begleiter und klopfte an die Thür.

Sofort wurde die Thür geöffnet und Lots Frau stand darin.

„Gentlemen, was wünschen Sie?“

„Wir haben Geschäfte mit Eurem Mann. Madame. Wollen Sie so gütig sein und ihn herausrufen?“

„Mein Mann ist heute nicht mehr imstande, Geschäfte mit Ihnen zu machen.“

„Aber unser Geschäft ist dringend und kann nicht aufgeschoben werden! Wenn er nicht herauskommt, so müssen wir hineinkommen.“

„Gentlemen, Sie können meinen Mann heute nicht mehr sehen!“ sagte sie mit fester, entschiedener Stimme. Der Hund, der sich an ihre Seite gedrängt hatte, begann zu knurren.

„Frau, wir haben keine Zeit, viel Worte zu machen! Platz gemacht, laßt uns ein!“ rief der Anführer etwas barsch.

Der Hund knurrte, sie aber schien zu wachsen, sie richtete sich voll auf und mit fester, aber durch die Aufregung scharfer Stimme rief sie mit zornig blitzenden Augen:

„Und ich sage, Ihr werdet diese Schwelle nicht überschreiten! Ihr, zwölf bewaffnete Männer, mit Mordgedanken in Euren Herzen, Ihr wollt meinen armen, unschuldigen Mann von seinen hilflosen Kindern wegreißen! Ich schwöre, Ihr sollt ihm kein Haar auf seinem Haupte krümmen diese Nacht.“

Und während sie sprach, brachte sie einen Colt'schen Marine-Revolver aus den Falten ihres Kleides zum Vorschein und hielt ihn mit gespanntem Hahn auf das Herz des Anführers gerichtet. Da war nicht Ein Mann unter allen, der nicht mit Bewunderung auf diese Frau blickte, die alles wagte, um ihren Mann zu retten. Aber bei den „Vigilantes“, wie bei allen, die berufen sind, dem Gesetze Achtung zu verschaffen, darf das Herz mit seinen Mitleidsgefühlen nicht in Frage kommen, und so zwang sich der Anführer auch sichtlich zu einem rauheren Tone, um seine Erregtheit zu bemänteln, als er ausrief:

„Aber der Mann hat einen Mord begangen — das schwerste Verbrechen, das das Gesetz kennt. Die öffentliche Sicherheit verlangt, daß wir ihn nach den Buchstaben des Gesetzes behandeln!“

Ein Zug von Spott überflog das in Aufregung schmerzlich erregte Gesicht. Mit der freien Linken berührte sie Leo und rief ihm zu: „Gieb gut Acht!“ Dann öffnete sie plötzlich die innere Thür der Hütte und die tödliche Waffe noch immer schussfertig in der einen Hand, zeigte sie mit der andern nach innen. Mit einer packenden Sicherheit rief sie dann:

„Sieht dieser Mann aus wie ein Halsabschneider? Wagt Ihr alle, die Ihr hier steht und ihn seht, zu sagen, daß Ihr mir und den Kindern ihn nicht diese eine letzte Nacht noch lassen könnt?“ (Schluß folgt.)

Eine verlassene Stadt.

Cypress' und Ephen, Gras und Nesselblatt,
Zerbrochene Säulen, eingesunkenes Dach,
Erdbäusen, wo der Saal gestanden hat,
Freskos verflammt im feuchten Erdgemach —
Byron.

Von den Gebirgszügen, welche die meerähnlich sich breitere, farbenprächtige, aber öde Campagna von Rom säumen, sind es wohl die Albanerberge, welche dem Auge am erfreulichsten sich darstellen und deren landschaftliche Schönheit in größter Zahl die Fremden anzieht. Aber auch das wenig besuchte

Bolskergebirge, das in energischen Linien und alpenhaft gewölbten Rücken gleichsam den unbändigen Charakter seiner Bewohner kündigt, birgt malerische Reize und historische Merkwürdigkeiten aller Art, die sich wohl größern Ruhmes erfreuen würden, wäre nicht Malaria und Brigantaggio verbündet, den Besuch dieser Gegend zu erschweren.

Die längst erloschenen Krater der Albanerberge, deren Kessel jetzt von den tiefblauen Seen von Nemi und Albano gefüllt sind, haben der Campagna, die sich dem Meere zu dehnt, ihr charakteristisches Ansehen gegeben. Die Landschaft ist von langen, tiefeingeschnittenen, vulkanischen Rissen durchzogen, welche die rotbraune Erde des Bodens aufgewühlt haben. Der Blick schweift ungehindert über die endlose Ebene, aus der nur einzeln und weitverstreut die spitzzulaufenden Rohrhütten der Campagnolen aufragen. Herden von Schafen und silbergrauen Kindern ziehen lässig weidend über die niederen Wellen des Terrains, gefolgt vom reitenden Hirten, der mit seinem lanzenähnlichen, langen Stabe in erstaunlicher Vergrößerung vom hellen Horizonte sich abhebt. Weiter im Süden verläuft die Ebene verblauend in die Pontinischen Sümpfe, jenseits welcher, vom Festlande in der Farbe kaum zu unterscheiden und wiederum in den Horizont sich verlierend, das Meer liegt.

Das Auge wird müde, immer über die Unendlichkeit dieses öden Einerlei zu schweifen, und doch blickt es, statt sich im Anblicke der seitwärts liegenden Bolskischen Berge zu erholen, immer wieder dem Meere zu, um dort in äußerster Ferne auf dem weit vorspringenden, fagenreichen Kap der Circe auszuruhen. Wie eine hohe Felseninsel steigt dieser kurze blaue Gebirgsstock aus der Campagna auf, fast senkrecht ins Meer abfallend, das dann und wann im Sonnenschein aufglitzernd seinen Fuß bespült. Gewiß, in so öder Umgebung mußte der Blick des Menschen von jeher diesem unvergleichlich schönen Vorgebirge sich zuwenden, und indem das Auge nur diesen Ruhepunkt zu finden vermochte, mußte seine Phantasie mit Macht zur Bildung der Sagen angeregt werden, die uns das Kap der jetzt noch im Munde des Volkes lebenden Zauberin verklären.

Verläßt man die Straße, welche von dem alten Belitträ — Roms erster Kaiser entstammte dieser Stadt — nach Terracina durch die Pontinischen Sümpfe führt und wendet man sich in östlicher Richtung den Bolskerbergen zu, so gewahrt man schon auf große Entfernung am Fuße derselben einen mittelalterlichen Turm, der wie in einem kleinen Eilande üppiger Vegetation verborgen liegt. Pichte Delpflanzungen ziehen sich dahinter bis zu geringer Höhe den Berg hinauf, dessen obere, baumlose Wände fahl im Sonnenlichte erglänzen. In vielen langgestreckten Windungen führt ein Serpentine hinauf zum Gipfel. Dort steht auf rötlich braunem, jäh abstürzenden Felsenvorsprung, hochgelegen wie ein Adlernest, der Ort Norma. Vor etwa tausend Jahren wurde diese Ansiedlung gegründet, an Stelle des uralten, weiter rückwärts gelegenen Norba, von dem sich nichts erhalten hat als die Grundlagen eines cyclopischen Mauerringes, in dessen Innern form-

lose Steinmassen den Platz der antiken *arx* bezeichnen. In dieser Festung wurden einst die Geiseln Carthagos gefangen gehalten; im Sullanischen Kriege aber erobert, wurde das ganze Felsenstet von den Verteidigern in Brand gesteckt und die eindringenden Feinde fanden zwischen den rauchenden Trümmern nur noch die Leichen der Bewohner, die sich selbst das Leben genommen hatten.

An einigen Erdhütten vorüber, aus deren dunklem Innern der Wanderer staunend von Schmutz starrende, menschliche Wesen treten sieht, gelangt man zu jenem ruinenhaften Turme, der weit seltener die Stelle bezeichnet, wo die Stadt Ninfa liegt. Wohl an wenigen Orten der Welt starrt uns ein so düsteres Bild entgegen, wie hier. Die Stadt Ninfa, einst mit 10000 Einwohnern bevölkert, ist schon vor vierhundert Jahren der Malaria wegen verlassen und dem Verfall preisgegeben worden. Durch die Ruine eines Thores tritt man ein und überblickt nun das melancholische Trümmersfeld, auf welchem jetzt die vegetative Natur zur Alleinherrschaft gelangt ist. Kein lebendes Wesen mehr macht sie ihr streitig; nur die Eidechse raschelt in dem wirren Gestrüppe, das überall zwischen den Steinmassen verfallenden Gemäuers wuchert; oder der glänzende Leib einer Viper windet sich durch, die der Eidechse auflauert. Als lege die Natur alle Anstrengung darein, ihre Herrschaft dem Menschenwerke gegenüber sich nicht mehr entziehen zu lassen, hat sie Ninfa mit einer Vegetation übersponnen, die hier weit üppiger gedeiht als ringsumher. Noch stehen an mehreren Basiliken, deren romanische Architektur noch erkenntlich ist, die Portale und von den Tribünen mit den halbverlöschten Fresken blicken noch die Heiligenköpfe in das gespenstige Treiben der Naturkräfte. Eingedrückt in die Mauerecken stehen Ephenstämme von außerordentlicher Dicke und das Wurzelwerk, durch das Gestein sich zwängend und an den Wänden hinaufkriechend, umspannt die Bogen, als sollten sie wie mit Klammern niedergerissen werden. Ueberall wuchern der Brombeerstrauch, die wilde Rebe und der Ephen und verbergen die Mauerreste unter ihrem Blätterdache. Die Straßenzellen haben sich in Wiesenplätze verwandelt und der Bach, der zwischen schilfigen Ufern rauschend allein noch die Totenstille unterbricht, nimmt jetzt in unregelmäßiger Willkür seinen Lauf durch die Ruinen, zwischen welchen er sumpfig austritt. Noch fließt er durch die bemoste Kalksteinbrücke durch, die ihn einst überspannte; aber die Bogen derselben liegen nun eingestürzt und in melancholischer Naivetät blüht an den Pfeilern das Bergfahnenmüch.

So schlägt jetzt über den Trümmern dieser einst blühenden Stadt eine üppige Vegetation zusammen und zieht sie leise hinunter in den Schoß der Natur. Die hellgrünen, frischentprossenen Ephenblätter, die zwischen dem dunklern Laube der frühern Jahre sich hervordrängen, verraten den unausgesetzten Fortgang dieses schweigenden Zerstörungsprozesses, welchem Ninfa verfallen ist.

Dem Wanderer aber werden im Anblicke dieses Verfalls und bei dem Gemurmel des Baches, der seinen melancholischen Lauf durch das menschenleere,

epheubedeckte Ninfa nimmt, die Gedanken der Vergänglichlichkeit aller Menschenwerke sich zuwenden, und beschwert noch von der Empfindung, daß auch das menschliche Leben dahinschwinde, wie der verklingende Abendglockenton, den das hochgelegene Kirchlein von Norma herabsendet, wird er dem ewigen Flusse aller Dinge nachsinnen, den hier alles predigt und der bald auch ihn dahinführen wird.

Etwas über die Geschichte des Regenschirms.

Wenn der alte Pindar mit seinem Sprüchlein, „daß Wasser das Beste ist“, Recht gehabt hätte, so müßten wir uns zur Zeit im lieben Deutschen Reiche in einer Periode seltener Glückseligkeit befinden; denn der Himmel versieht uns mit diesem „besten“ Artikel in überreichem Maße. Aus den Bädern und Sommerfrischen kommen herzerreißende Klagen über die Leiden der zu Stuben-Arrest Verurteilten; jämmerlich dreinschauende Sommerkleider und Hüte erzählen düstere Geschichten von den Reizen dieses Sommers, die ganze Welt sieht sich an wie ein einziger großer Schnupfen, der Regenschirm ist der gesuchteste Artikel der Zeit geworden und es somit auch mal angebracht, etwas über die Geschichte dieses nützlichen Möbels zu bringen.

Die Einbürgerung des Regenschirmes hat Frankreich als Verdienst zu verzeichnen und zwar datiert dieselbe zweieinhalb Jahrhunderte zurück. Die Frauen waren die ersten, die sich desselben bedienten. Gegen 1640 wog das französische Parapluie 1½ bis 2 Kilo und kostete 45 bis 60 Frcs. Es war dies ein Familienmöbel, welches sich von Generation zu Generation vererbte. Man hielt ihn an einem dicken kupfernen Ring, welcher an einem Hütchen vom selben Metall befestigt war und deren Verbindung die äußersten Enden der Fischbeine deckte. Man bediente sich zu jener Zeit, und sogar noch lange nachher, zur Herstellung der Regenschirme des Leders, der Wachseleinwand, geölter Seidenstoffe, ja sogar lackierten Papiers; erst viel später gebrauchte man Gros de Tours und Gros de Naples, sowohl einfarbig als buntgestreift. Gegen 1789 war rosafarbener, gelber apfelgrüner Taffet Mode; später kam roter, lichtgrüner, blauer mit Borduren in verschiedenen Farben an die Reihe. 1825 gab man den dunklen Farben den Vorzug, so wie sie heute noch im Gebrauche sind. Der Regenschirm hat, wie alle Dinge, durch den industriellen Fortschritt seine Verbesserung erhalten und man ist dahin gelangt, zu einem sehr mäßigen Preise Schirme guter Qualität herzustellen. Der ehemals lange Stoc ist verkürzt worden, der Stahl hat das Fischbein ersetzt und eine Eleganz von bestem Geschmack ist an die Stelle der massiven Formen getreten; das Gewicht, welches 1816 noch ein ungeheures zu nennen war, ist auf ein halbes Kilo, ja auf 20 Deka reduziert und der Preis von 50 Francs auf 7 bis 8 Francs herabgesetzt worden. Der Regenschirm ist das Symbol des ruhigen und friedlichen Lebens. Er ist das Instrument des rangierten, ordnungsliebenden Mannes, des Bürgers, des sogenannten klugen Menschen. Wenn man den Typus des Ruhigen, des Mittel-

mäßigen, des Gutmütigen darstellen will, so genügt es, einen Mann zu zeichnen, der unter dem Arm ein wohlkonditionierten Regenschirm trägt.

Ameisenschwärme.

Die in diesen Tagen hier und da in der Umgebung beobachteten Ameisenschwärme sind keine ungewöhnliche, sondern eine Ende Juli und Anfang August bei uns alljährlich fast regelmäßig wiederkehrende Erscheinung. Wir geben über die Schwärmezeit der Ameisen in Kürze folgende Notiz. In den Nestern oder Bauen der verschiedenen Ameisenarten finden sich bekanntlich immer dreierlei Geschlechter — Männchen, Weibchen und Geschlechtslose oder Arbeiter, wie in den Bienenstöcken. Die Arbeiter sind verkümmerte Weibchen und nie geflügelt. Nur die Männchen und Weibchen sind mit verhältnismäßig großen, aber sehr hübschlichen Flügeln versehen. Die Männchen sind zu allen Zeiten geflügelt, die Weibchen nur zur Begattungszeit. Zu Ende des ersten Sommermonats, also mit Jakob (25. Juli) etwa, hat die Vermehrung in der Kolonie der Ameisen ihren Höhepunkt erreicht, namentlich haben sich die vollkommnen Männchen und Weibchen mit ihren langen, weißen, wenig aderreichen Flügeln in zahlloser Menge entwickelt. Sie halten nun behufs der Begattung ihren Auszug, schwärmen also aus wie die Bienen. „Vor diesem Auszug“, schildert Zeller sehr genau, „sieht man beide Geschlechter sehr hastig und unruhig über dem Bau umherlaufen. Diese Vorbereitung zur Flucht bringt den ganzen Haufen in Gährung. Die Arbeiter folgen den Männchen und Weibchen überall nach, streicheln sie mit ihren Fühlhörnern, bieten ihnen Nahrung an und scheinen sie durch erhöhte Liebe und Untertänigkeit bitten zu wollen, im Bau zu bleiben. Nur verhältnismäßig wenig Weibchen werden von den Arbeitern festgehalten, nachdem sie ihnen die Flügel abgebissen oder sich an ihre Füße gehängt, und bewachen sie nun als Gefangene im Nest. Das Gros der Männchen aber wirft sich plötzlich in die Luft und fliegt davon, die Weibchen folgen ihnen unmittelbar nach.“ In wolkenreichen Scharen erfüllen sie die Luft, umfliegen mit Vorliebe namentlich gern Türme, Masten, Bäume etc., meist in einer Höhe von 50—60 Fuß, wo dann auch die Geschlechter sich gatten. Das ganze Phänomen ist, wie schon bemerkt, als eine Auswanderung anzusehen, die wie bei andern Insekten, Bienen, Libellen, auch den Sommerfäden spinnen etc., darauf hinausleuft, anderswo Kolonien zu begründen. Nach und nach fallen aus den auf- und abschwebenden Scharen die Ameisen meist paarweise herab. Beide Geschlechter verlieren oft schon nach wenigen Stunden ihre Flügel und werden meist die Beute anderer Tiere. Nur wenige Weibchen werden wieder in irgend eine Kolonie aufgenommen, wo sie ihre Eier ablegen, welche mit den Arbeitern überwintern.

Der Gänsebraten.

Der Herr Doktor Mertel wird eines Morgens vom Herrn Oberamtman auf eine „delikate Gans“

geladen. Dieser, kein Freund von einem solchen Braten, wird fuchsteufelswild und verwünscht in seinem Zorne alle Gänse und den Oberamtman — jagt aber doch zu, denn mit dem Oberamtman durfte er es ja nicht verderben — zudem waren sie auch ganz gut zueinander. — Kurz darauf erscheint der Forstgehülfe und überreicht dem Doktor eine Einladung des Oberförsters zu einem „famosen Wildschweinbraten“. „Verflucht“, denkt sich der Doktor, „grade mein Lieblingsgericht — da schlag doch das Donnerwetter drein!“ Nur mit Widerwillen und ärgerlich, daß er dem Oberamtman seine Zusage gegeben, kann er sich entschließen, auf den guten Bissen zu verzichten. Es vergeht keine halbe Stunde, so kommt der Rentamtsadjunkt und jagt in verbindlicher Rede: wie sehr sich der Herr Rentmeister freuen würde, wenn der Herr Doktor ihm die Ehre erweisen wolle, heute Mittag „ganz vorzügliche Forellen“ mit zu verpeisen. Der Herr Doktor ist wütend, daß er auch auf diese seine Lieblingspeise wegen der „verwünschten Gans“ verzichten muß, und läßt sich entschuldigen. — Kaum ist der Adjunkt zur Thür hinaus, als der Diener des Herrn Kassierers erscheint und dem Doktor eine Einladung auf „eine Tour delikater Krammetsvögel“ überbringt. Das hat noch gefehlt! Krammetsvögel: ein Federbissen, den der Doktor um 12 Uhr nachts vom Dach heruntergeholt hätte! — Kaum Herr seines Zornes, verflucht er den heutigen Tag, an dem sich alles gegen ihn verschworen zu haben scheint, und lehnt auch diese Einladung unter verbindlichstem Danke ab. Mittlerweile war es 11 Uhr geworden. Der Herr Doktor nimmt Hut und Stock und macht sich auf den Weg. Da kriechen ihm auf einmal die „delikatsten Krammetsvögel“ über den Wagen; schnell entschlossen, läßt er in seinem Zorn und Hunger den Herrn Oberamtman absagen und geht den Krammetsvögeln nach. Als er zum Kassierer kommt erfährt er: der Herr Kassierer sei eben weggefahren, da der Herr Doktor habe absagen lassen, werde aber heute Abend ins „Kreuz“ kommen. Unwillig geht er fort und begiebt sich auf gut Glück zum Rentmeister. Ja, der Herr Rentmeister, sagt man dort, habe die Forellen abbestellt und sei zum Oberamtman gegangen, der vor einer Viertelstunde dagewesen und ihn zu einer Gans eingeladen habe; abends werde er ins „Kreuz“ gehen. — „Nun, ein Wildschwein ist auch nicht zu verachten!“ tröstet sich der Doktor und macht sich auf den Weg zum Oberförster. Aber auch der ist nicht zu Haus und hat nur hinterlassen, daß er am Abend ins „Kreuz“ komme. — „Hol' Euch alle der Geier!“ ruft der Doktor aus, ganz dunkelblau im Gesicht vor lauter Gift und Galle. „Jetzt kann ich nicht einmal mehr zum Oberamtman gehen — und zu Haus krieg' ich auch nichts!“ Am Abend begrüßten ihn die vier Schelme im „Kreuz“ mit schallendem Gelächter.

Die ältesten Adelsfamilien.

In Deutschland gelten die Freiherren von Dalberg als das älteste Adelsgeschlecht, denn es läßt sich durch geschichtliche Urkunden darthun, daß ein Dalberg schon vor Karl dem Großen mit dessen noch vor-

handenem Schwerte zum Ritter geschlagen wurde. In Ungarn wollen die Esterhazy als die älteste Adelsfamilie gelten. In ihrem Schlosse Forchtenstein (Komitat Oedenburg) findet sich der Stammbaum der Familie, der durch einen Feldherrn Attilas, dessen Bild dort zu sehen ist, bis auf Adam fortgeführt wird. In Frankreich geben sich die Montmorency, die ihren Ursprung von Noa ableiten, für die ältesten Adligen aus. In einem Saale ihres Stammschlusses ist ein hierauf bezügliches Bild zu sehen, welches Noa im Kostüme des 16. Jahrhunderts darstellt, wie er aus einem Fenster des Schlosses auf die Wasser blickte, welche die ganze Umgebung überfluten. In Steiermark ist die Familie der Stubenberge die älteste; in der Kapelle ihres Stammschlusses befindet sich ein Gemälde, welches Christus am Kreuze darstellt. Vor demselben kniet ein Stubenberg in voller Rüstung betend; Christus aber spricht: „Stehe auf, mein Lieber, unter uns Bettern darf so etwas nicht stattfinden.“

Was ist ein Kauf?

Es ist der Kopf ein Lustgezell,
Darin drei Stühle sind gestellt.
Das erste Glas tritt ein als Gast,
Nimmt auf dem ersten Stuhle Raft.
Ein zweites Glas kommt hinterdrein
Und nimmt den zweiten Platz gleich ein.
Wenn nun das dritte kommt zuletzt,
Sind alle Stühle rings besetzt.
Dann kommt ein viertes wie der Blitz,
Sieht um sich rund, sieht keinen Sitz;
Und weil es doch nicht stehen kann,
So fängt es großen Lärm gleich an,
Zerrt an den andern hier und dort,
Und keins will räumen seinen Ort.
Da balgen sie sich ritterlich
Und werfen von den Stühlen sich.
Und noch ein Glück ist's, wenn das Zeit
Nicht selbst mit übern Haufen fällt.

Friedr. Rickert.

Lesefrüchte.

Es ist ein so großes und edles Vergnügen, sich von Männern, deren Kopf und Herz gleich tiefe Achtung einflößen, einiger Aufmerksamkeit gewürdigt zu sehen.
W. v. Humboldt.

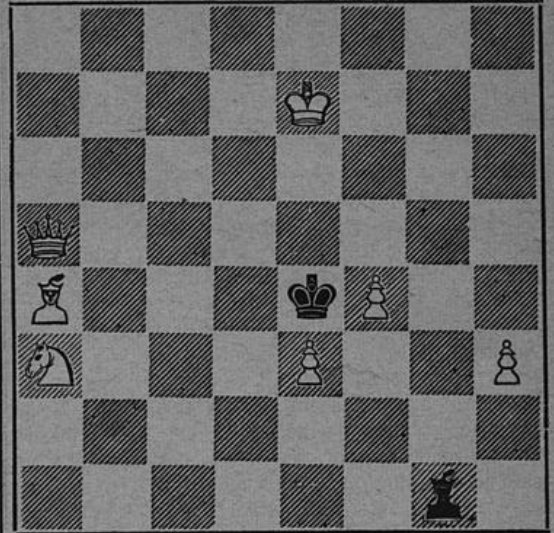
Eine Frau, die Geist und Talent hat, steht unter ihrem Geschlecht einsam. Vergebt ihr, wenn sie sich zu den Männern flüchtet.
Guzkow.

Größe isoliert; seid nachsichtig, wenn große Männer mehr als ihr billigt, die Frauen suchten.
Guzkow.

Sinnspruch.

Lasse Dir den Mut nicht rauben,
Sei im Unglück stark und fest!
Werden doch die besten Trauben
Stets am härtesten gepreßt.

Schachaufgabe von H. Schroeder. Schwarz.



Weiße.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 5 des Erzählers:

- A. 1. Sp e 5 — c 6. 1. K f 5: Sp e 4
2. D b 7 — b 1 mat.
B. 1. 1 K f 5 — g 6.
2. D b 7 — f 7 mat.
C. 1. 1 Sp E 8 — c 7.
2. Sp c 6 — e 7 mat.
D. 1. 1. Sp f 8 — g 6.
2. Sp. c 6 — d 4 mat.
E. 1. 1. L g 4 beliebig.
2. Th 4 — f 4 mat.

Richtig gelöst von Fr. Cl. W., M. G., H. Sch. hier und A. L. in Ohligs.

Rätsel.

Ein echtes Kind und doch kein Freund des Lichts,
Bist in der Kunst du viel — im Leben nichts.
Ich suche dich, doch nur zu manchen Zeiten,
Du aber pflegst mich ewig zu begleiten.
Und geh ich einst — Gott gebe spät — zur Ruh,
Dann — — werd' ich du.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:
Gericht.

Richtig angegeben von E. S. hier, G. L. in Hilben und H. K. in Ohligs.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zur „Hildener Zeitung“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 8.

Samstag, 19. August 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Meis.

8 „Aber wie mir die Generalin sagte . . .“
„So — das ist ja, was ich fürchtete. Deshalb bin ich ja eigentlich her zu Ihnen gekommen. Und Sie glauben das, was die gute Frau Ihnen vorerzählt?“

„Welchen Grund hätte ich, die Worte meiner guten Tante zu bezweifeln, Herr Obrist?“

„Keinen einzigen. Sie haben vollkommen Recht. Aber sie hat wie gewöhnlich Unrecht, das zu glauben.“

„Sie meint doch, sie wisse es bestimmt — ihre Informationen entzögen sich jedem Zweifel!“

„Ihre Informationen . . . hahaha! . . . gerade so wie ihr Mann, mein braver Kamerad, der auch mit den besten Informationen bei Diselheim gerade kopfüber in den dänischen Hinterhalt fiel! — Ihre Informationen . . . wenn Sie wüßten, liebe Sophie, was es damit für eine Bewandnis hat!“

„Sie muß doch aber wissen, was sie sagt,“ meinte Sophie, die für diesen Gegenstand ein nicht gewöhnliches Interesse bezeugte — „und wenn sie es behauptet, ist es auch wahr!“

„Nicht ein Jota ist daran wahr!“

„Dann giebt sich Ihr Herr Sohn wohl nur den Schein?“

„Was? . . . Bitte das Wort zurückzunehmen, mein Fräulein. Heiraten Sie meinen Sohn nicht, wenn Sie ihn nicht wollen; aber deswegen brauchen Sie ihn nicht zu beleidigen!“

„Aber . . .“

„Den Schein . . . Also ein Heuchler! Da würde ich ja gleich mit der flachen Klinge dazwischen fahren. Nein, mein gnädiges Fräulein, Alfred verdient alles Schlechte, was Sie vielleicht von ihm denken; aber Heuchler . . . das verbitte ich mir! Er kann keinem tollen Streiche aus dem Wege gehen. Das schickt sich vielleicht nicht für einen Ehrenmann; aber ein Heuchler — ein Hypokrit — ein falscher Kerl! . . . Ich halte an mich, Fräulein — um Ihnen nicht die Antwort zu geben, die Sie verdienen — ja verdienen! — Er hat sehr Unrecht gehabt, dem Streit wahrscheinlich das tollste Zeug, was sich denken läßt, in seinen Rapport zu diktieren, ebenso wie meine Freundin — wie gewöhnlich — Unrecht hatte, jenen in die Stadt zu kommandieren, um meinen Sohn auszufundschaffen. Dann hat sie sehr wenig Scharfblick bewiesen, als sie all das dumme Zeug für Wahrheit

ansah und es Ihnen wiederholte; aber alles das beweist doch nicht, daß ein Verting ein schlechter Kerl ist, wie Sie sagen, mein Fräulein . . . und hm . . . kurz . . . ich . . . in einem Worte . . . womit ich die Ehre habe . . . leben Sie wohl!“

Und der alte Herr war im Sturmschritt davongeeilt. Er hatte sich dermaßen in den Zorn hineingeredet, wie ihm das übrigens oft passierte mit Ausnahme bei der Generalin, wo er sich stets zu beherrschen wußte, so schwer ihm das auch manchmal werden mochte — daß wohl kein Ende abzusehen war.

Sophie war von dieser Heftigkeit nicht im geringsten erschreckt. Sie hatte, wie wir schon erwähnt, ein gleiches Schauspiel schon zu oft erlebt und wußte ganz gut, wie schnell der Sturm sich austobte.

Noch eine ganze Weile blieb sie in der Laube sitzen. Ihre Arbeit war auf ihren Schoß gesunken und sie blickte fast regungslos vor sich hin. Ein kleiner Seufzer entfuhr ihrer Brust, als sie sich erhob und dem Hause zuschritt. Sie ging in ihr Zimmer, schloß sorgfältig die Thür und setzte sich an ihren Schreibtisch.

5.

Es war die Stunde der Partie Piquet, und diese hätte der Natur der Sache gemäß heute sehr bedenklich ausfallen müssen, wenn Gott Zufall sich nicht hineingemischt hätte. Die Generalin war ungewöhnlich zerstreut und bekam, gleichfalls gegen ihre Gewohnheit, außerordentlich gute Karten. — Die Folge hiervon war, daß einerseits der Obrist all seine Aufmerksamkeit zusammennehmen mußte, um einer schmähligen Niederlage vorzubeugen, und auf der andern eine milde Stimmung über die alte Dame gekommen war, die sie dieses oder jenes Wort überhören ließ, welches sie an andern minder glücklichen Tagen sicherlich mit gebührender Energie zurückgewiesen hätte.

Mit solchen gemilderten Zwischenfällen endete das Spiel zur gewöhnlichen Stunde und die beiden Partner erhoben sich — der Obrist mit einem gewaltigen Achselzucken, als er das Resultat überfah, die Generalin mit einem selbstbewußten, doch fast freundlichen Lächeln.

„Doch einer der schönsten Zeitvertreibe auf dem Lande —“ sagte sie.

„Hm . . . wenn man gerade nichts anderes zu thun hat!“

„Freilich, man darf seine Pflicht nicht versäumen!“

„Das wollt' ich meinen! — das müßte auch ein schöner Kerl sein, der des Kartenspiels halber seine Pflicht versäumt!“

„Natürlich — und doch erzählt man von diesem oder jenem Offizier . . .“

„Wer weiß, ob es wahr ist!“

„Da haben Sie ganz recht, Obrist — wer weiß ob es wahr ist. Man muß sich hüten und wehren, alles das für wahr anzunehmen, was uns über unsere Nebenmenschen hinterbracht wird!“

„So habe ich es in meinem Leben gehalten!“

Die Generalin hüftelte leicht und warf ihm einen eigentümlichen Blick zu, den er aber glücklicherweise nicht bemerkte. — Dann fuhr sie fort: „Fällt Ihnen gar nichts auf, liebster Obrist?“

„In wie fern? Haben Sie schon wieder hier etwas ändern lassen? Ich habe noch nichts bemerkt.“

„Was soll das „schon wieder“ bedeuten? Bin ich vielleicht eine Frau, die alle vierzehn Tage ein Zimmer umstellen läßt?“

„Sagen wir alle vier Wochen!“

„Sie scheinen wieder einmal eine Ihrer lebenswürdigen Tanten zu haben, Herr Obrist! Beim Himmel, das Sprichwort hat Recht: beim Spiel kann man am besten den Charakter der Menschen erkennen!“

„Das habe ich mir auch manchmal gedacht,“ brummte jener, doch als wenn sie nichts gehört, fuhr die Generalin fort: „Weil heute nun meine wohlbedachten und reiflich erwogenen Kombinationen nicht an Ihrem außerordentlichen Glück oder wie man das sonst zu nennen pflegt, gescheitert sind und ich meinen Plan, wie das eigentlich stets der Fall sein müßte, strikte durchführen konnte . . .“

„Ja — sie sind schon schön, Ihre Pläne,“ warf er wieder dazwischen, indem ein ironisches Lächeln um seinen Mund zog.

„Mein Gott, ich begreife wohl, daß nicht jeder das Verständnis dafür haben kann . . . und in der Kavallerie überhaupt — kurz, weil Sie verloren haben, denn wie gewöhnlich war Ihr Spiel keinen Schuß Pulver wert — finden Sie keinen andern Ausweg, als wieder einmal Ihre unqualifizierbare Laune aufzustecken.“

„Wirklich? das meinen Sie . . . Sie?“

„Du gütiger Himmel, wenn ich das nimmer thäte, bei Ihrem brutalen Glück, das Sie ordentlich verfolgt. Haben Sie jemals gesehen, daß mich der Gleichmut verlassen hat?“

„Ob ich das gesehen habe?“ fragte der Obrist.

„Nun freilich!“ erwiderte die Generalin.

„Sie fragen mich — mich . . . der alle Tage hier . . .“

„Natürlich Sie, der alle Tage hier mit mir spielt!“

Der Obrist sah sie groß an, dann zuckte er mit den Schultern, dann biß er sich in die Lippen und nach einer Weile sagte er: „Ja so . . . ich vergaß . . . ich bitte um Entschuldigung!“

Die Generalin war sichtbar befriedigt. Sie fühlte wohl, daß es den Obristen keinen geringen Kampf gekostet hatte, an sich zu halten; aber das Resultat der Affaire war doch für sie günstig aus-

gefallen. Sie behauptete das Terrain und bei schwierigen Rencontres muß sich wohl jeder Feldherr damit begnügen. — Doch da sie sich an ihrem Glückstage glaubte, wollte sie auf halbem Wege auch nicht stille stehen und beschloß einen neuen bedeutungsvolleren Angriff, den sie jedoch ihrer Stimmung gemäß und ganz gegen ihre Gewohnheit mit einem gewissen Wohlwollen und fast freundlicher Schonung inszenierte.

„Fällt Ihnen denn gar nichts auf, lieber Obrist? Ich muß meine Frage nochmals wiederholen.“

„Und ich meine Antwort, daß ich nicht weiß, was Sie befehlen, das mir auffallen soll.“

„Befehlen: . . . als wenn man so etwas zu befehlen brauchte!“

„Nun wohl — mir fällt nichts, gar nichts auf!“ sagte Bering, halb sich abwendend, da er zu bemerken anfing, daß seine Geduld nahe daran war, das Weite zu suchen.

„Wirklich nicht?“

„Ich hatte bereits die Ehre, es Euer Excellenz dreimal zu sagen: nichts, gar nichts!“

Die Generalin seufzte leicht. „Es ist schon ganz richtig, wenn man behauptet, daß die Männer nicht fähig sind, Elternliebe zu empfinden.“

„Doch höchstens Vaterliebe,“ meinte Bering und lachte selbst über seinen wohlfeilen Witz.

„Sie sind sehr geistreich . . . was man so in gewissen Sphären geistreich nennt,“ rief die Generalin, die nichts mehr haßte, als das Witziglein, und deren Geduld gleichfalls begann, auf sehr schwachen Füßen zu stehen — „natürlich Vaterliebe meinte ich auch!“

„Dürfte ich bitten, diesen Ausspruch höchster Weisheit zu motivieren, damit wir armen Sterblichen aus gewissen Sphären ihn zu verstehen vermögen?“ Die . . . Generalin stampfte mit dem Fuße — ein Gewitter, schwer und gewaltig, war im Anzuge.

„Motivieren? Durch ein Beispiel vielleicht?“

„Wenn es beliebt.“

„Nun wohl — ich wollte Sie schonen; aber wenn je ein Mensch wenig oder gar keine Schonung verdient hat, so sind Sie es.“

„Mache auch nicht die geringsten Ansprüche darauf!“

„Nun dann gut! — Wissen Sie, was Ihr Sohn macht?“

„Wie kann ich das wissen!“

„Und nichts beunruhigt Sie? Daß er sich seit länger als zehn Tagen nicht hat sehen lassen, nicht das geringste Lebenszeichen von sich und seinem Befinden gegeben hat?“

„Bester Beweis, daß er sich wohl befindet. — Was soll solch einem Menschen denn auch passieren?“

„Was allen Menschen passieren kann. Einem Vater müßte es doch gewissermaßen . . . wenigstens auffallen —“

Der Obrist lächelte in seinen Bart. „Ich kenne zu gut,“ sagte er, „die lebhaft und wahrhaft mütterliche Teilnahme, die Euer Excellenz für meinen Sohn Alfred hegt, um nicht überzeugt zu sein, daß ich, wenn ihm etwas Unangenehmes passiert sein

folgte, augenblicklich von Ihnen davon die . . . detaillierteste Kenntnis erhalten hätte.“

„Wie kommen Sie darauf?“ fragte Frau von Hohenberg, indem sie ihn scharf anblickte.

„Die Frauen sollen dafür ein merkwürdiges Ahnungsvermögen besitzen, wie ich gehört habe,“ erwiderte er, indem er sich die Lippen wund biß, um nicht laut aufzulachen.

„Wohl möglich,“ meinte sie sichtlich beruhigt.

„Apropos,“ platzte plötzlich Berting heraus, der, wenn es ein Königreich gegolten hätte, unfähig gewesen wäre, länger an sich zu halten — „apropos, wie steht es denn mit Ihrer Campagne?“

„Meiner Campagne? Was meinen Sie?“

„Nun ja, Ihrem berühmten Feldzug gegen meinen Sohn und Ihre liebe Nichte, die sich nicht heiraten wollen — partout heiraten sollen, und die Sie auf strategischem Wege — nach Clausewitz — zusammenzubringen beabsichtigen?“

Der Angriff war brutal — eine richtige Attaque schwerer Reiterei! — Nichts von dem genialen Inszenierung, welche die Generalin bei solchen Gelegenheiten anzuwenden nie vergaß. Nur ein Dragonerobrist konnte so operieren. — Einen Augenblick lang war Frau von Hohenberg verblüfft; aber nur einen Augenblick währte es, dann nahm der Generalstab seine Revanche. Sie setzte sich in Positur — warf den Kopf mit solcher Energie zurück, daß alle Bänder ihrer Haube bebten, und nachdem sie dem Reiterführer, der sie überfallen wollte, noch einen vernichtenden Blick zugeworfen hatte, sagte sie mit kurzer, aber durchdringender Stimme: „Lassen Sie mich doch nicht stets dasselbe wiederholen. Gewisse Kombinationen und Operationen sind nun einmal nur für gewisse Gesichtskreise erkennbar und durchführbar! Eine solche Aktion mit der nötigen Ruhe und dem selbstverständlichen Scharfsinn koncipiert, entriert und exekutiert, ist stets des Erfolges sicher. Also gebulden Sie sich und sehen Sie die Sache als ein fait accompli an. Die Hochzeit habe ich auf Ostern festgesetzt!“

„Sie können sie ja aber doch nicht zwingen, zum Donn . . . Pardon . . . ich meine, zum Altar schleppen . . .“

„Zwingen, Herr Obrist! Sie leiden unter den Reminiscenzen Ihrer Waffengattung, die stets zu Korrektivmaßregeln verwandt wird. Wir im Generalstabe operieren anders. Unsere Kombinationen bringen allein das zuwege, was bei Ihnen die rohe Gewalt!“

„Ihre Kombinationen — wenn ich Ihnen darüber meine offene Meinung sagen dürfte!“

„O bitte, genieren Sie sich nicht — Sie fallen ja sonst sehr selten in diesen Fehler — im Gegenteil sogar . . . bitte, ich bin begierig, ein Dragonerurteil zu hören!“

„Möchte vor allen Dingen ersuchen,“ rief Berting, dem die Ader auf der Stirne schwoll, „einen weniger despektierlichen Accent auf das Wort Dragoner zu legen, wie Excellenz es soeben zu thun liebten.“

„O Gott bewahre — eine sehr achtungswerte Waffengattung! . . .“

„Die besonders zur Geltung kommt,“ rief der Obrist, der mit einem Male alle Schonung vergessen hatte — „wenn der hochlöbliche Stab sich in der Batsche befindet, — wie es zum Beispiel, um mit einem Exempel meine Worte zu illustrieren — einstmals bei Distelheim der Fall gewesen ist!“

Die Generalin blieb unerschütterlich. Auch dieser persönliche Angriff prallte an ihr ab. Was seit langen Jahren nicht passiert war, ereignete sich jetzt — sie ließ die Attaque ohne Antwort, sie ging ihrem Lieblingsthema aus dem Wege.

„Kommen wir auf das zurück, wovon wir vorher sprachen,“ sagte sie — „da zu Ostern die Hochzeit sein soll, so müssen doch in den nächsten Monaten einige nicht unwichtige Vorbereitungen getroffen werden, die . . .“

„Aber dreißig Millionen Donner . . . nein Pardon — ich meine in aller Kluducke Namen — ich sage es Ihnen zum zehntausendsten Male und Sie wissen das eben so gut wie ich; die beiden Menschen wollen sich aber nicht heiraten . . . wollen . . . sich nicht heiraten! Verstehen Sie denn nicht einmal mehr Deutsch, zum . . .“ (Fortf. folgt.)

Frau Lot.

Aus dem Englischen, übersetzt von Haslinger.

(Schluß.)

Frau Lot betrachtete mit einer gewissen Ueberlegenheit die rauhen Gesichter, die sich hergedrängt hatten, um einen Blick in das Innere der Hütte zu gewinnen. Das Tableau innerwärts zeigte Lot auf einem alten Feldstuhl sitzend mit dem jüngsten Kinde in seinen Armen, die beiden Mädchen, unerschrocken, in seiner Seite, während der zehnjährige Bube mit des Vaters schwerer Büchse, schußgerecht, einen Stuhl als Stütze benutzend, zwischen dem Vater und der Thür stand.

„Wer seid Ihr?“ rief die tapfere Frau plötzlich, als sie die Wirkung des Bildes auf die Männer sah, wer seid Ihr, daß Ihr es wagt, dem Allmächtigen sein Richteramt zu nehmen und die Seelen, die er gemacht, über die sein Vaterange wacht, ungeheissen in seine Gegenwart zu senden, ohne Gnade, ohne Barmherzigkeit, ja ohne ihm Zeit zu geben, zu beten und von den Seinen Abschied zu nehmen! Wer ist der Schlimmere, er oder Ihr?“ — O laßt ihn mir und den Kindern diese eine Nacht, seid menschlich und so wahr es einen gütigen, gerechten Gott im Himmel da oben giebt, so sicher sollt Ihr morgen frei und ungehindert diese Hütte betreten. Ihr könnt ja diese Hütte bewachen, da ist ja keine Gefahr, daß er Euch entkommen kann.“

Da lief ein Murren durch die Reihen, die Männer traten zurück und der Gedanke an die eigene Heimath, an Frau und Kinder, der selbst bei diesen rauhen Grenzlern stets wache Sinn für Recht und Billigkeit und die nicht wegzuleugnende, angeborene Hochherzigkeit des Amerikaners, dies alles fiel in die Wagchale, als sie zu einer kurzen Beratung

zusammentraten, die damit endete, daß der Anführer auf Mary zutrat und feierlich versicherte:

„Ihr sollt Euern Weg haben, Madame! Macht das Beste aus der kurzen Spanne Zeit bis zum Morgen! Hier meine Hand, wir wollen Euch bis dahin ungestört lassen!“

„Und Ihr täuscht mich nicht?“ sagte sie, ihre Augen die Runde machend lassend und jeden Einzelnen fixierend, als wollte sie im Innersten seines Herzens lesen.

„Nein, nein! Ehrlich Spiel!“ tönte es zurück.

Und dann für einen Moment schien es, als ob die Nerven der Frau nachließen, sie lehnte sich an den Thürpfosten und ihr Haupt sank zurück — doch das war nur ein Moment, mit einem gräßlichen aber ernstem „Gute Nacht, Gentlemen!“ schloß sie die Thür hinter sich und dem treuen Hunde.

Die „Vigilantes“ bivaktierten in der Nähe, während abwechselnd drei Mann die Hütte bewachten. Wir Drei konnten natürlich nicht schlafen und bemuteten, so gut es gehen wollte, die Gelegenheit, die „Vigilantes“ zu gunsten Lots umzustimmen, eine harte Arbeit bei dem fatalen Zusammentreffen von Umständen, die ihm vor jedem Gerichtshof gefährlich geworden wären. Bei dem Zusammenstoß in der Schänke waren zwei Männer gestochen worden, der eine tödlich, der andere sehr gefährlich. Lot war in dem Knäuel der Kaufenden und hielt in seiner Hand ein blutiges Messer.

Da sind schon unschuldige Männer gehängt worden, selbst nach strenger gerichtlicher Untersuchung, unter viel weniger gravierenden Umständen.

Die Nacht war wundervoll, wie alle in diesem wundervollen Striche; ich wanderte ruhelos herum, denn Lot und seine Familie füllten meine Gedanken aus; da war aber jeder Gedanke an Rettung vergebens. Die Wachen umschritten den Platz, auf dem die Hütte stand, und aus dieser selbst drang kein Laut. Was mochten sie wohl machen? Die tapfere Frau, sie saß wohl an seiner Seite, umringt von den Kindern, und die Hände ineinander, flehten sie zu dem Allmächtigen um Erbarmen, um Rettung. Gegen Mitternacht hörten wir deutlich ein Krachen an der Thür, sie wurde geöffnet und Leo schritt heraus. Innen war alles hell beleuchtet, doch konnte ich, der ich seitwärts stand, keinen Blick hineinwerfen.

Der Hund, als verstünde er die große Gefahr, in der sich die befanden, die er treu liebte, trabte langsam mit gesenktem Kopfe und herabhängendem Schweif über den freien Platz.

„Leo, armer, treuer Bursche! Komm her! Komm!“ rief ich ihm zu.

Er hielt still, hob seinen schönen Kopf, als er meine Stimme hörte, zog den Wind ein, dann ließ er traurig die Ohren wieder hängen und lief dem nächsten Gestrüpp zu, in dem er verschwand.

Beim ersten Strahl der aufgehenden Sonne erhoben sich die „Vigilantes“ von ihren Decken, auf denen sie geschlafen, und besprachen in Gruppen das traurige Geschäft, das nun ohne Aufschub erledigt werden mußte.

Die Aufregung der Gemüter von letzter Nacht war verschwunden und in der nüchternen Ruhe waren

selbst jene, die am meisten für eine rasche Prozedur gestimmt hatten, von dem Wunsche befeelt, der traurigen Pflicht, über einen Mitmenschen zu Gericht zu sitzen, und der schweren Verantwortung enthoben zu sein, die auf ihnen lastete.

Nichts rührte oder regte sich in der Hütte.

Nie, glaube ich, wirkte die Feierlichkeit der Verhältnisse so intensiv auf die Herzen der „Vigilantes“, wie damals. Sie waren überzeugt, nur zu fürchterlich gewiß überzeugt, daß Lot unter der Wucht der Verhältnisse von der Jury „Schuldig“ befunden werden würde.

Mit gedämpften Stimmen und ernstem Gesichtern erwarteten sie die Anordnungen ihres Anführers, der, selbst gerührt, mit dem Anfange der Aktion zögerte bis zum letzten Augenblicke.

Jetzt war die Sonne über den Bergen erschienen und sendete ihren Strahlenglanz weithin über das herrliche Land, und jetzt rief der Anführer zwei von dem Komitee zu sich, schritt auf die Hütte zu und klopfte an. Sofort wurde die Thür weit geöffnet und Lots Frau erschien an der Schwelle mit rot gezeichneten verschwollenen Augen.

Christ und George waren mit den „Vigilantes“ zur Hütte gegangen, ich hatte es nicht vermocht.

Ich kann nicht beschreiben, wie ich fühlte an jenem prachtvollen und doch so traurigen Morgen!

Ein Strick lag noch an derselben Stelle, wo er gestern Abend hingeworfen worden war, an dem Fuße eines benachbarten Baumes, und mit einem innern Schauer fiel mir ein, daß gerade unter diesem Baume Lot so oft gegessen und mit seinen Kindern gespielt hatte.

Ein derber Schlag auf meine Schultern warf mich beinahe zu Boden.

„Bei dem großen Moses und seinen Propheten, das kleine Frauchen ist ein Engel oder — ein Teufel!“

„Was giebt's, Christ?“ rief ich erstaunt, denn sein lebhafter Ton, sein freudig blitzendes Auge paßte schlecht genug zur Situation.

„Komm und sieh selbst!“ und seinen Arm unter meinen schiebend, zog er mich zu Lots Hütte. Ein Gedanke durchzuckte mein Gehirn: Lot hat Selbstmord begangen! Well, immer noch besser als des Nachrichters Strick!

Ein seltsamer Anblick bot sich meinen Augen dar, als ich in das große Zimmer trat. Da stand ein Teil der „Vigilantes“ in einem Halbkreis, während Mary, nun nicht mehr stark, resolut sich über den riesigen, blutenden, seines Felles beraubten — Leo beugte.

Welcher Unterschied zwischen dieser Frau jetzt und letzte Nacht! Wo war ihre Seelenstärke, die sie weit über ihr Geschlecht erhob, die diese rauhen Männer mit Achtung und Bewunderung erfüllt hatte! Bleich, mit verweinten Augen und verschlungenen Händen, wie sie da kniete und den Leichnam ihres Lieblings betrachtete, da war doch so etwas unendlich Rührendes in dieser Schwäche — vielleicht eben, weil man es an ihr nicht gewohnt war — nein, nein, weil hier das Herz des edlen Weibes seinen Ausdruck fand.

Als Mary mich bemerkte, richtete sie ihren traurigen Blick auf mich und sagte, in Thränen ausbrechend:

„Ich wäre lieber selbst gestorben, Gott ist mein Zeuge, als daß ich das gethan! Aber mein Tod hätte ihn nicht gerettet, und so blieb mir kein anderer Weg! —“

Da standen die „Vigilantes“ und ihr Anführer, und mancher hatte sich weggedreht und machte sich an seiner Büchse oder seinem Revolver zu schaffen, um seine innere Bewegung zu verbergen.

Plötzlich erschien ein Reiter, er ritt wie Lot am Tage zuvor im gestreckten Galopp, daß eine dicke Wolke Staub und Sand seiner Spur folgte, er schwang einen Stock mit einem großen weißen Tuch daran und schrie von fern, doch waren seine Worte unverständlich. Atemlos sprang er von dem überheßten Pferde und auf den Anführer der „Vigilantes“ zugehend, rief er:

„Wo ist der Mann, den Ihr hängen wollt?“

„Entkommen!“

„Gott sei Dank!“ rief der Fremde, seinen Hut lüftend, mit einem Blick zum Himmel.

„Gott sei Dank! denn er ist unschuldig. Frisco Bill hat die That eingestanden.“

Da erfüllte ein Freudenruf die Luft und die freudig bewegten Gesichter zeigten, welcher Anteil alle an Lots Schicksal genommen! Und zweimal noch wiederholte sich dieser Freudenruf und so mächtig brauste er auf, daß das Echo ihn auffing und weiter trug.

Und Mary? Sie lag auf ihren Knien mit gefalteten Händen, den Blick zu ihm gewandt, der sie erhört und ihr den Mann und den Kindern den Vater gelassen.

Die Kinder erwachen durch die Bivatrufe. Sie betrachteten die Mütter und dann den Leichnam des treuen — lieben Leo, des armen, unschuldigen Opfers, des Bildes der Treue bis zum Tode.

Der Preisrichter.

Ein Idyll aus einer kleinen Stadt.

Von Julius Weil.

(Aus dem Deutschen Montagsblatt.)

Ein Amtsbrief?! Er drehte ihn mit süßsaurer Miene zwischen den Fingern, besah ihn mißtrauisch von beiden Seiten und legte ihn endlich auf das rechte Knie, nachdem er das Schurzfell an dieser Stelle vorsichtig gesäubert hatte. Darauf holte er aus der Tiefe seines Brustplatzes, wo es in trauter Vereinigung bei Schnupftuch und Tabaksdose ruhte, ein umfangreiches Brillenfutteral, öffnete es mit Anstrengung, daß es einen Knall gab, zog eine großgläserige, hörnerne Brille hervor und setzte sie auf seine Nase.

Während dieser zeitraubenden Prozedur murmelte er vor sich hin: „Was wird es sein? Das heißt: was kann es sein? Wenn dieser Magistrat an Unseren schreibt, so bedeutet das: Steuererhöhung oder so dergleichen. Man kennt das! Aber sie sollen

mir nur kommen! Diesmal — ja diesmal! — Also her damit!“

„Behutsam, damit nicht etwa ein Stück des amtlichen Siegels sich abbröckele, machte er den Brief auf und faltete ihn auseinander, wobei eine größere Portion Sand herabrieselte; hierauf entfernte er den noch lose auf der Schrift haften gebliebenen durch einen leichten Schlag mit dem Handrücken und las:

„Ew. Wohlgeboren benachrichtigen wir hiermit, daß wir Sie zum Preisrichter für die auf der hiesigen „gewerblichen Ausstellung von Lehrungsarbeiten“ befindlichen Schuhmacherarbeiten ernannt haben. Wir geben uns der Hoffnung hin, daß Ew. Wohlgeboren dieses Ehrenamt annehmen und dadurch unsere Bestrebungen für die Förderung des Handwerks unterstützen werden.

Gudewitz, den . . . ten

Der Magistrat.

An

den Schuhmachermeister Herrn Miesel, Wohlgeboren.“

Meister Miesel brauchte eine geraume Zeit, um dieses stadtväterliche Reskript zu bewältigen. Als dies endlich geschehen war, schüttelte er wiederholt den Kopf, und seine Miene nahm einen bedenklichen Ausdruck an.

„Was ist denn das wieder für eine Sache?“ sagte er vor sich hin. „Preisrichter?! Was steckt dahinter? Wette, daß es auf ne neue Steuer hinausläuft oder so dergleichen.“

„Minna! Minna!“ rief er dann, den Kopf seitwärts nach der nebenan gelegenen kleinen Stube, deren Thür offen stand, wendend, mit lauter Stimme.

Als bald erschien eine ältliche, noch rüstige Frau, ein Strickzeug in den Händen, auf der Schwelle. Ein ruhiges Lächeln stoß über ihr wohlgenährtes Gesicht wie Syrup über weiche Semmel, und mit diesem Lächeln richtete sie jetzt das Wort an den Meister.

„Was gibt es denn, Wilhelm?“

„Minna,“ erwiderte er und lachte auf, „denke Dir, Minna, der Magistrat hat mich zum Preisrichter ernannt!“

„Zu was, Wilhelm?“

„Zum Preisrichter!“

„Preisrichter? Was ist denn das? Du wirst falsch gelesen haben, es wird Kreisrichter heißen?“

„Dummes Zeug, Minna! Wie kann ich denn Kreisrichter werden? Hier, komm her und lies: „daß wir Sie zum Preisrichter“ und so weiter.“

Die Frau beugte sich über das Schreiben und sagte ängstlich:

„Wenn's nur nichts Schlimmes ist, Wilhelm!“

„Schlimmes gerade nicht,“ erwiderte er, „aber Geld wird's kosten; denn was vom Magistrat kommt, das ist allemal bitter. Sie haben nämlich da“, erläuterte er, „eine Ausstellung, wo die Lehrlinge ihre Arbeiten hinbringen, und deswegen soll ich Preisrichter sein.“

„Aber, Wilhelm, Du hältst ja keine Lehrlinge!“

„Eben darum glaube ich, daß das so ein Stück ist von diesem Magistrat. Weil sie mich nicht zwingen können, Lehrlinge zu halten, so geben sie mir's hinterherum zu verstehen, das nennen sie jetzt: indirekte Steuern!“

„Das ist ja eine schreckliche Ungerechtigkeit,“ meinte die Frau und ließ zum Zeichen ihres gekränkten Rechtsgeföhles drei neue Maschen von der Nadel fallen. „Ja, da mußt Du bei Zeiten was dagegen thun, Wilhelm!“

„Weißt Du was?“ versetzte der Meister, „ich werd mal den Demokraten fragen.“

„Ja, das thu, Wilhelm!“ stimmte die Frau, offenbar sehr erbaut von diesem Einfall, zu.

Der Meister erhob sich von seinem Schemel und verließ ohne weitere Vorbereitungen die Werkstatt, um den Demokraten, der in demselben Hause wohnte, herbeizuholen. Der Demokrat war ein merkwürdiges Individuum. Er lebte von seiner Feder, baute unsachgemäße Schriftsätze in Prozeß- und andern Rechtsachen, erteilte billigen, aber schlechten Rat in zweifelhaften Angelegenheiten des Familienlebens und wurde von seinen Klienten: Herr Konzipient, von den Behörden: Winkeladvokat und vom Volke: Demokrat genannt, und zwar deshalb, weil er neben seiner Profession das wenig einträgliche, aber desto gefährlichere Gewerbe des Schimpfens auf Gott und die Welt betrieb.

Es dauerte nicht lange, so erschien der Meister wieder und brachte den Demokraten mit. Dieser schnitt ein spöttisches Gesicht, als er eintrat, tupfte der Meisterin auf eine ihrer fetten Schultern und sagte:

„Gratuliere, Madame Miesel, zur Frau Preisrichterin! Ich hab es immer gesagt, Ihr Mann wird noch mal Stadtverordneter! Die Dummheit dazu hat er; na, jetzt ist wenigstens der Anfang gemacht.“

Beide Eheleute ersuchten den Demokraten, von seinen konfuseu Redensarten abzustehen und sich klar und deutlich auszulassen: was das eigentlich mit dem Preisrichter für eine Bewandnis habe, welche Kosten und Lasten mit diesem Amt verbunden seien, und wie und mit welchen Mitteln man diesem Uebel — denn ein solches müsse es ja sein, weil es vom Magistrat komme — entgegen wirken könne.

„Na, dann werde ich Euch die Sache kurz, schlicht und deutlich auseinandersetzen,“ erklärte der Demokrat. „Also, es ist nämlich jetzt in Gudewitz eine Lehrlings-Ausstellung eröffnet. Es genügt nämlich nicht, daß die Meister ausstellen und zeigen, daß sie nichts können, es muß auch der Beweis geliefert werden, daß sie ihren Lehrlingen nichts beigebracht haben; mit andern Worten: daß die dummen Jungen beinahe eben so wenig verstehen, wie ihre Meister! Na also! Nun muß doch einer da sein, der den Leuten das sagt, sonst glauben sie's nicht. Darum wählt sich der Magistrat Männer aus, die durch ihren beschränkten Verstandeshorizont eine gewisse Garantie dafür geben, daß sie nichts Vernünftiges vorbringen. Die sollen nun sagen: diese Arbeit ist schlecht, die noch schlechter und die am aller schlechtesten, die kriegt dafür den ersten, die den zweiten Preis und so weiter. Verstehst Ihr? Darum heißen diese Männer: Preisrichter! Weiter hat es keinen Zweck!“

Der Meisterin war die ganze Weisheit dieser Auseinandersetzung noch nicht aufgegangen, aber Meister Miesel hatte den Demokraten begriffen.

„Auf diese Weise“, meinte er, „ist ja die Sache sozusagen eine große Ehre und Verantwortung. Wie kommt denn nun aber der Magistrat dazu, einen einfachen Flickschuster zu wählen, wo doch so viel große Meister mit Gesellen und Lehrlingen in der Stadt sitzen?“

„Das will ich Euch sagen,“ erwiderte der Demokrat. „Eben weil Ihr keine Gesellen und Lehrlinge haltet, seid Ihr der beste Preisrichter. Denn da Ihr auf die Manier von dem ganzen Lehrlingswesen keine Ahnung habt, so werdet Ihr am unparteiischsten sein. Die Hauptsache bei einem Preisrichter ist nämlich, daß er von der Sache nichts versteht. Ihr könnt also ganz beruhigt sein, Ihr seid wie geschaffen zum Preisrichter; denn ich habe mir erst neulich einen Nagel einen Zoll tief ins Fleisch getreten, den Ihr aus Versehen in der Sohle habt stecken lassen . . .“

Das letztere war nur zum Teil wahr, und der Meister beunruhigte sich über diese Kleinigkeit nicht. Der süße Kern, den er sich aus den bitteren Spottreden des Demokraten herauschälte, war die Tatsache, daß der Magistrat ihn, Miesel, die Ehre erwies, über andere Arbeiten, und wenn es auch nur solche von Lehrlingen waren, ein entscheidendes, sachverständiges Urteil abzugeben. Zudem er dies bedachte, verspürte er in seinem Innern einen Ruck, der sein Selbstbewußtsein hob und seinen Lebensmut schwellte.

War er nicht auch ein Meister, so gut wie die ersten und größten Schuhmacher in Gudewitz? Freilich seid langen Jahren hatte kein neues Stiefelpaar seine Werkstatt verlassen; seitdem die modernen Ideen den Menschen auch in die Füße gefahren, und die blendenden Erzeugnisse der Schuhwarenfabriken an die Stelle der bescheidenen Werke der eigenen Hand getreten waren, hatte er auf die Herausgabe selbständiger Arbeiten Verzicht geleistet. Doch wo im Kampfe gegen das mörderische Pflaster von Gudewitz eine tapfere Sohle ehrenvoll erlegen, wo ein Absatz durch leichtsinnigen Wandel auf eine schiefe Ebene geraten war, wo es galt, wenige wohlerhaltene Stiefeltrümmere durch einen kühnen Vorschuh zu einem dauerhaften Bau neuzugestalten — da zeigte sich seine Kunst in glänzendstem Lichte. Seine Werkstatt gehörte mit zu den beliebtesten von ganz Gudewitz, und selbst große Meister verschmähten es nicht, ihm bisweilen Reparaturen zu übertragen, die eilig waren oder eine besondere Sorgfalt erforderten. (Schluß folgt.)

Egypten und die Ägypter.

Egypten, das alte Wunderland der Sphinx und der Pyramiden, zieht zur Zeit die Augen der ganzen gebildeten Welt wiederum auf sich, denn das eigentlich verschlungene politische Drama, welches sich jetzt an den Ufern des Nil abspielt, berührt mehr oder minder auch die Interessen namentlich Europas und es ist deshalb erklärlich, daß man den bunt wechselnden Ereignissen in Egypten mit der größten Spannung folgt. Es ist unter diesen Umständen aber auch begreiflich, daß neben den politischen Vorgängen auch das wunderbare Land und seine Bewohner selbst erhöhtes Interesse erregen und in vielen mögen da die Erinnerungen

an das, was sie über Egypten gelesen und gehört haben, wieder emporsteigen. Gerade aber über Egypten und seine hunderttausendfache Bevölkerung sind in weiten Kreisen ungenügende Kenntnisse vorhanden, daß einige Mitteilungen hierüber wohl am Platze sein dürften.

Die Ureinwohner Egyptens, als deren Nachkommen noch die in Oberegypten wohnenden Kopten gelten, sind das früheste geschichtliche Volk der Erde, denn das ägyptische Reich stand bereits im vierten Jahrtausend vor Beginn der christlichen Zeitrechnung in einer Blüte der Kultur, welche eine ungemein lange Zeit der Entwicklung voraussetzt. Verschiedene Künste waren bei den alten Egyptern auf das höchste entwickelt, namentlich die Bau- und Bildnerkunst, von denen die Pyramiden und Obelisken Unter- und Mittelägyptens und die gewaltigen Trümmer der Tempel- und Säulengänge im oberegyptischen Niltale uns Blicke in eine uralte hohe Kultur und einen ausgebildeten Kunstsinne eröffnen, beide gleich großartig im Entwerfen von Plänen, wie in den zur Ausführung verwendeten Mitteln. Aber trotz dieser hohen Blüte der Kunst, trotz des hohen Standes, den auch Ackerbau und Gewerbetätigkeit in dem alten Egypten einnahmen, hinderte das Kastenwesen, welches die Bevölkerung in streng von einander abgegrenzte Klassen teilte, gleichwie in China und Indien, eine gesunde Weiterentwicklung Egyptens. Unter schwachen, entnervten Herrschergeschlechtern sank dann das Land immer tiefer und fiel schließlich jahrhundertlang fremden Völkern abwechselnd zur Beute. Besonders seit die Mamelucken ihre Herrschaft über Egypten ausbreiteten (1250), sank das Land in den traurigsten Zustand und die Eroberung des Pharaonenlandes durch den Osmanensultan Selim I. (1517) besserte die elenden Verhältnisse des erstern um kein Haar. Erst unter dem gewalthätigen Mehemet Ali, welcher die Mamlucken niederzermalen ließ, vollzog sich in Egypten von Beginn dieses Jahrhunderts an eine leise Wendung zum Bessern, welche durch die Einführung europäischer Einrichtungen ermöglicht wurde. Die Nachkommen Mehemet Alis haben im großen und ganzen in seinem Sinne weitergewirkt und besonders durch eine umfangreiche Heranziehung des europäischen Elementes bei der Verwaltung des Landes viel zur Hebung aus dessen tiefer wirtschaftlicher und geistiger Versumpfung gethan, obwohl gerade diese Begünstigung der Europäer eine der Ursachen ist, welche Egypten in die gegenwärtige schwere Krisis hineingetrieben haben.

Unter allen Wandlungen aber, die Egypten im Laufe der Jahrhunderte durchgemacht hat, ist ihm Eins eigentümlich geblieben: seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit, die selbst durch den furchtbarsten Druck der jeweiligen Machthaber und durch das ausbreitetste Ausfaugungssystem nie völlig vernichtet wurde. Diese außerordentliche Fruchtbarkeit, durch welche Egypten im ganzen Altertum bekannt war, verdankt es der alljährlich wiederkehrenden, auf periodischen Regengüssen in den tropischen Hochländern beruhenden Anschwellung des Nil, wodurch die Bildung jenes fetten Marschbodens ermöglicht wird, der dem landwirtschaftlichen Betriebe einen fast aus Wunderbare grenzenden Ertrag gewährt. Das An-

schwellen des Stromes beginnt bei Assuan in Oberegypten Ende Juni und erreicht im September seinen höchsten Stand. Ende Oktober erreicht die Ueberflutung, welche das ganze Niltal zu einem großen Süßwassersee gestaltet, über dessen Niveau nur die Dämme und die an sich schon hochliegenden Städte und Dörfer als Eilande emporragen, ihr Ende, so daß das Land besät werden kann und in kurzer Zeit ist es weithin mit grünenden Saaten bedeckt. Diese wachsen nun kolossal bis Ende Februar, worauf Anfang März die Ernte beginnt.

Auf dem schlammigen Niltboden gedeihen besonders gut Reis, Baumwolle, Zucker, Mais, Indigo, Datteln, dann auch Weizen und Gerste. Wälder fehlen dem Lande gänzlich, daher der Mangel an Bau- und Brennholz. Trotz dieses Mangels an Waldungen ist das Klima Egyptens der Gesundheit im allgemeinen weit zuträglicher als das anderer heißer Länder. Von den Landplagen Egyptens, wie sie in der Bibel aufgeführt werden, ist nichts mehr zu spüren, auch lassen sich diese den alttestamentarischen Geschichtsschreibern so merkwürdig vorkommenden Erscheinungen auf sehr natürliche Art erklären. Dagegen wird Egypten von dem aus der Wüste kommenden, 4 bis 7 Tage währenden Chamsin, einem heißen Südostwind, heimgesucht, der die Trockenheit auf eine außerordentliche Höhe steigert und so allerdings in gewissem Sinne zu einer Plage für Menschen und Tiere wird. Zu den Unannehmlichkeiten Egyptens gehört ferner eine Entzündung der Augen, die, allerdings in etwas anderer Weise, auch bei uns unter dem Namen: Ägyptische Augenkrankheit sporadisch auftritt und in Egypten durch den salzhaltigen Wüstenstaub hervorgerufen wird. Reißende Tiere kommen, mit Ausnahme von Hyänen, Schakals und Leoparden, wegen der mangelnden Wälder in Egypten nur sehr selten vor, dagegen wird das Land von einer Unmasse von Schlangen, Skorpionen, Taranteln (große Spinnen) und allerlei Ungeziefer heimgesucht, ein Uebel, an welchem alle heißen Länder mehr oder weniger zu leiden haben.

Alle diese Widerwärtigkeiten werden durch die außerordentliche Fruchtbarkeit des Landes wieder mehr als aufgewogen, durch welche Egypten auf die höchste Stufe der Produktionsfähigkeit gebracht werden könnte. Aber unter den gierigen Händen der Ratis (arabischen Schreiber), Effendis (schriftgelehrten Herren), Naser (vizeköniglichen Güterverwalter), Moudas, Paschas und Beys wird das Land wie eine Citrone ausgefogen und ausgepreßt und die Fellahs, die ägyptischen Bauern, sind mit die faulsten, schmutzigsten und herabgekommensten ihres Standes. Die Fellahs, arab. Fellachim, (eigentlich müßten sie Fellab heißen, weil sie von alters her daran gewöhnt sind, daß ihnen von allen ihren Beherrschern das Fell über die Ohren gezogen worden ist), bilden neben den Beduinen den Grundstock der eingeborenen (arabischen) Bevölkerung Egyptens und zählen ungefähr $3\frac{1}{2}$ Millionen. Die Fellahs sind eine unter harter Arbeit und drückenden Abgaben tief gesunkene Menschenklasse, sie vegetieren in ihren armseligen Lehmhütten dahin, geistig und körperlich verkommen. Dem ägyptischen

Bauer ist der Stempel des Fluches: „O Sklave“ auf die Stirn gedrückt und unter der Paschawirtschaft in Kairo ist auch nicht das Geringste für die geistige, sittliche und materielle Hebung dieser für den Staat doch so wichtigen Bevölkerungsklasse geschehen, so daß es nicht wundern darf, daß der Fellah auf einer für europäische Begriffe unbegreiflich niedrigen Stufe steht. Stumpfstünnig und träge lebt der Fellah dahin und der für ihn charakteristische Zug ist eine vollendete Faulheit, denn er arbeitet nur einige Stunden des Tages, er weiß, daß alles, was er nach Abzug der eigenen, geringen Bedürfnisse verdient, doch nur in die Taschen der vizeköniglichen Beamten fließt, weshalb sollte er sich da besonders anstrengen? Trotzdem treibt die Regierung von jedem Fellah die Steuern rücksichtslos ein und falls der Betreffende die geforderte Summe nicht erschwingen kann oder will, werden seine Nachbarn, ja, nach Befinden ganze Dörfer und Distrikte mit in Anspruch genommen. (Schluß folgt.)

Zur Geschichte der Gabel.

Ein italienischer Professor, Giovanni Lumbroso, hat eine kleine, aber sehr interessante Studie über die Geschichte dieses notwendigen Instruments veröffentlicht, eine Studie, die von der minutiösesten Forschung über das Thema Zeugnis ablegt. Lumbroso weist zunächst nach, daß im klassischen Altertum die Gabel nicht in Gebrauch war. Er führt die Schriftsteller an, welche ausführliche Vorschriften gaben über das zierliche und delikate Erfassen der Speisen — mit den Fingern. Vor beiläufig tausend Jahren taucht dann die Forchetta auf, und zwar in der venetianischen Chronik des Damiano. Derselbe erwähnt, daß die Gabel von einer byzantinischen Prinzessin in Benedikt eingeführt wurde. Aber der zierliche Brauch ward von den Venetianern nicht gut aufgenommen. Durch zwei Jahrhunderte machte die Gabel in Italien keine Fortschritte; sie hatte im übrigen Europa noch weniger Glück. Im Jahre 1360 taucht sie in Florenz auf, aber der Autor zweifelt, daß es eine wirkliche Gabel war, vielmehr scheint es eine Art Schere gewesen zu sein, welche von Damen an den Kleidern hängend getragen wurde. Unter den zahlreichen Objekten bei der Hochzeit Maximilians I. mit Maria Sforza-Visconti im Jahre 1493 kommt wohl eine sehr notwendige silberne „Bäse“ vor — aber keine Gabel. Im fünfzehnten Jahrhundert verbreitet sich endlich der Gebrauch der Gabel in Frankreich, in Deutschland erst im sechzehnten Jahrhundert und merkwürdiger Weise taucht sie in England erst im siebzehnten Jahrhundert auf.

Naturkunde.

Zufusorien-Reichtum des Zimmerstaubes. Es dürfte für viele Leser, die sich mit wissenschaftlichen Studien befassen, ein Interesse haben, dieselben bei mikroskopischen Beobachtungen von Zufusorien auf den außerordentlichen Reichtum des Zimmerstaubes an solchen aufmerksam zu machen. Gewöhnlich gibt man

bei solchen Beobachtungen etwas Heu in ein Gefäß, gießt Wasser darauf und stellt dasselbe an einen warmen Ort; allein man muß einen sehr glücklichen Griff gethan haben, wenn man in einem solchen Aufguß mehrere Zufusorien im Wassertropfen unter dem Mikroskop sehen will; in einem Aufguß von feinem Zimmerstaub dagegen, wie sich derselbe auf Möbeln u. s. w. abgelagert, mißlingt es nie, Zufusorien in außerordentlicher Menge zu sehen. Wie ein Beobachter einem Wiener Blatte mitteilt, hatte derselbe kürzlich zu diesem Zwecke drei Stück sogenannte Einsiedgläser von 5 Zoll Höhe genommen und in dieselben etwa zwei Finger hoch je Heu, Sägespäne und Zimmerstaub gegeben, die Gläser dann bis zur Hälfte mit Wasser gefüllt und an einen warmen Ort gestellt; am folgenden Tage sah er in einem Wassertropfen unter dem Mikroskop vom Heu-Aufgusse zwei Zufusorien, am dritten Tage von einem Sägespäne-Aufgusse vier Zufusorien und am vierten Tage von einem Zimmerstaub-Aufgusse, nachdem sich der Staub mit Wasser vollgesogen, sich auf dem Boden des Gefäßes gesetzt und auf dem Wasserspiegel ein dünnes Häutchen sich gebildet hatte, Zufusorien in unzähliger Menge lustig umherschweben. Vielleicht gibt dieser Zufusorien-Reichtum des Zimmerstaubes auch in sanitärer Hinsicht zu denken.

Rezept gegen häuslichen Zwist.

Zu Zank und Streit gehören Zwei.
Schweigt Eins, so ist er gleich vorbei;
Denn wer den lieben Frieden will,
Der sei zuerst fein mäuschenstill.
Willst Du jedoch das Schweigen brechen
Und Deinem Partner widersprechen,
So halt erst eine Viertelstunde
Zehn Wassertropfen in dem Munde; —
Dann sag, was Du zu sagen hast,
Mit großer Ruh, ohn' alle Hast.
Dies Mittel hat sich stets bewährt,
So wie es die Erfahrung lehrt.

Rätsel.

Was in des Lebens Wehestunden
Begeisterung schuf für Freud' und Schmerz,
Hat in mir Lösung stets gefunden.
Für's frohe wie für's bange Herz.
Doch setzest Du voran ein Zeichen,
Beherrsch ich eine ganze Welt;
Vor mir muß sflavisch sie sich beugen —
Was heut' noch steht, schon morgen fällt.
Und fügst Du eins hinzu am Ende,
Dann ist's mit allem Leben aus,
Und nichts als ich, des Todes Spende,
Bleibt übrig in dem dunkeln Haus.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:
Schatten.

Richtig angegeben von Elise R. u. D. G. hier.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 9.

Samstag, 26. August 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. M e l s.

9 „Und da müssen, wie gesagt“, fuhr die Generalin fort, als wenn sie das ganze Unwetter überhört hätte, „Vorbereitungen materieller Art getroffen werden, mit denen Sie, Herr Obrist, wohl die Güte haben müßten, sich zu beschäftigen.“

Wir wollen nicht behaupten, daß dieses geradezu kolossale Selbstvertrauen auf irgend eine Art dem Obristen zu imponieren vermochte. Im Gegenteil — er fand es in hohem Grade komisch. Aber man kennt mit uns die außerordentliche Verehrung und Freundschaft, die er für die Gemahlin seines toten Kameraden seit über fünfzehn Jahren hegte, und die Idee, daß sie, seiner Meinung nach mit apodiktischer Sicherheit, einer schmähligen Niederlage entgegentritte, die noch dazu den Frieden des Hauses auf ewige Zeiten stören würde — diese Idee brachte in einem Augenblicke inmitten des Wortgefechtes eine ganze Revolution in seinem Hirne zustande. — Daß sein Schnurrbart zuerst darunter zu leiden hatte, kann man sich vorstellen, aber es gelang ihm auch — vielleicht auf Grund seines energischen Zupfens und Ziehens, in ein paar Minuten seinem Geiste eine so außerordentliche Ruhe zu geben, wie derselbe seit den letzten Stunden sich nicht rühmen konnte, bejessen zu haben.

„Die arme Frau,“ dachte er bei sich — „mag es ihr auch immerhin ein bißchen im Oberstübchen spuken; aber sie ist doch eine außerordentliche Frau und ich würde mich schämen, sie im Stich zu lassen. — Es wird die zweite Auflage der Affaire bei Distelheim sein. Sie wird sich dermaßen hineinreiten, daß sie froh sein wird, wenn die Dragoner sie heraus-hauen. Es kommt mir sogar vor, als wenn sie schon gehörig drinsäße; — denn es ist klar, daß sie die beiden jungen Menschen immer mehr auseinander-bringt! — Hier also nicht gezaudert; es kommt mir vor, als wenn mein braver Hohenberg mir von dort oben zunickte. — Allons.“

Und nachdem er diese schönen Gedanken in viel kürzerer Zeit, als wir sie geschrieben, ausgedacht hatte, war plötzlich eine radikale Veränderung mit ihm vorgegangen. Eine gewissermaßen großartige Ruhe war über ihn gekommen. Man hätte, wenn man ihn jetzt sah, eine Wette eingehen mögen, daß es der Generalin nicht mehr gelingen würde, sie möchte sagen und thun, was sie wollte, ihn aus seinem

plastischen Gleichmut herauszubringen. Mit einer gewissen Eleganz sogar in der äußerlichen Gebärde ging er auf sie zu und bot ihr seinen Arm an.

„Was soll das?“ fragte sie ganz erstaunt; aber dem ungeachtet legte sie ihren Arm in den seinen. — Dann führte er sie bis zu ihrem Lehnstuhl zurück und mit einem galanten „Excellenz erlauben“ zog er sich einen Sessel heran. — Sie sah ihn mit einem fast komischen Erstaunen im Gesichte zu. — Er räusperte sich, gab seinem martialischen Gesichte einen freundlichen Ausdruck und begann:

„Excellenz kennen mich nun seit — ich weiß eigentlich selbst nicht wie lange — und wie lange ich mit meinem guten Hohenberg befreundet war — das ist schon so lange her, wie ich überhaupt denken kann. Wir haben viel miteinander durchgemacht — haben uns viel einer dem andern nachgesehen, kurz — haben wie ein paar wahre Kameraden miteinander gelebt, und wann sein letzter Händedruck auf Erden, wie es sich gebührt, für Sie, gnädige Frau war, so galt doch der vorletzte mir!“

Berting hielt einen Augenblick inne und hüftelte leicht. — Der Generalin mußte plötzlich etwas ins Auge geflogen sein: denn sie wandte den Kopf nach der andern Seite und war gezwungen, ihr Tuch aus der Tasche zu ziehen.

„Seitdem“, fuhr der Obrist fort, „haben wir beide eng zusammengehalten, Sie haben oft viel Geduld mit mir haben müssen, und haben sie gehabt. Dafür schulde ich Ihnen meinen wärmsten Dank. Ich weiß es ganz gut, daß es nicht leicht ist, mit mir auszukommen.“

„Das ist allen Männern eigen, und Sie sind noch einer von den Bessern,“ erwiderte die Generalin, die dermaßen, obgleich sie noch gar nicht wußte, wohin Berting zielte, das Bewußtsein ihres Triumphes, hatte, daß sie anfang, großmütig erscheinen zu wollen.

„Kurz, Excellenz, — ich bin überzeugt, daß, wenn es denen, die von uns scheiden, manchmal gestattet ist, einen Blick auf das Leben derer zu werfen, die ihnen hienieden teuer waren, Hohenberg gewiß befriedigt sein wird.“

Wir befinden uns jetzt in einem Augenblicke,“ fuhr Obrist von Berting fort, „wo jeder seinen eigenen Weg einschlagen will. Trotz meines wohl-gemeinten Rates wollen Excellenz die Campagne gegen die Baronesse und meinen Sohn eröffnen. Ich habe gethan, was nur irgend möglich ist, um meine persönliche Meinung zur Geltung zu bringen. Dieselbe ist nicht durchgedrungen. Gut! — Jetzt tritt

das alte hierarchische Verhältnis wieder ein. Befehlen Sie! — Aber Sie selbst haben wohl noch nie daran gedacht, daß ich Sie allein lassen würde gewissen Dingen gegenüber, mit denen sich eine Frau — ich will sagen: ein General en chef, nicht befassen kann noch darf und die er seinen Untergebenen überlassen muß. — So! — nicht wahr, wir sind einig! Die Bertingschen Dragoner melden sich als zum Hauptquartier gestoßen und erwarten die weitem Befehle Ew. Excellenz!“

Der Leser wird nicht umhin können — wir sind überzeugt davon —, seine vollste Sympathie und Hochachtung dem guten alten Herrn zu zollen, der alle seine vorgefaßten Meinungen und Ansichten über den Haufen warf im Augenblicke, wo er begriff, daß es sich darum handle, seine alte Freundin vor irgend einer Gefahr — wenn auch nur vor der der Lächerlichkeit — zu schützen.

Doch fürchten wir, daß die Sympathie, wenn solche im Geiste des Lesers für Frau von Hohenberg existiert, augenblicklich schwinden wird, wenn man erfährt, daß nichts in ihr sich regt, das andeutete, daß sie eine entfernte Ahnung von der Tragweite des Edelmutens des Obristen habe. Keine Militärverordnungen, Spezialanleitungen und kriegsministerliche Reskripte — kein Reglement und keine noch so strikt und strenge durchgeführte Disziplin war fähig gewesen, bei ihr eine gewisse und nicht unbeträchtliche Dosis von weiblicher Eitelkeit zu unterdrücken oder gar zu beseitigen. Ihr ganzes System des steten Rechthabens beruhte darauf!

Sie sah in dem ganzen Vorgehen Bertings nichts weiter als ihren Triumph über den rüden Reiterobrist. Das schmeichelte ihr zwar; aber am Ende hielt sie das Vorgefallene für selbstverständlich. Sie hatte es ja beschlossen; — also wie hätte es denn anders kommen sollen? Außerdem war das Betragen ihres alten Freundes ja weiter nichts als die Befolgung der hierarchischen Regeln, die jeder Armee als Basis dienen. — Also was war denn weiter geschahen? Sie wäre sogar vollständig nach verschiedenen Paragraphen berechtigt gewesen, rügend zu bemerken, daß der Obrist ziemlich lange gezögert habe, sich ihren Anordnungen zu fügen; aber sie war ihm ja stets wohlwollend gesinnt gewesen und entschloß sich leicht, es für diesmal noch so hingehen zu lassen.

Diese oder eine ähnliche war die Gedankenarbeit, welche sich im Hirne der Generalin während der letzten Rede Bertings vollzog. — Als er geendet, nickte sie daher ganz einfach mit dem Kopfe und sagte mit zwar freundlicher, aber doch nicht im geringsten wärmerer Stimme, wie bei der gleichgültigsten Angelegenheit:

„Ich danke Ihnen, lieber Obrist. Es ist selbstverständlich, daß ich Ihre Kooperation nicht abweise und überzeugt bin, daß Sie auf dem Ihnen angewiesenen Posten zu meiner vollständigsten Zufriedenheit handeln werden. — Aber vorläufig kann ich Sie nur für einen unbedeutenden Tirailleurdienst verwenden. Ich meine, daß ich es für gut besinde, daß Sie bei jeder passenden Gelegenheit den beiden jungen Leuten ins Gedächtnis rufen, daß mein Wille der

ist: zu Ofern muß Hochzeit sein. Kleine Hindernisse und Widerstandsaufträge der Gegner werden Ihnen leicht werden bei Ihrer anerkannten Intelligenz und Energie zu verhindern, eventuell niederzuhalten. — So! das wäre wirklich alles, was ich Ihnen zu sagen hätte. — Ich danke Ihnen, lieber Obrist von Berting!“

Dann hatte sie sich schnell erhoben, salutierte und war festen und drohenden Schrittes zum Zimmer hinausmarschiert, den Obristen, der sie und ihre Art und Weise zu handeln doch ganz genau kennen mußte, dennoch ziemlich perplex zurücklassend.

„Das heißt,“ meinte dieser nach einer kleinen Weile, in welcher er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, seinen Gedanken, wie gewöhnlich eine laute Form gebend — „das heißt folgendes: — Haben Sie die Güte, lieber Obrist, diese Angelegenheit, in der ich nicht mehr ein und aus weiß — es vielleicht auch nie gewußt habe, aufs Beste — das heißt, wie ich es will, zu arrangieren. Wenn es Ihnen gelingt, so habe ich triumphiert; andernfalls tragen Sie die ganze Schmach der Niederlage! Ja! — so heißt es! — Du lieber Himmel! Ich habe vielleicht Unrecht, darüber erstaunt zu sein. Sie machte es so, wie es in unserm Handwerk ja immer geschieht. — Und hier ist es auch besser so! Es ist besser, daß ich mich blamiere, als daß sie sich von einem Schlingel wie meinem Herrn Sohn lächerlich machen läßt. . . Apropos, mein Sohn! Jetzt, wo ich ein Kommando habe, werde ich dem Herrn Lieutenant einmal gehörig den Kopf waschen! — So! Nun dann en route! — Der Feldzug ist auch meinerseits eröffnet. Der Geier soll mich regieren, wenn ich das allergeringste Vertrauen in meine Befähigung setze, denselben glücklich zu beenden. — Aber ich weiß das doch wenigstens von mir — ich gebe mich keiner unsinnigen Selbsttäuschung hin — während sie . . . pft . . . man räsonniert nicht auf seinen Vorgesetzten, wenn man im Dienste ist!“

Und auch er verließ das Gemach!

7.

Am nächsten Tage ritt Obrist von Berting nach der Stadt, um seinen Sohn zu besuchen.

Dieser ging gerade mit einem sehr mißvergnügten Gesichte in seinem Zimmer auf und ab, als er seinen Vater vor der Hausthür vom Pferde steigen sah. — Schnell schloß er seinen Schreibsekretär und ging ihm entgegen — jedoch mit einer Miene, die eher auf eine Pflichterfüllung schließen ließ, als auf das Vergnügen, das ein Sohn empfindet, wenn er seinen Vater seit längerer Zeit nicht gesehen hat.

„Bon jour, Herr Lieutenant!“ rief der alte Herr, nachdem er ganz langsam die ihm ganz ungewohnten Treppen heraufgestiegen war und sich halb erschöpft in einen ihm schnell offerierten Lehnstuhl geworfen hatte, — „Bon jour. Die Neugierde, weiter nichts, führt mich zu Dir!“

„Wie meinen Sie, lieber Papa? — Aber vor allen Dingen, — Sie scheinen ermüdet — darf ich Ihnen etwas anbieten, um Sie zu restaurieren?“

„Nehme an — ein Glas Wein wirst Du wohl im Hause haben?“

„Stets, lieber Papa! —“

„Dachte es mir — also vorwärts!“

Während nun Alfred in Vertretung seines zufälligerweise abwesenden Vaters alles zur Erquickung seines Vaters vorbereitete, hatte dieser, ohne daß er es merkte, einen scharfen und durchdringenden Blick auf seinen Sohn geworfen, dessen auffallend verändertes und stilleres Wesen ihm nicht entgangen war. Beide waren bereits länger als zehn Minuten zusammen, ohne daß dem Lieutenant ein einziges Mal die lose Zunge einen Streich gespielt, ohne daß er ein einziges Mal irgend einen Witz, wenn auch den schlechtesten und ältesten, vom Nagel gerissen hätte. — Was hatte das zu bedeuten?

„Hier, lieber Papa, — darf ich Ihnen ein-schenken? So!“

„Aber Du? — Du wirst mir doch Bescheid thun!“

„Wie Sie wünschen! — So! — Auf Ihr Wohl, Papa!“

„Du sollst leben, Alfred — hm . . . Das heißt, wie Du lebst, das möchte ich wohl wissen, da Du Dich seit ich weiß nicht wie viel Ewigkeiten bei uns draußen nicht hast blicken lassen.“

„Sie haben Recht, Papa, — heute machte ich mir selbst Vorwürfe darüber, und nahm mir vor, die erste freie Stunde zu einem Ritte zu Ihnen zu benutzen!“

„Hm . . . so! Sollte eine gewisse Furcht nicht der Grund dieser ungewöhnlich langen Abwesenheit gewesen sein?“

„Furcht? — Was meinen Sie, Papa?“

„Was weiß ich? — neue Schulden — irgend einen dummen Streich, der nach so vielen andern dummen Streichen . . .“

„Mein Wort darauf, nichts von alledem!“

„So . . . dann thut's mir leid . . . das heißt, es thut mir nicht im geringsten leid; aber ich möchte doch die nähern und exaktern Gründe kennen, warum Du nicht mehr zu uns hinauskömmt.“

„Ich versichere Sie, lieber Papa, daß ich Ihnen wirklich keinen andern Grund anzugeben vermöchte.“

Der Obrist rieb sich die Nase — er wußte eigentlich gar nicht mehr, was er sagen sollte . . .

„Nichts Neues?“

„Das ich nicht wüßte. Wo sollte es hier etwas Neues geben?“

„Was wird im Kasino getrieben?“

„Kann nicht dienen. Bin seit beinahe zwei Wochen nicht dagewesen — und habe auch sonst nichts gehört.“

„Aber wo verbringst Du denn Deine Abende?“

„Hier zu Hause, Papa — lesend, schreibend — bald dieses, bald jenes mir vornehmend . . .“

Die Ader schwoll fingerdick auf der Stirn des Obristen — doch eine letzte Reflektion hielt einen Ausbruch noch zurück.

„Hast vielleicht kein Geld, armer Teufel, und hast den sehr löblichen Voratz gefaßt, keine neuen Schulden zu machen.“

„Bitte um Entschuldigung, Papa — ich war lange nicht so gut bei Kassa wie jetzt, und wenn ich dienen kann . . .“

Jetzt war das Maß voll — jetzt brach das Unwetter mit aller Macht los.

„Kreuzmillionen Donnerwetter! — wer wagt es, mich hier zum Narren zu halten! Glaubst Du vielleicht, daß ich der Wachtmeister Anton Streit, der alte Esel, bin, dem Du einen Rapport dikstierst? — Sakrement, ich lache gern über einen guten Witz, das weißt Du, aber ich möchte es mir doch ernstlich verbitten, daß Du den Obristen von Verting, der nebenbei noch Dein Vater ist, für einen Polichinelle ansiehst, dem man allerlei Faxen vormachen kann. Verstanden, Herr Lieutenant? . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Der Preisrichter.

Ein Idyll aus einer kleinen Stadt.

Von Julius Weil.

(Schluß.)

Alles dessen wurde sich heute der Meister zum ersten Male voll bewußt, und er kam sich beinahe so groß vor wie sein reicher Kollege am Marktplatz, der den schönsten Laden in der Stadt hatte. Als daher die Einladung eintraf, einer Besprechung der Preisrichter auf dem Rathause beizuwohnen, nahm er dies als eine ihm wohlgeziemende Ehre und Auszeichnung hin. In seinem Sonntagsrocke, dessen übermäßig lange Taille der neuesten Mode nicht ganz entsprach, der aber deshalb nicht weniger feierlich kleidete, begleitet von den Warnungen und Verhaltensmaßregeln seiner Minna, begab er sich zur festgesetzten Stunde in die Versammlung. Manche von den angesehenen Industriellen sahen den kleinen Meister über die Achseln an, aber dafür erfuhr er die Genugthuung, vom Herrn Bürgermeister eigenhändig begrüßt zu werden. Das Wohlthuende dieses Händedrucks empfand er noch tagelang, und er sagte sich, daß er dem Magistrate doch Unrecht gethan habe, die Leute seien gar nicht so!

Uebrigens lief die Versammlung für ihn nicht ganz glatt ab. Zwar die großartigen Reden, welche verschiedene Herren über das Wesen der Ausstellungen an sich und die moralischen und materiellen Vorteile der Lehrlingsausstellungen im Besondern hielten, nahm er ohne erheblichen Schaden zu sich, da er nur das Geringste davon verstand, als sich aber die gesamte Preisrichterschaft in den Ratskeller begab, um nach der Väter Sitte beim kühlen Trunkte sich von der ausgestandenen Belehrung zu erholen, da vermochte er nicht in gleicher Weise seine Standhaftigkeit zu behaupten, sondern mußte die berausenden Wirkungen des Bieres wie des Ruhmes über sein nüchternes Gemüthe ergehen lassen.

„Wilhelm! Wilhelm!“ sagte die Meisterin befümmert zu dem vor seliger Erheiterung Heimgekehrten. „Ich fürchte, Du bist in schlechte Gesellschaft geraten, gib lieber die ganze Sache auf, Wilhelm!“

„Das verstehst Du nicht, Minna!“ lachte er. „Handwerk hat einen goldenen Boden — sagt der Herr Bürgermeister, und die Prinzipien, sagt er — von den Grundsätzen — von den Lehrlingen und

Ausstellungen, sagt er — das verstehst Du nicht, Minna!"

"Wilhelm, um Gotteswillen, was redest Du da für Zeug zusammen?"

Aber der Meister hörte sie nicht mehr; denn er war bereits über seinen letzten Worten geräuschvoll eingeschlafen.

Zur Ehre Meister Miesels sei berichtet, daß sich diese Scene nicht mehr wiederholte, vielleicht infolge der energischen Vorstellungen seiner Gattin, vielleicht auch weil sich keine fernere Gelegenheit zu gemeinsamem Ideenaustausch für die Preisrichter darbot. Denn diese hatten jetzt, ein jeder für sich, mit der Ansicht und Prüfung der ausgestellten Arbeiten alle Hände voll zu thun. Miesel allein ausgenommen, welcher von den in Parade aufgestellten Regimentern von Stiefeln, Samaschen, Schuhen und Pantoffeln so geblendet wurde, daß er eines ruhigen Urteils überhaupt nicht fähig schien. Ganz verblüfft startete er diese ritterlichen Kanonen, diese koketten Stiefelchen, diese bombenfesten Doppelsohlen an. Da war überall die größte Solidität mit dem zarresten Geschmack verbunden, ja — und das frappierte ihn am meisten — selbst auf den Riesensohlen eines rindsledernen Wasserstiefels prangten anmutige Arabesken in gelb und braun! Und alle diese Kunstwerke waren aus ungeübten Händen hervorgegangen — waren Lehrlingsarbeiten! Das ging über seinen Horizont, er verstand diese Welt nicht, wo die fertigen Meister vom Himmel fallen, wo es keine schiefen Nähte, keine fehlgegangenen Nägel, keine mißlungenen Formen giebt! Und hier sollte er Richter sein? Er mit seinem längst überwundenen, ganz gemeinen Handwerkerstandpunkt, mit seinen kniehohen Schäften und kahnartigen Unterbauten? Man hatte ihm zu viel zugetraut, er fühlte jetzt selber, daß er doch nur ein gewöhnlicher Flickschuster war. Er wollte offen seine Unfähigkeit eingestehen und sein Amt in die Hände des Magistrats zurückgeben.

Aber was ist das? Seine verzweifelt umherirenden Blicke fallen plötzlich auf einen einsamen Stiefel, der inmitten dieser glänzenden Herrschaften wie ein aufdringlicher Proletarier dasteht, die gestickte Sohle frech dem Meister zuwendend.

Der Meister stürzt auf den Bettler zu. Man sieht ihm die Freude an, mit der er den neuen Fleck auf der Sohle betrachtet. Das ist Kern! das ist Schule und Methode! Das sitzt fest wie Eisen; eher geht das Leder samt der übrigen Sohle zum Teufel, ehe sich dieser Fleck rührt! Man fühlt förmlich den schmerzhaften Druck der Fußsohle, wenn man diese derben Verhältnisse, diese energischen Konturen betrachtet! Kaum vermochte sich der Meister von diesem Stück zu trennen, es mutete ihn fast wie ein Werk seiner eigenen Hände an, er konnte nicht müde werden, die Festigkeit und Sicherheit der Arbeit zu bewundern. Hier war keine Täuschung möglich, kein ehrfurchtiger Meister, kein dienstwilliger Geselle hatte ihn nachgeholfen — das war Lehrlingsarbeit wie sie sein muß, diese allein verdiente daher den Preis. Die übrigen Preisrichter von der Schuhbranche zuckten mitleidig die Achseln, als Meister Michel den plebejischen Sohlenfleck zur Prämierung vorschlug, und sträubten

sich anfänglich mit aller Entschiedenheit dagegen; als aber der Meister hartnäckig bei seinem Vorschlage stehen blieb und jeder andern Arbeit den Preis zu versagen drohte, gaben sie nach und die gestickte Sohle erhielt den zweiten Preis. . . .

Am Tage, als die Preisverteilung verkündet wurde, vollzog sich in der Werkstatt eines großen Schuhkünstlers zu Gudewitz ein fürchterliches Strafgericht. Umgeben von seinen Gesellen und Lehrlingen stand der Meister mit geschwungenem Knierriemem vor dem zweitüngsten der Lehrlinge, Gottlieb Ganskopf geheißten, dessen zitternde Rippen ein schmachliches Verbrechen beichteten, während seine mit Thränen gefüllten Augen angstvoll nach des Meisters Folterinstrument schielten. Allerdings ein schmachliches Verbrechen!

Kaum war nämlich das Unglaubliche bekannt geworden, daß Gottliebs Arbeit preisgekrönt sei, so hatte sich ein Sturm der Entrüstung in der Werkstatt erhoben; denn über Gottliebs Befähigung gab es in derselben nur ein Urteil, und das lautete: Unter aller Kritik! Wie war es nur zugegangen, daß gerade er einen Preis davongetragen? Da mußte eine große Intrigue, ja ein Verbrechen mußte dahinter stecken! Und so war es auch. Gottlieb sollte nach dem strengen Gebot des Meisters wie die übrigen Lehrlinge eine selbstgefertigte Arbeit ausstellen, aber er brachte nichts zustande. Da kam just am letzten Tage eine Flickarbeit von Meister Miesel, die diesem, wie oft, wenn eilige Arbeiten vorlagen, übertragen worden war, zurück, und in Gottlieb Ganskopfs Gehirn entstand der große Gedanke: Wie, wenn du diesen bescheidenen Sohlenfleck als deiner Hände Werk ausgiebst! Herauskommen kann es ja nicht, denn wer wird diesen schätzbaren Stiefelveteranen ansehen! Gedacht, gethan. So kam Meister Miesels formengewaltige Plastik in die Ausstellung, so erregte sie des eigenen Schöpfers staunende Bewunderung, und so erhielt sie den zweiten Preis!

Indes nun der ruhmgekrönte Gottlieb Ganskopf unter dem tausenden Knierriem sich krümmte, saß Meister Miesel daheim auf seinem Schemel und freute sich, im Nachgenuß der ihm widerfahrenen Ehre schwelgend, seiner wohlgelungenen That. Doch die Freude sollte nicht lange währen. Denn wie ein Lauffeuer hatte sich das Gerücht durch Gudewitz verbreitet: der Schuster Miesel habe seine eigene Arbeit preisgekrönt! und gute Freunde und gefällige Nachbarn sorgten alsbald dafür, daß die Sache mit allem, was dazu gehörte und dazu erfunden wurde, zur sichern Kenntniß des armen Meisters gelangte. Der war wie vom Donner gerührt und begriff nun erst, warum es ihn beim Anblick der verhängnisvollen Sohlen so mächtig gepackt hatte.

"Ach, ich Esel!" schrie er, "ich großer Esel!" und seine Gattin seufzte dazu und sagte: "Siehst Du, Wilhelm, hättest Du auf mich gehört!" Doch der Meister hörte auch jetzt nicht auf sie, sondern lief fassungslos um seinen Schemel herum und rief nur immer: "Die Schande und Blamage überleb' ich nicht!"

Er hat sie aber doch überlebt und der Demokrat sagte, als er davon erfuhr: "Hab ich's nicht gleich

gesagt? Er ist wie geschaffen zum Preisrichter! Er muß auch noch Stadtrat werden!"

Egypten und die Egyptianer.

(Schluß.)

Im scharfen Gegensatz zu den Fellahs steht der andere Hauptzweig der ägyptischen Bevölkerung, die Beduinen, welche etwa 500 000 Köpfe zählen. Manche von ihnen leben vereinzelt in der Wüste, wo sie ein Nomadenleben führen, die meisten derselben sind in Dörfern ansässig, in der Nähe des Kulturlandes oder auf sandigen Strichen innerhalb desselben. Sie leben meist von Viehhandel und theilen sich in große Bunde, an deren Spitze mächtige Scheiks stehen. Schon durch sein äußerliches Auftreten unterscheidet sich der Beduine vom Fellah; aufrecht und stolz ist seine Haltung, frei und sicher der Blick und mit Selbstbewußtsein spricht er: *Auna bedam* — ich bin Beduine. Während der Fellah meist nur mit einer zerklümpelten blauen oder ehemals weiß gewesenen Bluse bekleidet ist, trägt der Beduine ein reines, weißes Hemd auf dem Leib, das von einem Leder-gürtel zusammengehalten wird, in welchem seine Waffen stecken. Ueber diesem Kleidungsstücke trägt der Beduine einen langen gestreiften Ueberwurf, die Füße stecken in Sandalen und der Kopf ist mit einem Seidentuch (Kessie) umwickelt, über welchen die eigentümliche lange Platte der Wüstenaraber weit emporragt. Aus den scharfmarkirten Zügen des Beduinen strahlen Mut, Gutmütigkeit, Offenheit, Scharfsinn; die dunkeln, blizenden Augen, die gebogene Nase erinnern an die Römer. Die Freiheit liebt der Beduine über alles und es bedurfte langer und blutiger Kämpfe mit den Türken, ehe sich die Beduinen dazu verstanden, die türkische Herrschaft und nach ihr die Oberhoheit des Bizanzkönigs anzuerkennen; noch jetzt kann die Regierung in Kairo ihr Uebergewicht nur dadurch behaupten, daß sie dieselben in steter Uneinigkeit miteinander zu erhalten versteht und dann den Schiedsrichter zwischen den einzelnen Stämmen spielt. In der gegenwärtigen Bewegung in Egypten sind die Beduinen noch wenig hervorgetreten, sie sind aber entschieden ein Element, mit welchem sowohl Arabi Pascha als auch die fremden Mächte zu rechnen haben und würden bei einer blutigen Lösung der ägyptischen Wirren sicher eine hervorragende Rolle spielen.

Zu der eingeborenen ägyptischen Bevölkerung gehören noch die Kopten, welche ihren Wohnsitz hauptsächlich in Oberegypten haben und, wie wir schon erwähnten, die direkten Nachkommen der alten Egyptianer sind. Die Kopten zeigen in ihrer ganzen Körperbeschaffenheit noch den allegyptischen Typus: eine breite, meist niedrige Stirn, schwarzes, leicht gekräuseltes Haar, scharf geschnittene Nase, längliche große Augen, die immer von merkwürdig strahlendem Schwarz sind. Die Kopten, deren Zahl schwankend angegeben wird, von 300 000 bis 400 000, bilden innerhalb der christlichen Kirche eine ganz besondere Sekte, die sich stets äußerst feindselig gegen andere christliche Gemeinschaften erwies. Die Kopten bildeten

früher die Hauptbevölkerung Egyptens, aber seitdem der Islam sie immer heftiger bedrängte, wodurch viele Kopten zum Uebertritt zur Religion des Propheten gezwungen wurden, sind sie bis auf den genannten, verhältnismäßig geringen Rest herabgesunken und es muß Wunder nehmen, daß dieser überhaupt noch vorhanden ist. Denn seit Egypten sich in den Händen der Muhamedaner befindet, ist die Geschichte der Kopten eine einzige Kette von Ungerechtigkeiten, Bedrückungen und blutigen Verfolgungen, und diese Leiden sind auf Bildung und Charakter dieses Volkes von bedeutendem Einflusse gewesen. Der Kopte ist von finsterner Gemüthsart, mißtrauisch, im höchsten Grade geldgierig, lügnerrisch, falsch, heuchlerisch, kurz, in ihm drängt sich eine ganze Skala menschlicher Untugenden zusammen. Die geringen Kenntnisse, welche sich die Kopten in ihren Gemeindefchulen erwerben, genügen, um sie als Schreiber, Rechnungsführer und Steuerbeamte zu verwenden und namentlich in letztem Fache tritt ihre Geldgier in erschreckender Häßlichkeit zutage, da sie Bestechungsversuchen in ausgedehntestem Maße zugänglich sind, zugleich aber dem armen Fellah stets auf dem Nacken sitzen. Sonst sind die Kopten Handwerker, Kaufleute oder Gewerbetreibende; daß bei den ihnen innewohnenden Eigenschaften von einem ausgeprägten politischen Sinne nicht die Rede sein kann, ist selbstverständlich und die Kopten haben daher in der Geschichte Egyptens stets nur eine passive Rolle gespielt.

Der eingeborenen Bevölkerung in Egypten tritt die eingewanderte entgegen, also die Franken oder Europäer und Türken. Die Europäer wohnen fast ausschließlich in den größern Städten Unter-Egyptens, also Kairo, Alexandrien, Port Said, Damiette, Rosette; ihre Zahl, welche sich auf etwas über 90 000 belief, dürfte sich aber infolge der andauernden Flucht vieler Familien aus Alexandrien wieder bedeutend vermindert haben. Was die Türken anbelangt, deren Zahl in Egypten etwa 70 000 beträgt, so sind sie hier um kein Haar anders als an den Ufern des Bosporus: derselbe indolente Menschenschlag, der träge in den Tag hineinlebt und alles in das Belieben Allahs stellt. Endlich sind noch die Mamelucken zu erwähnen, welche seit dem 13. Jahrhundert in Egypten einheimisch sind und ursprünglich als Sklaven von den Kaukasusländern hereinkamen; sie bildeten später die Truppenmacht der trügen Osmanen, nahmen aber als Beys nach und nach den Zügel der Herrschaft in die Hand und herrschten auf unumschränkter Weise, bis sie von Mehemed Ali gestürzt wurden. Vorherrschend bei der ganzen Bevölkerung, abgesehen von den europäischen Elementen, ist die arabische Sprache, welche selbst bei Hofe die türkische verdrängt hat.

Aus so verschiedenartigen Bestandteilen ist die Bevölkerung des Pharaonenlandes zusammengesetzt und es dürfte schwerlich je gelingen, dieselben zu verschmelzen oder nur etwas mehr einander anzupassen. Vor allen Dingen müßte aber der Regierung daran liegen, die traurige Lage der geplagten Fellahs zu verbessern und ihnen ein menschenwürdigeres Dasein zu bereiten; leider ist hierzu vorläufig keine Aussicht vorhanden, so lange europäische Glücksritter in der

Verwaltung sitzen und sich gleich den vizeköniglichen Beamten auf Kosten der Fellahs die Taschen füllen. Auch sonst zehren noch eine ganze Menge sehr zweifelhafter Elemente an dem Marke des Landes, denn in Egypten treiben eine Unmasse von Derwischen, Pilgern, Bettlern, Magiern, Wahrsagern, Schlangenbeschwörern u. s. w. ihr Wesen und das Land muß alle diese unnützen Esser ernähren. So seufzt Egypten, dieses von der Natur doch so reich gesegnete Land, unter dem Druck widriger Verhältnisse, die das merkwürdige Schauspiel ermöglichen, daß eines der reichsten Länder der Welt, in dem sämtlicher Bodenertrag Staats Einkommen bildet und in welchem Beamte und Militärs fast nie bezahlt werden, ungeheuer mit Schulden überlastet ist. Ordnung und Sparsamkeit sind den Finanzen fremd; es herrscht die schändlichste Verschleuderung des Staats Eigentums. „Civilisation und Humanität“, von der vizeköniglichen Verwaltung oft gebrauchte Worte, sind ein leerer Schall geblieben. Die Mißhandlung des Volkes, der armen Fellahs, ist eine grauenhafte und Egypten wird sich nicht eher heben, bis das Los dieser bellagenswerten Menschenklasse erleichtert wird.

Eine neue Polar-Expedition.

Es herrschten noch bange Zweifel über das Schickal der letzten amerikanischen Polar-Expedition, als schon der dänische Marine-Lieutenant A. Hovgaard, welcher an der „Vega“-Fahrt teilgenommen hatte, den Plan für eine neue arktische Expedition entwarf. Die Dänen haben wegen ihrer Besitzungen in Grönland ein besonders lebhaftes Interesse für derartige Unternehmungen, in kurzer Zeit war die erforderliche Summe, etwa 100000 Mark, gezeichnet, und eben jetzt, da wir Gewißheit über das schreckliche Ende der „Jeannette“ erhalten haben, wird Hovgaard seine Reise antreten, deren Ziel im allgemeinen dahin geht, zu erfahren, ob Franz-Josephs-Land sich bis in die Nähe von Kap Tscheljuskin erstreckt und ob die Ostküste desselben hier nach Norden umbiegt.

So vermutet nämlich Hovgaard aus folgenden Gründen: Nach den Beobachtungen von Parry und Payer erstreckt sich das Meer weit nördlich von Spitzbergen, und das Franz-Josephs-Land reicht wahrscheinlich nicht viel weiter nach Westen, als es uns bisher bekannt ist. Grönland erhebt sich kaum über den 83. Breitengrad, und von da dürfte sich eine ziemlich breite Meeresstraße in westlicher und südwestlicher Richtung bis Point-Barrow hinziehen. Gewichtige Gründe sprechen dafür, daß nördlich von der Wrangell-Insel noch Land, sogar von beträchtlicher Ausdehnung sei. Als die „Vega“ in der Nähe der Beringsstraße an der sibirischen Küste im Winterquartier lag, waren die Nordwestwinde dagegen kalt mit passatartigem Charakter. Dasselbst zogen auch zahlreiche Vogelschwärme nach Norden und daß sie nicht die Wrangell-Insel aufsuchten, geht daraus hervor, daß Berry diese Insel im Sommer sehr arm an Tieren fand. Berry beobachtete auch, daß im Norden der Wrangell-Insel das Meer sich allmählich verflache, was ebenfalls auf die Nähe festen Landes

hindeutet. Dieses unbekannt Land könnte etwa beim 75. Breitengrade beginnen, und unter Berücksichtigung der bis jetzt bekannten Tiefenverhältnisse bei den neusibirischen Inseln ist man berechtigt, für die Südküste derselben einen nordwestlichen Verlauf anzunehmen. Zwischen dem unbekannt Lande und der sibirischen Küste bildet das Meer ein leichtes Becken, aus dem sich die neusibirischen und die von der „Jeannette“ entdeckten Inseln erheben. Auch im Westen von Kap Tscheljuskin ist das Meer leicht, östlich dagegen hat die „Vega“-Expedition 70 Faden gelotet, und etwas weiter von der Küste entfernt konnte Prontschitschew im Jahre 1736 bei 120 Faden noch nicht den Grund erreichen. Es scheint, daß das Tiefwasser nicht mit jenem zwischen Nowaja-Semlja und Franz-Josephs-Land, sondern mit dem bei der Henriette-Insel zusammenhängt und weiterhin eine Verbindung besteht mit den Tiefen zwischen Spitzbergen und Grönland. Ist diese Annahme richtig, so kommt man auf eine nordwestliche Begrenzung des unbekannt Landes.

Bezüglich des Franz-Josephs-Landes deuten manche Thatfachen darauf, daß es sich weit nach Osten in die Nähe von Kap Tscheljuskin ausbreitet. An der Ostseite des Austriasundes sah Payer einen mächtigen Gletscher, dessen Front sich auf mehr als einen halben Breitengrad in nord-südlicher Richtung erstreckt. Dies legt ein großes Hinterland voraus, welches selbstverständlich in senkrechter Richtung zur Front des Gletschers gesucht werden muß, daher in einer Richtung, die gegen Kap Tscheljuskin führt. Die schwedische Expedition beobachtete 1878 einen großen Schwarm Ringelgänse, der nach Süden zog und vermutlich von einem im Norden von Kap Tscheljuskin gelegenen Lande kam. Im Winterquartier des „Tegethoff“ herrschten beständig nordöstliche Winde, was gleichfalls auf ein großes Land in dieser Richtung hinweist. Endlich deuten auch die Tiefenverhältnisse im nördlichen Teile des Karischen Meeres darauf hin. Das bereits erwähnte Tiefwasser zwischen Nowaja-Semlja und Franz-Josephs-Land reicht südwärts an die Jugorstraße, während man östlicher bis hinauf zum 78. Grad nicht über 50 Faden Tiefe gefunden hat und gleich östlich vom Kap Tscheljuskin sich wieder Tiefsee befindet. Es kann daher Franz-Josephs-Land nicht weit vom Kap Tscheljuskin sein, und die Küste desselben muß nach Norden umbiegen. Weiter nach Osten, vom Franz-Josephs-Land durch einen Meeresarm getrennt, befindet sich das im Norden der Wrangell-Insel vermutete Land, das mit breiter Basis bis nahe an den Pol reichen dürfte.

Nachdem so Hovgaard das Manövrierfeld gewissermaßen abgesteckt hat, erörtert er die Frage, wie man das hypothetische Land am besten erreichen und auf demselben sich dem Nordpol möglichst nähern könne. Er hält, wie sich aus den vorausgeschickten Erörterungen von selbst ergibt, den Weg über Kap Tscheljuskin für den mindest gewagten und aussichts-vollsten. Er besorgt nicht, daß man hier denselben widrigen Strömungs-Verhältnissen begegnen werde, wie zwischen Nowaja-Semlja und Franz-Josephs-Land, nämlich einem östlichen Strome im südlichen Teile und einem entgegengesetzten Strome im nörd-

lichen Teile der Straße. Die ungünstigen Eisverhältnisse, welche der „Tegetthoff“ fand, sind nicht auf Meeresströmungen, sondern auf die Windrichtung zurückzuführen; sollten jene aber gleichwohl im Norden von Nowaja-Semlja vorhanden sein, so erstreckt sich ihr Einfluß nicht in das Karische Meer, weil dieses durch die oberhalb Kap Tscheljuskin vorgelagerte Nuttiefe abgeschlossen ist und dadurch den Charakter eines Binnenmeeres erhält, und die Stromverhältnisse dürften denen im Kattegat ähnlich sein.

Vielmehr nimmt Hovgaard, wie uns scheint auf ziemlich schwankender Grundlage, an, daß ein durch die Zuflüsse des Ob und Jenissey erwärmter Strom nach Osten um Kap Tscheljuskin fließe und hier nach Norden in den Meeresarm umbiege, der zwischen Franz-Josephs-Land und der bis nun unbekanntesten Westküste des Wrangell-Landes angenommen wird. Wenn es gelingt, von Kap Tscheljuskin die Südspitze des Franz-Josephs-Landes zu erreichen, so könnte man die Ostküste des Franz-Josephs-Landes verfolgen, an geeigneter Stelle den Meeresarm übersetzen und in höherer Breite die Westküste des Wrangell-Landes erreichen, um von hier aus zu Lande nach Norden vorzudringen. Die Fahrt längs der Ostküste des Franz-Josephs-Landes wird zwar von Fachmännern als kaum durchführbar bezeichnet, weil erfahrungsgemäß in arktischen Gegenden die Eismassen sich immer an den Ostküsten häufen. Diese Thatsache erklärt aber Hovgaard nicht aus der Rotation der Erde allein, sondern vorwiegend aus lokalen Wind- und Strömungsverhältnissen. So sei die Ostküste Grönlands deshalb so schwer zugänglich, weil die von Norden kommende Strömung gegen dieselbe gebrängt werde. Hier aber habe der Strom die Richtung von Süd nach Nord, er müsse daher nach Osten, d. i. gegen die Westküste des unbekannteten Landes treiben und dadurch die Ostküste von Franz-Josephs-Land zugänglicher machen.

Das nächste Reiseziel ist das Karameer. Sollte dies noch mit Eis erfüllt sein, so wird inzwischen der Westküste von Nowa-Semlja vermessen und ein sicherer Hafen für die Handelsschiffe vermittelt, welche den Aufbruch des Eises abwarten müssen, um nach dem Ob und Jenissey zu gehen. Wird Kap Tscheljuskin noch in der günstigen Jahreszeit erreicht und gestatten es die Verhältnisse, so soll noch in diesem Jahre der Versuch gemacht werden, die Südspitze des Franz-Josephs-Landes zu erreichen, im andern Falle aber wird die Expedition am Kap Tscheljuskin überwintern und mittelst Schlitten Rekognoszierungen ausführen. Im Sommer 1883 wäre neuerdings zu versuchen, nach Norden mit dem Schiffe vorzudringen, und im Herbst soll die Rückreise angetreten werden.

Wie eingangs bemerkt, ist die Expedition gesichert und in den nächsten Tagen kann die Nachricht von ihrem Aufbruche eintreffen. Der Expeditions-Dampfer hat 150 Tonnen Tragfähigkeit, ist mit 20 Leuten, darunter 6 Offizieren und Gelehrten, bemannt, für 27 Monate verproviantiert und führt hinreichend Kohlen, um 10000 Kilometer dampfen zu können. Da das Schwergewicht der Expedition in den Schlittenreisen liegt, so ist für die Bewer-

stelligung derselben mit aller Sorgfalt vorgeesehen. — Glück auf!

Ueber Autor und Publikum

teilt der P. L. an der Hand des Studiums der Leihbibliotheken folgende Beobachtungen mit:

Auch das Publikum krümmt sich, wenn es getreten wird, ja es sticht dem Reiziger sogar empfindlich in die Ferse. Da die meisten Leser bis zu einem gewissen Grade auch schreiben können, so bewaffnen sie nicht nur ihre Augen, sondern auch ihre Hand, wenn sie ein Buch aufschlagen. Mit gezücktem Bleistift, ja mit eingelegter Stahlfeder traben sie durch den Zeilenwald, wie auf Abenteuer, und wehe dem Verfasser, wenn er ihnen darin zu böser Stunde begegnet. Ein Buch, das von vielen gelesen worden, birgt mancherlei kritische Hieroglyphen, und wenn die pompejanischen Wandkritzeleien ihre Litteraturgeschichte haben, warum sollte man nicht einen Blick werfen dürfen auf die Randbemerkungen des lesenden Publikums? Die Unschuldigsten sind jene Kieselsteine, welche auf der Tafel jedes gelesenen Buches ihren Namen verzeichnen müssen. Klügere machen auf dem Titelblatt eine kurze Notiz: „Zu lesen angefangen den 25. Dez. 1873“ und am Schlusse: „Ausgelesen den 12. März 1874.“ Gewöhnlich ist ein nicht unbedeutender Zeitraum zwischen diesen beiden Daten zu konstatieren. Auf manchem Buchdeckel findet man eine Bemerkung wie: „Dieses Buch ist sehr schön“, oder „Dieses Buch ist sehr dumm.“ Die erstere Formel zeigt meist weibliche, die letztere kaufmännische Schriftzüge. Manchmal ist die Form, in der solche unklare Empfindung ausgedrückt wird, etwas individueller; auf Hackländer's „Neuem Don Quixote“ z. B. fand ich das Bekenntnis: „Der alte ist mir lieber!“ Von anderer Hand freilich dicht darunter geschrieben: „Den haben Sie gar nicht gelesen, Sie Dings, Sie!“ Denn derartige Kritik ist zweischneidig und ruft oft eine Antikritik hervor, die sich der Kritikus schwerlich an den Spiegel stecken würde. Andere Leser haben eine unwiderstehliche Neigung zum Unterstreichen. Der Tiefinn solcher Sätze braucht nicht groß zu sein; ich fand auch folgende Sätze herausgestrichen: „Ach, der Winter kommt nur zu bald!“ . . . „Lust und Leid sind Tag und Nacht des Herzens“ . . . „Es giebt nichts Seligeres als den Frieden eines guten Gewissens.“ Häufiger noch als die Unterstreicher mit ihrer horizontalen Kunst sind aber jene Anstreichergenie, die ihren Beifall durch senkrechte Striche am Blattrande ausdrücken und ein halbes Buch anzustreichen imstande sind. Ein merkwürdiges statistisches Talent entdeckte ich in einem Exemplar von Jean Paul's Quintus Firlein; der Mann hatte berechnet, daß in dem Buche 1495 „s“ fehlen, diejenigen nämlich, welche Jean Paul in seinen zusammengesetzten Wörtern (Rechtsanwalt, Himmelskörper u. dgl.) halsstarrig wegläßt. Und dabei stand noch die Bemerkung; „Er schreibt aber doch Hausbuch und nicht Haubuch.“ Eine eigen tümliche Existenz ist auch die des Ergänzers. Er sticht die halben Citate heraus und setzt die fehlende

Hälfte seitlich an. Der Verfasser hat z. B. eine psychologische Excursion mit den klassischen Worten geschlossen: „Der Wahn ist kurz;“ unser Ergänzer schreibt an den Rand dazu: „Die Reu ist lang.“ Sah ich doch selbst in Goethes „Faust“ einmal bei der Stelle: „Wer sie nicht kennt, die Elemente“ beige-schrieben: „innig gefeilt;“ Goethe mit Schiller gefeilt, das muß doch halten! Noch andere Schreiber haben den Sport, auf die Fragen des Verfassers zu antworten. Er schreibt z. B.: „Ist es möglich, daß ein gebildeter Mensch so tief sinke?“ Einer, der alles weiß, schreibt dazu: „D ja!“ Besonders verlegend ist dies für den Verfasser, wenn er sich mit seiner Frage direkt an den Leser gewendet hat, z. B.: „Du müchtest wohl wissen, lieber Leser, ob . . .“ u. s. w. Ein unangenehmer Mensch schreibt dazu: „Bin gar nicht neugierig.“ In „Jane Eyre“ schreibt die Verfasserin einmal: „Wir überspringen nun zehn Jahre;“ ich sah von zarter Damenhand dabei die Worte stehen: „Springen Sie nur allein, ich will nicht im Handumdrehen so alt werden.“ Ueberhaupt ist es merkwürdig, wie leicht die Leserinnen sich von der Lectüre beleidigt fühlen. „Die geneigte Leserin,“ dieser Ausdruck kommt in einem Karoline Pichler'schen Romane öfters vor; er war in dem Exemplare, das ich durchblättere, jedesmal kritisiert. Das erste Mal stand dabei: „Sie halten mich wohl für bucklig?“ Das zweite Mal war „geneigte“ gestrichen und statt dessen „schöne“ beige-schrieben. In einem Romane von Claren, wo der Leser fortwährend mit „Du“ angeredet wird, fand ich jedes „Du“ in „Sie“ verwandelt; die weibliche Hand war unverkennbar. Vollends, wenn es sich um Toilette-sachen handelt! In Dingelstedts „Amazone“ heißt es von der Heldin, sie habe Handschuhe Nummer 6 $\frac{3}{4}$ gebraucht. Eine Dame schrieb mit zornigen Schriftzügen darunter: „7 $\frac{3}{4}$, Sie Tr . . . l.“ Sie machte aber keine Punkte, sondern schrieb das Wort deutlich aus.

Denkspruch.

Fert'ger Stahl kommt nicht aus Bergen,
Den muß erst der Hammer schaffen,
Den muß erst das Feuer glühen,
Dann wohl formt man ihn zu Waffen.
Diebesglück fällt nicht vom Himmel,
Liebe wohnt nur im Herzen,
Doch ihr Glück wird erst gewonnen
Unter Kummer, unter Schmerzen.

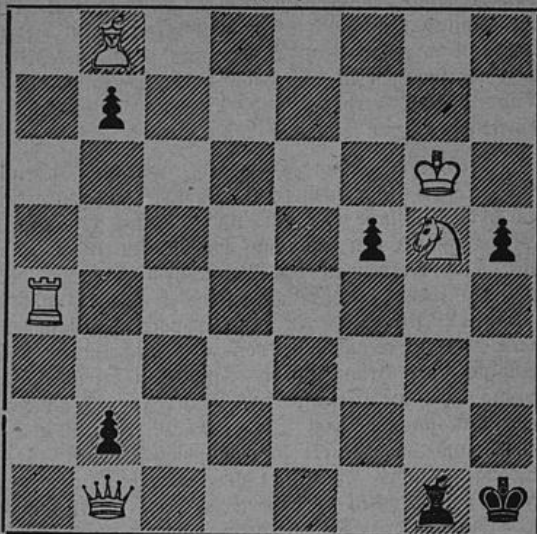
W. Constant.

Lesefrüchte.

Ist vom Erhabenen zum Lächerlichen nur ein Schritt, so von der Sentenz zur Phrase ein halber.
Die Liebe wandelt sogar die Funktionen der Organe: während die Lippen stumm sind, sprechen die Augen.
Prahlt jemand mit ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen, so dokumentiert er zugleich die Ungewohntheit und Seltenheit derselben.

Schachaufgabe

von
W. A. Schinkman.
Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 7 des Erzählers:

- A. 1. D a 7 — e 1. 1. K e 4 — f 3.
2. L a 4 — c 6 mat.
B. 1. 1. K e 4 — d 3.
2. L a 4 — c 2 mat.
C. 1. 1. K e 4 — f 5.
2. L a 4 — c 2 mat.
D. 1. 1. K e 4 — d 5.
2. e 4 — e 5 mat.

Richtig gelöst von Elise S. und G. K. hier.

Charade.

Es scheint das erste Silbenpaar das helle Tageslicht —
Der Sonne goldig-warmer Strahl behagt ihm einmal nicht;
Die beiden Letzten dienen meist nur leerer Eitelkeit
Und ihrem Kultus haben sich die Damen stets geweiht.
Das Ganze hat vor langer Zeit in Deutschland einst gelebt
Und seine lust'gen Thaten sind von Sagen auch umwebt —
Sein Name aber lebt noch frisch zum heut'gen Tage fort,
Denn er ist ja von alters her bekannt an jedem Ort!

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:

Ode, Mode, Moder.

Richtig angegeben von H. L., W. B. und L. P. hier, J. K. in Hilden und L. Sch. in Monheim.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 10.

Samstag, 2. September 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Meis.

10

„Aber Papa . . . ich falle aus den Wolken, ich habe . . . mein Ehrenwort darauf, ich habe nicht die geringste Ahnung, womit ich eine solche Zurechtweisung verdient haben könnte!“

„Schweig . . . und schäme Dich . . .“ entgegnete der Obrist.

„Aber worüber denn . . . zum Henker . . . Pardon, Papa, aber ich begreife Sie wirklich nicht!“

„Eine so würdige Frau wie die Generalin, welche seit Deiner Kindheit schon so viel für Dich gethan hat, auch noch lächerlich zu machen . . . und noch dazu ihrem Gärtner gegenüber.“

„Wenn Sie in Räffeln sprechen, so wundern Sie sich nicht, Papa, daß man Ihnen keine ausführliche Antwort zu geben vermag. Ich habe mich zwar verächtlich geärgert, daß die Generalin sich so weit vergaß, jemanden herzusenden, um mich auszuspionieren; aber niemals hätte ich wohl daran gedacht, daß ich Ihre Vorwürfe verdienen würde, da ich alles gethan habe, um trotz meines Verdrußes ihr die Lächerlichkeit zu ersparen, die sie eigentlich verdient hätte.“

„Du hattest . . .“

„Freilich, als ich von Streit selber erfuhr, um was es sich handle, begriff ich ganz gut, daß es in den nächsten Tagen auch die halbe Stadt wissen würde. Deshalb, gegen sein Ehrenwort des Stillschweigens — und damit die Generalin und ich nebenbei nicht lächerlich werden — habe ich ihm seine Arbeit abgenommen und er kann den ganzen Tag in der Kantine liegen und Schnaps trinken. — Daß dieses Vorgehen jedoch Ihren Zorn in solchem Grade gegen mich erwecken würde, das hätte ich mir wirklich selbst im Traume nicht einfallen lassen.“

Der Obrist sah seinen Sohn vom Scheitel bis zur Sohle an. Sein Zorn war veriraucht, und obgleich er eben noch so erstaunt war wie vordem, hatte doch eine gewisse Befriedigung bei ihm Platz ergriffen, als er sah, daß Alfred wenigstens daran gedacht hatte, der Generalin die öffentliche Lächerlichkeit zu ersparen.

„Hm,“ sagte er — „das ändert zwar viel, aber doch nicht alles! Ich will gern glauben, daß trotz des Unrechtes, das sie begangen, indem sie den Streit hersandte, Du alles gethan hast, um sie nicht zu blamieren. Das war recht von Dir — übrigens

nur Deine verdamnte Pflicht und Schulbigkeit; — aber Du hast sie doch blamiert — wenn auch nicht coram populo!“

„Das verstehe ich wieder nicht.“

„Ja . . . ja — ich kann mir schon denken, wie das gekommen sein wird. Hast Dir gar nichts Böses dabei gedacht — der Schelm ist Dir ganz einfach, wie so oft schon, in den Nacken geklettert — das schien Dir gar zu lustig bei der, die Dich und Deinen, wie sie meinte, liebreichen Lebenswandel auskundschaften ließ, plötzlich wie ein Heiliger dazustehen. Es ist zwar eine gute und oft erlaubte Kriegslist; — aber von Dir war es doch nicht recht, daß Du es gethan hast.“

„Sie klagen mich wieder mit Unrecht an, Papa. Ich habe an keinerlei Kriegslist dabei gedacht.“

„Aber an eine Revanche.“

„Auch das nicht — ich habe dem Streit fast alles diktirt, was ich gethan und nicht gethan . . . gerade so, wie es die Frau Generalin von ihm wissen wollte, und wenn auch sein erster Bericht noch die Spuren einer gewissen Keckerei, die ich für erlaubt hielt, trug, so fehlte das selbst in den folgenden und . . .“

Der Obrist sah plötzlich seinen Sohn ernst und scharf an.

„Rück näher!“ befahl er.

Alfred gehorchte ganz erstaunt. — „Gieb mir die Hand und schau mir in die Augen — so! Du weißt, daß ich außer Vorgesetzter und Vater Dir stets ein Freund — ein guter Kamerad gewesen bin! Jetzt antworte kurz und bündig! — Was ist Dir passiert?“

„Was soll mir . . .“

„Mundhalten — und antworten! Ich glaube Dir, daß Du mir nichts vorkabelst. Ich sehe es Dir an, daß mit Dir etwas vorgegangen ist. — Was?“

„Aber Papa — was soll denn!“

„Stillschweigen und geradeaus mir ins Gesicht schauen! Kann mir die Geschichte halb und halb denken. Irgend ein dummer Streich, noch kolossaler als die andern alle zusammen. — Da weiß man sich nicht mehr zu helfen — fühlt Reue, will Buße thun — zieht sich zurück — weiß nicht, wo einem der Kopf steht und was man thun soll . . . Stillschweigen, zum Geier! Ich will Dir sagen, was da zu thun ist. — Da geht man zu seinem ersten Obristen, zu seinem Vater und Freund, und legt Beichte ab — eine vollständige, haarleine, ver-

standen? — Der wird mit einem Donnerwetter drein fahren, daß das Haus in seinen Fugen zittert — wird Dir den Kopf waschen, daß Dir Hören und Sehen vergehen soll, aber der wird helfen! — Verstanden! — Also nun fertig! Heraus mit der Sprache! Kurz und bündig, aber haarklein und ausführlich! Kann mir fast denken, wo das alles wieder hinauslaufen wird. Also wie hoch ist die . . . Summe? Und lieber ein paar Thaler zuviel gesagt, als zu wenig! Wirft mich noch ruinieren; aber schadet nichts! Hab ja keinen andern wie Dich, und Deine arme Mutter hat es mir auf die Seele gebunden . . . also genug . . . da ist mir was ins Auge geslogen . . . Heraus endlich mit der Sprache, zum Donnerwetter!“

Diese lange Diatribe war mit allerlei Modulationen im Tone und in der Stimme hervorgebracht worden — zuletzt fogar mit einer weichen Nührung, die wenige sich rühmen konnten, je bei dem Obristen von Berting wahrgenommen zu haben. — Jetzt wußte er aber auch gar nichts mehr zu sagen und erwartete mit Bestimmtheit in der nächsten Sekunde schon eine präcise Antwort, doch vielmehr eine Zahl! — Doch wie erstaunte er, als er statt dessen folgendes zu hören bekam:

„Papa, Sie sind der wahrste Freund, der beste Kamerad, den ich mein Lebelang haben werde.“

„Also wie viel? — ich kann diese verdammten Borreden durchaus nicht ausstehen — wie viel?“

„Aber gar nichts, Papa! Sie täuschen sich gründlich und ich kann von Ihrer Güte, die ich deshalb aber nicht weniger anerkenne, dieses Mal wirklich keinen Gebrauch machen.“

„O weh!“ meinte der Obrist, „keine Schulden — kein Geld; dann ist die Geschichte noch viel schlimmer wohl, als ich sie mir vorgestellt habe! — Aber jetzt heraus mit der Sprache, — ich sitze hier, wie man bildlich zu sagen pflegt, auf glühenden Kohlen!“

„Ich versichere Sie, Papa, daß ich von Ihrer Güte tief gerührt bin, aber ich habe wirklich — ausnahmsweise nichts zu berichten!“

„Warum diese Veränderung aber?“

„Freilich!“

„Muß doch einen Grund haben!“

„Natürlich; — aber sehen Sie, Papa; ich kann mir das eigentlich selber nicht erklären; das Leben, das ich bis jetzt geführt habe, kam mir mit einem Male bodenlos langweilig vor.“

„So mit einem Male . . . hm!“

„Wirklich, so war es, Papa! Als ich so neulich nach Hause ritt, da kam es mir mit einem Mal in den Sinn, daß es doch eigentlich entsetzlich dumm von mir sei, so in den Tag hineinzuleben, den Wachendienst mehr oder weniger schlecht oder gut zu versehen und Vergnügungen aufzusuchen, die im Grunde genommen alles andere denn Vergnügungen sind. Ich nahm mir vor, an etwas Ernsteres zu denken — und glauben Sie mir's oder nicht, seitdem ich daran bin, diesen Gedanken zur Ausführung zu bringen, vergeht mir der Tag noch einmal so schnell, und ich finde nie Zeit, wie ehemals, um mich zu langweilen. — Das ist die ganze Ursache der Veränderung,

die Sie bei mir bemerkt haben — die und keine andere!“

Berting hatte das alles mit einem eigentümlichen Kopfschütteln mitangehört. Daß sein Sohn ihm nichts aufband, das sah er wohl an seinem ernsten Gesichte; aber daß dieser sich urplötzlich so verändert haben könne, das wollte ihm durchaus nicht in den Sinn.

„Das nimmt mich Wunder . . . wahrhaft Wunder,“ brummte er, „und wenn ein anderer, wie Du selbst, es mir sagte, dem würde ich gerade ins Gesicht lachen.“

„Ich schmeichelte mir, Papa, daß diese Veränderung Ihnen und der Frau Generalin Beifall finden würde!“

„Freilich . . . hm . . . freilich, wenn das nur fort dauert!“

„Ich glaube es, Papa, — glaube es wirklich!“

„Dann gut . . . hm . . . das heißt, ich muß Dir nur im voraus sagen, daß ich nie die Dufmäufe und Bücherhoder habe ausstehen können“ . . .

„Dazu habe ich doch wohl nicht das Zeug in mir!“

„Glaube auch bis jetzt,“ antwortete der Obrist, „aber . . . diese Veränderung — der Bruder Deiner Mutter hat auch vor langen Jahren mit einem Mal so umgeschlagen; — war ein schmucker Husar und ist dann — Gott vergeb's ihm — als Professor gestorben! Wenn ich das an meinem einzigen Sohne erleben sollte . . . Junge, ich weiß nicht, was ich thäte.“

„Haben Sie keine Angst, Papa — ich bin und bleibe Dragoner — mein Wort darauf! Aber ich hoffe, daß Sie nichts dagegen haben, wenn ich auf alle nur mögliche Weise es versuche — wie soll ich Ihnen das begreiflich machen, was nur noch in meinen Gedanken eigentlich keimt? — wenn ich es versuche, auch noch etwas mehr wie ein Dragoner zu sein?“

Plötzlich fing die Mißhandlung der Schnurrbartspitzen des Obersten auf eine wahrhaft raffinierte Weise an — und der Leser weiß, was das bei ihm zu bedeuten hatte —, nach einer kleinen Weile sprang er mit einem Male auf, schritt auf seinen Sohn zu und sagte ihm beim Ohrfläppchen:

„Soll ich Dir einmal sagen, was Deine Veränderung zu bedeuten hat?“

„Aber, Papa“ . . .

„Daß Du noch ein viel größerer Schelm geworden bist, als Du vordem warst — was uns zwar allen für unmöglich erschienen wäre; aber dennoch so ist es!“

„Ich bitte Sie . . .“

„Soll ich Dir sagen, was die ganze Komödie, die Du aufführst, zu bedeuten hat? — Du hast ganz einfach erfahren, — wie so weiß ich nicht, aber das thut auch nichts zur Sache! — erfahren hast Du, daß die Generalin um Deinen . . . das, was sie ausschweifenden Lebenswandel nennt, zu sistieren, beschlossen hat, Dich so schnell wie möglich mit ihrer Nichte zu verheiraten. Und nun willst Du, Schalk, ihr einen Strich durch die Rechnung machen, ihren ganzen taktischen Aufmarsch umwerfen und hältst Dir

eine Maske von Solidität vor, damit man Dich nicht erkenne und wir Dich mit der Heirat, von der Du nichts wissen willst, in Ruhe lassen — hm — so ist es — nicht wahr? So und nichts anders.“

Der Lieutenant war bei den letzten Worten seines Vaters ein ganz klein wenig errötet; aber er blieb gelassen und ruhig und schüttelte den Kopf, als jener geendet hatte.

„Ich bewundere Ihre Kombinationsgabe, lieber Papa,“ sagte er, „aber ich kann Ihnen die Versicherung geben — und ich bitte mir aufs Wort zu glauben — daß dem wirklich nicht so ist, wie Sie sagen!“

„Na . . . na“ . . . sagte Berting enttäuscht.

„Wirklich nicht; — aber das führt mich auf ein Thema, das wir auch miteinander besprechen könnten, da . . . da die Gelegenheit sich einmal gerade darbietet. Auch darüber habe ich lange und ernst nachgedacht“ . . .

„Worüber?“

„Ueber die Heirat mit der Baroness Elbenfelden.“

„Worüber der Kerl in den paar Tagen alles nachgedacht zu haben behauptet. Brauchst mir gar nicht das Resultat Deines tiefen Grübelns zu melden — kann mir lebhaft vorstellen, welches es ist.“

„Vielleicht doch nicht!“

„Gittler Patron — will sich sprechen hören — seine eigenen Phrasen bewundern will er! — Also das Resultat! — Du willst, kannst, magst sie nicht heiraten. Du siehst, das weiß ich eben so gut wie Du, und bilde mir gar nichts darauf ein, denn ich habe es ja schon aus allen Tonarten von Dir zu hören bekommen.“

„Dann wird es Sie sicherlich verwundern, zu erfahren, daß ich hierin meine Meinung geändert habe.“

„Mensch, Du bist ja noch eine tollere Wetterfahne als unsere Politiker, aber in wie fern?“

„Sehen Sie, lieber Papa — ich habe mir gedacht, daß die Frau Generalin und Sie, die mich seit so lange doch schon kennen und mich beobachtet haben, mich eigentlich besser kennen müssen, als ich selbst und daher auch besser wissen müssen als ich, was mir frommt.“

„Das stimmt“ . . .

„Und da meinte ich denn, daß, wenn Sie beide es durchaus wollten — mit solcher Energie wollten, daß ich die Baroness heirate — es wohl besser für mich wäre, daß ich mich Ihrem Willen füge und“ . . .

„Und die Uniform auszüge und Pastor würde,“ plägte der Obrist heraus, der seinen Ohren kaum traute bei dem, was er vernahm; doch plötzlich sich zusammennehmend, fügte er hinzu: „Ich kann diesen Entschluß eigentlich nur billigen!“

„Das freut mich!“

„Es fragt sich nur, wie lange er anhalten wird!“

„Ich glaube ihn nicht mehr zu ändern!“

„Aber wenn ich Dir sagte . . . nein ich will Dich nicht überrumpeln, so angenehm mir Dein unerwarteter Entschluß auch immerhin sein mag — das wäre nicht ehrlich!“

„Verbannen Sie jeglichen Skrupel, lieber Papa, und sagen Sie mir gerade heraus, was Sie mir zu sagen haben!“

(Fortf. folgt.)

Der Bullenbeißer.

Nach dem Dänen Adam von Max Heinkel.

Einer meiner Freunde hat eine sehr häßliche Gewohnheit.

Er besucht mich nämlich stets zu einer Zeit, wo er mich absolut stören muß. Er weiß sehr gut, daß ich jeden Vormittag arbeite; aber trotzdem ist er jeden Vormittag bei mir.

Für eine Verlagsfirma, die einen viel gelesenen Kalender herausgibt, hatte ich eine Erzählung zu schreiben. Sie mußte gut, spannend, interessant ausfallen, und ich sammelte aus allen Winkeln meines Hirns die Gedanken, um mich für dies Werk gehörig zu rüsten. Ich hatte den ganzen Plan schon fertig — einen vortrefflichen, ausgezeichneten Plan — zwei unglücklich Liebende — mit welchen die Mutter treulich zusammenhält — ein Nebenbuhler, der den Vater vollständig umgarnt hat — Mondschein — ein dunkeler, schauriger Wald — der eine von den beiden feindlichen Verehrern auf der Heimkehr durch die grüne Einsamkeit begriffen — der andere mit einem langen Dolche hinter einem Baume lauernd.

Ich tauchte die Feder in die Tinte, ich machte einige Bewegungen überm Papier mit ihr, um anzusetzen —

Da, gerechter Gott, da ist er!

„Schreib nur, Schreib nur, laß Dich nicht stören!“ sagte er, indem er in mein Zimmer trat und sich mit dem fünfzünftigen Naturkammer, das heißt mit der Hand, seine etwas verworrene blonde Löwenmähne in Ordnung brachte, „Du weißt ja, ich bleib nur ein Viertelstündchen; aber ich wollte Dich einmal sehen, was Du machst — fahre nur ruhig fort bis zu einem Absätze — ich setz mich hier auf den Fauteuil und warte!“

Er zieht seinen Ueberrock aus und sucht für ihn und für seinen breitkrämpigen Künstlerhut einen Nagel.

Nun weiß ich, ein solcher Nagel existiert nicht, er wird mindestens dreimal das ganze Zimmer durchlaufen, ehe er zu dieser Ueberzeugung kommt. Der gute Mensch ist von einer wirklich fabelhaften Vergeßlichkeit. Er hat schon verschiedene Male vergeblich nach dem albernem Nagel geforscht und immer, immer wieder — das halt ich nicht aus, ich bin, wie alle Schriftsteller, nervös, ich lege die Feder weg, ich nehme ihm die beiden Toilettenstücke ab und werf sie beiseite, nötige ihn, Platz zu nehmen, bringe ihm eine Cigarrenkiste, ein Messer, Streichhölzer und — gehe wieder an meine Arbeit.

Nach zwei Minuten öffnet er das Gehege seiner Zähne und fragt:

„Du, sag mal, was ist das für eine Sorte?“

„Dieselbe, die Du sonst bei mir rauchst!“

„So-o!“

„Schmeckt sie Dir nicht?“

Keine Antwort.

Das ist nun ganz gräßlich, wenn man keine Antwort bekommt. Lieber soll mir einer eine unerblickliche Grobheit sagen, da weiß ich doch, woran ich bin — aber dies widerliche Schweigen kann alles in der Welt bedeuten.

Ich schreibe meinen Satz fertig und sehe dann wieder nach ihm hin. Er winnt mir ab. „Thue mir doch den einzigen Gefallen,“ fügt er hinzu „und laß Dich nicht stören — ich weiß ja, man verliert den Faden, man kommt aus dem Zusammenhange —“

„Aber, warum rauchst Du nicht?“

„Ja, das will ich Dir sagen. Ich hab mich nämlich etwas verkühlt und da hab ich eine gewisse Rauheit im Halse. Wenn Du vielleicht eine etwas leichtere Sorte — atski! — siehst Du, wie ich niesen muß? — scheußlich, so ein Katarrh! — aber schreib nur weiter — atski! — wirklich scheußlich! — schwitzen, ich muß einmal gründlich schwitzen — aber schreib nur weiter, das regt mich auf, wenn ich Dich irgendwie geniere!“

Ich gebe ihm eine leichtere Cigarre.

In meiner Erzählung bin ich gerade bis zum Mondschein gekommen — nun stehe ich vor der Verwicklung. Wie ich es gewohnt bin, wenn ich scharf nachdenke, schließe ich das eine Auge und lege meinen Kopf in die flache Hand. —

Entsetzlich!

Mein Freund fängt wieder zu niesen an und nießt, daß ich in meinem Innersten erbebe, dreizehn Mal hintereinander.

Sofort schließe ich beide Augen und nehme alle meine Willenskraft zusammen, um bei der Sache zu bleiben, um nicht ernüchtert in die überprosaïsche Wirklichkeit hineingerissen zu werden.

Ich denke bei mir, was man will, das kann man. Ich bringe es auch wirklich fertig, ich schreibe weiter — der letzte Satz, wo ich meiner Mondschein-schwärmerei so recht den Zügel gelassen habe, ist wunderbar melancholisch für mein Damenpublikum, unter dessen Einwirkung ich immer stehe, wenn ich dichterisch thätig bin, geradezu köstlich abgefaßt — ich sinne einen Augenblick über einen passenden Schluß meiner Betrachtung nach — Himmel, wenn nur mein Freund nicht etwa abermals — der kalte Schweiß tritt mir auf die Stirn — ha! nun hab ichs — Gott sei Dank!

Ich bringe die Feder aufs Papier — ich sehe einmal scheu und ängstlich nach dem bemähten Jünglinge. —

Er winnt mir, wie vor, ab. „Schreib doch, schreib!“ sagte er, „ich verhalte mich mausstill. Ich — atski! —“

„Prosit!“

„Danke! — In Zukunft werde ich mich hüten, mich noch einmal so lange der kalten Nachtlust auszusetzen — atski! —“

„Prosit!“

So geht es fort.

„Verlier mir nicht den Faden!“ sagte er endlich wieder und trocknet sich das Wasser von den Augen.

Ja, nun saß ich fest. Meine reizende Mondscheibetrachtung blieb unvollendet. Der Quell, aus dem ich bisher geschöpft hatte, war total versiegt. Ich kam nicht mehr in Stimmung. Alles in mir war wirr und disharmonisch.

Ich stand auf und rief meiner dienenden Geist, ihm einen Auftrag zuflüsternd.

Er brachte eine Flasche Wein, herrlichen Hochheimer, von dem ich etwa noch sieben Flaschen im Keller hatte. Ich nahm den Korkzieher, um das edle, goldene Raß in die Gläser zu füllen und eine möglichst angeregte Unterhaltung zustande zu bringen. Kaum that ich aber den ersten Schlag auf den Siegellack, als mir mein Freund schon mit Behemenz in den Arm fiel und ausrief:

„Um Gotteswillen, nur keinen Wein! Das ist ja Gift für mich! Bedenk doch meinen Zustand! Und im übrigen will ich Dich auch wahrhaftig nicht stören. — Ich weiß ja, wie das ist! — Es giebt ja nichts Widerwärtigeres, als solche Störungen! Nein, in diesem Punkte bin ich sehr vernünftig! Ich habe Dich gesehen, das ist genug! Auf Wiedersehen, lieber Freund!“

Mit diesen Worten hüllte er sich in seinen Ueberrock, dessen Ärmellöcher er eine Zeit lang durchaus nicht finden konnte, stülpte den breiten Hut auf seine Mähne, drückte mir deutsch herzlich die Hand und verschwand endlich im Dunkel der Treppe.

Ah! mein reizender Mondschein!

Lange saß ich, wie im Traume — ich war und blieb ohne Stimmung. Endlich ermannte ich mich; ich trank meinen Wein allein. —

* * *

Ich mußte ein Mittel finden, um diese Störungen zu verhindern. Aber welches?

Der Zufall war mir günstig.

Ich saß mit meinem Freunde eines Abends in einem geselligen Verein; er erzählte mir von einem großen Hunde, der ihm in einer engen Gasse immer nachgelaufen sei, knurrend, die deutliche Absicht ver-ratend, ihm in die Beine zu fahren. Er schilderte seine Angst und ließ seinem Widerwillen gegen diese Gattung von Quadrupeden die derbsten Worte.

Halt! dachte ich, das ist ein Fingerzeig.

Vierzehn Tage später, als wir wieder in dem Verein zusammentrafen, ließ ich so nebenbei in unser Gespräch einfließen, daß ich mir einen Hund angeschafft hätte.

„Was hast Du angeschafft?“ fragte er und fuhr fast von seinem Stuhle in die Höhe.

„Einen Hund!“ antwortete ich mit der Gleichgültigkeit der Unschuld.

Er sah fast verlegen vor sich hin.

„Na,“ sagte er, „das ist wohl so ein kleiner Pinsch, ein Schoßhündchen?“

„Nein, ein richtiger Bullenbeißer!“

„Ein Bullenbeißer?“

„Ja, mit furchtbar scharfen Zähnen.“

Er stuzte und fuhr sich in die Mähne.

„Hm! aber wozu denn ein solch ekelhaftes Vieh!“

„Ja, siehst Du, es sind in meiner Nachbarschaft mehrfach Diebstähle am hellen lichten Tage vorgekommen und da ich Hochparterre wohne, weißt Du, so dient es mir doch zu sehr großer Beruhigung —“

„Ah — so!“

„Und wo hast Du denn diese Bestie untergebracht?“

„In dem kleinen Garten vor dem Hause — Blumen kann er ja da nicht zertreten, weil keine

darinnen sind — dort wird er manchmal vor Längeweile wie rasend, so daß er schon zwei Mal über das Eisengitter sprang und Leute biß!“

„Der Herr behüte mich! — nicht zehn Pferde bringen mich mehr zu Dir!“ rief mein Freund, ordentlich verstimmt, „so lange Du diese Canaille bei Dir hast, bist Du sicher vor mir. Der Gedanke ist ja rein schauerlich — mich mit meinen 180 Pfund Gewicht könnte dieses Untier so recht con amore zerfleischen!“
(Fortsetzung folgt.)

Ansteckung und Trinkwasser.

Von Otto Lehmann.

Häufiger als je werden seit den letzten Decennien Menschen und Tiere infolge des stark vermehrten Bevölkerungsverkehrs von unheimlichen Epidemien heimgesucht, die über Städte und Länderstriche unaufhaltsam einherzweilen, manchmal sprungweise fortwandern, stellenweise sich einnisten, oft auch plötzlich erlöschen, wie sie gekommen sind. So mannigfach die Krankheitsbilder sind, die uns die Epidemien zeigen, so haben sie doch das Gemeinsame, daß sie nirgend von selbst entstehen, daß ein Krankheitsstoff eingeschleppt wird, der örtliche und zeitliche Bedingungen vorfindet, die zur epidemischen Krankheitsentwicklung nötig sind. Das in jüngster Zeit so sehr geförderte Studium der Gährungs- und Fäulnis-Prozesse hat uns, dank der angestrengten Untersuchungen unserer Aerzte und Naturforscher, in die geheimnisvollen Ursachen mancher Krankheiten ungeahnte Einblicke verschafft. Wie die genannten Prozesse nur durch die Lebensthätigkeit mikroskopischer Organismen herbeigeführt werden, die sich niemals von selbst entwickeln, deren Keime vielmehr durch Luft und Wasser zugeführt werden, so werden auch nach der herrschenden Ansicht viele sog. ansteckende Krankheiten durch winzige Organismen, Kugel-Bakterien genannt, erzeugt, die durch ihre gewaltige Vermehrung zur raschen Zerstörung des befallenen Organismus hinführen.

F. Cohn sagt: „Bei einer Reihe contagioser Krankheiten ist in der letzten Zeit das Auftreten von Bakterien im Blut oder in Secreten verschiedener Art nachgewiesen worden; es ist im hohen Grade wahrscheinlich, daß diese Körperchen die Träger der Infektion und die Erreger der pathologischen Prozesse sind. Vermutlich führen dieselben, in die Blutwege aufgenommen, eine Spaltung des Blutes und die Erzeugung von Nebenprodukten herbei, welche schon in minimaler Menge eine Störung des normalen Lebensprozesses zur Folge haben.“

Zum Verständnis der hygienischen Bedeutung des Grundwassers glaube ich einiges über die Beziehungen der Bakterien zu Fäulnis- und Krankheitsprozessen vorausschicken zu müssen, selbstverständlich ohne auf speziellere Fragen der Epidemietheorie eingehen zu können.

Für den Fäulnisprozeß ist die Gegenwart der Bakterien eine kausale Bedingung. Sie sind nicht zufällige Begleiter des Prozesses, sondern die Fäulnis ist eine von den Bakterien erregte chemische Zersetzung, durch welche komplizierte stickstoffhaltige Verbindungen

organisierter Gebilde in einfachere umgewandelt werden. Unter den Produkten der Fäulnis tritt stets Ammoniak auf. Die gewöhnlichste Art der Fäulnis-Bakterien, *Bacterium termo*, ist ein cylinderförmiges Körperchen von so winzigen Dimensionen, daß 600 Millionen auf einen Kubikmillimeter gehen. Durch Zweiteilung vermehren dieselben sich massenhaft, wo sie die zu ihrer Existenz notwendigen Bedingungen, eine mittlere Temperatur, Feuchtigkeit, Luft und geeignete stets stickstoffhaltige Nährsubstanzen vorfinden; mit ihrer Vermehrung schreitet die Fäulnis des Substrates vorwärts. Ihre Verbreitung ist eine so außerordentliche, daß man sie fast allgegenwärtig nennen könnte. Sie erfüllen als unsichtbare Stäubchen die Luft, sie fehlen selten im Wasser, sie heften sich an die Oberfläche der Körper und gelangen da zu massenhafter Entwicklung, wo sie die obigen Bedingungen antreffen, besonders da, wo sie bereits in Zersetzung befindliche stickstoffhaltige Körper vorfinden. Die Fäulnis der letztern tritt da nicht ein, wo die Bakterien durch geeignete Vorsichtsmaßregeln abgehalten werden (ich erinnere an unsere verschiedenen Konservierungsmethoden von Nahrungsmitteln); dieselbe schreitet schnell vorwärts, wo die Umstände der Vermehrung der Bakterien günstig sind; sie wird gehemmt und hört auf durch alle Mittel, die die Bakterien töten. Ohne die Lebensthätigkeit der Bakterien würden alle organischen Körper auch nach dem Tode ihre Form bewahren, so gut wie die Mammulleichen, die seit Jahrtausenden wohlbehalten im sibirischen Eise eingebettet liegen: aber ohne Bakterien würde auch der einmal organisierte Stoff dem stofflichen Kreislauf entzogen, er würde nach dem natürlichen Tode durch seinen Zerfall kein Material liefern, dem neues Leben entsproßen könnte.

Auch bei den epidemischen Krankheiten ist eine ungeheure Vermehrung der Bakterien, die bei ihnen eine Rolle spielen, Thatsache. So impfte Lister das Blut eines typhuskranken Menschen, in welchem er eine Unmasse lebendiger Bakterien fand, einem Kaninchen ein; dasselbe starb in 3 Tagen, und sein Blut zeigte dieselbe reichliche Entwicklung von Mikrozyten. Ein Einimpfen der Bauchspeicheldrüse desselben, die viermillionen Mal verdünnt war, tötete ein zweites Kaninchen in kurzer Zeit unter gleichen Erscheinungen.

Leider sind die Beziehungen der mikroskopischen Organismen zu den Krankheiten, die sie begleiten, noch lange nicht in dem Grade aufgeklärt, wie die Rolle, welche sie beim Fäulnis-Prozesse spielen. Daß sie nur zufällige und unwesentliche Begleiter der epidemischen Krankheiten sind, ist kaum anzunehmen; vielmehr machen es viele Thatsachen, z. B. das erfolglose Einimpfen von kranken, aber bakterienfreiem Eiter, in hohem Grade wahrscheinlich, daß die in vielen Krankheiten bereits nachgewiesenen Bakterien die Träger und Erreger der Ansteckung sind.

Die Krankheits-Bakterien unterscheiden sich von den Stäbchen-Bakterien, welche die Fäulnis bedingen, vielfach schon äußerlich; sie zeigen sich unter dem Mikroskop bei starker Vergrößerung als kleine, oft rosenkranzförmig verbundene Körnchen, die oft mehr oder weniger gedrängt in einer Gallertshülle liegen

und sich durch Zweiteilung vermehren. Ob die spezifischen Krankheitsfermente mit vollständig gesonderten Bacterien-Arten identisch sind, oder ob zwischen den letztern unter geeigneten Umständen Uebergänge stattfinden, ist noch eine offene Frage. Wenn aber auch über ihren Lebensprozeß und ihre Wirksamkeit die Ansichten noch weit auseinander gehen, so ist doch kaum zu zweifeln, daß die Bedingungen, welche die Existenz der Fäulnis-Bacterien begünstigen, auch den Krankheits-Bacterien den Boden bereiten, und daß eine starke Vermehrung der letztern für das Ausbrechen einer Epidemie günstig ist. Dieselben gelangen vom kranken Individuum aus durch Atmung und Ausdünstung in die Luft und werden als unendlich feine Stäubchen eingeatmet oder mit den Speisen, auf welchen sie sich ablagern und vielleicht schon vermehren, in den Organismen aufgenommen, wo sie zu rascher Entwicklung kommen, wenn sie die geeigneten Bedingungen, eine Disposition zur Krankheit vorfinden, andernfalls ohne Schaden anzurichten absterben. — In größter Quantität gelangen sie mit den Abgängen der Kranken durch Latrinen und Kanäle, wo sie sich stark vermehren und teils giftige Ausdünstungen erzeugen, teils aber durch vorhandene Undichtigkeiten mit der Fauche in den Boden sickern und unser Trinkwasser vergiften. Unsere Kanäle sind selbst bei guter Konstruktion nicht vollkommen durchlässig, selbst Cementverputz läßt Flüssigkeiten durchschwitzen, und vollends dann, wenn das Kalksilikat durch das in tierischen Abfallstoffen entwickelte kohlen-saure Ammoniak angegriffen worden ist. So dringen nach Pettenkofer 0,9 sämtlicher Excremente in den Untergrund Münchens, nach Reich 0,7 in den von Berlin. Nimmt man im Durchschnitt auch nur 0,5 an, so dringen in den Untergrund einer Stadt von 450 000 Einwohnern jährlich über 225 Mill. Kilogr. solcher mehr oder weniger in Zersetzung befindlicher Stoffe. Dort zerfallen sie unter dem Einfluß der stets vorhandenen Fäulnis-Organismen teils in flüchtige, übelriechende Gase, teils in stickstoffreiche, im Wasser lösliche Verbindungen, unter denen die Ammonialsalze die wichtigsten sind. Beim tieferen Eindringen in Schichten, deren Sauerstoff weniger verbraucht ist, unterliegen dieselben durch den Sauerstoff des lufthaltigen Bodens und Grundwassers einem weitem Verwesungs- oder Oxydationsprozeße, dessen Endprodukte Salpetersäure, Kohlen-säure und Wasser sind. Da jedoch ca. 40 Prozent des Stickstoffs der in Zersetzung befindlichen Stoffe gasförmig entweichen, so repräsentieren die gebildeten Stickstoffverbindungen Ammonialsalze, Nitrite und Nitrate nur einen Teil der wirklich stattgefundenen Verunreinigung unseres Bodens. Die ebenfalls durchgefickerten, mit den Abgängen der Kranken entleerten Kugel-Bacterien finden in unserm durchlässigen, lufthaltigen Boden dann auch alle Bedingungen, die für eine massenhafte Entwicklung günstig sind. Sie finden, besonders im Sommer, eine mittlere Temperatur, Luft, Feuchtigkeit und in Zersetzung begriffene Nährstoffe. Kein Wunder, wenn sie sich stark vermehren und mit dem niedersickernden Wasser ins Grundwasser gelangen und unser Trinkwasser insicieren. Besonders günstig

für eine massenhafte Entwicklung der in Rede stehenden mikroskopischen Krankheitskeime im Boden sind stärkere Grundwasserschwankungen. Es ist bestimmt nachgewiesen, daß der Gang der Typhus- und Cholera-Epidemie mit dem Schwanken des Grundwassers in Beziehung steht, daß die höchste Entwicklung der Krankheit mit dem niedrigsten Grundwasserstande zusammenfällt und daß ein starkes Sinken des Wassers ihr besonders günstig ist. Findet nämlich beim Steigen des Grundwassers eine Durchwässerung des Bodens statt, so werden die organischen Stoffe desselben sozusagen maceriert, die Luft wird verdrängt und es kann einstweilen in diesen Schichten von Zersetzung und Bacterien-Entwicklung keine Rede sein. Fällt nun aber das Grundwasser, und es dringt von obenher Luft nach, so ist für die Boden-fäulnis das günstige Verhältnis geschaffen.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Eisenbahnfahrt in der Höhe des Montblanc

erzählt ein Europäer, welcher Bolivia durchstreifte, in Baumgartens höchst interessantem Werke „Amerika“ wie folgt: „Ich gelangte an die Ufer des Titicaca-Sees durch eine höchst merkwürdige Reise mit der Eisenbahn. Von Arequipa, welches etwa 7000 Fuß hoch liegt, erreichten wir in einem Tage eine Höhe von 13 500 Fuß, indem der Zug eine Reihe von Plateaux, welche die Cordillere hier bilden, erstieg. Diese Bodengestaltung hat es ermöglicht, die Bahn auf verhältnismäßig wenig geneigten Abhängen und Ebenen anzulegen, so daß eine mächtige Lokomotive sie leicht hinaufsteigen kann. Da der Weg lang war und auf dieser Bahnlinie alles urgemütlich *en famille* zugeht, so lud mich der Zugführer, dessen Freundschaft ich erworben hatte, ein, in dem Gepäckwagen eine Samacueca, einen der halb spanischen, halb indianischen Nationaltänze in Bolivia, tanzen zu helfen. Ich beeilte mich, ihm dahin zu folgen und fand darin bereits eine ganze Gesellschaft Einheimischer zusammen, die mit Tanzen, Singen, Guitarespiel und tüchtigem Trinken den Andes-Uebergang bewerkstelligen wollte. Doch teilte mir mein Freund mit, man feiere so in ergöglicher Weise den Jahrestag der Unabhängigkeit Chilis, seines Vaterlandes; er ließ deshalb auch jedesmal, wenn der Zug anhielt, Knallsignale geben, deren Donner im Gebirge lustig widerhallte. Nach dem Tanzen kam die Jagd an die Reihe. Wir erblickten nämlich beim Ersteigen der Höhen zahlreiche Herden von Vikunna-schafen, die ruhig auf den kahlen Heide-strecken weideten. Näherete sich der Zug, so sah man diese artigen Tiere unruhig den Hals ausstrecken und dann plötzlich gesenkten Kopfes sich flüchten und in der Ferne verlieren. Vom Verdecke des Waggons aus beobachtete ich mit einiger Aufregung alle Bewegungen ihrer herum-schweifenden Heerden; ich hielt meine Büchse in Bereitschaft und sandte von Zeit zu Zeit aufs Geratewohl eine Kugel in die etwa nahe kommenden Haufen. Hinter mir folgte die ganze Reise-Gesellschaft mit ängstlicher Spannung allen meinen Bewegungen und trieb mich an zum Schießen

auf fabelhafte Entfernungen. Nach einigen mißlungenen Versuchen gerät plötzlich ein unvorsichtiges Tier in die richtige Schußweite, ich feuere, und zur allgemeinen Freude wälzt sich die Vikunna auf dem Boden. Sofort läßt der Zugführer hemmen, giebt das Zeichen zum Anhalten und stürzt sich zuerst auf mein Schlachtopfer, welches aufgehoben und auf den Zug gebracht wurde. Man fuhr wieder ab. Ein Liebhaber hatte bald dem Tier das Fell abgezogen, welches ich für mich behielt; das Wildpret dagegen erhielten die Tänzerinnen des Gepäckwagens. Es war unterdessen bedeutend kälter geworden. Die Reisenden, die sich nicht an den Belustigungen im Gepäckwagen beteiligten, stellten sich um den Ofen in unserm Waggon. Wir hatten die Schneeregion erreicht; zuerst erblickte man nur vereinzelte weiße Stellen, dann wurde allmählich alles weiß, und an der Station Vicocaha, wo der Zug übernachtete, bedeckte ein Schneegewand die ganze Hochfläche und die umliegenden Berggipfel. Wir hatten eine Höhe von 14500 Fuß erreicht, und ich widerstand nicht dem Vergnügen, an der Station, die zugleich als Hotel dient, fast in der Höhe des Montblanc eine Partie Billard zu spielen; aber mein Vergnügen dauerte nicht lange, denn ich begann in peinlichster Weise die Anfälle eines hier zu Lande sorosche genannten Uebels zu empfinden, woran ich, als man bei meiner Abfahrt von der Küste es mir vorher sagte, nicht hatte glauben wollen. Es ist, wie ich auf meine Kosten erfuhr, ein höchst schmerzliches Leiden, eine Art erstickender Herzbeklemmung, welche Uebelkeiten, Nasen- und Ohrenbluten sowie fürchterliches Herzklopfen verursacht, eine Folge der zu großen Luftverdünnung. Man soll sich, wie man mir sagte, daran gewöhnen können — man müßte denn daran sterben, was mehr als einem Reisenden passiert sein soll.

Wachtstuben-Humor.

Es ist eine alte Erfahrung, daß Orte, welche Personen unfreiwillig zu längerem Aufenthalt angewiesen sind, sehr bald den nachkommenden Geschlechtern Produkte eines mit der Situation oft in grellem Widerspruch stehenden Humors resp. Galgenhumors überliefern und zwar legen für die Wahrheit dieser Behauptung nicht allein die von „Eingeregneten“ in den Fremdenbüchern beliebter Gebirgs-Wirtshäuser niedergelegten gereimten und ungerimten Herzensergüsse Zeugnis ab, sondern auch die Gefängnisse, vom Carcer bis herab zur Isolierzelle der Kriminalgefängnisse weisen mannigfache, häufig recht originelle Produkte von Galgenhumor auf. Ebenso bekannt ist es allen denjenigen, welche während ihrer Militärzeit Gelegenheit hatten, die Poesie des Wacheziehens, vulgo „Wachereißens“ kennen zu lernen, daß auch die Wachtstuben eine wahre Fundgrube sind für Geistesprodukte, aus denen meistens ein kerniger Soldaten-Humor, ein nicht zu unterschätzendes Hilfsmittel bei Ueberwindung körperlicher Strapazen, spricht, welche aber auch häufig harmlose und geistvolle Parodien auf die bestehenden Verhältnisse bilden. Wir hatten kürzlich schreibt, das Kl. Journ., Gelegenheit, in einer Provinzial-Garnison einen Einblick in diese

Produkte müßiger Stunden zu thun, und hoffen, nicht indiskret zu sein, wenn wir eine Probe davon mittheilen:

Von zahlreichen Hieroglyphen umgeben, betitelt sich die allerliebste Parodie „Auszug aus einem ausgegrabenen altegyptischen Parolebuch“ und lautet folgendermaßen: A Kommandantur: Befehl: Parole Memphis, Wache 2. Bat. 5. Kubischen Infanterie-Regiments 1510, du jour-Hauptmann Hieroglyphus, Ronde-Lieutenant von Cambyfes. — 1) Der Gefreite Zoroaster der 4. Compagnie 2. Nieder-Egyptischen Pyramidenregiments Nr. 580 erhält 3 Tage strengen Katakomben-Arrest, weil er sich die ganze Nacht herumgetrieben hat und auf verbotenen Wegen in die Pyramide zurückgekehrt ist. 2) Der Kanonier Sefostris der 10. Batterie 1. Lybeschen leichten Ballisten-Regiments Nr. 50 erhält 4 Wochen strengen Sarkophagen-Arrest, weil er einem heiligen Krokodil absichtlich auf den Schwanz getreten hat. B Divisionsbefehl: Von einem Urlaub nach der Dase des Jupiters Ammon zurückgekehrt, übernehme ich wieder das Kommando der Dodekarchie. C Regimentsbefehl: 1) Morgen früh 6 Uhr per Compagnie 8 Mann zum Mumienstopfen. 2) Der Lieutenant Graf Ramses erhält einen 14tägigen Urlaub nach Theben behufs Erlernung des Apis-Dienstes. 3) Der Unteroffizier Radames erhält 3 Strafrapporte in Sandalen, weil er mit ungefaltem Bauche auf die Wache gezogen und vor einem pharaonischen Sichelwagen nicht hat in die Sperre treten lassen. 4) Der Lieutenant von Theobs wird ersucht, seine Sphynx nicht wieder ohne Maulkorb herumlaufen zu lassen. D Bataillonsbefehl: Da der Gefreite Paphros meine mündliche Anordnung nicht verstanden zu haben scheint, erjuche ich die 3. Compagnie, demselben den Befehl in Keilschrift noch einmal zugehen zu lassen. E Compagniebefehl: Ein Teil der Compagnie wirft Speere auf Stand 8, der erste Wurf fällt um 3 Uhr, dazu Lieutenant Psammetich. Der Rest der Compagnie tritt um 5 Uhr zu einer Wüsten dienst-Uebung an in der Nähe von Gizeh à Kamel der einsamen Palme bei Gizeh, per Mann 6 Platzpfeile. Die Herren Offiziere erscheinen zu Kamele. Von da gehen die Schwimmschüler nach dem See Moeris, Krokodile sind vorher an Ketten zu legen. Unteroffizier Potiphar mit 6 Mann zum Sammeln von Krokodilstränen. Nachmittag von 8 Uhr an Instruktion und Köcherputzen, dazu Lieutenant Sefostris IV. — Regimentsnotiz für die Herren Offiziere: Heute Abend 9 Uhr findet in der Offizier-Pyramide Liebesmahl statt, demnächst wird der Tempel des Mamon gelegt.

Ueber die Entstehung des Föhn-Windes

waren seither die verschiedensten Ansichten vertreten und die ersten Meteorologen stritten sich darüber, ob er aus der Sahara oder aus Westindien komme. Prof. Hann war der erste, welcher nachzuweisen suchte, daß die hohe Temperatur und Trockenheit desselben durch das rasche Herabsteigen der Luft am Abhang des Gebirges zu erklären sei und daß der Föhn auch am Südbang der Alpen vorkomme und an einen Ursprung desselben aus der Sahara

nicht zu denken sei. Doch war immer die Meinung noch festgehalten worden, daß die stürmisch bewegte Luft beim Föhn den Kamm des Gebirges, sei es von Nord nach Süd oder umgekehrt, überschreite. Nun aber hat ein Herr Billwiller in neuester Zeit durch den Hinweis auf die natürlichen Konsequenzen eines Luftzuflusses gegen die atlantischen Depressionsgebiete dargethan, daß das Motiv der Föhnstürme nicht jenseits, sondern diesseits der Alpen auf ihrer Nordseite und in dem Auftreten tiefer Barometer-Minima auf irgend einem Teile der Strecke zwischen der Bay von Biscaya und Nordschottland liege. Diese Barometer-Minima ziehen zunächst die Luft über Frankreich und Mitteleuropa in den Wirbelsturm hinein und später auch die Luft über den Niederungen der Schweiz und der Alpenthäler. Indem aber die Luft aus den Alpenthälern nach N und NW hin abfließt, stürzt sich die Luft von den Alpenkämmen in die Thäler hinab, erwärmt sich dabei und bildet den Föhn. Die Föhnluft kommt im Anfang gar nicht von Süden her, es ist die Luft über den Alpenkämmen selbst und der unmittelbar südlich davon gelegenen Schichten, welche in die Thäler hinabfällt, und ist gar nicht im Süden am jenseitigen Gebirgsabhang emporgestiegen. Ihre hohe Temperatur erklärt sich aus der normalen Wärme der betreffenden höhern Luftschichten im Winter und der raschen Temperaturzunahme beim Niedersinken auf der Nordseite.

Das Textil-Gewerbe in China.

Chinesische Handwerker excellieren im Weben von Sammet. Vor der Revolution waren 7000 Stühle lediglich mit Herstellung dieses einzigen Artikels beschäftigt. Ein Mann webte pro Tag 3 Fuß. Jedes Stück war 20 Fuß lang und 18—20 Zoll breit. 1850 waren erst wenige Stühle mit der Fabrikation von Seidenbändern beschäftigt, während jetzt gegen 3000 zu Chin Klan im Gange stehen und über 4000 Arbeitern Beschäftigung geben. Soochow ist das Centrum von Stickereiarbeiten, welche ausschließlich von Frauen und Kindern angefertigt werden. Die kaiserlichen Werkstätten verbrauchen viel von der chinesischen Seide. Nanjing, Soochow und Hangohow sind die Hauptmittelpunkte dieser Industrie. Zu Soochow sind 350, und zu Hangohow sind 250 Weber in den Seidenfabriken für die Paläste des Hofes beschäftigt. Die Löhne dieser Weber betragen gegen 480 Mark per Monat. Satin kommt von Paschin, in Szechwo, und Krepp oder Flor erhält man aus verschiedenen Gegenden des Landes. Das „Lyon Chinas“ ist aber Chin Kiang, woselbst 75 000 Personen mit Seidenzwirnen und über 20 000 Stühle in der Seidenweberei beschäftigt sind. Die Gesamtproduktion dieser beiden Industriezweige besteht in 17 500 Tares (Gewicht) gezwirnter Seide und 350 000 Stücken aller Art von Seidenfabrikaten, zusammen einen Wert von nahezu 56 Millionen Mark repräsentierend.

Verschiedene Geschwindigkeiten.

Einem längeren Aufsatze der „Natur“ entnehmen wir einige Angaben über Geschwindigkeiten. Die

größte Geschwindigkeit, die der Mensch hervorzubringen vermag, ist die der aus schwerem Geschütz abgefeuerten Granate, nämlich etwa 500 Meter in der Sekunde, während ein Schnellzug nur 20—25 Meter in derselben Zeit durchläuft. Der Windhund und das Rennpferd leisten ungefähr dasselbe wie ein Schnellzug, also 75—90 Kilometer in der Stunde, die Brieftaube aber legt in der Sekunde 39 Meter, der Adler 32 Meter, d. h. resp. 140 und 115 Kilometer in der Stunde zurück. Diese Geschwindigkeiten verschwinden aber gegen diejenigen der Weltkörper. Die Erde bewegt sich auf ihrer Bahn um die Sonne 30 450 Meter, die Sonne im Weltraum 55 000 Meter in der Sekunde vorwärts. Die Jahresbahn der Erde würde eine Granate in etwa 61 Jahren, ein Schnellzug aber in 1200 durchmessen. Die Bewegung der Himmelskörper ist wiederum nur ein Schneckenangang gegen die des Lichts und der Electricität. Zur Zurücklegung der Entfernung zwischen Sonne und Erde würde letztere 58 Tage, die Sonne selbst 31½ Tag, eine Granate 9½ Jahre und ein Schnellzug 190 Jahre gebrauchen, während das Licht nur 8 Minuten, die Electricität gar nur 5¼ Minuten dazu bedarf. Diese Geschwindigkeit gilt übrigens nur vom elektrischen Funken; der elektrische Strom, welcher praktisch in der Telegraphie und sonst verwendet wird, bewegt sich bei weitem nicht so rasch und es hängt seine Geschwindigkeit sehr wesentlich von der Dicke und Beschaffenheit der Leitung ab. Im 4-Millimeterdraht beträgt sie etwa 100 000 Meter in der Sekunde, bei 2½-Millimeter-Kupferdraht 180 000 Mtr., während der Funke in derselben Zeit 465 000 Meter durchläuft.

Lebensfrüchte.

Sprich gut von andern — und die Kunde bleibt für die Hörer nur ein leerer Schall.
Sprich schlecht — und jedes Wort aus Deinem Munde weckt hundertstimmigen Wiederhall!

Liebe und Haß bedürfen der Masken, diese der der Zurückhaltung, jene der der Verstellung; Gleichgültigkeit allein trägt ein offenes Visir.

Rätsel.

Zum ersten Mal ward furchtbar ich genannt,
Als Kain des Bruders Blut vergossen;
Von wilder, schwarzer Leidenschaft entbrannt,
Sind Ströme Bluts seitdem durch mich geflossen,
O schrecklich, wer sich blindlings mir ergibt,
Wer darauf sinnt, den Nächsten zu verderben!
Die Hölleluft, die er an andern übt,
Sie schlägt sein Glück, sein Leben selbst in Scherben.

Auflösung des Rätsels in vor. Nr.:
Eulenspiegel.

Richtig angegeben von Hedwig und Pauline,
Heinr. Kr., J. Bürger, R. Volkmann und Fr.
Biemann hier.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 11.

Samstag, 9. September 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Meis.

11

„Wenn ich Dir nun sagte: Gut, ich nehme Dich beim Wort — und zu Oftern . . . soll die Hochzeit sein. Was würdest Du mir darauf antworten? Aber ernst! — Alfred, das ist eine Gewissensfrage; keinen Wit, wenn ich bitten darf.“

Der Lieutenant biß sich in die Lippen und senkte den Blick zu Boden . . . vielleicht, um den Blick zu verbergen, der plötzlich aus seinen Augen schoß.

„Ich würde antworten,“ erwiderte er, „selbst früher, wenn es Ihr Wunsch ist!“

Jetzt war — wir müssen es konstatieren — der Obrist von Berting gründlich aus dem Konzept gebracht! — Das war viel toller noch als die Dänen bei Distelheim! — Worauf solle er hier chargieren, wenn der Feind im voraus alle Stellungen aufgibt? — Ein halb Duzend immer energischer werdender „Gms“ und eine durch nichts zu rechtfertigende Behandlung seines Schmutzbarthes . . . das war alles, was er zu erwidern hatte! — Wir wissen wahrlich nicht, wie diese Scene geendet hätte, wenn nicht plötzlich der Bursche des Lieutenants ziemlich echauffiert ins Zimmer getreten wäre.

„Meldung aus dem Stall,“ sagte er, den Obristen salutierend.

„Was giebt's?“

„Der Fuchs des Herrn Obristen hat mit dem Rappen des Herrn Lieutenants angebandelt.“

„Was heißt das?“

„Angebandelt! — Der Herr Obrist verstehen: angebandelt! — Geschlagen, gebissen . . . ge . . .“

„Gut, und das Resultat?“

„Daß der Fuchs des Herrn Obristen stark blutet.“

„Der Teufel hol Euch Dummköpfe, schickt sogleich zum Tierarzt!“

„Zu Befehl, Herr Obrist.“

Und der Diener verließ schleunigst das Zimmer. Dieses Intermezzo hatte wenigstens das Gute, daß die Situation dadurch verhindert wurde, noch gespannter zu werden, als sie bereits war. Der Obrist fing an, sich nach und nach zu beruhigen und versuchte durch allerlei Kreuz- und Querfragen, die Frage zu erhellen und zu klären. Alles war umsonst. Alle Kriegsklitten, die er anwandte, prallten an dem ruhigen und gesetzten Benehmen seines Sohnes

ab, der alles auf Rechnung der Sinnesänderung schob, die mit ihm vorgegangen war.

„Kurz und gut,“ meinte endlich der Obrist, „ich wäre ein Narr und ein Heuchler noch dazu, wenn ich Dir nicht eingestände, Alfred, daß Du mir eine unendliche Freude damit bereitest, indem Du Dich willigst zeigst, unsern Lieblingswunsch zu erfüllen; aber . . .“

„Immer noch ein Aber, Papa?“

„Du hast Recht — ich bin ein Starrkopf,“ antwortete der Obrist. „Ich danke Dir, Alfred. Komm, gib mir die Hand. Du hast mir eine große Freude bereitet. Donnerwetter, wenn ich denke, daß ich einen Enkel zum ersten Mal aufs Pferd hebe, und daß der Kerl . . .“

„Hinunterfällt,“ lachte Alfred.

„Unfinn! Ein Berting fällt nie vom Pferde! — Doch Apropos, es bleibt dabei — Du autorisierst mich, der Generalin davon Kenntnis zu geben!“

„Selbstverständlich, Papa — Sie wissen, daß ich stets aufrichtig gewesen bin.“

„Freilich, das weiß ich. Ich fürchte nur wieder eine solche Aenderung und dann . . . ach was — ich bin ein alter Schwarzseher — ich will mich nicht fürchten — viel zu sehr freue ich mich, als daß ich daran denken darf, mich zu fürchten — alles ist also in Ordnung?“

„Es scheint mir . . . doch noch nicht alles!“

„So, was giebt's denn noch, wenn Du willst?“

„Aber die Baronesse . . .“

„In der That, Du hast Recht, die hatte ich im Augenblicke vergessen. Doch deshalb sei außer Sorgen, mein Junge. Siehst Du, ich will mit Dir ganz offen sprechen. So lange Du noch solch ein Sausewind warst, gab ich dem Mädchen innerlich eigentlich ganz Recht, nichts von einer Verbindung mit Dir wissen zu wollen. Aber jetzt kann ich ganz anders von Dir sprechen und . . .“

„Ich möchte keinen Schritt thun, wenn ich wüßte —“

„Daß Du einen Korb bekommst. Finde ich sehr richtig. Verlaß Dich dabei auf mich. Ich werde alles schon in Ordnung bringen — das ganze Terrain säubern. Gott sei Dank, daß wir so weit sind!“

Der Bursche trat wieder ein.

„Gehorsamste Meldung des Herrn Veterinars — der Verband am Vorderbein des Fuchses ist angelegt.“

„Und was weiter?“

„Drei Tage absolute Ruhe und Umschläge!“

„Donnerwetter hole Euren Stall — wie komme ich jetzt nach Hause?“

„Vielleicht dem Herrn Obristen einen Wagen bestellen?“

„Kerl, halt er sein Maul, oder ich stopf es ihm mit einer Wagendeichsel! Ein Dragoner in einem Wagen . . . das muß drollig aussehen. — Alfred, laß mir einen Deiner Gäule satteln.“

„Pardon, Papa . . . nur Arabella ist disponibel und die . . .“

„Nun was?“

„Die ist etwas gar zu feurig — und ich hege Besorgnis.“

„Hahaha . . . daß der alte Obrist Verting vom Gaulle fällt! Junge, laß das in allen Zeitungen veröffentlichen — von denen, die mit mir gedient haben, glaubt es kein Einziger.“

„Wie Sie befehlen, Papa!“

„Versteht sich! — Also verstanden, Er Herr Maulaffe dort — Wagenfchmierer — abmaschiert — und für Arabellen meinen Sattel aufgelegt. Ich werde mir nachher die Sattlung genau anschauen und wehe Seinen Ohren, wenn ich daran etwas auszusetzen habe.“

„Zu Befehl, Herr Obrist!“

— — — Eine halbe Stunde später verließ der Obrist auf der Stute seines Sohnes die Stadt.

Wer das Bild eines zufriedenen Mannes sehen wollte, hätte sich bloß nur den alten Reiteroffizier anschauen müssen, wie er im kurzen Trab auf der Landstraße daher ritt. Eine so unendliche Befriedigung, wie er sie kaum mehrere Male in seinem Leben gefühlt, spiegelte sich auf seinem martialischen Gesichte ab, daß wir ihn schlecht kennen müßten, wenn wir nicht vorhersehen, daß gar bald seine innersten Gefühle sich Luft machen und er einen seiner beliebten Monologe beginnen werde.

Und so war es auch! Kaum hatte er die letzten Häuser der Stadt hinter sich, als er auch schon nicht mehr fähig war, die Worte auf der Zunge zurückzuhalten.

„Das heißt“ — begann er wie gewöhnlich alle derlei Ergüsse. „Das heißt, ich habe entschieden Unrecht, zu fürchten, daß der Junge zu weit nach rechts schwenkt. — Da ist nichts zu befürchten; — das wird sich ja klären. Aus meinem Blute wird nie ein Duckmäuser. Hm, das war, Gott sei Dank, ein brillanter Zufall, daß gerade jetzt . . . Hm . . . die Generalin, die gute Frau — die wird Augen machen, wenn ich ihr das melde . . .“

Verting gab dem Gaulle die Sporen und lachte hell auf!

„So ist es kein Kunststück“ — fuhr er nach einer kleinen Weile fort, „eine Campagne glücklich durchzuführen, wenn die Avantgarde beim ersten Anprall schon alle Positionen erobert. Nun wird sie sich doch aber wieder einbilden, sie hätte das durch die Schärfe ihrer Kombinationen allein zu Wege gebracht. Gut — ich werde ihr den Wahn nicht nehmen, da sie sich glücklich darin fühlt! — Aber was hat denn der Gaul? — Das soll die feurige Arabella sein? — Das ist eine Kaffeeschwester mit

dem Strickstrumpf — Allons Hopp, mein Fräulein, ich werde Sie ein wenig aus Ihrem Halbschlummer aufrütteln, wenn Sie es erlauben.“

Eine ganze Weile lang verhinderte der starke Galopp, zu welchem Arabella gezwungen wurde, die Fortsetzung des Monologs, doch als der Obrist endlich wieder in den gewöhnlichen Trab einlenkte, fing auch die Zunge von neuem an . . . zu traben.

„Nun kann ich mir ganz genau vorstellen, was sich weiter ereignen wird. — Heute oder morgen wird sie mir auftragen, ihrer Nichte ihren Willen betreffs der Hochzeit auf Ostern mitzuteilen. Das werde ich aber gehorfsamt bleiben lassen. Ich werde zu ihr gehen und — die kennt mich, die weiß, wie mir's ums Herz ist — das ist ein braves, herrliches Mädchen! — Die ganze Welt hätte ich durchsuchen können — eine bessere Schwiegertochter hätte ich nie und nirgends gefunden. — Hm! — Ich werde ihr alles vorhalten, und hoffentlich wird es mir gelingen, sie zu überzeugen, daß Alfred ein anderer Mensch geworden ist, und daß sie ihn auf dieser Verbesserungsbahn leiten und führen soll. Die Mädchen haben alle so die Manie, die Männer bessern zu wollen und ich denke an meine Selige . . . Armes Weib! . . . Kurz ich hoffe, daß sie einwilligen wird. Dann werden wieder die strategischen Kombinationen der Generalin triumphieren haben . . . Hahaha! Drollige Frau! — Wenn aber nicht . . . hm! — Das wäre schade! — Ja wenn sie partout nicht will . . . dann — nun wohl — dann muß der Alfred darauf seine Rechnung nehmen, damit dem armen Mädchen nicht das Leben von ihrer Tante verbittert werde. Dann läßt er sich versetzen und . . . ja das wäre schade und ich würde mich wirklich — aber Pozelement, was hat denn der Teufelsgaul . . . ich werde Dich — hier Frauenzimmer! — na warte, Dir werde ich's weisen . . .“

Man war eben an einer kleinen Brücke angekommen, an deren andern Ende ein schmaler Fahrweg in das Gehölz führte. — Schon auf der Mitte der Brücke hatte Arabella begonnen, unruhig zu werden, und als sie am andern Ende anlangte, hatte sie sich resolut nach links in den Waldbweg geworfen.

Der Obrist bemerkte es noch zur rechten Zeit und riß das Pferd herum, indem er ihm heftig die Sporen einsetzte. — Doch die Stute des Lieutenants bäumte sich und wandte sich trotz allen Bemühungen Vertings wieder nach links.

Der Obrist fluchte, was das Zeug nur halten wollte, und ein trefflicher Reiter, wie er war, setzte er all seine Kraft und Erfahrung ins Spiel, um die störrige Arabella nach seinem Willen zu führen.

Nichts half! — Immer wieder wandte sie sich dem Walde zu — und wenn er sie einmal ein paar Schritte vorwärts gebracht, dann wandte sie sich mit einem gewaltigen Ruck wieder um.

Verting rann der Schweiß von der Stirn und das Blut von den Sporen. Er war ein zu guter Pferdefenner, um nicht zu wissen, daß der Kampf mit dem Tiere noch lange dauern würde, wenn er zu dem Resultate kommen wollte, es vorwärts zu bringen!

„Ach was!“ rief er — „der Klügste giebt nach! Wenn Du durchaus willst, mach Deine Waldpromenade, mein Töchterchen. Ich werde nachher durch den Querweg beim Bach nach Hause reiten. Dort weiß ich ein gedacktes Feld, — da werden wir unsere Rechnung dann begleichen; . . . Du verdammte Heze Du! . . . warte nur . . . Allons hopp! — In den Wald!“

Das Pferd wieherte vor Freude laut auf und karakolierte in den Holzweg hinein . . .

„Was solche Viehe für Launen haben,“ brummte der Obrist, als er sich ein wenig beruhigt hatte — „entsinne mich auch einmal — ich war eben Lieutenant geworden, einen Schimmel gehabt zu haben . . . der wollte auch nie den geraden Weg gehen — immer den Seitenweg zur Mühle, wo die Tochter . . . Allons, jetzt hat das dumme Vieh Eile, als wenn's für Geld ginge! Galoppiere nur zu! . . . Nachher auf dem Felde werden wir ein Wörtchen miteinander zu sprechen haben, das Dir wenig gefallen wird!“ —

Die Generalin von Hohenberg war von dem Ritt, welchen der Obrist nach der Stadt unternommen, benachrichtigt worden, und sie konnte sich leicht vorstellen, zu welchem Zwecke Berting seinen Sohn dort aufsuchte.

Sie hatte gewaltig mit den Achseln gezuckt, als sie es erfahren und in der ihr eigenen ziemlich wegwerfenden Art und Weise sagte sie vor sich hin:

„Die richtige Dragonertaktik! Hinreiten — wahrscheinlich dem armen Lieutenant die Ohren vollstuchen — und am Ende herkommen und melden, daß die Sache noch eben so steht, wie sie gestanden hat. Ach, ich sehe schon, ich muß bis zu den kleinsten Details diese Angelegenheit selbst in die Hand nehmen. — Das ist ja eben das Elend in den höhern Chargen — man kann, man darf nicht alles selbst thun, und wenn man es nicht thut, wird es mangelhaft oder gar nicht ausgeführt! — Wie gesagt, ich sehe schon, daß dieser Berting alles so verzetteln und derangieren wird, daß ich mich selbst werde exponieren müssen.“

Und nach und nach hatte die Generalin sich dermaßen in Zorn gegen den unglücklichen Obristen hineingeredet, daß es nach einer halben Stunde schon in ihrem Geiste bombenfest stand, er hätte ihre geschicktesten und scharf durchdachten Pläne und Kombinationen durch seine Nachlässigkeit und Brutalität zu Schanden gemacht. Sie war so weit gekommen, ganz und gar vergessen zu haben, daß diese berühmten Pläne und Kombinationen erst von ihr entworfen werden sollten, daß dieselben nirgends anderswo existierten, als in ihrem Willen, und daß Berting trotz seiner berühmten „Dragonernatur“ doch unfähig war, etwas zu zerstören, was noch gar nicht existierte.

„Ja, ja,“ — fuhr die Generalin fort — „ich sehe schon — es hilft nichts — selbst ist der Mann. Ich werde diesem Obristen einmal sein Handwerk zeigen — ihm weisen, wie man eigentlich bei solchen Angelegenheiten vorgeht. — Solche Menschen verstehen eigentlich nichts als das Forragieren!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Bullenbeißer.

Nach dem Dänen Adam von Max Heinkel.

(Schluß.)

Nachdem mir mein Plan solcher Weise gegliedert war, sing mich die Natter meines Gewissens zu beißen an.

Glende Feigheit!

Was man gethan hat, muß man auch verantworten können.

Und konnte ich das nicht?

Ja wohl, ich konnte es.

Warum kam er denn gerade jeden Vormittag, dieser liebenswürdige Freund? Er wußte doch, daß ich während dieser Stunden arbeitete!

Warum denn nicht am Nachmittage, ja, zum Teufel, warum denn nicht am Nachmittage? Das sah wie böswillige Absicht aus. Das konnte ich mir doch nicht gefallen lassen. Nein! Ich hatte mich im Zustand der Notwehr befunden, ich mußte dieses Mittel ergreifen, um mich und meine kostbare Zeit zu verteidigen.

Ich beruhigte mich.

Ich arbeitete flott und angestrengt. Die Vormittage gehörten mir, nicht meinem Freunde mehr.

Die Zeit verrann, die Erzählung war fast beendet.

Das ist ein außerordentlich wohlthuendes Gefühl, ein Gefühl, welches sich kaum beschreiben läßt.

Behaglich saß ich in meinem Zimmer und wirbelte die grauen Wölkchen einer Cigarette vor mich hin, während die Dämmerung schon ihren feinen grauen Schleier über die Welt breitete, da reißt es drei Mal so heftig an meiner Entreeglocke, daß ich mit klopfendem Herzen vom Stuhle schnelle, wie von einem Dämon plötzlich beim Schopf gefaßt.

„Herr des Lebens, was ist das?“

Mein dienender Geist erscheint, lächelnd, und verkündet, ein Droschkentritscher wäre draußen, der —

„Was will denn dieser verrückte Mensch — er hat mir fast die Klingel zerrissen!“ sage ich.

„Er will einen Augenblick mit dem Herrn sprechen!“ sagt sie.

„So — sonst weiter nichts?“

„Sonst nichts!“

Mir wurde ganz übel dabei. Die Ueberraschung hatte, wie alle Ueberraschungen etwas beunruhigend Geheimnisvolles. Ich dachte mir schon alles Mögliche. Zuletzt, dachte ich, ich hätte einen Droschkentritscher zu bezahlen vergessen, ich wäre ihm in der Eile mit dem Fahrgelde durchgegangen —

Ein lautes Husten unterbrach mich in diesen keineswegs angenehmen Nachforschungen.

„Na, laß ihn eintreten,“ herrschte ich meine Stubengrazie endlich an, indem ich mich mit dem Mute eines schlaggewohnten Generals wappnete.

In mein Zimmer trat ein kleiner schmutziger Kerl, mit einer ziemlich rot geprengelten Nase, wie ich noch deutlich bemerken konnte.

Seinen Hut von Wachsleinwand etwas betreten hin und her schlenkernd, wünschte er mir mit witterrauer Stimme „Guten Abend!“ und schritt dann zur Seite, wahrscheinlich, um nachzusehen, ob die Borse sich bereits entfernt habe.

„Was wünschen Sie?“ rief ich so kräftig, daß schier die Fensterscheiben klangen.

Der Kosselenker machte ein paar Schritte vorwärts, warf mir einen eigentümlich pfliffigen Blick zu und wies mit seinem Zeigefinger hinaus nach dem Vorgarten meiner Wohnung.

Ich starrte nach dieser Richtung hin, bemerkte aber nicht die Spur von irgend etwas Auffälligem, worauf er mich hätte aufmerksam machen können.

„Ich verstehe Sie nicht!“ schnurrte ich ihn an.

„Pst! pst!“ sagte er, „nicht so laut!“

Die Sache erschien mir ganz närrisch. „Ist dieser Peitschenschwinger bezecht, oder wir?“ dachte ich. Das eine oder andere mußte er sein.

„Weshalb soll ich denn leise reden?“ fragte ich, um etwas Licht in die Finsternis zu bringen.

„Pst!“ wisperte er wieder und schlug sich auf den breiten Mund.

„Ja, Donnerwetter, erklären Sie sich doch näher!“

„Stille doch!“ und nun verfiel er in sein gewöhnliches Schläpchen, „er darfs da nie hieren, daß Sie zu Hause sein!“

„Wer denn?“

Abermals zeigte er nach dem Vorgarten.

„Nu, da draußen,“ fügte er hinzu, „verleichte paßt er uf und wenn er merkt, daß ber unter aner Decke stecken, da kneift er aus!“

„Kneift aus? Wer kneift aus?“

„Nähmen Se mersch ni übel, Sie können a rechter geschelter Mann sein, aber begreifen thun Se nischte. Ich meene dan Gauner do unden!“

„Den Gauner? Wenn Sie sich nicht deutlicher ausdrücken, lasse ich die Polizei holen!“

„Das ist gar nich notwendig!“ sagte er mit einer beruhigenden Handbewegung. „Das wer ich schon alleene befürgen!“

Darauf nahm er die wichtige Miene eines Schulmeisters an und fuhr fort: „Sähn Se, die Sache is so. Ich sitze uf meiner Droschke und denke ne ganze Weile an gar Nischte, da kommt Goner — verstehn Se — hält sich de Hand vor de Speise-Ausstalt, so — und sagt mer, Kutscher, sagt er, können Se mich uf de . . . straße Nummer 23 fahren — es is zwar bloß eene Tour, aber ich zahl Ihnen for zwee. Na, wissen Se, wenn mer Goner und er sagt mer so was, da hab ich 'n schon weg!“

Ich nickte zustimmend.

„Na, sähn Se!“ redete er weiter, „so warsch. Also ich laß 'n einsteigen und denk mir so das Meinige. Ich fahrn Nummer 23, ich halte — glooben Se, daß er aussteigt? I, Gott bewahre! Bleibt drinne sitzen, was meenen Sie? Ich, vom Bude runter, Tür uf. Macht er so'n verdächtiges Zeechen mit der Hand und sagt mir, Kutscher, sagt er mir, ich bleibe sitzen. Na, doas war un 'ne Tummheit, doas hat ich schon raus. Ich bleibe sitzen, spricht er zu mir, verstehn Se, mit so'm Spizbubengesichte, mit eem richtigen, gehn Se mal hier zu dem eisern Gitterhürdel rein und horchen Se. Bleibt alles stille, dann gehen Se hochparterre links die drei Stufen ruf und klingeln, wie verrückt — ja, so sagte er — und wenn Se keen Hund nicht

spüren, dann kommen Se wieder retour und melden mirsch. Was meenen Se zu der Frechheit. Sollt'n unrdlich bei seinem Gewerbe understützen! Aber wart of Pürschel, Dir wer ich a Thee schon auskochen!“

Nach dieser glänzenden Redeleistung genehmigte er sich eine mächtige Priese.

Ich verstand ihn immer noch nicht recht; ich war wirklich im Begreifen etwas schwach.

„Na,“ meinte er, als er seiner Nase den Wohlgeruch des schwärzlichen Tabaks verschafft hatte, „a Trinkgeld könneden Se wull spendieren, mi wissen Se doch, wie und wenn — und sein gewarnt!“

Um mit ihm endlich fertig zu werden, gab ich ihm den ersehnten Obolus.

Er schien damit nicht ganz zufrieden, wenigstens klang sein „Gute Nacht“ etwas sehr winterkühl.

Bald darauf hörte ich ihn von dammen rumpeln.

Ich suchte mir einen korrekten Vers auf diese Geschichte zu machen, konnte aber leider zu keiner Klarheit gelangen.

Nachdenklich stieg ich ins Bett und da ich auf der einen Seite nicht aus dem Labyrinth kommen konnte, so legte ich mich auf die andere Seite und schlief ein.

* * *

Einige Tage nachher war ich wieder im Verein.

Als mein Freund meiner ansichtig wurde, stürzt er mir gleich mit den aufgeregten Worten entgegen: „Denk Dir, was mir neulich passiert ist!“

„Was dann?“

„Denk Dir, ich fahre mit einem wahnsinnigen Droschkenkutscher.“

„Das ist doch gar nicht möglich!“

„Wie ich Dir sage. Ich wollte Dir nämlich trotz Deines verdammten Bullenbeißers einmal eine Visite machen. Ich schicke also den Kutscher voraus, befehle ihm zu klingeln, wenn er den Hund nicht schon im Garten trifft, und wollte dann, vorausgesetzt, daß die Luft rein war, hinten nachkommen!“

Jetzt ging mir ein Licht auf.

„Der dumme Tölpel geht auch durch den Garten und läutet.“

Ich warte und warte.

Wie er kommt, frage ich ihn, ob der Hund gebellt habe.

Aber, anstatt mir Bescheid zu geben, schwingt er sich mit unglaublicher Schnelligkeit auf den Bock, haut wie rasend auf die Pferde ein und fährt mit mir über das Pflaster, daß ich denke, der Wager muß in tausend Stücke gehen — fährt und fährt — wohin meinst Du?“

„Nun?“

„Aufs Polizeiant!“

„Ist's denn menschenmöglich?“

„Ja, aufs Polizeiant. Der Mensch war entschieden bodenlos verrückt. Ein Kottragen, dem der gefährliche Kutscher schon zugeschrien hatte, will mich sofort hinter Schloß und Riegel bringen und hätte ich nicht meinen Ausweis bei mir gehabt, wahrhaftig, ich wäre die Nacht über eingesperrt worden. Das hat man davon, wenn man Dich besuchen will.“

Als er damit fertig war, trank er ein Glas Biergrogg in einem Zuge aus.

Das Abenteuer, das er bestanden hatte, ging mir doch nahe. In etwa einer Woche schickte ich ihm ein schwarzumrandetes Schreiben mit der Nachricht, daß der gräuliche Bullenbeißer in Frieden verendet.

Und in sündelster Laune tranken wir die letzte Flasche Hochheimer auf den Untergang dieser Bestie.

(Vr. sl. Btg.)

Anstreckung und Trinkwasser.

(Schluß.)

Förster erklärt den Zusammenhang der Cholerafrequenz mit dem Schwanken des Grundwassers dahin, daß bei hohem Grundwasserstand, wo das den Brunnen umgebende Erdreich vollgefüllt ist, aus den Kanälen und Senkgruben nur wenig austreten wird, daß aber beim Sinken des Grundwassers die Fauche reichlich in den Boden übertritt. Lang dauernder niedriger Grundwasserstand ist der Verbreitung der Cholera ebenfalls hinderlich, da die Fauche alsdann vom Boden zurückgehalten wird; steigt dann aber infolge von Regen das Grundwasser wieder, so werden die infizierten oberen Bodenschichten von neuem aufgelangt, die Krankheit nimmt zu.

Wenn auch nicht, wie bereits angedeutet, die Anstreckungsstoffe allein durch das Wasser, sondern vielmehr durch die Luft ausgeführt werden, so steht doch fest, daß dem Trinkwasser ein großer Anteil an der Verbreitung der Seuchen, besonders Typhus, Ruhr und Cholera, zukommt. So teilt Professor Viermer in Zürich aus mehr als 1300 Fällen Thatsachen mit, welche die Entstehung des Typhus durch den Genuß unreinen Trinkwassers erklären, besonders die Epidemie von Winterthur, wo der Uebergang der Typhusstoffe in das Trinkwasser und die Erkrankung derer, welche davon genossen hatten, fast zur Evidenz erhoben ward. Nach ihm ist die Typhusursache ein spezifisches Gift, welches vornehmlich mit dem Typhusstuhle verschleppt werde. Am häufigsten sei deshalb wohl der Boden und das Grundwasser infiziert, und es könne dann der Typhus zu einer einheimischen Krankheit werden, hier lange schweigen und dann ab und zu wieder belebt werden. Im Waisenhaus zu Halle brach vor längerer Zeit eine Typhusepidemie aus, von welcher Zuckschwerdt nachweist, daß sie nur durch den Genuß des mit typhösen Abgangstoffen verunreinigten Trinkwassers einer bestimmten Wasserleitung entstand und durch Beseitigung dieser Ursache getilgt wurde. Im Dorfe Terling, Grafschaft Essex, erkrankten 1867 von 900 Einwohnern 268 an Typhus, der nach Dr. Thorne auf Verunreinigung des Brunnenwassers mit Kloakenstoffe zurückzuführen war. Die männliche Bevölkerung, die den Tag über auswärts arbeitete und von dem Trinkwasser des Dorfes nicht genoß, hatte wenig von der Krankheit zu leiden. So liegen eine Menge von Belegen dafür vor, daß unreines Trinkwasser Typhus, bezüglich Cholera u. s. w. hervorgerufen, und daß Herbeileitung guten Trinkwassers die städtischen Gesundheitsverhältnisse verbessert hat. So ist in Cardiff nach einer neuen

Wasserversorgung die Jahressterblichkeit von 33,2 pro Mille auf 22,6, in Werthyr von 32,2 auf 26,2, in Newport von 31,2 auf 21,6, in London von 25 auf 22 herabgegangen.

Man hört zuweilen die Bemerkung, ich habe all mein Lebtag Wasser getrunken und doch keinen Typhus, keine Cholera, keine Ruhr gehabt; womit die oben angeführten Thatsachen und Theorien als Schwindel der modernen Wissenschaft gestempelt werden sollen. Nur Beschränktheit und ein absichtliches Sichverschließen gegen die Errungenschaften der strengen Forschung unserer Zeit führen zu solch grundlosem Negieren. Wenn bei einem selbst größern Gehalt an organischen Zersetzungsprodukten der Genuß eines Wassers nicht unter allen Umständen Störungen der Gesundheit hervorruft, so rührt dies einestheils daher, daß sich der Organismus an manche Schädlichkeiten gewöhnt, daß ferner schädliche Stoffe von gut organisierten Naturen rasch ausgestoßen werden, und daß es durch vollständige Dryingation der Zersetzungsprodukte in lufthaltige Boden zum Auftreten von giftigen Fäulnisprodukten und Krankheitskeimen gar nicht kommt. Ist zur Zeit epidemischer Darmleiden die Disposition des Individuums zu solchen größer, vielleicht gerade durch das fortgesetzte Einatmen oder den Genuß der mikroskopischen Keime im Trinkwasser, so wird sich der Einfluß schlechten Trinkwassers auch bei kräftigen, sonst widerstandsfähigen Naturen stärker äußern.

Aus alledem geht mit Bestimmtheit hervor, daß wir unsern Untergrund- und Grund- oder Trinkwasserhältnissen ein besonderes Augenmerk widmen müssen, wenn wir die Luft unserer Wohnungen und vor allem unser Trinkwasser vor zunehmender Verschlechterung schützen wollen. Es ist deshalb dringend nötig, aufs strengste dafür zu sorgen, daß undichte Gruben und Kanäle gedichtet, daß die neuen möglichst sorgfältig und praktisch angelegt werden. Bei Anlage neuer Brunnen oder zur Verbesserung bestehender empfiehlt es sich, innerhalb des Brunnenfessels einen Kastenbrunnen von ca. 8–10 Meter Tiefe, der das obere Grundwasser hermetisch abschließt, niederzutreiben, um unsern Trinkwasserbedarf aus den Schichten zu entnehmen, wo der von Zersetzungsprodukten noch freie Untergrund reines Wasser liefert. Eine erfolgreiche Abwehr der drohenden Verschlimmerung des Gesundheitszustandes dürfte von einer durch Bodendrainage bedingte Regulierung der Grundwasserchwankungen zu erwarten sein. Daß die Wasserleitung nur gutes, gesundes Wasser liefert, muß vorausgesetzt werden. Obgleich die Durchführung der gestellten Forderungen noch manche pekuniären Opfer notwendig machen wird, so kann sie nur eine Frage der Zeit sein. Denn einmal thut uns schon die Statistik immer überzeugender dar, daß überall da, wo die Gemeinwesen sich den rationellen Forderungen der Hygiene fügen, ein verbesserter Gesundheitszustand und eine verringerte Sterblichkeit richtig kapitalisiert, die Mehrkosten der Verbesserungen bestimmt decken. Dann aber dürfen wir kein Opfer scheuen, wo es sich um Gesundheit und Wohlbefinden von Tausenden handelt; wir erfüllen nur eine Pflicht der Humanität, wenn wir die vorwärts schreitende

Ekenntnis durch eine rationelle Handhabung der Gesundheitspflege, selbst mit erheblichen Opfern, praktisch verwerten. (Hamb. Börsenblatt.)

Ueber die Nilanschwellung und die periodischen Kulturen der Nilbauern

berichtet der Neuen Freien Presse ein mit den Verhältnissen vertrauter Korrespondent nachfolgendes: Wenn der große „Nilbrand“, d. h. die Trockenheit, mit Anfang Juni vorüber, dann entfärbt sich das Nilwasser. Die Nacht vom 16. auf den 17. Juni ist die Nacht des Tropfens (Kef-en-nuktah). Wie die uralte Legende will, fällt die „Flußströme“ in den heiligen Strom und schwängert ihn. Das Volk begeht diese Nacht mit Freudenfesten. Mit dem 3. Juli beginnt die tägliche Ausrufung des Nilstandes. Der Aufseher beim „Nilmesser“ der auf der Südspitze von Kairo gelegenen Insel Rohda kontrolliert das Steigen des Wassers an einer baumdicken Steinsäule, welche aus einem wohl 40 Fuß tiefen Schachte aufragt. Dann schickt er seine Kuser in die Gassen der Stadt, die unter Gebeten und Gesängen, von blumentragenden Knaben begleitet, den Wasserstand verkündend. Bald erheben sich stärkere Nordwinde und der Strom wird reizender, die Luft temperiert sich, und vom 15. bis 20. Juli steigt der Nil sehr rasch. Die Pest hört auf, die Flöhe verschwinden. Man erntet die Sommerhirse. Dann kommen die 40tägigen Samum- oder Giftwinde, und die Augenkrankheiten nehmen zu. Mit den ersten Granatäpfeln, Mitte August, sät der Fellah die Herbsthirse. Am 10. September ist der Verus-Tag, ein Volkskarneval, welcher den Segen des bis zu seinem Füllpunkte gestiegenen Stromes feiert. Das ist der „Nilherbst“, die angenehmste Jahreszeit in Egypten. Nun ist Baumwoll-Ernte, kommen Oliven und Datteln. Bis Ende September bleibt der Nilstand so ziemlich gleich, dann steigt er von neuem und erreicht mit dem 16. Oktober seine Normalhöhe, die, soll sie Segen bedeuten, weder mehr noch weniger als 41 Fuß 2 Zoll am Nilmesser zeigen darf. Anfangs November ist Rosenzeit, die Südwinde bringen Herbstweizen, allerdings selten genug, Regen, man erntet Herbsthirse, die Saat, die während der Ueberschwemmung stand, und es werden die meisten Winterfrüchte gesät. Mitte Dezember reift das Zuckerrohr; Mitte Januar ist die größte Kälte, wo das Nilwasser süß und klar wird. Mit dem 18. Februar beginnt die „kleine Sonne“, das heißt der Frühling; die „große Sonne“, nämlich der Scheidepunkt für Winter- und Sommer-Halbjahr, fällt einen Monat später; dazwischen liegt die Pflegezeit für die Gärten. Ende März wird das Zuckerrohr gefät, anfangs April blüht die Dattel; Mitte April ist erste Ernte im Delta, und Ende April beginnt die „Chamafzeit“ (Fünzig-Tage-Zeit) mit den heißen Wüstenwinden. Mitte Mai endlich wird der Spätweizen geerntet. Während die ersten drei Jahresmonde sind die Felder trocken; am tiefsten ist der Nilstand Mai und anfangs Juni. Die schwellende Nil-Äber ergießt ihr Nährwasser in das Kanalnetz des Deltas und wo sonst an den Stromufern der Wüste ein Stück Land abgerungen worden. Von Strecke zu

Strecke werden die Kanäle durch Querdämme unterbrochen, das Kanalwasser staut sich hinter dem Damme und strömt durch Schleusen in das nebengelegene Niederland. Jeder Damme hat seinen Ueberschwemmungsbezirk. Ist der hinter dem ersten Querdamme gelegene Teil des Landes genügend mit Wasser bedeckt, so sticht man diesen Damme an, worauf das Wasser im Kanal bis zum zweiten Damme strömt und sich über dessen Bezirk ergießt. Und nach diesem einfach sinnreichen Systeme geht es weiter. Ist das Hochwasser ungenügend, so bleibt der Bezirk teilweise brach für dieses Jahr; für jene Felder, wo noch eine Ernte steht, werden die Schleusen erst nach der Ernte geöffnet. Ist die Ueberschwemmung aber allzu reichlich, dann durchbricht das Wasser oft die Dämme, vernichtet die angebaute Saat und schwemmt die Böschungen hinweg; das Vieh ertrinkt, die lehmgeladenen Fellschächter lösen sich auf, und die Wasserbau-Ingenieure, Beamten, Schulzen und Bauern haben böse Zeit. Alles ist auf den Beinen, und das Volk wird zur Frohne getrieben, um schleunigst Schleusen und Dämme auszubessern. Die Jahre 1863, 1869, 1874 und 1878 waren solche gefährliche Jahre. Ist aber die Kanalfüllung gerade bis zum Rande, eine wohl abgewogene, dann sind Festerzeiten an der Tagesordnung, und die Nilbauern feiern ihre Hochzeiten. Sobald dann der Fluß wieder ins Sinken kommt, dann wird das befruchtende Wasser durch Abdämmen noch eine zeitlang auf dem Felde zurückgehalten. Zwischen dem überschwemmten Lande bleiben viele höhere Punkte, die erfahrungsgemäß vom Wasser nicht erreicht werden, die Wohninseln der Menschen und Gebiete jener Kulturen, die keine Ueberschwemmung brauchen. Die Hauptorte sind durch breite Dämme, die oft mit Akazien bepflanzt, miteinander verbunden, deren Bindungen den Wanderer zu großen Umwegen zwingen. Die Kanäle sind in Egypten zweierlei: die eigentlichen, kleineren Veriefelungskanäle, die sogenannten „Nili“, und die großen Zuleitungskanäle, sogenannte „Sefi“; die erstern werden nur bei Hochwasser, die zweiten, welche zumeist aus Mehemed Alis Zeiten stammen, können auch bei der Trockenzeit gebraucht werden. Die Zahl der „Nili“ ist unendlich, die der „Sefi“ sehr limitiert; es dürfte deren im Delta höchstens sieben bis acht geben, wovon die bekanntesten wohl der Mahmudiye und der Ismailiye sein werden. Ihr Wasserstand wird durch große Schleusenwerke reguliert, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß der Feind von denselben einen gefährlichen Gebrauch machen kann, allerdings zumeist auch zu seinem eigenen Schaden. Das mächtige Stauwerk (Barrage) an der Niltheilung war dazu bestimmt, die Verteilung der Schwellwasser in einer Weise zu regulieren, daß Chancen der Ueberschwemmung für alle Zeiten der Berechnung untergeordnet und die Kanäle schiffbar gemacht werden konnten. Es kostete 30 Millionen Francs und liegt heute in Trümmern.

Elektricitäts-Ausstellung in München.

Am 16. September wird im Glaspalaste in München, nachdem Paris und London den Reigen

eröffneten, die dritte internationale Elektrizitäts-Ausstellung eröffnet werden. Die Vorführung der verschiedenen Verwendungen der Elektrotechnik werden aber nicht allein auf den Glaspalast beschränkt bleiben. So wird die Brienerstraße von der Ludwigsstraße beginnend bis zu den Propyläen mit mächtigen Bogenlichtern von Brush und Schuckert beleuchtet, während die Edison-Compagnie die Gaslichter der Arcisstraße durch die elektrischen Glühlichter ersetzen wird. Probezüge, mit elektrischer Lokomotivebeleuchtung versehen, werden vom Central-Bahnhof aus Versuchsfahrten unternehmen; ein Beleuchtungswagen von Schuckert mit Leuchtturm, auf welchem die elektrische Lampe und die zum Betriebe derselben nötige Dampfmaschine gemeinsam installiert sind, wodurch ein leicht transportables elektrisches Licht für Kriegszwecke, Baupläze u. erhalten wird, wird periodisch verschiedene Plätze und Straßen erhellen und eine Riesen-Reflektor-Lampe mit 10 000 Kerzenstärke vom Dache des Glaspalastes aus die Türme der Stadt beleuchten. Der Ausstellungspalast selbst wird durch Bogen- und Glühlichtlampen von Edison, Brush, Schuckert, Riedinger (Siemens), Schwerd, Fein, Schulze, Crompton, Einstein, Jablotkow, Solignac u. s. w. in Tageshelle erstrahlen. Ein Garten und ein zierlicher Arkadenbau, an den sich links und rechts Prunkgemäcker anschließen, dienen dazu, die verschiedenen Arten von Glühlichtern, wie jene von Edison, Siemens, Müller, Greiner und Friedrichs, Swan und Maxim, in ihrer Verwendung für die Beleuchtung von Innenräumen vorzuführen. Dieselben werden Salons, Schaukäden, Arbeitszimmer, Wohnzimmer u. s. w. in künstlerischer Ausstattung darstellen. Eine Kapelle hat den Zweck zu zeigen, wie eine Kirche in zweckentsprechender Weise mit elektrischem Lichte beleuchtet werden kann. Ein Säulengang führt in die Gemälde-Galerie, deren elektrische Oberlicht-Beleuchtung mit Siemensschen Bogenlichtern ihre Wirkung auf Kunstwerke erkennen lassen und ein Urteil über die wichtige Frage ermöglichen wird, ob die Benutzung derartiger Sammlungen zum Behufe des Studiums in den Abendstunden durchführbar ist. Die hervorragendsten Künstler Münchens werden die Gemälde-Galerie mit ihren Werken schmücken. In einem Zeichnungs-Saale werden verschiedene Methoden der Beleuchtung zum Zwecke des Unterrichts sowohl wie für Etablissements, in welchen Zeichner, Lithographen, Holzschnitzer, Retoucheure u. zu arbeiten haben, zur Anschauung gebracht sein. Eine Abteilung bringt die Anwendung der Elektrizität im Verkehrs- und Militärwesen zur Vorführung. Verschiedene von einander getrennte Räume enthalten die Apparate, durch welche die Opern des königlichen Hoftheaters, die Operetten des Theaters am Gärtnerplatz und die Konzerte des Kil'schen Kolosseums dem Besucher durch Drahtleitungen übermittelt werden. Ein kleines Gemach enthält das Telephon, welches mit der an hundert Kilometer langen Telegraphenlinie München-Murnau-Oberammergau verbunden ist, so daß man von hier aus mit den an diesen Stationen eigens aufgestellten Personen sprechen und von denselben aufgeführte Musikstücke vernehmen kann. Hervorragendes Interesse werden dann die laut-

sprechenden Riesen-Telefone erwecken, welche zum ersten Male auf einer Ausstellung fungieren. Durch sie ist es möglich, ein Konzertstück, welches im Englischen Café exekutiert wird, so zu übertragen, daß dasselbe in dem betreffenden Raume des Glaspalastes von allen daselbst anwesenden Personen deutlich zu vernehmen ist. Gegenüber wird in einer eigenen Abteilung Edison seine sämtlichen Erfindungen und Anlagen teils durch die Objekte selbst, teils durch Pläne zur Anschauung bringen. Ueber die Anwendung der Elektrizität auf dem Gebiete der Medizin wird der Arzt wie der Laie reichliche Belehrung in der medizinisch-elektrischen Gruppe finden, wo neben Apparaten aller Art eine komplette elektrische Badeanstalt aufgestellt sein wird. Wer sich dann eine Erinnerung an die Ausstellung mitzunehmen wünscht, betritt die photographischen Ateliers, wo er sich gegen billige Entschädigung bei elektrischem Lichte aufnehmen lassen kann. Die nötigen Kräfte zu den Demonstrationen der für die Technik so wichtigen elektrischen Kraftübertragungen werden von weitem Entfernungen hergeleitet, und zwar teils vom Polytechnikum in München, teils von der fünf Kilometer entfernten Hirshau, ja sogar mittels eines einfachen Telegraphendrahtes bis von dem 60 Kilometer entfernten Miesbach, so daß man die Kohlen der oberbayerischen Bergwerke, statt sie nach München zu führen, auch an Ort und Stelle verbrennen und die erzeugte Kraft mittels Elektrizität dahin leiten kann. Endlich wird nach den Angaben des Ober-Maschinenmeisters R. Lautenschläger im Glaspalast ein Theater errichtet, um zu zeigen, daß es möglich ist, die feuergefährliche Gasbeleuchtung unserer Theater durch das vollständig ungefährliche elektrische Glühlicht zu ersetzen.

Ein Liebesbrief aus dem vorigen Jahrhundert.

Es gewährt ein gar seltsames Interesse, sich in den Geist der Zeit zu versetzen — wenn auch nur, um zu der befriedigenden Ueberzeugung zu gelangen, „wie wir es doch so herrlich weit gebracht.“ Vor uns liegt ein Liebesbrief aus dem Jahre 1742. Ein mitleidiges Lächeln huscht fast unwillkürlich über unser Gesicht bei der Lektüre dieser ebenso abgeschmackten wie seltsamen Liebesepisteln. Oder scheint es Ihnen etwa nicht übertrieben, wenn Sie folgendes Skriptum lesen?

„Goldseligste Gebieterin!

„Glücklich ist der Tag, welcher durch das „glattbesamnte Karfunkelrad der hellen Sonne „sich mit tausend süßen Strahlen begossen hat, „als ich in dem tiefen Merre meiner Unwürdigkeit die köstliche Perle Ihrer Tugend in Ihrer Bekanntschaft gefunden habe. Dazumal lernte „ich der Hoffart einigen Dienst erweisen, indem „ich die schöne Himmelsfael mit Verachtung ansah, gleich als wäre sie nicht würdig, bei dem „hellblinkenden Lustfeuer Ihrer liebreizenden Augen „gleichscheinend sich einzustellen. Die Venus hat „ihr vorlängst den güldenen Apfel geschickt und durch

„ihr eigenes Bekenntnis den Ruhm der Schönheit
 „auf sie gelegt. Juno eifert nun wieder mit ihrem
 „Jupiter, als möchte er sich aufs neue in etwas
 „anderes verwandeln und ihrer teilhaftig werden.
 „Diana will nicht mehr baden, weil sie weiß, daß
 „sie das Lob ihres schneeweißen Leibes verloren
 „hat. Apollo wünscht Sie unter den Musen zu
 „haben, wenn das Verhängnis nicht den Schluß
 „gemacht hätte, daß Sie lieben und geliebt werden
 „sollen. Minerva schämt sich, daß sie in tugend-
 „haften Treflichkeiten nicht mehr die vortrefflichste.
 „Ach, werteste Schöne, Sie vergeben meiner Feder,
 „daß sie ihren Schnabel an ihrem Ruhme wegen will.

Und so geht es fort, leider nicht mit Grazie
 und gewiß, die Schönste der Schönen, die Eitelste
 der Eitlen würde, obgleich der Liebesbrief im allge-
 meinen außerhalb jeder Verbindung mit der gestrengen
 Frau Logica stahl, etwas an der ihr zur Last gelegten
 Vorzüge zweifeln. Aber freilich, die Zeiten ändern
 sich und wir in ihnen.

In Einsamkeit.

Du wähnst wohl oft, daß ich dir grolle,
 Weil ich verwaist bin und allein;
 Doch ewig soll das liebevolle
 Gedenden nur dein Anteil sein.

Lehrt auch das Leben harte Lehre,
 Nicht will ich zürnen dem Geschick;
 Vergessen will ich alles Schwere,
 Gedenden will ich nur ans Glück:

Wie einst dein Herz an mir gehangen
 So tiefbewegt und jugendheiß!
 Ich habe ja mein Heil empfangen,
 Wenn ich dein Heil geborgen weiß.

Nun erst, mein Lieb, kann ich dir danken,
 Viel tiefer, als in reicher Zeit —
 Wenn ich dich liebe ohne Schranken
 In dieser armen Einsamkeit.

Karl Stieler.

Lesefrüchte.

Wenn das Glück, die leichte Dirne,
 Launisch dir den Rücken kehrt,
 Hebe doppelt kühn die Stirne,
 Gürtle doppelt fest das Schwert.

Rasch verwelkt ein Kranz aus Zweigen,
 Die du spielend dir gewannst:
 In der Not erst magst du zeigen
 Wer du bist und was du kannst.

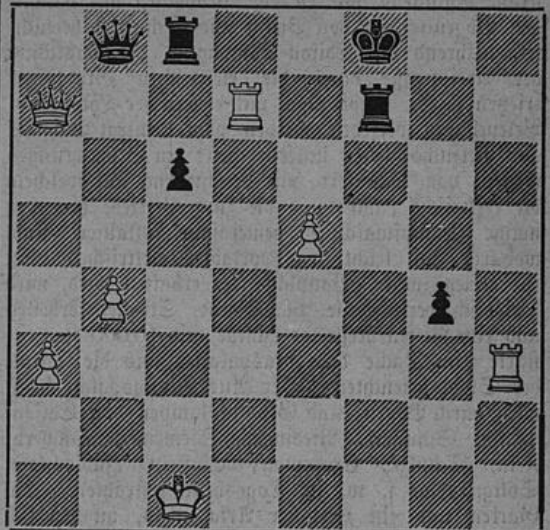
Emanuel Geibel.

Der Mensch entschuldigt seine Schwachheit nur
 zu gern mit nichts lieber, als mit der Schwachheit
 der menschlichen Natur — — über die Anderer urteilt
 er leider oft ganz anders.

Wer gute Menschen liebt, kann wenigstens nicht
 ganz verdorben sein.

Schachaufgabe

von
 Theodor Herlin.
 Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 9 des Erzählers:

- A. 1. T a 4 — a 1. 1. b 2 : T a 1.
 2 D a 2 : a 7 mat.
- B. 1. 1. b 7 — b 6, oder b 7 —
 b 5, oder f 5 — f 4,
 oder L 5 — h 4, oder
 K h 1 — h 2, oder K
 h 1 — g 2.
2. D b 1 : L g 1 mat.

Richtig gelöst von Herrn C. M. S., Elise S., G.
 K. hier, A. L. in Ohligs und J. in Hülben.

Rätsel.

Mich dauert, wer die Erste muß entbehren,
 Ein Mangel, der, wo auch sein Fuß sich ruht,
 Ihn das Empfinden wird der Zweiten lehren,
 Weil er zugleich entbehrt ein köstlich Gut.

Das Ganze macht des Menschen Wang' erblaffen.
 Es treibt ihn fort in sehnuchtsvollem Bangen,
 Und eher nicht wird ihn die Dual verlassen,
 Bis ihn die Erste wieder hält umfangen.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Rache.

Richtig angegeben von J. Bürger hier.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage der „Hildener Zeitung“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Billerstr. 6.

Nr. 12.

Samstag, 16. September 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Meis.

12

Die Generalin schellte und gab dem eintretenden Diener den Befehl, ihre Richte zu sich zu bescheiden.

„Langsam werde ich sie darauf vorbereiten,“ meinte sie — „daß sie in den nächsten Tagen eine wichtige Mitteilung von mir erhalten wird! — Dann wird ihr Geist ein paar Tage arbeiten, sie wird hoffentlich zu dem Schlusse kommen, daß ich es mir wohl überlegt habe und von Widerstand wird sehr wenig oder gar keine Rede sein. Dann werde ich mir den Lieutenant vornehmen. Das ist ein vernünftiger und ehrenhafter Mensch. Natürlich sein Vater kann aus ihm nichts machen — das begreife ich ganz wohl! Aber wenn ich ihm erst ernst und blüding die Sache vorhalte — dann wird das ganz etwas anderes sein. — Bei der Sophie.“

Die Generalin unterbrach plötzlich ihren Gedankengang und sann eine kleine Weile nach.

„Ein bedeutender Feldherr“, fuhr sie dann fort — „darf nie, die wenn auch entfernte Möglichkeit einer — ich will nicht: Niederlage sagen — aber einer momentanen Stockung der Aktion aus den Augen lassen, und auch darauf vorbereitet sein. Was thun, wenn der Lieutenant mir so triftige Gründe angäbe, die ihn am Heiraten verhindern, daß ich dieselben als solche anerkennen müßte? Denn am Ende, es giebt solche Gründe! . . hm! — Sein Vater in seiner bekannnten Rechthaberei würde so etwas nie einsehen, und würde ihn auf die schrecklichste Weise tyrannisieren und es ihm vergelten, seinen Willen nicht durchgesetzt zu haben! O diese Männer — diese Dragoner! — Während ich, die es gelernt hat, sich zu fügen, für so etwas ein ganz anderes Verständnis habe . . hm . . Also gut, wenn der Lieutenant absolut nicht will — dann schiebe man die ganze Schuld auf den Widerstand Sophiens, damit der arme Alfred Ruhe habe vor seinem Dragoner, seinen Vater meine ich! — So ist es recht, jetzt sind alle Eventualitäten, wie sich's gebührt, vorgegesehen — jetzt kann die Aktion beginnen!“

Als wenn sie nur dieses Diktamen des Oberfeldherrn erwartet hätte, trat in diesem Augenblick die Davo esse Sophie von Eldenselden in das Zimmer ihrer Tante.

„Sie haben befohlen, liebe Tante!“

„Ja, tritt näher, liebe Sophie — dort, nimm

das Tabouret und rücke es näher hier zu meinem Fauteuil.“

Sophie gehorchte. Ein Blick auf das Gesicht der Generalin hatte ihr genug gesagt, um zu erkennen, daß jene etwas außergewöhnlich Wichtiges vorhabe. — Ein leises Lächeln flog bei dieser Wahrnehmung über die Züge des schönen jungen Mädchens — ein Zeichen, daß auch in ihren Adern Soldatenblut floß und daß ihr die Furcht fremd sei.

„Ich habe seit einigen Tagen schon keine Zeit mehr gehabt, mit Dir zu plaudern, Sophie.“

„Sie sind zu gütig, liebe Tante, sich deren zu erinnern.“

„Es fehlt Dir nichts?“

„Was sollte mir fehlen!“

„Ich meinte nur . . hm . . Der Obrist, Du weißt . . hm, alter Herr . . man muß viel Geduld mit ihm haben!“

„Das müssen Sie wohl am besten wissen!“

„Ja, Gott sei's geklagt, Sophie — das weiß ich — und weiß es am besten, wie viel Geduld man mit ihm haben muß!“

Die Boronesse schwieg und nickte mit dem Kopfe. Dieses Thema, mit dem eine jede Unterhaltung mit der Generalin auf eine unvermeidliche Weise beginnen mußte, war heute sehr schnell erschöpft, da der, welcher die Kosten desselben zu tragen hatte, sich zufälliger Weise den ganzen Tag über nicht hatte sehen lassen und seine schon einen ganzen Tag alten Vergehen nicht mehr Anhaltspunkte zum Klagen darboten.

„Hm . . apropos — wie alt bist Du ganz genau, Sophie?“

„Ende März werde ich achtzehn Jahre alt, liebe Tante!“

„So . . ganz Recht — ich entsinne mich, am siebenundzwanzigsten März; — es ist merkwürdig, wie dieses Jahr Ostern früh kommt — — so ungefähr um Deinen Geburtstag herum.“

„In der That! . .“

„So, also zu Ostern ist Dein Geburtstag! . . Komisch! Weißt Du, daß Deine Großmutter, meine selige Mama, sich gerade an ihrem Geburtstage verheiratet hat?“

„Sie haben es mir schon mehrere Male erzählt!“

„Und ist Dir dabei nie etwas eingefallen?“

„Wie meinen Sie das? Was sollte mir dabei eingefallen sein?“

„Na . . ich meine nur . . also nichts . .“

Die Generalin war etwas verlegen und hustete.

Sophie stand auf und legte ihr das Tuch etwas fester um die Schultern.

„Ich danke Dir, mein Kind . . . Ja, wie gesagt, Ostern fällt in diesem Jahre ziemlich früh! Das ist mir auch lieber; denn wir haben dann nachher im Frühjahr und Sommer mehr Ruhe . . .“

Die Baronesse nickte wiederum mit dem Kopfe, doch konnte sie nicht umhin, einen fragenden Blick auf ihre Tante zu werfen. Die Weisheit des Generalstabs glich den sogenannten Bauernregeln der Kalender auf ein Haar. — Doch die alte Dame, von der wir besser als das junge Mädchen wissen, was sie wollte, schien ganz und gar befriedigt von der Art und Weise, wie sie die Auktion eröffnet hatte; denn sie schmunzelte vor sich hin.

„Hast Du diesmal besondere Wünsche für Deinen Geburtstag . . . der so nahe an Ostern fällt?“ fragte sie wieder.

D, liebe Tante,“ meinte Sophie lachend — „Sie haben gewiß vor, mich reichlicher denn je zu beschenken; denn sonst würden Sie mich ja nicht so lange vorher befragen!“

„Das ist wohl möglich, Sophie, daß die Geschenke, welche Dir an Deinem diesmaligen Geburtstage gemacht werden sollen, Dir teurer werden, als alle die, welche Du bisher erhalten hast, — ich hoffe es sogar!“

Die Baronesse konnte es doch sicherlich nicht erraten, welsch einen Sinn die Generalin unter diesen Worten verbarg und dennoch . . . gewiß ohne zu wissen warum, erröthete sie stark.

„Sie geben mir Rätsel zum Raten auf,“ erwiderte sie endlich — „Bestimmt wissen Sie es ja, daß alles, was ich von Ihrer Güte empfangen, mir Freude bereitet.“

Die strengste Moralistin hätte in diesen Worten nun nichts finden können, sicherlich nicht das Geringste, was die Generalin hätte verletzen können, und dennoch nahm ihr Gesicht mit einem Male einen fast ärgerlichen Ausdruck an. Es kam ihr vor, als wenn sich die Aktion in die Länge zöge — als wenn das alles nicht mit der nötigen Energie betrieben würde, wie sie es sich vorgenommen zu haben glaubte, daß es geschehen müsse.

Auch die bedeutendsten Feldherren haben solche Augenblicke der Ungeduld, welche manchmal sogar ihre Erfolge in Frage gestellt haben. — Die Generalin, ohne nur einen Augenblick der Ueberlegung zu schenken, sprang plötzlich kerzengerade von ihrem Sessel auf.

„Kurz und gut,“ sagte sie in ihrem kurzen, befehlenden Tone, — „zu Ostern — meinestwegen zu Deinem Geburtstage, wie Deine Großmutter, heiratest Du den Lieutenant Alfred von Bering!“

Eine tiefe Stille folgte . . . und die doch sonst durch nichts einzuschüchternde Generalin wagte es nicht, den Blick von der Erde zu erheben, um den Eindruck zu erkennen, welchen ihre Worte auf die Baronesse gemacht hatten.

Doch als das junge Mädchen immer noch nichts erwiderte, — als Sekunde nach Sekunde . . . ja sogar Minute nach Minute verging, ohne daß dieses fast unheimliche Schweigen gebrochen wurde, da glaubte die Generalin endlich eine Deutung desselben gefunden

zu haben. — Das konnte nur das Schweigen des Trostes — ein Zeichen kalt berechneten Widerstandes sein. — Das stachelte ihren Zorn und gab ihr ihre ganze Energie zurück.

„Höre, Sophie,“ sagte sie mit einer Stimme, wie gewöhnlich der Vorsitzende eines Kriegsgerichts eine gleiche annimmt, wenn er ein Urtheil verkündet — „höre mir zu. Du weißt, ich kann wollen — ich will wollen — und wenn ich einen Entschluß wie diesen gefaßt — nach reiflicher Ueberlegung gefaßt — so giebt es nichts auf der Welt — gar nichts, verstehst Du, was mich dazu bewegen könnte, denselben zu ändern. — Du heiratest zu Ostern den Lieutenant von Bering!“

Kein Wort der Erwiderung ließ sich vernehmen. Es war, als wenn die Generalin mit sich selbst gesprochen hätte.

„Nun — antworte!“ brauste sie endlich auf.

„Tante . . .“

„Weiter! Keine Vorrede! antworte!“

„Ich weiß wirklich . . .“

„Gründe — Einwendungen — vorwärts! Ich bin auf alles gefaßt und ebenso entschlossen, nichts gelten zu lassen.“

„Aber, liebe Tante . . . ich wollte sagen: Ich weiß wirklich nicht, was ich Ihnen darauf antworten soll!“

„Man hat immer eine Antwort. Also welche Einwendungen hast Du? — Herans mit der Sprache!“

„Aber . . . keinerlei . . . liebe Tante!“

„Wie beliebt?“ . . . rief die Generalin, die ihren Ohren nicht traute.

„Keinerlei.“

„Du wirst gehorchen?“

„Habe ich denn das nicht immer gethan?“

„Freilich! Ich muß es eingestehen . . . aber, hm — ich dünkte doch, daß, wenn man einem so einen Mann aufzwingt, wie ich Dir . . . so muß man doch, denke ich mir . . .“

„Der bessern Einsicht endlich weichen,“ ergänzte die Baronesse, indem sie einen scheuen, fast erschreckten Blick auf ihre Tante warf.

„Ah . . . Du siehst das endlich ein!“

Das junge Mädchen war mit einem Male blaß geworden! Sie schien einen raschen Entschluß zu fassen und erhob sich von ihrem Sitze.

„Ich will Ihnen offen gestehen . . . liebe Tante,“ sagte sie, „daß ich erst nach langem Erwägen und Zaudern die Parlamentärsflagge aufhisse und daß nur Ihre letzte peremptorische Mahnung mich zur Kapitulation zwang!“

Ob die Baronesse die Wirkung dieser Worte im voraus berechnet hatte oder nicht, wissen wir nicht; aber sie trafen richtig. Dieses militärische Klauerwelsch war das erwünschteste Wasser auf der Generalin Mühle. — Sie richtete sich wieder kerzengerade auf.

„Laß dadurch Deinen Mut nicht sinken, mein Kind,“ sagte sie mit fast wohlwollender Stimme. „Festungen und Mädchen müssen alle einmal kapitulieren. Du weißt . . . ich habe ja selbst — ich — ein gleiches Schicksal gelitten . . . also!“

Sophie verbarg ihr erröthendes Gesicht in ihrem Tuche.

„Geh,“ fuhr jene fort — „ich begreife, daß Du jetzt notwendig hast, allein zu sein. — Also alles ist Deinerseits in Ordnung! . . . Auf Gnade und Ungnade, nicht wahr?“

„Sie haben mein Wort,“ versetzte die andere fast tonlos und von der erhaltenen Erlaubnis Gebrauch machend, küßte sie schnell die Hand der Generalin und verließ hastigen Schrittes das Gemach.

Als Sophie sich entfernt hatte, legte die Generalin die beiden Hände auf den Rücken, wie Napoleon es zu thun pflegte, und maß mit großen Schritten das Zimmer! Ihr Kopf war zurückgeworfen und ihre Augen glänzten.

„So,“ sagte sie — „so operiert man, wenn man sich fest und unerschütterlich an den Grundsätzen einer gesunden Strategie anklammert, — im Kriege wie im Leben! — Der Kampf war hart — desto erfreulicher und ruhmreicher der Sieg! . . . Welch ein Beispiel könnte dieser Obrist vor Augen haben, wenn er sich nicht in eine geradezu kindische Rechthaberei wie verbohrt hätte! . . . Jetzt müßte er doch wenigstens nachgeben; aber ich will eine jegliche Wette eingehen, daß dieses handgreifliche Resultat selbst ihn nicht überzeugen wird. — Wie ein Kadett wird er zurückkommen — gar nichts hat er bei seinem Sohne erreicht — ich bei der Sophie alles . . . und doch — ich wette darauf, wird er in dem alten Tone beharren! . . . Doch obgleich Sieger . . . mir nichts selbst nachher versäumen! Das ist eine Hauptpflicht.“

Und sie ging an ihren Bücherschrank, nahm das berühmte Werk von Clausewitz und suchte darin das Kapitel über „die nähere Behandlung der Garnisonen, die kapitulieren.“ (Schluß folgt.)

Mein Probeküch.

Eine Geschichte aus Australien.

Ich war seit sechs Wochen in Melbourne und hatte trotz aller Bemühungen keine mir zusagende oder für mich geeignete Stelle finden können. Da fiel mein Blick auf eine Ankündigung, laut welcher der Polizeichef noch einige berittene Konstabler engagieren wollte. Der Bewerber mußte sein: kräftig, gewandt, gesund, ein guter Reiter, intelligent und noch manches andere. Ich beschloß, den Versuch zu wagen, meldete mich und wurde einer sehr genauen Prüfung unterzogen. Als alter Kavallerist konnte ich einen sehr anständigen Sprung über ein Hecken-
thor fertig bringen, welcher mehreren meiner Mitbewerber nicht zusagte; auf Grund dessen wurde ich einstweilen auf Probe engagiert, mit der Aussicht auf feste Anstellung, falls ich mich bewähren sollte.

Am nächsten Tage ward ich vor den Chef beordert, derselbe teilte mir mit, daß er mir eine Sendung anvertrauen wolle, welche eigentlich ein älterer Beamter hätte ausführen müssen, aber es seien gerade alle sonst geeigneten Persönlichkeiten anderweitig beschäftigt. Die Sache verhielt sich folgendermaßen: Ein Paket von Regierungs-Papieren, von hoher Wichtigkeit, sei entwendet worden. Der jetzige Besitzer derselben werde morgen zu Fuß einen Weg über Land machen und zweifellos die Papiere

bei sich haben. An der und der Brücke werde ich ihn treffen, in ganz einsamer Gegend. Dort sollte ich ihm die Papiere abnehmen, aber wohlgemerkt, verwundet oder gar getötet dürfte der Mann unter keinen Umständen werden, auf meine Gefahr und Verantwortlichkeit. Nur List und Gewandtheit anzuwenden sei ich berechtigt.

Der Chef ließ durchblicken, daß die Lösung der Aufgabe meine sofortige feste Anstellung bewirken werde. Ich nahm mir vor, das Möglichste zu thun. — Die Kleidung des Betreffenden war mir genau beschrieben worden.

Vierundzwanzig Stunden später befand ich mich in der Nähe der Brücke und wartete geduldig. Ein Mann kam die Straße entlang; seine Kleidung stimmte mit der mir beschriebenen. Das Individuum gefiel mir gar nicht. Es war ein sechs Fuß hoher, kräftig gebauter, muskulöser Kerl, in den Vierzigern, der ganz so aussah, als ob er mich ohne viel Federlesens packen und über das Brückengeländer werfen könne. Indessen was half's, die Chance, eine feste Stellung zu erringen, war zu verlockend. Ich schlenderte gemächlich dem Wanderer entgegen, grüßte ihn und bat ihn um ein wenig Tabak. Gerade auf der Brücke hatten wir uns getroffen.

Er nickte gutmütig: „Hier, Fremder, ist mein Tabaksbeutel, nehmt euch, so viel ihr wollt. Seid wohl noch nicht lange im Lande?“

So war das Gespräch angetnüpft und ich gab ausführliche Kunde von meinen Verhältnissen, bis meine Pfeife gestopft war.

Dann händigte ich ihm den Tabaksbeutel wieder ein, und im selben Moment, als er ihn einsteckte, unterließ ich blitzschnell den Herkules, schlang meine Arme um seinen Leib, stellte ihn, dank der auf dem Turmplatze in Deutschland erworbenen Gewandtheit, ein Bein und riß ihn zu Boden. Das alles ging natürlich sehr schnell, und ehe er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, lag er auf dem Rücken, meine Knie waren auf seine Brust gestemmt und meine Hände umklammerten fest seine Kehle. Aus der Brusttasche schob sich ein Paket Papiere.

Froh hierüber, ließ ich die eine Hand los und griff nach den Papieren. Das aber bekam mir schlecht. Mein Gegner schüttelte sich wie ein gereizter Löwe, als er den erstickenden Druck nicht mehr so arg fühlte. Seine linke Hand krallte sich um meine rechte Kniekehle und quetschte mir fast die Kniekehle aus ihrer Lage, so daß ich vor Schmerz meinen Griff aufgab; mir war fast, als sollte ich ohnmächtig werden.

Dadurch hatte sich im Nu das Blatt gewendet. Der Feind kam wieder auf die Füße, packte mich und in wenigen Momenten des Ringens ward ich überwältigt, weil ich eines meiner Beine so gut wie gar nicht brauchen konnte.

Mit eisernem Griff hielt mich der starke Mann an den Handgelenken und schleppte mich nach dem Brückengeländer. „Aha,“ brüllte er mit wütenden Augen, „Ihr seid von der Polizei und wollt mich abfassen! Mit solchen Burschen macht man kurzen Prozeß. Tote Leute erzählen keine Geschichten. Deine Laufbahn ist beendet, mein Püppchen. Komm!“

Und damit hob er mich empor, als wäre ich eine Feder, und wollte mich über das Brückengeländer schleudern.

Indessen die Todesangst giebt ungeahnte Kraft und Geistesgegenwart. Gerade zur rechten Zeit erinnerte ich mich eines alten Kunstgriffes, den ich während meiner Schulzeit gelernt hatte. Als ich emporgehoben ward, stemmte ich den gesunden Fuß gegen das Brückengeländer und warf mich mit aller Wucht zurück, gab dann mit einem Ruck ein bißchen nach, senkte meinen Kopf und packte glücklich mit beiden Händen den einen Arm meines Gegners, denselben stark auf die Seite drehend.

Der Mann stieß einen Schmerzensschrei aus und ließ mich los; schnell wie ein Gedanke hatte ich ihn wieder gefaßt und wollte den Kampf fortsetzen, aber er ächzte: „Schon gut, schon gut, nehmt nur die Papiere und lest sie.“ Ich wollte im ersten Augenblick noch das Ringen fortsetzen, da ich eine List befürchtete, aber der Mann warf sich als Zeichen, daß er sich in sein Los ergebe, platt auf den Bauch und streckte die Glieder von sich.

Jetzt bemächtigte ich mich des Pakets. Es enthielt fast nur unbeschriebene Blätter; ein einziger Bogen trug den Stempel des Polizeiamtes von Melbourne, unter demselben stand geschrieben: „Sie werden Ihre Probe bestanden haben; melden Sie sich morgen früh wieder bei mir.“ Darunter den Namenszug des Polizeichefs.

Mein Gegner stand langsam auf, ein schmerzverzerrtes Gesicht zeigend: „Nun, junger Mann, Euer Probestück habt Ihr ganz hübsch gemacht, aber mein Arm ist ausgerenkt und ich werde wohl acht Tage auf der Krankenliste stehen. Gehen wir jetzt zum nächsten Wirtshaus, dort steht mein Pferd, und nehmen wir einen Schluck auf gute Kameradschaft; auch muß ich kalte Umschläge für mein Schultergelenk haben.“

„Und ich für meine Knie,“ sagte ich, mich von meiner Ueberraschung erholend. — Am nächsten Tage erhielt ich mein Anstellungs-Patent.

München's Volksstudien.

Ja, München mußte Volksstudien machen, denn sie wollte eine Dichterin werden, so eine große, himmelstürmende, unsterbliche Dichterin. Wann sie zuerst den Entschluß gefaßt hatte, wußte sie nicht. War's nach der Lektüre des letzten Romans, in dem ein unverstandenes Genie vorkam, welchem sie auf ein Haar gleich? War's, als neulich Papa und Mama, Oberbürgermeisters in einer kleinen Stadt, volle vier Stunden hindurch ihre Abendpatience spielten und München sich entsetzlich langweilte? Das Langweilen war das erste Zeichen von Genie, so fing es immer an.

„Ich bin zu gut für diese engen Verhältnisse,“ dachte sie, „ich muß fort, muß das Leben und die Menschen kennen lernen.“

Und als bald darauf ein Brief der Tante aus Berlin eintraf, der München in die Residenz einlud, erschien ihr's wie eine Himmelsfügung. Das Schicksal selbst wies ihr den Weg. Ja, sie sollte die große Welt sehen und bis auf den Grund kennen lernen,

um dann ihre tiefgehenden Erfahrungen in eben so tiefen als hohen Dichtungen zu verwerten. Die Tiefe gab das Leben, die Höhe kam von ihr.

Freilich eine Schattenseite hatte der Berliner Besuch. Onkel und Tante besaßen einen Sohn Hans, mit dem München schon von Kindheit an so gut wie verlobt war. Hans war zwar kein einziges Kind wie sie, aber ein schmucker Gardeleutnant, der als Mann ganz nett gewesen wäre, wenn München nicht plötzlich gefühlt hätte, daß sie zu Großerm als zum Heiraten geboren sei. Doch was half's? Better Hans wurde mit in den Kauf genommen und München reiste nach Berlin — des großen Zweckes wegen.

Und nun war sie da. Die Tante hatte gleich zu ihr gesagt: „Kind, thue, wozu Du Lust hast, ich habe nicht viel Zeit mit all den Kindern“ — es waren sieben außer Hans — und der Onkel hielt sich meist auf dem Bureau auf — er war Rechtsanwalt.

So wäre alles vortrefflich gewesen, wenn Hans sich nicht immer eingemischt hätte. „Warum beschäftigt der Staat seine Lieutenants nicht mehr?“ dachte München, „wenn ich Oberst oder Hauptmann wäre, würde ich dafür sorgen, daß mehr Dienst angesetzt würde und die Lieutenants nicht andern Leuten nachschmüffelten.“ Mit den andern Leuten meinte sie sich, und mit dem Nachschmüffeln bezeichnete sie eine ihr unangenehme Kontrolle ihrer Volksstudien. Denn diese letztern wollte sie um jeden Preis machen.

Eines Abends wurde ein Stück — auch von einer Dichterin — im Theater gegeben. München nahm sich vor, hinzugehen. Als sie sich nach dem Mittagessen dazu vom Onkel den Haus Schlüssel ausbat, sagte Better Hans: „Du willst doch nicht allein ins Theater gehen, Hermine?“

Es war München anfangs auch ein wenig ängstlich dabei zu Mute gewesen, nun aber wurde sie trotzig: „Warum denn nicht? Was geht es überhaupt Dich an?“

Wenn sie nicht so hübsch dabei ausgesehen hätte, würde Better Hans sich sehr geärgert haben. Aber ihre feste kleine Stumpfnase sah in dem weißen, von krausem, blondem Haar umrahmten Gesicht zu allerliebste aus, und es stand ihr zum Entzücken, wie sie den kleinen roten Mund schmollend aufwarf. So begnügte sich Hans mit einem halb strafenden, halb bewundernden Blicke und sagte mit Lammsgebuld:

„Erlaube mir wenigstens, daß ich Dich begleite.“

„Doch nicht in Uniform?“ rief sie entrüstet.

„Warum denn nicht?“ versetzte er unbefangen.

„Damit einem gleich jeder ansieht, daß wir gebildete Leute sind. Nein, das geht nicht. Infolgnito will ich sein, sonst wird mein Zweck nicht erreicht.“

Sie verriet nicht, was sie so pomphaft ihren Zweck nannte. O nein, man hätte sie ja doch nicht verstanden.

„Laß Hans nur mitgehen,“ sagte der Onkel gutmütig, der zu Hause stets müde war und den Frieden liebte — die Tante war inzwischen schon wieder in die Kinderstube gegangen.

Als beide vor die Hausthür traten, Hans natürlich in Civil, denn Minchen pflegt ihren Willen durchzusetzen, sagte sie: „Du — höre, ich kann Dich aber nur unter einer Bedingung mitnehmen. Du mußt so thun, als ob Du nicht zu mir gehörtest. Und Du darfst Dir nicht einen Platz neben mir kaufen. Auch will ich in der Pferdebahn mein Billet allein bezahlen.“

Das waren nun eigentlich drei Bedingungen statt einer. Doch es geschah, wie sie gesagt, Hans war viel zu verliebt, um Einwendungen zu machen. Sie hatte zwar allerlei Knäulen im Kopfe, aber dieser kleine spröde eigensinnige Nacker war nun einmal vertauselt hübsch und dabei antiisanter als Mädchen, die keine Capricen haben.

Im Theater saß Minchen allein im Parkett. Hans mußte sich zwei Bänke vor sie postieren, damit er sie nicht beobachten könne. Denn aufstehen und sich umdrehen konnte er des Civils wegen nicht, da verschiedene ältere Kameraden im ersten Rang saßen. So war alles aufs Beste eingerichtet. Freilich hatte Minchen, da sie spät gekommen, ihren Platz dort, wo oft Schauspielerinnen Freibillets erhalten, doch das wußte sie nicht. Sie empfand nur mit Entzücken, daß sie einmal vollständig frei von verwandtschaftlichen Beziehungen dem Genuße der Kunst leben könne. Wenn sie auch nicht buchstäblich sagen durfte, daß sie auf eigenen Füßen stehe, denn sie saß ja auf einem Klappstuhl, so umwehte sie doch die Luft der Unabhängigkeit und sie kam sich sehr selbständig vor.

Ach, das war ein Stück! Ihr Herz schwoll, wenn sie daran dachte, daß es eine Frau geschrieben und daß sie nun bald Aehnliches dichten werde. Sie war entriistet, als ihr Nachbar bei einer großen schwungvollen Scene der Heldin lebhaft zischte, und sie warf ihm einen strafenden niederschmetternden Blick zu. Seitdem benahm sich der Herr so eigentümlich, daß Minchens Herz zu klopfen begann. Errät er vielleicht ihren Dichterberuf? Aber das war durchaus nicht angenehm, und ihr hübsches, blaßes Gesicht färbte sich bis in die Wurzeln ihres aschblonden Haars rosenrot, während er mehr auf sie, als auf die Bühne schaute. Ach Gott, wenn Hans sich nur einmal umdrehen möchte, damit man doch sähe, daß sie hier nicht so ganz mutterseelenallein. . . . Ach so, er konnte es ja nicht wegen des Civils. Warum ging er auch nicht in Uniform? Da merkten die Leute doch gleich, daß man aus guter Fam.

Ja so, sie wollte ja Volksstudien machen, ja richtig. Aber Volk — das überlegte sie sich — gab es hier eigentlich gar nicht, nur impertinente, unverschämte, blasirte Gesichter. Da hat doch das Militär ein anderes Ansehen. Ein braunes Gesicht, eine weiße Stirn, ein kleiner Schnurrbart und viel Haupthaar — das war doch eigentlich hübscher, als so ein altes Gesicht mit hängenden Mundwinkeln, mit Schatten unter den Augen und einem Kopfschmuck, der mehr aus Haut als aus Haar bestand. Wie zum Beispiel bei dem Herrn neben ihr. Ach! . . . Er glogte sie noch immer mit wasserblauen unverschämten Augen an.

Gott sei Dank, das Stück war zu Ende. Es war doch recht mühsam, eine Dichterin zu sein und Volksstudien zu machen. Sie hatte in der ganzen Zeit kein Sterbenswörtchen reden können, denn sie war ja allein gewesen.

Minchen stand auf, nahm ihren Theaterzettel und wollte gehen. Aber der Herr neben ihr ging nicht. „Sie sind allein, mein Fräulein,“ sagte er leise, „darf ich mir die Ehre geben, Sie zu begleiten?“

Das war Minchen zu viel. Sah er denn nicht, wen er vor sich hatte? Ihr Vater war Oberbürgermeister, ihr Onkel Rechtsanwalt und ihr Vetter — ja der war Seconde-Lieutenant, erstes Bataillon, dritte Compagnie, Kaiser Alexander Garde-Grenadier-Regiment Numero Eins. Es wurde ihr ordentlich wohl, als sie sich das hersagte; es war ihr wie eine Herzstärkung, wie eine Stütze. Und so entgegnete sie gar nicht schüchtern, sondern recht triumphierend: „Sie irren, ich bin durchaus nicht allein hier, Hans ist bei mir, Hans — verstehen Sie?“

Eprach's und ging an dem Verblüfften vorüber. Dann nahm sie den Arm des Veters, der sich eben an zwei unvorschriftsmäßig umfangreichen Damen vorbeigearbeitet hatte. Sie schmiegte sich dabei fast zärtlich an ihn, so daß es ihn freudig durchzuckte.

„Nun, Cousinchen, wie war's?“

„O, sehr hübsch,“ entgegnete sie heuchlerisch wie alle Frauen, „außerordentlich hübsch, sehr passend für meinen Zweck.“

„So?“ — Hans betrachtete ihre geröteten Wangen, er war nicht auf den Kopf gefallen und merkte, daß das Barometer zu seinen Günstigen gestiegen sei. Er fühlte auch, daß er sich einen Scherz erlauben dürfe, und so fragte er schelmisch: „Soll ich auf dem Nachhausewege auch so thun, als ob ich nicht zu Dir gehörte?“

„Nein, Du kannst bei mir bleiben,“ sagte sie würdevoll, „denn meine Volksstudien sind für heute zu Ende.“ (In der Erregung vergaß sie sogar ihr Geheimnis zu wahren.)

„Deine Volksstudien? . . . Ach so! Für heute nur?“ — Und nun erhob er sich sogar zu einer Rederei mit einem ganz kleinen Anfluge von Ironie, die indes durch einen besonders bewundernden Blick verflücht wurde. „Wie wär's, Cousinchen, wenn Du künftig nur an mir Studien machtest? Ich gehöre so zu sagen auch zum deutschen Volke, obwohl ich das Abiturienten-Examen bestanden habe und zweierlei Tuch trage.“

Wir haben nicht erfahren, was Minchen antwortete. Sie kämpfte wohl noch mit dem Gefühle, daß sie das Höhere in sich nicht vernachlässigen dürfe, aber . . . gewiß weiß der scharfsinnige Leser mehr als sie selbst und errät, wer den Sieg davonträgt.

(G. de Beaulieu im D. M.-Bl.)

Der Kase in der Sage.

Die Jäger suchen eben Pulver und Schrot zusammen, um dem armen Langohr aufs Fell zu brennen, und da ist es mal gerade an der Zeit, einen Blick auf die Rolle zu werfen, welche Meister Lampe in

der Sage spielt. C. A. v. Schulenburg stellt in der Illustrierten Jagd-Zeitung darüber folgendes zusammen:

Von dem jagdbaren Getier wurde in Deutschland keines bekannter als der Hase. Der Stadtmensch speist „Lampe“ und macht seine Bekanntschaft in den Schaufenstern der Wildhändler, nachdem ihn der Jäger erlegte, weshalb Lampes Volkstümlichkeit nicht auffällt, die sich wieder spiegelt in den häufigen Eigennamen „Hase“, in der spöttischen Bezeichnung „Hans Hasenfuß“, ferner in den Redensarten „da liegt der Hase im Pfeffer“, „im Salat“ und „viele Hunde sind des Hasen Tod“. Der Hase steht in keinem geringern Ansehen wie das Osterlamm und ist wunderbarer als dieses, da er den Kindern die Ostereier legt. Lampe kommt vielfach in deutscher Dichtung und Sage vor, merkwürdiger Weise aber oft gespenster- und grauenhaft. Unter den alpbischen Tieren, welche den Menschen necken, spielt der Hase keine unbedeutende Rolle und es liegt eine feine Ironie darin, daß gerade das furchtsamste Tier Schrecken einflößt, wenn es in der Schaubude die Pistole abfeuert. So wird erzählt, daß am Aufgange zur Karthause bei Koblenz ein dreiläufiger Hase sein Wesen treibe. Bald erschreckt er die Vorübergehenden durch die tollsten Sätze, bald hockt er in der Mitte des Weges unbeweglich, indem er sich nach Wohlgefallen über dessen ganze Breite ausstreckt und so stundenlang die Straße sperrt. Wie Ruhn in einigen seiner Sagen berichtet, tanzen und schmausen die Hasen bei Nacht und lassen einen silbernen Becher zurück. Auch begiebt es sich, wie ein Hase am Webstuhl hilft und ungeheuer viel Leinwand liefert. In dessen, am meisten spottet der alpbische Hase des Jägers. Ein gejagter Hase bleibt plötzlich stehen, wird außerordentlich groß und fragt den entsetzten Jäger mit tiefer Stimme: „Sind die andern schon weg?“ Ein anderer Hase, den der Jäger verendet glaubt, läuft ihm immer wieder über den Weg, verwandelt sich endlich in eine große schwarze Kugel und läuft hinter ihm her, so daß der Jäger in der Angst auf einen Baum klettert. Ein gewisser Ulrich, württembergischer Diener, hatte einen Hasen gefangen und trug ihn im Sack, als eine Stimme im Walde rief: „Halt, ich will mit, wo bist du?“ „Hier, in Ulrichs Sack!“ rief der Hase. Ulrich erschrak darüber dermaßen, daß er bald darauf starb. Diese Sagen drücken sehr gut das Wesen des Hasen aus, denn unversehens im eiligen Laufe schnell er in die Höhe, macht ein Männchen, bewegt die Köpfe und huscht wieder davon. Wenn Lampe vielfach nur dreiläufig auftritt, erscheint dies wenig seltsam, denn, sobald er aufgeht, machte es immer den Eindruck, als liefe er auf drei Läufen. Mit den Kranichen verhält es sich ähnlich, darum auch sie in der Sage dreiläufig erscheinen. Das Gespenstische von Lampe liegt darin, daß er meist morgens und abends, wo Dämmerung und Nebelstreifen ihn vergrößern, sich zeigt, und vielen Menschen bleibt es keineswegs gleichgültig, ob der Hase von rechts oder links über den Weg lief. Im ersteren Falle erblickten sie ein gutes Zeichen, besonders am Morgen, vor Beginn der Tagesbeschäftigung.

Ein Schwank in Auerbachs Volksbüchlein erinnert ferner lustig an das Schreckhafte Lampes. Sieben Schwaben ziehen nämlich an den Bodensee und sehen einen Hasen. Sie halten denselben für ein Seeungeheuer und gehen mit vereintem Mut und langen Spießen, jedoch hintereinander, auf ihn los, bis der Hase selbst in langen Säcken davon springt, weshalb der eine der Schwaben Seehas hieß. Lampe hält sich gern am Wasser auf und badet sich nicht nur in dem Morgentau der Kartoffel- und Rübenfelder, sondern schwimmt sogar durch Flüsse, Bäche und Seen, wie in einer Schrift vom Jahre 1711: „Die Parforce-Jagd des Hasen“ behauptet wird, und in „Latzbergs Liederjaal“ fängt sich in den Reussen eines Fischers ein Hase, ein Pfaffe, sieben Rebhühner und viele Fische. In der genannten Schrift von 1711 wird der Hase vieler Arglist beschuldigt, was seiner bekannten Wette mit dem Schwienigel entgegensteht, wo er herzlich dumm sich erweist. Daß Lampe, neben seiner Furchtsamkeit auch für egoistisch angesehen wird, besagt Brederlaus in einer seiner Madrigalen, wo es heißt:

„Ein Has ist klug vor sich, doch schadt er Kohl und Reifern“, und als Reinhart, der Fuchs, das Küchlein der Henne Pinte holte, gesundet der vor Furcht sieberkranke Hase am Grabe der Toten, weil er nun sich sicher wähnte. Vor fliehenden Hasen sprangen einst Frösche ins Wasser, da freute sich einer von ihnen, daß es noch furchtsamere Wesen als sie gebe. Im allgemeinen aber bleibt der „ehrliche Lampe“ ein verfolgtes Geschöpf, das für Menschen und Raubtiere vogelfrei ist. Schon bei Hans Sachs klagt der Hase über sein elendes Dasein und ein Volkslied singt:

„Ich armer Has, wie bin ich blaß,
Geh dem Bauer nicht mehr ins Gras,
Geh dem Bauer nicht mehr ins Kraut;
Hab's bezahlt mit meiner Haut,
Wenn es aber so soll sein,
Mag der Teufel ein Häselein sein.“

Nur in der „verkehrten Welt“, dem goldenen Zeitalter der Vierbeiner, wird dem Häselein Genugthuung, denn dort fängt er den Jäger, ihn am Spieß zu braten. Nach dem Menschen ist Lampes furchtbarster Gegner, Reinecke; darum in fast allen Tier-sagen ersterer geschunden oder gefressen wird. In einer Fabel Luthers fängt der junge Löwe den Hasen und im „Eselkönig“ wird der Hase vom Fuchs gefressen. Die altniederländische Bearbeitung von Reinecke Fuchs läßt Pommer den Biber klagen, wie er mit Not Euwärt, den Hasen, gerettet, welchen Renart, um ihm vergeblich das credo zu lehren, zwischen die Beine genommen und angebissen habe. In einer Variante schuldet der Panther Reinecke an, den Hasen Lampe gefressen zu haben, unter dem Vorgeben, ihm singen zu lehren. Selbst von Mutterleibe an ist Lampe dem Verderben geweiht; so erzählt Herr von Münchhausen, wie eine gehegte Häsinn Junge wirft, die nachfolgende Hündin gleichfalls Hündchen, die sofort der Mutter helfen und die Häschen jagen. Aber auch in Wirklichkeit erscheint es kaum anders, denn westlich vom Mississippi leben in unterirdischen Bauen die Prairie-Hasen und in jeder ihrer Höhlen

wohnt außerdem eine Eule und Klapperschlangen, welche die jungen Hasen verzehren. Wenn es auch vorkommen mag, daß die Eule die jungen Schlangen und umgekehrt die Schlange die jungen Eulen frisst, so ist doch Lampe immer am übelsten daran. Also weder diesseits noch jenseits des Oceans darf sich Lampe in Ruhe seines Lebens freuen und selbst das Wochenbett in den dichtesten Brombeerbüschen ist vor den Nachstellungen Keines oder des gemeinen Dorfpaters nicht sicher. Daher auch durch die häufigen Beunruhigungen in der schweren Stunde Mißgeburten und Monstrositäten nicht selten sind. Besonders zeigen sie sich in abweichender Kopfbildung und hier wieder hauptsächlich in Kürze und Länge des Nasenbeins. Zu Dr. Katzenbergers VADEREISE geschieht einer Mißgeburt eines achtlässigen Hasen Erwähnung und es ist anzunehmen, daß Jean Paul hierbei nicht vier Läufe hinzusetzte, um eine Jagdgeschichte zu erzählen. Im menschlichen Haushalte wurde der Hase fast unentbehrlich und in der Küche wie im Forsthaufe wird mit gleicher Ungebuld die Eröffnung der Niederjagd erwartet. Der Hase als Sonntagsbraten bürgerte sich in Deutschland nicht weniger ein, wie Erbsen und Sauerkohl am Donnerstag. Aus Lampes Wolle werden Hüte, aus seinem Leder Handschuhe gefertigt und die Pfoten ersetzen den Schwamm in den Schulstuden. Die Köchinnen segnen aber Lampe, sobald eine große Nase vorsticht durch die halbgeöffnete Thür fragt: „Keine Hasenbälge?“

Der Hunger und der Appetit.

Viele Menschen werfen die beiden Worte ineinander und meinen, sie wären völlig synonym oder mindestens so in Rapport miteinander, daß man sie verwechseln könne. Daß dem nicht so ist, darüber geben uns die physiologischen Studien zweier renommierten Aerzte, des Dr. Leven und Dr. Fournie, genaue Auskunft. Der Hunger ist nach Dr. Leven das lebhafteste Verlangen, das uns wünschen läßt, irgend etwas zu genießen, um das Gefühl der innern Leere zu beseitigen. Der Appetit ist hingegen ein komplizierteres Gefühl, das uns nicht nur wünschen läßt, irgend etwas zu essen, sondern auf ganz besondere Gerichte hinzielt, die unserm Gaumen und die Geschmacksnerven angenehm reizen. Das alte Sprichwort: „l'appétit vient en mangeant“, rechtfertigt die Erklärung des Herrn Leven; denn gewiß ist, daß unser Appetit durch den Anblick gewisser Gerichte, wie durch den Geruch derselben erregt wird, obwohl wir vorher, ehe wir dadurch ange-regt wurden, keinen Hunger verspürten; ebenso werden durch Speisen, die uns unangenehm, schon in ihrem Dufte widerwärtig sind, die Erregungen des Appetits, den wir zu haben meinen, völlig herabgedrückt. Dr. Fournie gibt eine andere, mir scheint noch richtigere Definition der beiden Empfindungen; er betrachtet den Hunger als das unerläßliche Bedürfnis, das nicht so wählereich in den Speisen ist; denn in der Not nimmt man mit Speisen vorlieb, die man sonst nicht anrührt; „in der Not frisst der Elefant Mücken“ — ist sehr bezeichnend dafür;

während der Appetit das Gefühl eines Vergnügens ist, das die Befriedigung der Notwendigkeit begleitet. Der Unterschied zwischen beiden ist nicht gerade die Hauptsache, denn Bedürfnis ist beides, nur der Hunger das Pressantere. Wo aber ist der Sitz des Hungers? Man weiß es nicht, sagt Dr. Leven, während Dr. Longet und Schiff behaupten, daß derselbe nicht im Magen, sondern im ganzen Organismus liegt; „ein offenerer Irrtum“, ruft Fournie. Man bedenke nur, daß bei Fieberkrankheiten, wie bei chronischen Leiden man die Menschen wegen Mangel an Nahrung hinsiechen und sterben sieht, ohne daß die Empfindung des Hungers sich bei ihnen geltend macht. Fournie verwirft auch Levens Behauptung, daß der Sitz des Hungers als unbekannt erwiesen sei. Eine gründliche Analyse des Phänomene des Lebens, sagt er, gestattet uns, darzulegen, daß alle Organe ohne Ausnahme ihren Ausgangspunkt in der Empfindung haben, die wir unter dem Namen: „Notwendigkeit des Funktionierens“ bezeichnen. Selbstverständlich hat der Verdauungs-Apparat auch seine Notwendigkeit, thätig zu sein, und dieses Bedürfnis drückt man durch die Empfindung aus, der man dem Namen „Hunger“ gegeben hat. Trotz der Enthaltensamkeit vollzieht sich die Absonderung; die Gewebe ernähren und erneuern sich; daher setzen sich auch die Absonderungen der Magendrüsens fort, und wenn der gewohnheitsmäßige Augenblick des Einnehmens von Nahrung herantritt, dann sind die Magendrüsens vollfästig und zum Funktionieren bereit, d. h. das Verdaute herauszuwerfen. Die darin vorübergehende Stodung ist es, die uns die lokalisierte Empfindung des Hungers verursacht. Fournies Ansicht beschränkt sich mithin darauf, daß es genügt, den Magendrüsens Gelegenheit zu geben, sich zu entleeren, um momentan die Empfindung des Hungers verschwinden zu machen; es kommt nur darauf an, irgend einen Körper, ernährungsfähig oder nicht, in den Magen zu bringen, so wird derselbe, indem er die Verdauungsfähigkeit der Magendrüsens hervorruft, die Empfindung des Hungers beseitigen. Es ist ziemlich allgemein bekannt, daß die Indianer tagelang das peinvolle Gefühl des Hungers dadurch bewältigen, daß sie ganze Stücke von Thonerde verschlingen, von der sie meinen, sie sei auch nahrhaft. Fournie schließt, indem er sagt, daß das Gefühl des Hungers, weit entfernt, der Ausdruck jener organischen Schwäche zu sein, ganz im Gegenteil das momentan höchste Lebensbedürfnis ausdrückt, das seinen Sitz in den Magendrüsens hat; daher ist der Sitz des Hungers nicht so unbekannt, als Dr. Leven es annimmt: Wir sind sehr geneigt, die Theorie des Dr. Fournie als die durchaus richtige anzuerkennen.

Amerikanische Vermögen.

Günstiger als anderswo liegen in den Vereinigten Staaten die Verhältnisse für die Ansammlung großer Vermögen und gerade in den letzten dreißig Jahren haben sich die Riesenkapitalien, welche sich drüben in den Händen einzelner befinden, nach dem natürlichen

Gefolge ungeheuerlich vermehrt. Vor dreißig Jahren noch war der reichste Mann in den Vereinigten Staaten nicht reicher, als der reichste Römer im Zeitalter des Pompejus und Julius Cäsar, der römische Krösus Marcus Crassus, dessen Vermögen in Dollars an 15 Millionen betragen haben dürfte. Für ungefähr so reich wurde vor dreißig Jahren der Philadelphianer Bürger Girard gehalten, der damals als der reichste Mann des westlichen Kontinents galt. Als Commodore Cornelius Vanderbilt starb, wurde sein Vermögen auf 40 Millionen Dollars geschätzt. Einige Jahre darauf galt A. T. Stewart als der Besitzer von 30 Millionen. Seitdem hat sich die Zahl der großen Millionäre ansehnlich vermehrt. Leute, die eine Million und mehr haben, gibt es in jeder größeren Stadt, und diese Leute, deren Zahl keine geringe ist, sind im Lauf von verhältnismäßig wenigen Jahren zu ihrem Vermögen gelangt. Allein auch die großen Millionäre, die Besitzer fabelhafter Reichtümer, bilden derzeit eine stattliche Gemeinde. Da ist vor allem William H. Vanderbilt, der glückliche Besitzer von vielleicht 150 Millionen; Jay Gould, welcher vor zehn Jahren bankrott war, soll an 80 Millionen sein eigen nennen. Leland Stanford und Crocker werden auf je 50 Millionen geschätzt. Vor nicht langer Zeit starb in New-York ein Mann namens Moses Taylor, der über 30 Millionen zurückließ. Der Eisenbahnkönig Tom Scott hinterließ über 15 Millionen. Wie rasch Millionenbesitzer in Californien zu vielen Millionen gelangten, ist bekannt. In San Francisco wurde vor zwölf Jahren ein gewisser Ralston als fabelhaft reich bezeichnet, weil er an 6 Millionen besaß. Wenige Jahre darauf waren die vier Besitzer der Comstock Mine, von denen zwei kurz vorher noch eine kleine Schnapswirtschaft in San Francisco betrieben hatten, zwanzigfache Millionäre. Es sind das Jonas, Maden, O'Brien und Flood. Der New-Yorker James R. Keene, welcher erzählt, daß er im Jahre 1872 eine 20-Dollar-Note als viel Geld betrachtet habe, wird auf 15 Millionen geschätzt. Der „Sleeping-Car“-Mann George Pullmann hat im Laufe von zehn Jahren an 20 Millionen gemacht und wenn die Vermehrung seines Reichthums in gleicher Weise wie bisher vor sich geht, dann wird er in weiteren zehn Jahren 50 Millionen sein eigen nennen.

Wie schnell übrigens in Amerika der Schritt von Armut zu Reichtum und umgekehrt gemacht werden kann, zeigt die Geschichte eines zur Zeit in Deutschland verweilenden kleinen Millionärs. Er begann seine Laufbahn als Verkäufer in einem Spezereigeschäft zu Pittsburg. Als das Petroleum-Fieber ausbrach, ging er, ohne Mittel zu besitzen nach Titusville, fand im Laufe weniger Wochen einen erfolgreichen Spekulanten, der mit ihm Halbpant machte, „schlug Del“ und verdiente in einem Jahre 500 000 Dollars. Er verdreifachte die Summe bald und, da er sich weigerte, die Delfelder zu verlassen, verlor er sie wieder, ehe zwölf Monate ins Land gegangen, bis auf ein paar tausend Dollars. Dann kehrte er nach Pittsburg zurück und wurde Kaufmann. Aber das Fieber packte ihn wieder und trieb ihn ins Delgebiet zurück, wo er in kürzester Zeit, seine Million

wieder im Vermögen hatte. Bei dem Versuch, die Summe zu verdoppeln, litt er Schiffbruch und wurde diesmal so arm, daß er als Tagelöhner arbeiten mußte. Aber es boten sich ihm wiederum „Chancen“ und er wurde zum dritten Male reich — aber auch wieder arm, und zog nun nach Californien. Von dort kehrte er mit dem Delfieber behaftet zurück, um zum vierten und fünften Male dieselben Wechselfälle des Glückes zu erleben. Nach wenigen Monaten hatte die launenhafte Göttin ihn zum sechsten Male ein Vermögen in den Schöß geworfen und heute hat er 1 700 000 Dollars in sichern Papieren angelegt. Spekulation hat er abgeschworen. Er macht mit seiner Familie eine Vergnügungsreise durch Europa, und als er hieherkam, schrieb er mir, da wir in ziemlich regelmäßiger Korrespondenz geblieben waren: „In weniger als 25 Jahren sechsmal arm und sechsmal Millionär werden — das ist nur in Amerika möglich.“

Lesefrüchte.

Ich kenne zwei muntere Gesellen, über den einen lächelt, über den andern lacht man. Einer ist ein gracioser Bursche mit feinen Manieren, nach der Mode gekleidet; der andere naiv-täppisch, liebt gellende Farben und frägt nichts nach gutem Tone. Dieser bewegt sich unter Zechbrüdern und ist in Wirtshäusern zu finden. Der Feinere ist bei geistreichen Leuten ein gern gesehener Gast, wo aber vornehmer Ceremoniell obwaltet, vermisst man seine Nähe immer. Der Dörbere lauscht ungesehen hinein in die Kreise der großen Welt, und macht sich unter seinesgleichen darüber lustig. Treffen zufällig beide zusammen, so verstimmt das den graciosen Burschen sogleich, wenn sein größerer Nebenbuhler das Wort nimmt. Dann lieben sie den ersten, über den zweiten zucken sie die Achsel. Wie sie heißen die beiden Gesellen? Scherz und Spaß!

Lasse Dir den Mut nicht rauben,
Sei im Unglück stark und fest! —
Werden doch die besten Trauben
Stets am härtesten gepreßt.

Rätsel.

Geheimnisse vertraut mir der und jener an,
Er weiß, ich schweige wohl, wenn er nur schweigen kann.
Bald quält man mich, und bald sucht man man mich
zu entzücken.
Zu meiner Pein suchst mich dein Stolz oft aus-
zuschmücken,
Doch lieber würde mir von dir ein Liedchen sein,
Als Peru's Gold und Edelstein.

Auflösung des Rätsels in Nr. 9 des Erzählers:

„Schlaft“.

Richtig angegeben von J. Bürger hier und C. L. in Hilden.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage der „Bildener Zeitung“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 13.

Samstag, 23. September 1882.

1. Jahrg.

Strategische Studien.

Humoristische Erzählung von A. Meis.

13

9.

Der Weltbau, behaupten die Philosophen, habe Lücken — warum sollten sich solche im Clausewitz nicht finden?

Das Kapitel, welches die Generalin suchte, fand sie nicht vor — kaum einige vage Andeutungen über diesen Gegenstand. Das verursachte ihr eine nicht unerhebliche Mißstimmung. — Auch daß der Obrist, der doch sicherlich aus der Stadt zurückgekehrt sein mußte, sich noch nicht bei ihr gemeldet hatte, war ihr auffallend und nahm ihr einen zweiten Teil ihrer guten Laune.

Und endlich ließ die Baronesse bitten, sie zu entschuldigen, wenn sie nicht an dem Nachtmahl theilnehme, da ein ungewöhnlich heftiger Kopfschmerz sie plötzlich ergriffen habe und sie sich sehr früh zu Bett zu begeben gedächte.

Diese drei Ereignisse, welche so ganz und gut gegen die von ihr so hochgehaltene Disciplin verstießen, verstimmten sie ganz ernstlich, und ihr Haushalt und die Dienerschaft mußten die Mißstimmung arg fühlen.

So verstrich der Abend, und wahrlich, er glied nicht dem Beschluß eines Tages, an dem Frau von Hohenberg ihrer Meinung nach einen so herrlichen Sieg erkämpft hatte.

Schon war sie im Begriff, ihr Schlafgemach aufzusuchen, als ein an und für sich unbedeutendes Ereignis, dessen Tragweite sie anfangs gar nicht ahnte, doch diesen Tag auf eine seltsame und ganz unerwartete Weise beschloß.

Als sie zufälliger Weise bei dem Bücherkasten ihres verstorbenen Gemahls vorbeiging, fiel ihr Blick auf den dick in Goldbuchstaben auf dem Rücken eingepprägten Titel eines Buches.

„Von der Belagerung fester Plätze“ las sie.

Das war ein Fingerzeig. Schnell hatte sie das Buch ergriffen, mit sich genommen, und während ihre alte Kammerfrau ihre Nachttoilette beendete, hatte sie eifrig darin geblättert. Das eifrige Hin- und Hergehen jener störte sie sogar und sie befahl ihr, sie allein zu lassen — sie würde das, was noch fehle, allein besorgen. Und als sie allein war, las sie mit der größten Aufmerksamkeit in dem aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts datierenden Werke.

Tiefe Ruhe herrschte in dem Landhause der Generalin von Hohenberg, als diese plötzlich in der Lektüre innehielt und ganz erschreckt vor sich hinblickte. Dann — nachdem sie sich ein wenig erholt, begann sie das, was sie so empfinden, noch einmal zu lesen. Die betreffende Stelle lautete:

„Item soll die Uebergabe kein Grund sein, Humanitatem christianam außer Auge zu lassen, soll letztere löbliche Eigenschaft sogar post redditionen in viel höherm Grade ausgeführt werden.“

„Item muß der Befehlshaber aber auch hier vor allen Dingen die Interessen und Ordres seines vorgesetzten *dux belli* im Auge behalten sowie die seiner eigenen Offiziere, Subalternen und Mannschaften.“

„Item soll die gefangene Garnison und ander Kriegsvolk, so in der Festung sich befunden hat, mit großer Wachsamkeit unausgesetzt beobachtet werden, besonders, wenn sie ohne heroischen Widerstand kapituliert haben; denn *exempla* bezeugen, daß sothane Gefangene oft voller List sind und voller Tücke, rebellieren, konspirieren und sogar *magna cum crudelitate* ihre Freiheit zu erringen suchen.“

Dieser letzte Passus war es besonders, der die Generalin mit einem Male so stutzig gemacht hatte. Ihr war plötzlich eingefallen, daß Sophiens Widerstand doch eigentlich nicht so . . . heroisch gewesen wäre, wie er hätte sein können und wie sie auch manchmal gefürchtet hatte, daß er sein würde.

Die merkwürdig schnelle Uebergabe auf Gnade und Ungnade — ihr schleuniger Abgang — dann ihr Nichterscheinen beim Nachtmahl und der doch etwas triviale Entschuldigungsgrund dafür! . . .

Ein unnenbares Gefühl der Angst und Bestürzung bemächtigte sich ihrer plötzlich — sie sprang von ihrem Sessel auf und starnte mehrere Minuten lang wie im Traume vor sich hin.

Doch man kennt ja die Energie der ehemaligen Divisionskommandantin. Die konnte sich nicht lange, ohne zu handeln, mit einem so peinlichen Gedanken herumtragen.

Schnell warf sie eine Art von Mantel um, der ihr als Schlafrock seit langen Jahren schon diente, ergriff mit fester Hand den Leuchter und mit der andern ihren Krückstock, und verließ das Zimmer. — Leise durchschritt sie den Korridor, welcher bis zum Gemache ihrer Nichte führte, mit schnellem Griff drückte sie die Klinke nieder und öffnete die Thür.

Das Zimmer war leer — das Bett unangestastet — einige Kleidungsstücke lagen zerstreut umher!

Warum sollen bedeutende Menschen denn nicht auch menschliche Schwächen haben? — Wir scheuen uns nicht, hier zu konstatieren, daß die Generalin bei diesem Anblick länger als eine Minute auf ihren Beinen schwankte und sich an dem Thürpfosten anlehnen mußte, um sich überhaupt aufrecht zu erhalten.

Dann trat sie in das Zimmer und sank in einen Lehnsstuhl. — Das hatte sie arg gepackt! Und noch hatte sie eigentlich keine Ahnung von dem, was passiert sei.

Plötzlich jedoch sprang sie wieder auf. Ein unheimlicher Gedanke hatte ihren Geist durchzuckt. . . Reminiscenzen aus Romanen, die sie ehemals gelesen, wie junge Mädchen, die man zu einer Heirat zwingen wollte, dem elterlichen Hause entflohen wären. . . ja wie sogar einige. . . sich ein Leid angethan hatten.

Die Generalin fühlte, wie die Pulsationen ihres Herzens stille standen. . . doch sie war eine starke Frau, die sich nur Augenblicke lang von den Ereignissen, und wenn es auch die außerordentlichsten waren, außer Fassung bringen ließ.

Sie raffte sich auf. . . im Sturmschritt eilte sie ihrem Zimmer zu und schellte. — Jetzt kreuzten sich die Befehle, die sie ihrem alten Diener und der Kammerfrau geben wollte, eine Minute lang in ihrem Hirne; aber ebenso schnell, wie es entstanden, verwarf sie alles wieder, und ihr einziger aber desto energischerer Befehl lautete:

„Hier bleiben! — zu allem sich parat halten — mich erwarten!“

Dann riß sie dem alten Peter, welcher aus dem Vorhause gekommen war, die Laterne aus der Hand, und als wenn sie vierzig Jahre jünger gewesen wäre — sprang sie fast die Treppe hinunter — und lief durch den Garten.

Ein oder vielmehr zwei neue Gedanken waren ihr plötzlich gekommen. — Der erste: Daß die Dienerschaft bis jetzt noch gar nicht notwendig habe, zu erfahren, welches ein entsetzliches Unglück passiert wäre — und der andere: daß die Milchschwester Sophies, und in allem ihre Vertraute, die jenseits des Gartens am Saume des Waldes ein kleines Häuschen bewohnte, seitdem sie sich verheiratet, wahrscheinlich ihr die beste Auskunft geben könnte über das, was geschehen wäre. — Dorthin begab sie sich.

Die Gartenpforte war geöffnet.

„Hier durch ist sie entschlüpft,“ sagte sie und leuchtete auf den Boden. Mit einem Male überkam sie wieder eine unendliche Angst. . . sie stand stille und faltete die Hände.

„Lieber Gott,“ murmelte sie. . . „laß es mich nicht entgelten, daß ich manchmal auf meiner Meinung so fest bestehe — doch meine Schuld ist es nicht; — dieser gottlose Clausewitz ist es, der. . .“

Doch plötzlich sich aufrassend, senkte sie wieder die Laterne und stürmte in die Nacht hinaus.

Die Entfernung von dem Garten der Generalin bis zu dem Häuschen der Milchschwester der Baroness betrug wohl zehn Minuten, und an andern Tagen hätte sie wohl zwanzig darauf verwendet. — Jetzt genügten der alten Frau wenig mehr denn fünf!

Aber noch einmal verließen sie fast die Kräfte, als sie sich vor dem Häuschen befand und nur noch

eine Stufe zu ersteigen hatte, um einen Blick in das hell erleuchtete Zimmer werfen zu können, dessen Fenster noch dazu geöffnet waren.

„Lieber Herr,“ betete sie — „geh nicht zu streng mit mir ins Gericht, erteile mir Pardon; denn ich bin ein sündig Weib!“

Und durch dieses stumme Gebet gestärkt erstieg sie die Stufe und beugte sich vor. . .

Als wenn sie ein Medusenhaupt gesehen, fuhr sie zurück. . . Ein entsetzliches Schauspiel hatte sich ihren Blicken dargeboten!

Eine Viertelstunde später kehrte sie langsam in ihr Landhaus zurück.

Sie hatte alles gesehen — alles gehört — sie war wie zerschmettert, und — nachdem sie die ganze Dienerschaft wieder ins Bett kommandiert, ging sie in den Salon und fiel mehr, als sie sich setzte, in ihr Fauteuil! — Auf dem Tischchen vor ihr lag das vielbewährte Buch vom General Karl von Clausewitz: „Vom Kriege.“

„Alter Esel!“ rief sie, indem sie den Band ergriff und heftig bei Seite warf.

Wir sagten vorher: sie habe alles dort gesehen und gehört. — Wir täuschten uns.

Sie sah nicht, daß jenseits der Ecke des Häuschens ein alter Herr auf eine Leiter gestiegen war und gleichfalls seine Blicke durch ein anderes Fenster ins Zimmer senkte; — sie war nicht Zeugin, auf welche wahrhaft kannibalische Art er seinen Schnurrbart behandelte, und da er diesmal gezwungen war, nur Gedankenmonologe zu halten, konnte sie nicht vernehmen, als er zu sich sagte:

„Das heißt. . . wir sind beide auf eine jämmerliche Weise von diesen beiden Rekruten hinter's Licht geführt worden. . . hm. . . dreißig Millionen. . . hm. . . seit Jahr und Tag also. . . haben sie uns diese Komödie der Gleichgültigkeit vorgespielt, weil wir sonst nie die Einwilligung gegeben hätten. . . An den Galgen. . . hm. . . Und wie er ihr dankt, durch ihre Liebe ein ordentlicher Offizier geblieben zu sein! . . Infam fassieren den Kerl. . . hm. . . So, sie macht ihm Vorwürfe, die kleine Maske, daß er die Rolle der Lieberlichkeit zu sehr naturell gespielt habe. . . Glaub's schon!“

Was, Fräulein Naseweis? Wollen mir so die Cour machen, mich so hätscheln, daß ich noch mal wieder jung wie ein Lieutenant werden soll? Schöne Geschichte. — Und er. . . alle Tage will er mit ihr Piquet spielen — sie immer gewinnen lassen, der schlechte Kerl — den ganzen Clausewitz auswendig lernen! . . Ich werd's Dir weisen! . . Ja, freut euch nur beide, uns überlistet zu haben. . . ein nettes Pärchen, Ihr beide. . . Und die Hochzeit zu Ostern. . . und das dumme Weib, die Anna — die würdige Milchschwester, die dasteht und in die Hände klatscht! . . Das Haus werde ich ihr über dem Kopfe anzünden. . . das brave Tier, die Arabella, die den Weg seit Jahr und Tag schon macht, hat mich auf Eure Schliche gebracht. . . hm! wäre sonst nie darauf gekommen; . . aber bin ein alter Reiter, verstehe, was die Pferde wollen. . . und — hm. . . so,

geb Euch das Wort, bis zur Verheiratung die Rolle weiter zu spielen, damit wir Euch keinen Strich durch die Rechnung machen . . hm. Es scheint mir . . .“

Doch der Leser möge mit uns darauf verzichten, den endlosen Monolog des Obristen weiter mit anzuhören. Nur so viel wollen wir noch erwähnen, daß, als endlich Berting die Leiter herunterstieg und sich reckte, er vor sich hinbrummte:

„Vertenfelte Situation — wenn nur die Generalin erfährt, wie sehr ich mich blamiert habe . . .“

Fast zur selben Zeit zog sich Frau von Hohenberg in ihr Schlafzimmer zurück und murmelte vor sich hin:

„Da ist nun nichts mehr zu machen. Ich kann mich nicht decouvrieren . . Sie müssen weiter glauben, ich halte mich für die Siegerin! Die Hauptsache ist, daß der Obrist nicht erfährt . . wie ich mich habe düpiieren lassen! . . Und von wem? . . Von einem Kinde . . und von einem Dragoner!“

10.

„Quarte majeure in Carreau, zwei Terzen . . machen zehn.“

„Bitte gehorfsamst um Entschuldigun — habe die Quinte mineure in Coeur aufgenommen!“

„So! — Und da ich drei Assen und drei Könige habe, so werden Sie wohl wieder die vierzehn Buben haben.“

„Zu Befehl, Excellenz . . .“

„Die Karten müssen Sie machen! . . Also ist die Partie wieder die Ihre!“

„In der That!“

„Sie haben wirklich viel Glück — haben aber heute Abend sehr gut gespielt!“

„Ich danke für das seltene Kompliment, Excellenz.“

„Apropos . . ich wollte Sie um etwas bitten!“

„Stets zu Befehl!“

„Da wir nun die Campagne glücklich beendet und es mir mit Ihrer intelligenten Kooperation gelungen ist — die Beiden, die draußen auf der Veranda sitzen, zum Heiraten zu bringen . . hm . . ich habe einen abscheulichen Husten! . . kurz, ich habe beschlossen, die Hochzeit nicht bis zu Ostern zu verschieben, sondern dieselbe schon vor Weihnachten feiern zu lassen!“

„Hm . . hm . . ich meine.“

„Ja, ja . . Ihr Sohn, ich weiß. Es wird Ihnen Mühe genug gekostet haben, ihn zu bestimmen!“

„So wie Ev. Excellenz . . hm . . bei der Baronesse!“

„Also . . wir sind einig, nicht wahr? — Zu Weihnachten — und wenn sie sich sträuben . . .“

„Ach was . . werden sich nicht sträuben . . im . . .“

„Wie meinen Sie . . .“

„Ich meine . . im Gegenteil . . der Gehorfsam, der Respekt vor Ev. Excellenz . . .“

„Ganz recht . . doch Sie geben, lieber Freund; aber mischen Sie gut!“

E n d e.

Die Buchdruckerliebe.

Buchdrucker, Hebammen, Nachrichten, Schornsteinfeger und Apotheker — dieses fünfblätterige Kleeblatt nimmt nach der sächsischen Gewerbeordnung einen besondern Rang ein; es bedarf der Konzession. Es mag sich vielleicht in dieser Ausnahmestellung eine außerordentliche Staatsweisheit offenbaren — dies kann hier nicht untersucht werden, jedenfalls stellen sich die Buchdrucker — von den Hebammen läßt sich dies nicht mit Bestimmtheit behaupten — in ihrem Leben und ihrer Liebe über das Gewerbegesetz. Wie das zunftgemäße Lieben schon längst keine Mode mehr bei ihnen gewesen ist, so bedürfen sie auch jetzt zu ihrer Liebe keiner Konzession, höchstens, da sie selbst derselben einige Konzessionen machen — das ist in dessen Privatfache, welche unter vier Augen abgemacht wird.

Tritt man in einen Setzsaal, wo vielleicht fünfzig und mehr Setzer arbeiten, sieht man sie still dastehen, den Winkelhaken in der Linken und mit der Rechten eifrig über den Schriftfächern umherfahrend, hier und dort eine Letter aus einem der Fächer hervorholend, wie Täubchen Weizenkörner von der Erde aufspicken, um die ganze Bücherweisheit Buchstaben für Buchstaben zusammenzusetzen, sieht man ihnen allen auf den Rücken, so sollte man glauben, die Schriftsetzer wären die unschuldigsten und friedlichsten Menschen in der ganzen Welt. Es liegt der Gedanke so nahe, daß ein Mensch, welcher vielleicht ein halbes Jahr und länger nur an der Bibel gesetzt, welcher die fünf Bücher Moses, die Psalter, die Weisheit Salomonis, das Buch Judith, die großen Propheten und Nahum, Habakuk, Japhanja, Haggai, Sacharja, Maleachi, wie den Gefang der drei Männer im feurigen Ofen zusammengestellt hat, von dem alttestamentlichen Geiste angehaucht sei, man hofft, daß er von dem weisen Salomo wenigstens den einen Spruch: „Es ist alles eitel“, sich angeeignet habe, allein Gedanken und Hoffnungen lügen und der Schein trägt bei den Buchdruckern ebenso gut, wie bei den Kronprinzen. Höchstens, daß ein Buchdrucker mit Salomonischem Anklang sagt: „Alles ist Wurscht!“

Die Buchdrucker haben außerordentlich viel Originelles, es läßt sich indes schwer ergründen, woher sie dasselbe haben. Weiß man um ihre Eigentümlichkeiten, so erkennt man jeden derselben und begegnet er einem als Eva verkleidet auf einer wüsten Insel. Es steckt in jedem Buchdrucker eine Lebenskraft und Fähigkeit, welche außerordentlich schwer und nur durch ganz besondere Bemühungen tot zu machen ist. Ein tüchtiger Setzer kann, wenn es durchaus notwendig ist, d. h. wenn er mit seinem Liebchen eine Sonntagspartie vorhat und deshalb Geld bedarf, zwei Tage und zwei Nächte arbeiten, ohne zu ruhen, und er kann drei Tage und vier Nächte, ohne sich Erholung zu gönnen, kueipen und schiebt zum Schluß noch Kegele. Ueberhaupt spielt der Durst im Leben des Buchdruckers eine außerordentliche Rolle. Des Morgens trinkt er, um den Durst milde anzuregen, des Nachmittags um ihn zu stillen, und des Abends aus des Lebens süßer Gewohnheit.

Begegnet man Samstag abends einem Haufen lustiger Gesellen, welche so ted und lebensfrisch in die Welt hineinschauen, als wollten sie direkt nach Konstantinopel reisen, um dem Sultan seinen Harem abzukaufen, so kann man dreist einen Pfennig gegen zehn Dukaten weiten, daß es Buchdrucker sind. Sie haben ihren Wochenlohn ausgezahlt erhalten und nun — Zuchheidi, Heidi, Heida! Zuchheidi, Heida! Sie sind müde, können indes nicht schlafen, so lange noch Geld in der Tasche ist.

Es ist etwas spät am Abend, was die Nachtwächter und Philister früh am Morgen oder Sonnenaufgang nennen. Die Thür einer Restauration wird geöffnet, ein Haufen junger Burschen stürmt heraus und hinter ihnen schlägt der Wirt die Thür zu mit einem Fluche, weil er so spät zur Ruhe kommt und seine Frau ihn zeitig wieder aus dem Bette treibt. Die Burschen kümmern das nicht, zum Heimgehen hat noch keiner Lust, aber wo eine Restauration finden, wäre sie auch noch so klein, welche um diese Zeit noch geöffnet ist! Einer er bietet sich als Führer da er eine Kneipe wisse, welche nie geschlossen werde. Wir kennen ihn nicht, außerdem ist es noch nicht hell genug, um ihn zu sehen, aber dreist können wir nach Hause gehen und auf unsern Hausschlüssel schwören, daß der Führer ein Sezer war, denn diese besitzen in dieser Beziehung eine wunderbare Vorkenntnis.

Alle Buchdrucker ahmen den Studenten nach. Sie haben etwas Burschifosés, und singen alle Studentenlieder. Dazu paßt auch der kleine tecke Schnurrbart, und bei mana, in die Schulden. Das Burschifosé legt sich bei ihnen erst, wenn sie in das Ehejoch gespannt sind, dann bildet sich um ihre Nase ein leidender Zug.

Buchdrucker-Liebe! Unglückseliges Wort! Sobald ein Sezer liebt, wird er zur Landplage für die Korrektoren. Dann ist es aus mit einem korrekten Satz. Er setzt Mädchen statt Schächchen, Liebchen statt Stübchen, Kinder statt Sünder. Dazu muß dann noch kommen, daß der Korrektor auch verliebt, was indes bei Korrektoren selten eintritt, und der verzweiflungsvolle Autor sieht sich genötigt, seinem Werke ein ellenlanges Druckfehlerverzeichnis anzuhängen. Auf diese Weise entstehen dieselben.

Die Liebe ist bei dem Buchdrucker noch ein größeres Laster, als der Durst. Er ist zärtlich, leidenschaftlich und zu jeder That bereit, deren die Liebe fähig ist, nur nicht à la Ritter Toggenburg, das ist ihm zu langweilig, namentlich eines Morgens als Leiche dazusitzen.

Das erste Augenmerk seines empfänglichen Herzens richtet er entweder auf eine Näherin, welche sich einen anständigen Sparpfennig ernährt hat, oder auf eine jugendliche Köchin, welche ohne ihre Madame zu Markte geht und solche Gelegenheit zu benutzen versteht. Beim Tanz lernt er sie kennen und spricht in besonders gewählten Worten mit ihr. Köchinnen und Näherinnen sind schwärmerisch, ihre Herzen fangen leicht Feuer, und oft sind nur wenige Stunden — natürlich bei Mondschein — nötig, und der glückliche Sezer sitzt fest darin.

So ist es Anton Pakke ergangen, er hat ein Liebchen, ehe es seine eigentliche Absicht gewesen ist. Sie ist ein hübsches Kind mit einem ganz neuen Hute. Er selbst ist zwar noch etwas jung, allein er kalkuliert ganz richtig so: „Bist du einmal verheiratet, so wird deine Frau dich schon älter machen.“ Das trifft zu, denn die Frauen verstehen das. Bis jetzt ist er zwar regelmäßig mit seinem Lohne nicht angekommen, allein seine Karoline besitzt ein Spartassenbuch und ist die Freundin eines jungen Mädchens, deren Schwester bei dem Schwager seines Prinzipals schneidert. Durch sie hofft er auf diesen einen Einfluß zu gewinnen und es bis zum Faktor zu bringen, dann ist er geborgen.

Er ist in glücklichster Stimmung! Er möchte den ganzen Tag trinken, kugeln, oder mit seiner Kleinen spazieren gehen. An ihrer Seite schwebt er in höhern Lüften, sieht einen Polizeidiener für einen Kometen an und träumt sich Prinzipal mit fünf Schnellpressen. Er hat sich auf die Höhe geschwungen, daß ihn keine spitze Bemerkung des Korrektors unten auf der Fahne oder dem Korrekturbogen mehr ärgert; wozu ist der Mensch Korrektor, wenn er nicht korrigieren will! Jeden Abend kommt er mild angefaßelt heim und seine Karoline bringt ihn bis vor seine Thür. Zum Unglück muß er jetzt gerade Gedichte sehen. Sie klingen abends in ihm wieder, er glaubt eine poetische Ader in sich schlagen zu fühlen, besingt seine Karoline, den Abendstern und macht ein Weinlied mit Bierreimen. Es ist die fürchterlichste Zeit seines Lebens. Zum Unglück setzt er noch eine Art Litteraturgeschichte: „Der deutsche Parnaß“, und wird dadurch in seinen Begriffen von Dichter und Poesie ganz verdreht.

In stiller Stunde setzt er seine drei Gedichte, macht einen saubern Bürstenabzug davon, glättet ihn sorgfältig und überreicht denselben am Abend seinem Liebchen. Welches jungfräuliche Herz würde dadurch nicht gerührt? Karoline zerdrückt eine Thräne mit der Wimper des linken Auges und haucht: „Ach, Anton!“ — Pakke nennt sie ihn nämlich nur sehr selten. Anton steckt die linke Hand in die Weste und stützt sich mit der Rechten auf einen Stuhl — er fühlt sich als Dichter. Ein glühendes Verlangen erfaßt ihn, sich öffentlich gedruckt zu sehen — er kennt den Redacteur des Volksblattes — die Gedichte werden aufgenommen. Sein Sezerherz schlägt laut und freudig. Zu seinem Unglück erhält er aus Versehen Honorar für die Gedichte — drei Mark 20 Pfennig. Eine Stunde lang schwankt er, ob er seiner Karoline ein Kleid dafür kaufen oder das Geld in Wein vertrinken soll. Seine Buchdruckernatur siegt — das Geld wird vertrunken, das ist eines Dichters würdiger. Nicht vergebens will er das Weinlied gesungen haben! Nur mit Widerwillen steht er von jetzt an vor dem Sezerkasten. — Der Entschluß steht schon in ihm fest, ein Dichter oder Schriftsteller zu werden. Karoline bestärkt ihn darin. Er schreibt eine Novelle unter dem angenommenen Namen „Alfred von Taubenhain“, alle zärtlichen Gefühle seines ursprünglichen Buchdruckerherzens hat er darin ausgesprochen und an zwei Stellen hat er selbst geweint. An der einen, wo zwei Mädchen-

herzen zu gleicher Zeit brechen, und an der andern, wo ein blinder Vater zu seinem Sohne spricht: „Gustav, ich hätte eine größere Freude an dir zu erleben gehofft!“

Auch diese Erzählung wird in einem befreundeten Blatte abgedruckt, wenn auch ohne Honorar. Das bekümmert ihn nicht, er weiß, daß es Deutschlands Dichtern und Schriftstellern nicht vergönnt ist, Schätze zu sammeln, da sie oft ohne Honorar arbeiten müssen, zumal ehe sie sich einen Namen errungen haben. Mutig arbeitet er weiter. Seine Stellung als Setzer gibt er auf, seine Karoline führt er als Gattin heim, mit ihrem Ersparten bereitet er sich in beschneider Straße der Vorstadt das Paradies der Flitterwochen. Er ist glücklich und hat Zeit, das größte Werk zu schreiben. Nur an einer Kleinigkeit, an dem Stoff dazu fehlt es ihm noch. — Seine Gedichte will indes kein Blatt mehr drucken, seine Erzählungen auch nicht — dies alles hätte er ertragen, nur daß Karolinchens Sparpfennige von Tag zu Tag geringer werden, ängstigt ihn. —

Ein Jahr ist nach seiner Verheirathung geschwunden. Es ist ein sonniger Frühlingssonntag-nachmittag; alle Welt sucht das Freie. Früher hätte Paske einen solchen Sonntagnachmittag mit Jubel begrüßt, er hätte sich in eine Droschke geworfen, wäre stolz nach einem Vergnügungsort gefahren und hätte dort lustig gezecht. — Jetzt? Dort vor der Stadt, hinter einer Planke auf einsamem Wege schreitet langsam ein junger Mann und eine junge Frau; beide ziehen einen Kinderwagen hinter sich her. Des Mannes Gesicht ist bleich, leidend, lebensüberdrüssig, das der Frau abgehärtet. Dies ist Paske mit seiner Karoline. Das Schriftstellerleben und seine Liebe haben ihn so elend gemacht. Hin sind Karolinens Sparpfennige, er hat noch Schulden obendrein; hin ist sein Stolz und Bewußtsein, Dichter und Schriftsteller zu sein — daheim liegt ein ganzer Stoß Gedichte und Erzählungen, aber sie sind ungedruckt und ungelesen, und er selbst steht jetzt wieder den ganzen Tag vor dem Setzerkasten und in einer der kleinsten Offizinen; selbst seine Hoffnung auf eine Faktorstelle ist dahin, dahin! Das ist das Los des Schönen auf der Erde!

Hätte er doch nie geliebt, hätte er sein Herz doch lieber mit Schriftzeug ausgießen lassen, er würde es leichter getragen haben, als all diese getäuschten Hoffnungen, die häuslichen Sorgen bei fünfzehn Mark wöchentlichem Verdienst und die Vorwürfe einer Karoline, welche ein Sparkassenbuch besessen hat und gewohnt gewesen ist, neue Hüte zu tragen. Buchdrucker-Liebe — wie viel Unheil hat die schon angestiftet! Wie oft hat sie sich in ihren Erwartungen getäuscht gefunden! Dennoch ist es ein schöner Zug bei ihr, daß sie in den meisten Fällen treu ausharrt und stets eine gewisse Gutmütigkeit behält. Ist ein Buchdrucker einige Jahre verheiratet, so getraut er sich nicht, vor zwölf Uhr abends heimzugehen, weil, wenn er früher kommt, seine Frau erschreckt und glaubt, es sei ihm ein Unfall zugestoßen. Den Schrecken will er ihr ersparen und bleibt lieber drei Stunden länger aus, zum großen Nachtheil seiner Kasse, denn die drei Stunden kosten ihm sechs Glas

Bier, zwei Schlummerpunsche und eine Tasse Kaffee, abgerechnet das, was er obendrein beim Spiele verliert.

Am flottessten ist die Buchdruckerliebe um die Zeit der Buchhändlermesse. Dann blüht ihr Weizen, weil es dann Gelder gibt.

In geschäftlicher Beziehung hängen die Buchhändler mit den Buchdruckern eng zusammen, — sie hängen in vielen Fällen sogar ganz außerordentlich zusammen, — in der Liebe haben sie indes, um dies hier beiläufig zu bemerken, wenig Aehnlichkeit mit einander. Ein Buchdrucker bewahrt sich immer einen burchitosen Anstrich, der Buchhändler stellt sich bedeutend über ihn, er verkehrt mit den Schriftstellern, das macht ihn stolz. In seiner Liebe ist der Buchhändler sentimental und weichlich, nennt sein Mädchen, mit dem er verlobt ist, wenn er ihm schreibt: „Mein herziges Bräutchen“ und schickt, wenn es möglich ist, den Brief durch Buchhändlergelegenheit. Mehr Eigentümliches läßt sich über die Liebe der Buchhändler nicht schreiben — sie würden es auch nicht drucken lassen.

Von den Buchdruckern muß noch Ein Zug bemerkt werden. Außer Johannes Gutenberg, von dem es indes noch durchaus unerwiesen ist, ist kein frommer Buchdrucker bekannt, und gibt's Revolution, so pfeifen alle lustig mit.

Friedrich Friedrich (im Frankf. Journal.)

Die russischen Krönungsinsignien.

Wie der Wiener Zeitung aus Petersburg, 7. d. M., geschrieben wird, sind in der Brillantkammer die Hofsjuweliere emsig beschäftigt, die Krönungsinsignien zu reinigen und in Ordnung zu bringen. Die Krone, nach dem Muster der spätern byzantinischen, ist auf mehr als 1 100 000 Rubel geschätzt und besteht in symbolischer Weise aus 2 Hälften, das west- und das oströmische Reich charakterisierend, zwischen denen sich auf einem Bügel das auf einem birnförmigen Rubine befestigte, aus 5 großen Diamanten bestehende Kreuz erhebt. Dieses wundervolle Werk wurde von Katharina II. gleich nach ihrer Thronbesteigung bei dem Hofsjuwelier Jeremias Pauz's, einem Genfer, bestellt; Pauz's erhielt alle Krondiamanten zu seiner Disposition und arbeitete Tag und Nacht, um mit seiner Arbeit für die Krönung der Kaiserin, d. h. am 22. September (3. Oktober) 1767 fertig zu werden. Mit Ausnahme des erwähnten Rubins besteht die Krone nur aus Diamanten und 54 großen untadelhaften Zahlperlen. Noch wertvoller ist das Scepter, welches Kaiser Paul für seine Krönung (am 5. April 1797) herstellen ließ. Es ist mit dem wunderbaren Diamanten geschmückt, welcher unter den Namen Lasarew und Orlow bekannt ist und über welchen so viel Sagen verbreitet sind. Er soll mit dem berühmten „Koh-i-Nur“ der englischen Krone, die Augen des goldenen Löwen vor dem Throne des Großmoguls zu Delhi gebildet haben, wanderte als ein Stück Glas oder Topas von einer Hand in die andere, bis ihn ein armenischer Kaufmann, namens Lasarew, erwarb, der ihn unter Lebensgefahr nach St. Petersburg brachte und ihn der Kaiserin Katharina II. anbot.

Die Kaiserin fand den damals noch rohen Edelstein zu teuer und Lasarew brachte seinen Schatz nach Amsterdam, dem Centrum des Diamantenhandels. Dort erstand ihn Graf Alexei Orlow für 450 000 Rubel, ließ ihn schleifen und legte ihn sodann der Kaiserin zu Füßen. Zugleich erwirkte er für Lasarew einen Adelsbrief und eine Rente von 2000 Rubel. Der Orlow wiegt $194\frac{3}{4}$ Karat, also $81\frac{1}{16}$ Karat mehr als der Koh-i-Nur. Beim Schliff verlor er $9\frac{3}{4}$ Karat. Er ist von einem wunderbaren Wasser und wurde im Jahre 1865 auf 2 399 410 Rubel taxiert. Jetzt ist er nach dem geringen Werte des Papierrubels gegen 3 Millionen wert. Auf dem Orlow steht ein zierlich emaillierter Doppeladler. Das im ganzen 81 Millimeter hohe Scepter diente auch bei der Krönung des Kaisers Nikolai zu Warschau, bei welcher Gelegenheit ein anderer Doppeladler mit dem polnischen Wappen auf der Brust aufgeschraubt war. Auch der Reichsapfel wurde für die Krönung des Kaisers Paul angefertigt. Er ist von Gold, mit einem Gürtel von 3 Reihen Brillanten umgeben, in deren Mitte ein schöner mandelförmiger Diamant angebracht ist. Ein ähnliches Band bildet den Kamm, auf welchem ein großer Saphir das aus Diamanten bestehende Kreuz trägt. Die Krone Ihrer Majestät der Kaiserin ist bedeutend kleiner, als die des Kaisers, aber von derselben Form. Sie besteht nur aus Diamanten. Besonders schöne und wertvolle befinden sich im Kreuze, in der Rosette der Vorderseite und im untern Rande. Sie wurde für die Krönung der Kaiserin Maria Alexandrowna bei den hiesigen Juwelieren Nicholls und Plinke bestellt. Reich und nur aus Diamanten bestehend sind die Insignien des Andreasordens, welche die Majestäten nur am Krönungstage anlegen. Im ganzen beträgt der Wert der Krondiamanten nach dem heutigen Geldwerte gegen 12 Millionen Rubel.

Noch etwas vom täglichen Brot.

Bekanntlich sind nicht alle Nahrungsmittel gleich an Nährfähigkeit. Die Kartoffel nimmt in dieser Hinsicht eine der niedrigsten Stufen ein. Zehn Pfund Kartoffeln enthalten kaum soviel Nahrungstoff wie ein Pfund gutes Fleisch und dabei sind sie viel schwerer zu verdauen als Fleisch. Welche Arbeit für den Magen bei so geringem Nutzen! Auf das Fleisch war es aber nicht abgesehen, denn das ist zu teuer; es sollte nur als Beispiel dienen. Es gibt aber noch andere Nahrungsmittel, die dem Fleisch wenig an Nährhaftigkeit nachgeben und nur den vierten Teil kosten; das sind die Hülsenfrüchte: Erbsen, Bohnen und Linsen. Machen wir einmal das Rechenexempel, wie sich Kartoffeln und Hülsenfrüchte zu einander verhalten. Der Nährwert der Kartoffeln sei 10 und der Hülsenfrüchte 75, der Preis 3 und 15 Pfennig, so erhalten wir ein Verhältnis von ungefähr 2 zu 3. Dazu kommt aber etwas, was sich durch Ziffern nicht darstellen läßt: der bessere Nahrungseffekt bei den Hülsenfrüchten erstens dadurch, daß sie leichter verdaulich sind als Kartoffeln und zweitens, daß sie auch den Knochen und dem Gehirn durch ihren Gehalt an Phosphorsäure zu

gute kommen. Man kann also das Verhältnis unbedenklich wie 1 zu 2 annehmen.

Warum haben unsere Soldaten ein so gesundes, strammes und couragiertes Aussehen? Weil sie vorzugsweise mit Hülsenfrüchten genährt werden. Erhielten sie umgekehrt vorzugsweise Kartoffelkost, so würden wir eine elende, mutlose Truppe haben und es würde dem Militärsäckel obendrein noch mehr kosten. Die Behauptung, daß eine Armee mit Kartoffelkost von einer Armee mit Erbsen-, Bohnen- und Linsenkost zuverlässig würde besiegt werden, bedarf keines Beweises, wenn man das Gesetz von Ursache und Wirkung überhaupt nicht verneinen will. Jene würden weder soviel Kraft und Mut haben als diese. Es ist mit diesen Ausführungen gar nicht gesagt, daß man nun sofort von der Kartoffel zur Erbsen- u. übergehen, den Kartoffelbau aufgeben solle. Die Kartoffel ist als Gemüse, als Füllspeise nicht zu entbehren und sie wird sich auch wegen ihrer Schmachthaftigkeit auf den Tischen der Reichen wie der Armen stets behaupten. Man soll aber nicht meinen, daß der Arme auf die Kartoffel geradezu „angewiesen“ sei. Sieben und ein halb Pfund Kartoffeln, die also nur soviel Nahrungstoff enthalten, als 1 Pfd. Erbsen u., kosten ihm $22\frac{1}{2}$ Pfg., 1 Pfd. Erbsen aber nur 15 Pfg. Um $7\frac{1}{2}$ Pfg. Kartoffeln zu verdauen, bedarf er aber so viel Kraft, daß ein großer Teil des Nahrungseffektes dadurch verloren geht. — Das alles sollte man am Tisch des Armen nicht vergessen.

Was ist ein Stammtisch?

Was ein Stammtisch ist, läßt sich leicht erklären. Ein Stammtisch ist ein bestimmter Tisch in einer bestimmten Restauration, in einem bestimmten Winkel derselben, an dem zu bestimmten Stunden des Tages bestimmte Gäste Platz nehmen, dieses sind Stammgäste. Was ist ein Stammgast? Das ist schon schwerer zu demonstrieren. Wenn in einem Restaurant ein Herr das Bierglas in die Höhe hebt und einen prüfenden Blick durchwirft und der Wirt springt hinzu und fragt ängstlich und devot: „Wohl trübe?“ und der Herr antwortet: „Nein, nichts“, — der Wirt aber das Bierglas ergreift, damit zur Bierausgabe stürzt, unterwegs zwei Kellnerjungen maulschellert und dem Herrn ein frisches Glas Bier mit der Bitte kredenzt, zu entschuldigen u., so ist der Herr ein feltner Gast. Wenn ein anderer Herr das Bierglas in die Höhe hebt, durchsieht und zum Wirt, der eben vorübergeht, sagt: „Heute ist recht viel Pech im Bier“, worauf der Wirt leichtthin antwortet: „Ja das kann vorkommen“, — dabei aber dem Kellner ein Zeichen gibt, das Bier umzutauschen, so ist der Herr ein regelmässiger, aber kein täglicher Gast. Wenn aber ein Herr ins Bierglas guckt und bald darauf mit einem Hölzchen eine Menge Pech aus demselben fischt und ganz bescheiden zum Wirt, der, beide Hände in den Hosentaschen, ruhig zuseht, sagt: „Aber das muß das letzte vom Faß sein, das kann man vor Pech kaum trinken“, und der Wirt wird feuerrot und schnauzt den Herrn an: „Na, Ihrem Magen schadet's ooch niischt, wenn er 'mal ausgepicht wird!“ — so ist das ein Stammgast, vom Stammtisch notabene!

Düsseldorfer Balladen.

I. Der Guß des Reiterstandbildes zu Düsseldorf.

Der Kurfürst Johann Wilhelm sprach:
 „Nennt Städte mir im Reiche!
 Mein Düsseldorf steht keiner nach,
 Worin ich auch vergleiche!
 Und giebt es größ're hier und da,
 So sah ich keine fern und nah,
 Die eine bess're Stätte
 Der Kunst bereitet hätte.“ —

Und es vernahm das stolze Wort
 Der Troß mit Wohlgefallen.
 Wer liebte nicht den Heimatsort,
 Den Heimatsort vor allen? —
 Doch aus der edlen Herren Reih'n
 Sah mancher mit Befremden drein,
 Bis Einer sich ermannte
 Und frei und kühn bekannte:

„Verzeiht, Erlauchter Herr, verzeiht,
 Wenn Zweifel wir erheben!
 Sie sind wohl Straßen, grad' und breit,
 Von Häusern schmuck umgeben
 Liegt mancher Platz, — das freuet schier, —
 Allein man mißt die schönste Bier:
 Die stolzen Monumente
 Auf hohem Postamente!“

Der Kurfürst hört's mit Aerger an,
 Rief dann dem Bildner sagen:
 „Grupello, lieber Meister, kann
 Ich solchen Vorwurf tragen?
 Nein! nimmermehr! drum schaffst mir Rat!
 Gilt lieber gleich zur frischen That:
 Ich will ein Standbild gründen,
 Wie keines sonst zu finden!“ —

Der Meister, den es längst beehrt,
 Was Großes zu vollbringen,
 Ist durch den Auftrag hoch geehrt
 Und spricht: „Es wird gelingen!“
 Dann stunt er, formt und prüft und mißt,
 Bis der Entwurf vollendet ist,
 Bis daß er selbst mit Freuden
 Sich mag am Anblick weiden.

Auf einem Rosse, stolz und wild,
 In Rüstung, mit der Krone,
 Sitzt Johann Wilhelm, göttig, mild,
 Wie auf dem Herrscherthrone.
 Des edlen Rosses Auge sprüht,
 Des hohen Reiters Blick erglüht,
 Es hat ihm Geist und Leben
 Des Meisters Hand gegeben.

Es sah der Fürst des Bildes Pracht,
 In Staunen ganz verloren;
 Rief dann: „Dir Heil, der dies vollbracht,
 Heil mir, der dich erkoren!
 Wohl! mein Schatzamt ist bereit;
 Kaufst Erz, es soll für alle Zeit
 Dies Kunstwerk ohne Gleichen
 Der Stadt zur Bier gereichen!“

Da ließen sie aus Spanien Zinn,
 Aus Schweden Kupfer kommen.
 Da ward die Form mit Künstlerfönn
 Modellgetreu entnommen.
 Gesellen schmolzen im Verein
 Im Gießhaus die Metalle ein;
 Und bald stand alles fertig,
 Des Gusses still gewärtig.

Auch zu den Bürgern war die Mär,
 Die frohe Mär gedrungen.
 Da stand's am Marktplatz dicht umher,
 Die Alten wie die Jungen,
 Zu hören, ob das Werk gelang.
 „Schaut! schaut! da eilt den Weg entlang
 Der Meister! Laßt uns sehen,
 Jetzt wird der Guß geschehen!“ —

Stumm harrend steht das Volk alsdann,
 Es zählt Grupellos Schritte.
 Der tritt zum Ofen still hinan
 In der Gesellen Mitte.
 Jetzt schaut er in das Flammenreich,
 Er blickt zur Form, wird starr und bleich:
 „Es reicht nicht,“ stöhnt er leise, —
 „Weh' uns! — die glüh'nde Speise!“ —

Mit Schrecken hören sie das Wort;
 Kein Erz ist mehr zu finden!
 Da schleicht der Lehrbub schlau sich fort,
 Es draußen zu verkünden:
 „Was steht ihr Tölpel da und gafft?“
 So schrie er, „geht nur heim und schafft!
 Mögt gern ein Denkmal sehen?
 Haha! laßt's euch vergehen!“

„Was sagt der Bengel?“ rief's nimmer,
 „Er höhnt! haut ihn zu Schanden!“ —
 „Ich spotte nicht, bei meiner Ehr'!
 Kein Erz ist mehr vorhanden,
 Und was ihr glühen seht im Haus,
 Reicht nimmermehr zum Gusse aus.
 Von Ihm hab' ich's vernommen! —
 Haha! so mußt' es kommen!“

Da lief ein Murren durch die Reih'n,
 Dann rief's von allen Seiten:
 „Das Standbild muß gegossen sein,
 Und müßten wir's bestreiten!
 Wer hätte kein Metall im Haus?
 Wir holen es! wir helfen aus!
 Schmach dem, der nichts will geben!
 Hoch! Düsseldorf soll leben!“

Sie eilen fort; jetzt wogt's zurück,
 Die Männer, Kinder, Frauen,
 Mit Jubelruf, mit stolzem Blick; —
 Darf man dem Auge trauen?
 Denn Köffel, Kannen, silberrein,
 Erglänzen in dem Sonnenschein; —
 So naht's mit tausend Händen,
 Und alle wollen spenden.

Der Meister nimmt die Gaben an,
 Bewegt mit feuchten Augen,
 Und stammelt: „Dank euch, Mann für Mann,
 Kann alles kaum gebrauchen!“

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage der „Bildener Zeitung“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 14.

Samstag, 30. September 1882.

1. Jahrg.

Hohe Protektion.

Der Rechtsanwalt Dr. Baumann hatte seine Examina vortrefflich bestanden; er hatte sich in guter Gegend ein stattliches Bureau eingerichtet, hatte Altenschränke, Schreibtische und sogar das lebendige Mobiliar solch eines Advokatenvorzimmers in diversen Exemplaren von Kopisten beschafft, und doch fehlte zu seinem Glücke noch mancherlei. Was halfen alle Altenschränke der Welt, wenn sie leer stehen? Und was können zehntausend Abschreiber zur Befriedigung ihres Herrn und Meisters beitragen, wenn sie nichts zu thun haben? Da mußte Abhilfe geschaffen werden.

„Aber wie?“ so fragte der junge Mann seine Freunde.

„Heirate!“ antwortete man ihm.

„Und dann?“

„Dann wirst Du zunächst Geld haben, um es abwarten zu können, zweitens aber kommst Du in intimere Berührung mit so und so viel Personen, die Deinem Schwiegervater nahe genug stehen, um Dir seinetwegen einen Prozeß anzuvertrauen.“

So lächerlich dieser Vorschlag dem Advokaten auch anfangs schien, so oft tauchte er doch in den vielen Stunden stiller Beschaulichkeit, die ihm beschieden waren, bei ihm wieder auf. Und als er eines Tages mit dem Eifer des Unbeschäftigten die Inzeratenteile einer Zeitung studierte, lachte er plötzlich laut vor sich und zog mit einem „Meinetwegen!“ eine Korrespondenzkarte aus dem Block, der seinen modernen Ministertisch zierte. „Meinetwegen,“ hatte er gesagt und in Verfolg des damit angedeuteten Gedankens beschrieb er die Vorderseite jener Karte. „J. Z. 2432. Expedition des Kleinen Journal!“ hieß es da in energischen Zügen. Und auf der Rückseite stand: „Ich bitte um Ihren werthen Besuch? Rechtsanwalt Dr. Baumann.“

Drei Tage später saß der Advokat wiederum gedankenvoll an seinem Pulte, als er plötzlich durch ein Geräusch gestört wurde, das vom Ohr zum Herzen und von da durch den ganzen Körper strömte, etwa wie ein heißer Trank im Winter bis in die Fußspitzen hinein fühlbar wird. Da draußen im Vorzimmer hatte soeben eine sonore Stimme nach Herrn Rechtsanwalt Baumann gefragt — eine durchaus fremde, männliche Stimme: das war ein wirklicher, ein leibhaftiger Client! Unbegreiflich zwar, aber deshalb nicht minder wahr! Was hätte unser Freund nicht darum gegeben, wenn in diesem Augenblick etwa sein Schneider, oder ein Bote von der

Gasanstalt oder sonst irgend ein Mensch bei ihm im Zimmer gewesen wäre! Dann hätte der Client draußen warten müssen, bis die eben stattfindende „Konferenz“ beendet wäre — das hätte dem Manne, wer es auch sein mochte, ungleich mehr imponieren müssen, als daß dieser Narr von „Bureauvorsteher“ sehr schnell antwortete: „Bitte nur einzutreten!“ Wenn der letztere wenigstens so gethan hätte, als ob möglicherweise jemand bei dem Herrn Doktor sein könnte — nein! „Bitte nur einzutreten!“ Solch ein ungeschickter Mensch!

Alle diese ärgerlichen Erwägungen hinderten den Doktor selbstverständlich nicht, sich würdig zum Empfang des neuen Kunden vorzubereiten. Ein mächtiges Altensäckel — es war das Brouillon der schriftlichen Prüfungsarbeit — wurde vor die Nase genommen, und so sehr vertiefte sich der Doktor in den überaus verzwickten „Fall“, daß er das zweimalige Klopfen seines Besuches überhörte. Erst auf ein drittes energischeres Pochen antwortete der Advokat mit einem kräftigen „Herein!“

Als sich die Flügelthür nahezu hinter dem Eingetretenen geschlossen hatte, machte Doktor Baumann in seinem Sessel eine Wendung halbrechts; in demselben Augenblick aber schoß er pfeilschnell in die Höhe, ließ dem ersten flüchtigen Blick über die Gestalt seines Klienten einen zweiten, fast verstohlenen folgen und knickte sodann, gleich einem Taschmesser, nach vorn über zu einer außerordentlich devoten Verbeugung zusammen. Noch ein zweites, fast noch tieferes Kompliment und endlich der Anlauf zu einem dritten folgten, ehe sich Baumann so weit erholt hatte, daß er dem Herrn einen Stuhl anzubieten vermochte.

Indessen wäre es ein Irrtum, diese ganz ungewöhnliche Betroffenheit des Advokaten lediglich auf Rechnung der Genugthuung über die endlich beginnende Praxis zu schreiben. Dieses Gefühl hätte unser Freund zum mindesten sehr geschickt zu cachieren verstanden, während er des Eindrucks, den ihm die Person seines Klienten machte, absolut nicht Herr zu werden vermochte. Herr Doktor Baumann sah nämlich in seinem Arbeitskabinett keinen Geringern, als den höchsten Beamten des Landes. Diese mächtige breitschultrige Gestalt mit dem wohlentwickelten Schmeerbauch, dieser große, oben völlig enthaarte Kopf mit den buschigen, grauen Brauen und dem weit über die Unterlippe herabhängenden, ein wenig verwilderten Schnurrbart, der energische Ausdruck dieses durch tausend und aber tausend von Wigblättern belannt gewordenen Gesichts — kurz diese ganze

imposantgewaltige Erscheinung des allmächtigen Ministers, wie sie jedes Landeskind an drei Strichen auf einen Halbkreis gezeichnet, sofort erkennen mußte, der Fürst Bismarck, stand dem Rechtsanwalt gegenüber! Er stand, sagen wir, denn von der Einladung, Platz zu nehmen, hatte der eiserne Kanzler noch keinen Gebrauch gemacht. Im langen schwarzen Rock, der in der Magenenge diverse ganz unerlaubte Falten schlug, mit unmoderner, breiter, schwarzer Atlaskravatte, in der einen Hand einen riesigen Calabrese, die andere gestützt auf einen derben, deutschen Krückstock, hinter sich den berühmten Reichshund, so stand der Fürst da und blickte auf den noch immer nicht ganz „gegenwärtigen“ Advokaten mit einer Hoheit hernieder, die sich nicht beschreiben läßt. Er schien eine Anrede zu erwarten und da dieser ungeäußerte Wunsch durch eine bedenkliche Bewegung des maulkorblosen Tyras Nachdruck empfing, beeilte sich der Doktor, neuerdings auf den zunächst stehenden Sessel hinzuweisen, und brachte denn auch endlich das erste Wort hervor.

„Durchlaucht . . .“, stammelte Herr Doktor Baumann.

„Entschuldigen Sie,“ erwiderte der Kanzler, „mein Name ist Dornenberg. Sie haben an mich geschrieben.“

Der Doktor glaubte schon den ersten Teil der Rede mißverstanden zu haben. Der Nachsatz aber machte ihn völlig konfuse.

„Ich — an Ew. Durchlaucht?“

„Mein Name ist Dornenberg,“ wiederholte der vermeintliche Minister sehr ruhig und dabei zog er eine Korrespondenzkarte hervor; auch die Worte: „Sie haben an mich geschrieben!“ stieß er zum zweiten Male unter dem Barte hervor.

Der Doktor glaubte nicht anders, als daß er plötzlich den Verstand verloren habe. Auf das Ingerat eines Heiratsvermittlers hin hatte er jene Karte geschrieben, und nun stand Fürst Bismarck vor ihm, behauptete Dornenberg zu heißen und wollte ihm zu einer vermögenden Frau verhelfen! Das war des Unverständlichen denn doch ein wenig zu viel! Wäre es noch eine minder markante Persönlichkeit gewesen, als gerade die des Fürsten Reichskanzlers! Aber Er? der Unverkennbare? Und legitimierte ihn nicht auch der knurrende Reichs-Tyras? Und dennoch — was blieb übrig, als auf den Scherz des großen Staatsmannes einzugehen? Und als der Doktor jetzt von neuem einen Blick in seines erlauchten Gastes Angesicht sandte, und einen zweiten längern, als er an der unbefleierten rechten Hand des Pseudokanzlers einen höchst ordinären Talmisiegelring entdeckte, als ihm eine noch genauere Inspektion zeigte, daß der schwarze Rock schäbig, das Oberhemd durchaus nicht zweifelsohne war, da begann es in des Advokaten Hirn zu dämmern. Und in der That: Nichts als ein merkwürdiges Spiel der Natur hatte ihn geäfft. Je genauer er hinsah, um so klarer wurde ihm der Irrtum. Jetzt war auch die Ähnlichkeit des Herrn Dornenberg mit dem Fürsten Bismarck bei weitem nicht mehr so frappant, als vorher. Die Züge zeigten bei fast kongruentem Schnitt doch nicht die gleiche Muskelspannung.

Die Stirn besonders, diese Stirn war glatt, die Nasenflügel, das Kinn und endlich das Auge, sie hatten keinen Charakter: aus der nämlichen Form waren zwei Köpfe hervorgegangen. Der eine vollendet in seiner Art, der Fleisch und Blut gewordene Intellekt, krönte die Gestalt des genialen Einigers Deutschlands; der zweite, mißlungen, abgeplattet, ausdruckslos — er saß auf dem Kumpfe eines Herrn Dornenberg! Nahm der letztere seine geistigen Kräfte zusammen, so genügte das zur Not, um für einen Augenblick die Täuschung zu unterstützen. So läßt sich ja auch einem toten Haupte vermöge der Elektrizität der Schein des Lebens geben.

Die Konferenz mit Herrn Dornenberg währte nicht lange. Die Wünsche des Advokaten in betreff seiner Verheiratung waren schnell festgestellt, ein Revers bezüglich der Provision unterzeichnet, und nachdem sich der Heiratsagent noch wegen des mitgebrachten Hundes entschuldigt hatte — die Hundesperre verhindere, daß man solch ein Tier allein auf die Straße schicken könnte, und so habe man die Pflicht, es, so oft man ausgeht, mitzunehmen —, erhob sich Bismarck, der Nachgemachte, und ging.

Ein halbes Jahr ist seitdem vergangen. In den Verhältnissen des Rechtsanwalts Baumann ist gar Verschiedenes anders geworden. Die Prüfungsarbeiten braucht er nicht mehr zur Hand zu nehmen, wenn es klopft. Er hat schon mancherlei zu thun bekommen. Da war es ihm jüngst gelungen, einen Spisbuben vor dem Zuchthause zu bewahren. Jenen Bankrotteur, der schon mit einem Fuße in Plözensee stand, hatte er zu einem Ehrenmann gemacht, und auch in der Hauptsache, im Aufstellen von Kostenrechnungen, begann der Doktor ganz erhebliche Fortschritte zu machen.

Bezeichnen diese drei Punkte die äußerliche Veränderung seiner Situation, so läßt sich der viel wichtigere, innere Umschwung, der mit ihm vorgegangen war, nicht mit so trockenen Daten registrieren! Seien wir kurz: Der Doktor war ganz ernstlich verliebt! Als er vor drei Monaten mit schwerem Herzen die Miete heruntertrug zu seinem Hauswirt, dem Bäckermeister Krause, und statt seiner ein holdes Mägdelein ihm die Quittung schrieb; als er dann die schöne Bäckermaid öfter und immer öfter sah — das ging so weit, daß er anfing, sich seine Frühstücksemmel selbst zu holen! — als er dann mit Fräulein Krause mehr und mehr bekannt wurde, da geschah es, daß der Mann des Rechtes fast nur noch von Dampfmilchbrot zu leben schien, daß er immer nachdenklicher wurde und immer häuslicher, wenn ihm auch häufig die interessantesten „Fälle“ höchst langweilig vorkamen.

Man kennt, so nehmen wir an, die Symptome des Verliebtseins. Nun, bei Herrn Doktor Baumann wären auch dem Laien keine Zweifel an dem Vorhandensein dieser Krankheit aufgestiegen. Er war verliebt bis über die Ohren, wie man zu sagen pflegt. Um so schmerzlicher traf unsern Freund am Tage vor Beginn des neuen Quartals die Kündigung von seiten des Herrn Krause. „Laut § so und so unseres Vertrages,“ so schrieb der Bäckermeister, „steht mir das Recht der Kündigung am 1. Juli

d. J. zu. Ich mache von diesem Rechte Gebrauch, und hat somit unsere kontraktliche Vereinbarung mit dem 1. Oktober d. J. ihr Ende erreicht!" —
(Schluß folgt.)

Das anatomische Examen.

Jetzt mußte sie in den Lichtkreis der Straßenlaterne treten. Er hatte diesen Moment geschickt ausgenützt und sich durch rasches Vortreten überzeugt, daß das Antlitz der Frauengestalt, der er wegen ihrer reizenden Füßchen und wegen des so prachtvoll auf den Schultern stehenden Kopfes nun schon seit einigen Minuten gefolgt war, seinen Erwartungen vollständig entsprach.

Der zornsprühende Blick, den sie ihm bei seinem von ihr durchschauten Manöver aus ihren dunklen Augen zuwarf, kimmerte ihn nicht viel, und er war jetzt erst recht entschlossen, bei der ersten günstigen Terraingelage ihr „Arm und Geleite“ anzutragen.

Das Köppchen, das er trug, ließ sie mit Schrecken einen Studenten in ihm erkennen, und benahm ihr vollends jede Hoffnung auf Befreiung von ihm, denn auch ihr Weg führt ins Studentenviertel. Immer mehr beschleunigt sie ihre Schritte, doch immer näher kam ihr der Verfolger.

Jetzt glaubte er den richtigen Moment gekommen und trat rasch vor. „Silen Sie doch nicht so, schönes Kind.“

Fast atemlos stürmte sie weiter, und als er nun gar die Kühnheit hatte, ihre Hand zu ergreifen, schrie sie laut auf.

In diesem Momente trat aus einem Quer-gäßchen ein Mann. Die hohe Gestalt umhüllte ein altmodischer Radmantel, ihren Kopf bedeckte ein nicht mehr im Jugendalter stehender Cylinderhut, und ihre Füße stakten in Schuhen, die mehr kleinen Nachen als einer Fußbekleidung ähnlich sahen.

Der Neuhinzugekommene hatte die Situation rasch erkannt und beruhigte das Mädchen, das sich unwillkürlich wie hilflos suchend zu ihm gewendet hatte.

„Sind Sie ruhig, liebes Kind! Der junge Herr thut ihnen nichts — sehen Sie, er geht schon fort.“

Wirklich hatte der Verfolger beim Anblick der sonderbaren Gestalt rasch Reißaus genommen.

Das Mädchen atmete auf und dankte in beweglichen Worten ihrem unbekanntem Retter.

„Gar so groß war Ihre Gefahr nicht,“ lächelte er, „doch jetzt sagen Sie mir, wohin Sie gehen, vielleicht habe ich noch Zeit genug, Sie an Ihren Bestimmungsort zu bringen.“

„Ich gehe in die alte Gewehrfabrik,“ antwortete das Mädchen nach einigem Zögern.

Er blieb überrascht stehen. „In die alte Gewehrfabrik? Da haben wir ja den gleichen Weg! Sie wagen sich da direkt in die Löwenhöhle.“

„Wie meinen Sie das?“

„In der Gewehrfabrik befindet sich ein Teil der medizinischen Hörsäle und da treffen Sie zu jeder Zeit solche böse Studenten, wie den von vorhin!“

„Ich suche dort auch einen Studenten.“

„Ah!“ Der Alte war enttäuscht. Sollte er dem einen Studenten nur das Abenteuer verboden haben, um einem andern das Schäschen sicher zum Rendezvous zu geleiten?

Sie mochte dieses „Ah!“ verstanden haben, denn rasch fuhr sie fort:

„Bitte, denken Sie nicht Schlimmes von mir; mein Bräutigam hat heute in der Gewehrfabrik seine Prüfungen und da will ich die erste sein, um ihm zu gratulieren.“

Das Gesicht des Alten klärte sich auf.

„Sind Sie seines Erfolges so sicher?“ fragte er.

„Gewiß! mein Otto ist der bravste und tüchtigste Student und wenn er kein Malheur hat, so wird sein Examen gewiß ein glänzendes sein.“

„Malheur? was kann es da für ein Malheur geben, wenn man gut vorbereitet ist?“

„Was für Malheur?“ lachte sie im Tone des Besserwissens, „da kennen Sie die Professoren schlecht, sind die nicht gut gelaunt, da nützt alles Wissen nicht!“

„Was Sie nicht sagen!“

„Da ist besonders der Professor Hyrtl; als Lehrer vergöttern ihn die Studenten, aber als Prüfer fürchten sie ihn wie den leibhaftigen Satan!“

„So—o!“

„Der gibt den Studenten zuweisen Fragen, die gar nicht im Buche vorkommen, die sie ganz perplex machen; dann stehen sie da, wie —“

„Die Ochsen“, lachte der Alte.

Das Mädchen warf ihm einen vernichtenden Blick zu — fuhr aber fort:

„Mein Otto würde dem allem ruhig entgegensehen, wenn nicht gar so viel für uns auf dem Spiele stünde.“

„Wie denn das, mein Kind?“

„Otto, der meine Brüder unterrichtet, ist arm und mein Vater hat seine Einwilligung zu unserer Verbindung nur unter der Bedingung gegeben, daß Otto seine Prüfungen glänzend besteht. Jetzt denken Sie, wenn unser ganzes Lebensglück durch die schlechte Laune eines Professors in Frage gestellt würde.“

Unter diesem Gespräche hatten sie die Gewehrfabrik erreicht, und der Alte, der im Hause Bescheid wußte, zeigte dem Mädchen, jeden Dank lächelnd abwehrend, die Thür, aus der der Prüfungskandidat herauskommen müsse. Er selbst verschwand durch einen Seitengang des weitläufigen Gebäudes. —

Unterdessen hatte Otto Reinmann aus den meisten Prüfungsgegenständen seine Thesen in glänzender Weise erledigt und sah nun mit ziemlicher Ruhe der Prüfung aus dem letzten Gegenstande entgegen. Jetzt erschien Professor Hyrtl im Saale und sein Blick traf den Kandidaten. Otto fühlte, wie alle seine Zuversicht unter der Einwirkung dieser stahlscharfen Augen schmolz. In diesem Augenblick wäre ihm sein ganzes anatomisches Wissen um einen Spottpreis feil gewesen.

Hyrtl nahm seinen Platz ein und blickte in das vor ihm liegende Prüfungsprotokoll.

„Hm, hm,“ brummte er. „Sie haben ja recht gute Noten, Herr Kandidat, — die Professoren scheinen mit Ihnen recht gnädig gewesen zu sein.“

Das Blut schoß dem Studenten ins Gesicht; er sah sich verloren. Eine Gegenrede auf diese hämische Bemerkung konnte alles verschlimmern. „Ade Zukunft! ade Louise,“ dachte er, während der Schweiß ihm auf die Stirn trat.

Der Professor begann:

„Sagen Sie mir, Herr Kandidat,“ — hier legte sich sein Gesicht in tiefen Falten — „wenn Sie unverhofft eine Ihnen sehr teure Person, eine Mutter, eine Schwester — eine Braut treffen und sie in Ihrer Freude recht herzlich küssen, welche Muskeln setzen Sie dabei in Bewegung?“

Es war nichts Seltenes, daß Hyrtl derlei Fragen stellte, und so machte sich Otto ohne Erstaunen an die Beantwortung der Frage.

Einen Gesichtsmuskel nach dem andern der beim Kusse in Aktion tretenden, nannte er, doch immer weniger zufrieden zeigte sich der Prüfer.

Nun wußte er keinen mehr, doch der Prüfer drängt: „Kennen Sie keinen mehr, den Sie bei der genannten Aktion in Bewegung setzen können?“

„Keinen!“ gab Otto mit tonloser Stimme zurück.

„Das bedaure ich, Herr Kandidat! Ich lasse Ihnen jedoch bis morgen Bedenkzeit, finden Sie die Antwort nicht, so sind Sie gefallen.“ Also sprechend erhob sich der Professor und verließ den Saal.

Wankenden Schrittes trat Otto in den Vorjaal. Er überdachte seine Situation. „Louise ist für mich verloren!“ das war sein erster, sein einziger Gedanke. Er trat hinaus in den Korridor, da stand sie mit dem Ausdruck der höchsten Spannung im holden Antlitze. Seiner nicht mächtig, schlug Otto seine Arme um sie und drückte einen heißen, langen Kuß auf ihre Lippen, vielleicht den letzten!

„Otto, Du erdrückst mich schier, und — da kommt jemand“, wehrte sie ihm.

Otto fuhr auf — Professor Hyrtl stand vor ihm, nur mit Mühe ein Lächeln unterdrückend.

„Herr Kandidat, fragen Sie doch das Fräulein, welche Muskeln Sie außer den Gesichtsmuskeln bei Ihrem Kusse noch in Bewegung gesetzt haben!“

Ottos Augen leuchteten hell auf.

„Die Armmuskeln, Herr Professor.“

„Na, versteht sich!“ schmunzelte der Professor.

„Mein Begleiter“, stammelte Louise, indem helle Röte ihr Gesichtchen überflog.

„Ja, Ihr Begleiter“, erwiderte Hyrtl, ihr die Hand reichend, „den Sie jetzt nicht mehr brauchen, da Sie nun für einen alten Professor einen jungen Doktor zur Begleitung haben.“

Einige Monate später war Hochzeit und obenan beim Hochzeitsmahle saß der Professor der Anatomie.

Dr. J. Ruff (im Zerk. Journ.)

Der verschüttete Keller.

Eine durstige Geschichte von Rudolph Baumbach.

Es waren einmal drei gute Gefellen, kräftig und jung an Jahren und begabt mit einem gesunden Durst. Die saßen in einer lauen Maiennacht im Garten des Adlerwirtes unter einem alten Kastanien-

baum, der zur Frühlingsfeier tausend weiße Kerzen aufgesteckt hatte, und schauten betrübt in ihre Becher, die sich nicht leeren wollten, denn der Wein, den ihnen der schöne Wirt vorgesetzt hatte, war matt und schmeckte nach dem Faßgebirde. Und weil sie keine rechte Freude am Zechen hatten, so fasteten sie den Entschluß, heute einmal zeitig ihr Lager aufzusuchen, am andern Morgen aber zu früher Stunde in das Gebirge hinauszuziehen, um sich am lenzfrischen Wald zu erbauen. Sie erhoben sich von der Holzbank, ließen die halbvollen Gläser stehen, sagten dem arglistigen Wirt ein paar Worte der Mißbilligung, gingen heim und legten sich aufs Ohr.

Wirklich waren sie auch um Sonnenaufgang wieder munter, denn wegen mangelnder Bettstühle hatten sie einen schlechten Schlaf gehabt. Sie gürteten ihre Lenden und wanderten, nachdem sie einen stärken Morgentrunst gethan, wohlgenut in die grüne Welt hinein. Erst schritten sie auf der pappelumsäumten Heerstraße vorwärts, dann gings durch grüne Saatefelder, über welchen unsichtbare Lerchen sangen, und schließlich nahm sie die dämmernde Halle des Buchenwaldes auf.

Die Vögel waren von der Tränke bereits wieder heimgekehrt und betrieben singend ihre Geschäfte. Die einen flieten an den Nestern, die andern birschten auf Kerse und Gewürme, der Specht hakte Holz mit dem Schnabel und der Taugenichts Kuckuck ging seinen Buhlschaften nach. Es war reges Leben überall und die drei Kameraden hatten ihre Freude daran, zumal da sie als Zecher und Nachtschwärmer ganz vergessen hatten, was für Herrlichkeiten der Wald an einem Maienmorgen zu bieten vermag.

Und wie sie so über den weichen, kühlen Waldboden schritten und aus allen Baumkronen das Schlagen der Finken erscholl, überkam sie selber die Lust zu singen. Sie hatten jugendfrische Kehlen, nur die Stimme des einen, der ein wohlbeleibter, behäbiger Gesell war, klang ein wenig rauh, aber beim Becher nimmt man das nicht so genau, noch viel weniger draußen im Freien, wo die Krähe ihre Stimme ebenso gut erheben darf wie Drossel und Amsel.

Der erste der drei Gefellen, ein schwächlicher Bursch mit blondem Milchbart und langen, schlichten Haaren, schwang seinen Wanderstock und sang:

Mit rauschendem Gefieder
Zieht über mir ein Schwan,
Hat mir zu Füßen nieder
Drei Federn fallen lan.
Die erste will ich schneiden
Und schreiben den letzten Gruß,
Dieweil ich von ihr scheiden
Und wieder wandern muß.

Die zweite will ich stecken
Auf meinen grauen Hut,
Die soll mir wieder wecken
Den frohen Wandermut.
Die dritte lass' ich reisen,
Wohin es dem Wind gefällt,
Sie soll den Weg mir weisen
In die weite, weite Welt.

Das war eigentlich ein wehmütiges Lied, wie man's bei Scheiden und Weiden singt, aber dem blonden Gefell griff's nicht ans Herz, das hörte man am Ton. Er hatte noch wenig Leid erfahren und hatte das Lied angestimmt, weil es ihm gerade in die Kehle gekommen war.

Nach einer Weile hob der Zweite an zu singen. Das war ein hübscher, brauner Bursch und seine lustigen Augen waren allezeit in Bewegung. Derselbe sang:

Ich trank aus der hohlen Hand am Born,
Aus Gold in des Königs Halle,
Ich trank aus des Auerstieres Horn,
Aus Silber und lichtem Kristalle,
Aus Glas, aus Holz, aus ird'nem Krug
Hab ich gethan manch guten Zug.
Den schönsten Becher, von dem ich weiß,
Den laß' ich nur erraten,
Des Bechers Rand ist allzeit heiß
Und rot wie Edelgranaten,
Und wer den Becher am Munde hält,
Der ist der seligste Mann auf der Welt.
Es wird am Ende hohl und leer
Die größte von allen Tonnen,
Mein Becher aber hält ein Meer
Von eitel Lust und Wonnen,
Und hab' ich den Becher vom Munde gethan,
So fängt er zu lachen und plaudern an.

Das Lied von dem wunderfamen Becher schien in dem dritten Wandergesellen, dem behäbigen Burschen mit dem Doppelkinn, die Erinnerung an sein vereinfamtes Stammglas geweckt zu haben. Soust um diese Zeit pflegte er bereits beim kühlen Morgenschoppen zu sitzen, darum war das Lied, welches ihm jetzt durch die Seele zog, ein Lied aus der Trinkstube. Mit rauher Bassstimme sang er:

Was die Welt morgen bringt,
Ob sie mir Sorgen bringt,
Leid oder Freud' —

Komme, was kommen mag,
Sonnenschein, Wetterschlag,
Morgen ist auch ein Tag,
Heute ist heut.

Wenn's dem Geschick gefällt,
Sind wir in alle Welt
Morgen zerstreut,

Drum laßt uns lustig sein,
Wirt, roll' das Faß herein,
Mädel schenk ein, schenk ein,
Heute ist heut.

Hier machte der Sänger eine Pause und blickte über die Achsel, als ob jemand kommen müsse, ihm einzuschmecken, aber es kam niemand. Darum nahm er das Lied wieder auf und sang:

Ob ihren Kirschmum
Morgen schön Hildegund
Anderen heut,

Danach ich nimmer frag',
Das schafft mir keine Plag',
Wenn sie mich heut nur mag.
Heute ist heut.

Klingklang! stoßt an und singt!
Morgen vielleicht erklingt
Sterbegeläut.

Wer weiß, ob nicht die Welt
Morgen in Schutt zerfällt,
Wenn sie nur heut noch hält.
Heut ist heut.

Die beiden andern hatten den Schlußvers mitgesungen. Jetzt standen sie alle Drei still, blickten sich verständnisinnig an und sprachen wie aus einem Munde: „Ich habe Durst.“

Als sie so da standen und Rat hielten, wie sie ihres Durstes ledig werden könnten, raschelte es im Laub und aus dem Unterholz heraus kam ein kleiner alter Mann, anzuschauen wie ein Waldzweig oder Wichtlein. Es war aber kein Geist, sondern ein dürftiges Bäuerlein, welches im Holz Heilkräuter suchte und Wurzeln grub.

Der Alte kam den drei durstigen Knaben sehr gelegen. „Habt Ihr nichts zu trinken?“ fragten sie ihn. Der Bauer schüttelte verneinend den grauen Kopf. „Wo ist das nächste Wirtshaus?“ fragten sie wieder. Da wies der Mann mit dem Zeigefinger nach der Richtung, von welcher die Wanderer gekommen waren, und sprach: „In der Stadt.“ Und die Durstgequälten blickten sich gegenseitig an und lächelten sanft.

Der Wurzelmann aber blinzelte listig mit den kleinen, grauen Augen und sprach: „Ihr Herren, wenn Ihr mir etwas schenken wollt, so vermelde ich Euch, was ich weiß, und wenn ein Glückskind unter Euch ist, so gelangt Ihr vielleicht zu einem Trunk, wie ihn kein König hat und kein Kaiser.“ Mit diesen Worten zog er seinen durchlöchernten Filzhut und hielt ihn den drei Kameraden hin. Sie warfen ihm ein paar Kupfermünzen hinein und der Wurzelmann hob an zu erzählen:

„In alten Zeiten ist hier herum eine Burg gestanden, wo, das weiß niemand mehr zu sagen, denn nirgends finden sich Mauern oder Steintrümmer. Auf selbiger Burg hat ein Ritter gehaust, ein raubgieriger Gefell, der Tag und Nacht auf der Lauer lag. Und wenn die Kaufleute mit ihren Gütern des Weges gezogen kamen, da stieß er von seinem Felsen-
nest auf sie nieder wie der Habicht unter das Hühner-
volk und nahm sich, was ihm gefiel. Am meisten wars ihm aber um den Wein zu thun, den die Kärner in großen Stückfässern durch dieses Thal führten — es heißt darum bis auf den heutigen Tag die Weinstraße — und in seinem Keller hatte er siebenhundert Fässer lagern, gefüllt mit den edelsten, köstlichsten Weinen. Später haben die Bauern dem Raubritter den roten Hahn aufs Dach gesetzt, ihn selbst samt seinen Spießgesellen erschlagen und die Burg zerstört, daß kein Stein auf dem anderen geblieben ist. Den Keller aber haben sie nicht finden können und der liegt noch heute mit seinen Fässern verborgen unter Schutt und Erde; er ist mit Büschen und Bäumen überwachsen und niemand hat den Eingang finden können, obwohl schon Viele ausgezogen sind, ihn zu erforschen. Man erzählt auch, daß sich vor der Kellerthür zu Zeiten eine Jungfrau zeige;

das soll des alten Ritters Tochter sein. Sie hat ein schlohweißes Gewand an und ein Gesicht wie Spinnweben, am Gürtel aber trägt sie einen Schlüsselbund. Und wer sich vor ihr nicht graut und sie dreimal auf den Mund küßt, der hat sie erlöst und bekommt sämtliche Weinfässer zum Lohn. — Und nun, Ihr jungen Herren, versucht Euer Glück. Vielleicht findet Ihr die weiße Jungfer und den verschütteten Keller und dann laßt mir auch etwas von dem Ueberfluß zukommen.“

So erzählte der alte Bauer, nahm den Korb, in welchen er seine Wurzeln und Kräuter sammelte, vom Boden auf und verschwand hinter den Büschen.

Die seltsame Mär hatte in den drei Gefellen die Abenteuerlust wachgerufen, so daß sie ihres Durstes schier vergaßen. An die weiße Jungfer mit dem Schlüsselbund wollte keiner recht glauben, hingegen schien ihnen der verschüttete Keller mit den uralten Weinen mehr als ein bloßes Hirngespinnst, zumal da man in dem Waldgebirg schon manchen merkwürdigen Fund gemacht hatte, und je schöner sich die durstigen Brüder die Wunder des Kellerhortes ausmalten, desto wahrscheinlicher ward ihnen dessen Vorhandensein. Dazu rühmten sie sich alle Drei eines feinen Spürsinnes, wenn es galt, einen guten Tropfen ausfindig zu machen, und so beschloßen sie denn, ihr Glück zu versuchen. Der Erste wollte thalwärts, der Zweite thalabwärts wandern, der Dritte aber, der Bedächtige, sprach: „Ich werde mir die Sache überlegen,“ schüttelte seinen Kameraden beim Abschied die Hände und setzte sich unter eine Buche, um seinen Feldzugsplan zu entwerfen.

An der Stelle, wo er sich niedergelassen hatte, wuchs Saureampfer. Er pflückte sich ein paar Blätter und schob sie in den Mund, das kühlte ihm den heißen Gaumen. Dann musterte er seine Umgebung. Ameisen und anderes Ungeziefer gab es nicht, seiner Leibeshülle spendete der Stamm Buche der genügenden Schatten und der Boden war weich von Moos und Blättern. Da stieß er seinen Wanderstab in die Erde, hing den Hut darauf und streckte sich gemächlich aus. „Ich bin ein Sonntagskind,“ sprach er, „und wenn es der Himmel will, daß ich in den Keller gelange, so kommt die verwunschene Jungfer und holt mich ab.“ Dann gähnte er und schlief ein. (Schluß folgt.)

Eldorado.

Das Wort Eldorado (spanisch „das goldene Land“) hat sich heute, man könnte behaupten, das Bürgerrecht in der deutschen Sprache erworben, so häufig stößt man auf dessen Anwendung und so allgemein verständlich ist dessen Bedeutung geworden, und wenn man z. B. sagt, Meran sei ein wahres Eldorado für Brustleidende, so weiß eben jeder einigermaßen Gebildete, daß hiermit gemeint ist, Meran sei einer der ausgezeichnetsten Erholungsorte für Brustleidende. Die Bedeutung des Wortes Eldorado war indessen ursprünglich eine ganz andere, man verstand ehemals in Europa hierunter den angeblich an Gold und Edelsteinen unermeßlich reichen Landstrich in Süd-Amerika, auf welchen die Sagen der südameri-

kanischen Indianer von einem Goldlande hinzudeuten schienen und zu dessen Auffuchung die abenteuerlichsten Expeditionen unternommen wurden. Eigentlich bezeichnete man aber mit Eldorado nicht dieses fabelhafte südamerikanische Goldland, sondern den dort regierenden mythischen König, der ganz von Gold bedeckt sein sollte, und erst später übertrug man die Bezeichnung Eldorado vom Herrscher auf sein fabelhaftes Reich. Das Wort wurde dann sprichwörtlich und bezeichnete bei den spanischen Dichtern den Ort allen Glückes und aller Reichtümer. Zuerst suchte man das Land Eldorado, von dessen Reichtümern an Gold und Edelsteinen man sich Wunderdinge erzählte, in den Anden Neu-Granadas, gleich einer Fata Morgana wich aber das Wunderland immer weiter zurück, je mehr die dasselbe suchenden beutegierigen Europäer in den Kontinent von Süd-Amerika eindringen, auch an den Abhängen der Anden von Ecuador war es nicht zu finden und ebensowenig in Peru, dem Reiche der alten Inkas, deren Reichtümer allerdings durchaus nicht in das Gebiet der Fabel gehörten. — Und welche Qualen und Entbehrungen mußten die jenes Wunderland Suchenden erdulden! Während man in Mexiko mit verhältnismäßig leichter Mühe Reichtümer auf Reichtümer häufen konnte, wenn man nur etwas vom Glück begünstigt wurde, mußten sich die wunderstüchtigen Abenteurer auf der Fahrt nach Eldorado unerhörten Anstrengungen unterziehen. Ganz abgesehen von den unausgesetzten blutigen Kämpfen mit grausamen und zugleich tapfern Indianerstämmen, waren sie oft genötigt, sich mit ihren Messern stundenlang den Weg durch die Schlingpflanzen des Urwaldes zu bahnen, reißende Tiere zu bekämpfen und hierbei oft alle Qualen des Hungers und Durstes zu erdulden. Und was war der Lohn für all diese unsäglichen Mühen und Anstrengungen? Nichts als einige Stückchen Goldblech, welche die Eingeborenen als Schmuck an ihrem Körper trugen, aber die geträumten Grotten und Schluchten voll Edelsteinen und Goldblöcken waren nicht zu finden. Aber trotz aller Enttäuschungen drangen namentlich die Spanier immer weiter ins Innere Südamerikas ein, weil die Eingeborenen als Quelle des bei ihnen vorgefundenen Goldes stets Gegenden weiter im Innern bezeichneten. Eine der größten Eldorado-Expeditionen, die je ausgerüstet wurden, war die unter dem Spanier Antonio de Berrio im Jahre 1595, welche aus 2000 Mann bestand und den Rinosä, einen in Peru entspringenden Nebenfluß des Amazonenstromes, hinaufzog, auf welchem Wege Berrio das vielgepriesene Goldland zu erreichen suchte. Die abenteuerlichsten Gerüchte über die zu erwartenden Reichtümer waren verbreitet worden, so daß selbst reiche Pflanzer ihre Besitzungen verschleuderten und an der Expedition teilnahmen, ja, auch eine Anzahl Franziskanermönche und Weltgeistliche, vom Goldburch getrieben, machten den Zug mit. Derselbe scheiterte aber kläglich, die meisten seiner Teilnehmer erlagen den Strapazen, der Rest geriet in die Hände des kühnen Engländer Sir Walter Raleigh, welcher sich mit einem Haufen englischer Abenteurer zur gleichen Zeit an den Quellen des Rinosä befand, um ebenfalls Eldorado zu suchen.

Die letzte Expedition nach Eldorado wurde 1617 unternommen, unter Raleigh, natürlich ohne das geträumte Ziel zu erreichen.

Indessen so ohne jeden Erfolg, wie es auf den ersten Blick scheinen könnte, sind diese Züge denn doch nicht gewesen. Durch dieselben erlangte man erst nähere Kenntnis von den Gebieten, welche die goldhungrigen Abenteurer durchstreiften, also besonders über Granada und das Innere von Peru, und die Schilderungen, welche z. B. Raleigh von den Expeditionen in dem Quellgebiete des Maranon oder Amazonenstromes giebt, sind sehr wertvoll und bildeten für spätere Perureisende ein willkommenes Material. Der Glaube aber an das wunderbare Land Eldorado hat sich erst im Anfang des vorigen Jahrhunderts verloren, während der Name noch heute fortlebt.

Das Schiff der Zukunft.

Unser Landsmann Dr. C. W. Siemens in London, der dieses Jahr in Southampton als Präsident der British Association fungiert, sagte in seiner gehaltvollen Eröffnungsrede: „Ich bin der Ansicht, es sollte allgemein anerkannt werden, daß überall, wo Rauch entsteht, Brennstoff verschwenderisch verwendet wird und daß alle unsere Heizprozesse von dem größten bis herab zum häuslichen Herd vollkommener und sparsamer ausgeführt werden können, und zwar dadurch, daß nichts von dem benutzten Brennstoff die Atmosphäre unverbrannt erreicht. Dieses äußerst wünschenswerte Resultat kann bei der Benutzung von Gas für alle Heizprozesse mit oder ohne Hinzufügung von Coaks oder Anthracit erreicht werden. Die größere Wirkung von Gas als Brennmaterial rührt hauptsächlich von dem Umstande her, daß ein Pfund Gas bei der Verbrennung 22000 Wärme-Einheiten hervorbringt, d. h. genau doppelt so viel Hitze erzeugt als die Verbrennung eines Pfundes ordinärer Kohlen.“ Dr. Siemens will uns dahin führen, daß man die Kohlen nicht mehr verbrennt, sondern destilliert; er ist mit Bezug auf England der Ansicht, daß „bevor viele Jahre verstrichen sein werden, wir in unsern Fabriken und an Bord unserer Schiffe Maschinen finden werden mit einem Verbrauch an Brennmaterial, der nicht ein Pfund Kohlen für die effektive Pferdekraft per Stunde überschreitet, Maschinen, bei denen die Gaserzeugung die Stelle des etwas komplizierten und gefährlichen Dampfkessels einnimmt. Das Erscheinen einer solchen Maschine und der Dynamo-Maschine wird eine neue Ära des materiellen Fortschritts bezeichnen, die mindestens gleich der sein wird, welche die Einführung der Dampfkraft in den ersten Decennien unseres neunzehnten Jahrhunderts hervorbrachte. Dr. Siemens verweilt in seiner Rede bei der wahrscheinlichen Wirkung einer solchen Maschine auf die Handelsmarine, welche ja die bedeutendsten Interessen Englands repräsentiert. In Verbindung mit dem Vorteil, welcher durch den Gebrauch von Stahl an der Stelle des Eisens erzielt ist, wird eine Maschine, welche nur halb so viel wiegt als die

gegenwärtigen Dampfmaschinen und Kessel (und eine solche wird es geben, wenn Gas als Brennmaterial benutzt wird) und die nur halb so viel Ausgaben für Brennmaterialien erfordert, es ermöglichen, daß ein überseeischer Propeller (denn man wird dann nicht mehr von Dampfschiffen sprechen) 30 Prozent mehr tragen kann. Dieser Vorteil wird genügend sein, um der Segelkunst nur noch Bedeutung für die Regatta zu geben. Dr. Siemens besprach dann die Frage der Anwendung von weichem Stahl für den Schiffsbau, indem er sagte: „Die Vorteile, welche so zu gunsten der Dampfschiffe herbeigeführt werden würden, können durch den Gebrauch von weichem Stahl noch eine Steigerung erfahren. Die Schiffsbauer sind durch den Gebrauch dieses Materials in den Stand gesetzt, 20 Prozent an dem Gewicht des Schiffskörpers zu ersparen und in diesem Maße die Tragfähigkeit des Schiffes zu vermehren. Das genannte Material besitzt bei einer 30 Proz. größern Stärke als Eisen eine außerordentliche Zähigkeit, durch welche Eigenschaft die Seegefahren ganz bedeutend vermindert werden.“

Der kühle Sommer und die Eisberge.

Es ist geradezu erstaunlich zu sehen, mit welcher Zähigkeit sich gewisse Annahmen namentlich in Bezug auf Wetterverhältnisse fortzupflanzen, ohne daß man sich die Mühe gibt, die Sache irgend einer Prüfung zu unterziehen. Herchel kommt eines Tages auf die Idee, die Sonnenflecke mit den Weizenpreisen in England in Verbindung zu bringen. Damals, bei weniger ausgebreiteten Verkehrs- und Korrespondenzmitteln war es dem berühmten Astronomen nicht zu verdenken, daß er von der Ansicht ausging, das Wetter Englands entspräche dem von Europa, ja der nördlichen Halbkugel. Jetzt wird das Gesetz für die trockenen warmen und die nassen kalten Sommer gefunden: man konnte dieselben aus den Sonnenflecken herausrechnen! Bis in die Neuzeit hat das fortgespukt. Es hat langjähriger Beweise bedurft, um die Herren zu überzeugen, daß die Trockenheit oder Nässe über einer Gegend nicht für einen Erdteil, geschweige denn für eine Halbkugel der Erde den Maßstab bilde, daß diese Extreme so nahe bei einander liegen, so wieder in dem verflochtenen Sommer, wo Rußland und Nordamerika trockene Hitze hatten. Jetzt bleibt also die Erklärung der Eisberge, die durch ihr Schmelzen auf weite Strecken die Temperatur herabdrücken, und diese Theorie wird nun weiblich vorgeritten. Wie es einem solchen Gesellen, der „auf hunderte von Meilen Kälte verbreitet“, nur gelingen mag, aus der eifrigen Gesellschaft seinesgleichen loszukommen! Das ist den Theoretikern Nebensache. Bei solcher intensiven Kälteausstrahlung müßte die ganze Gesellschaft am Nord- oder Südpol ewig festgefroren bleiben. Stürme bewirken das Losreißen, heißt es. Nun wissen wir alle, daß Eisberge mit $\frac{1}{10}$ ihrer Masse nach dem spezifischen Gewichtsverhältnisse im Wasser liegen und nur ein Zehntel über die Oberfläche hervorragt. Das läßt zunächst die Annahme des

Losreißen durch Stürme sehr schwach erscheinen, und weiter zeigt es uns, daß die größere Masse im Wasser selber schmilzt, wie sich dieses auch daraus ergibt, daß die Eisberge von Zeit zu Zeit sich umdrehen, sobald durch das Schmelzen auf der untern Seite der Schwerpunkt verschoben ist. Ein englischer Kapitän hat im Jahre 1880 bereits im südlichen Indischen Ozean die Luft- und Wassertemperatur in der Nähe der Eisberge beobachtet und namentlich bei der letztern, die ja den exaktesten Anhaltspunkt gewährt, kaum nennenswerte Alteration gefunden. Nun kommt weiter der Umstand, daß die großen Eismassen in diesem Sommer wiederum an den nordamerikanisch-atlantischen Küste trieben. Auf jenem Kontinent herrschte sengende Gluthitze während des Sommers. Wie geht es nun zu, daß die Eisberge ihre Kälte auf dreifach weitere Entfernung nach Europa senden und in der Nähe nichts vermögen? Schließlich ist in den letzten Jahren, namentlich im Jahre 1880, die Erscheinung der Eisberge vom Nordpol her stärker geworden. Weshalb wirken sie also bloß 1882? Genug, je näher man diese Eisbergs-Abkühlungstheorie beleuchtet, desto mehr findet man sie im Widerspruch mit allen Natur- und Erfahrungsgesetzen. Legt sie zu den Sonnenflecken!

Düsseldorfer Balladen.

II. Die betrogenen Kunstkritiker zu Düsseldorf.

Zu Düsseldorf am Niederrhein
War reges Leben; groß und klein
Sah man, gepunkt im Sonntagskleid,
Als wär's zur frohen Kirmeeszeit,
Zum Marktplatz festlich wallen.

Was gab es dort? — Ein Denkmal stand
Im Goldeschein durch Meisterhand
Vollendet und nunmehr enthüllt,
Es war des Kurfürst' Reiterbild,
Und jeder woll't es schauen.

Auf einmal fängt ein Drängen an;
„Zurück! da kommt der Hof heran!“
So ruft es; „Ruhe! Platz gemacht!“
Und es erscheint in Prunk und Pracht
Der Kurfürst mit Gefolge.

Grupello selbst, der Meister führt
Die edle Schar, wie es gebührt;
Er zeigt, erklärt den hohen Herr'n
Des Werkes Kunst von nah und fern; —
Der Kurfürst strahlt vor Freude.

Auch das Gefolge lobt und rühmt,
Wie's ja nun einmal sich geziemt.
Dann hob der Rämmerer zögernd an:
„Fürtrefflich! Wahrlich! — Dennoch kann
Ich das Detail nicht rühmen!“

„Auch unsrer Einsicht widerspricht
Gar manches; es gefällt uns nicht,“
Nahm der Kaplan die Rede auf,
„Des Pferdes rechter Vorderlauf,
Auch scheint zu dünn die Mähne.“

„Getroffen!“ rief ein Dritter dann,
„Doch seht des Reiters Haltung an!
Er sitzt zu sehr zurückgeneigt!“
„Schweigt doch!“ sprach ein Vierter, „schweigt.
Und prüft einmal die Arme!“

So wußte denn ein jeder was;
Sie tabeln dies, sie tabeln das.
Dem Fürsten machte dies Verdruß,
Bald war auch ihm es kein Genuß,
Das Kunstwerk noch zu schauen.

Und erst das Volk! Das horchte schlau,
Und jeder wußte jetzt genau,
Was an dem Werk zu tabeln wär';
Da fielen sie nun drüber her
Mit Spott und schlechten Späßen.

Der edle Meister schwieg allein;
Sprach dann: „Euch soll geholfen sein!“
Und ließ sofort am selben Tag
Gerüste bau'n und durch Verschlag
Das Standbild dicht verhüllen.

Drauf schickte er mit schlaudem Sinn
Die besten der Gesellen hin;
Die hämmerten mit lautem Schall:
„Haha!“ rief man nun überall,
„Das Denkmal wird verbessert!“

Als endlich dann die Hülle fiel,
War überall des Rühmens viel.
Die hohen Herr'n vom Hof zumal
Erschienen jetzt in voller Zahl,
Und jeder gratulierte.

Der Meister läßt es still gescheh'n;
Sprach dann: „Könnt Ihr nicht schärfer sehn?
Ans Standbild rührte keine Hand,
Es steht genau noch, wie es stand;
War alles nur zum Scheine!“

Da schlichen sie beschämt davon,
Verfolgt von der Gesellen Hohn. —
Merkt euch der Edlen Mißgeschick!
Es wird den Meister die Kritik
Nicht in die Enge treiben!

Bl.

Denkspruch.

Große Müß ist's zu erwerben;
Zu erhalten Meisterstück. —
Und wer sinnlos läßt verderben,
Weiß nicht, was er dankt dem Glück! —

Rätsel.

Das Zweite ist das Erste gern,
Das Ganze wär' das Zweite gern,
Doch kann das Ganze das Zweite nicht sein,
Es hört sonst auf, das Ganze zu sein.

Auflösung des Rätsels in Nr. 13 des Erzählers:
Zeit.

Richtig angegeben von F. Bürger in Düsseldorf.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 15.

Samstag, 7. Oktober 1882.

1. Jahrg.

Hohe Protektion.

(Schluß.)

Erstaunt, entrüstet und gleichzeitig auf brutale Weise in seinen schönsten Träumen gestört, begab sich Herr Doktor Baumann augenblicklich zu seinem Wirte, um wenigstens die Ursache zu diesem drakonischen Verfahren kennen zu lernen.

Herr Krause war ein Mann, der nicht hinterm Berge hielt. —

„Sie sind ein pünktlicher, ein feiner Mieter,“ sagte er.

„Ich hätte auch nicht das Mindeste gegen Sie einzuwenden.“

Aber meine Tochter —“

— „Ihr Fräulein Tochter ist es also, die etwas gegen mich einzuwenden hat?“

„Im Gegenteil!“ — hier nahm der Doktor einen Anlauf, wie zum Sprunge, indessen der Bäcker treuherzig wiederholte: Im Gegenteil! Das Mädchen ist total in Sie verschossen“ . . . Der Doktor slog dem Bäcker um den Hals. Dieser aber schüttelte den Advokaten von sich ab und erklärte mit einer Energie, die bei seiner schwammigen Erscheinung verwundern durfte: „Daraus wird nichts! Nichts wird draus! Das sage ich Ihnen! Meine Tochter darf keinen Rechtsverdrehen heiraten! Punktum!“

Und dabei blieb es. Es half nichts, daß nun auch Frau Krause für den Doktor Partei ergriff, daß die süße, kleine Rudolphine erklärte: „Den Doktor oder Keinen!“ Der Meister blieb unerschütterlich. Dabei war er dem Advokaten nicht etwa persönlich gram; er vertraute ihm sogar seine Prozesse an; er politisierte mit ihm und befaunte sich bei solchen Anlässen jedesmal als ein Konservativer vom reinsten Wasser. Aber er wollte und konnte sich nicht mit dem Gedanken vertraut machen, daß ein Mitglied jenes Standes, vor dem er einen instinktiven Widerwillen empfand, in seine Familie eintreten sollte.

So lagen die Dinge, als sich eines Tages Herr Dornenberg wieder bei dem Rechtsanwalt einfand. Er hatte eine „feine Partie“ für den Doktor. Dieser ließ ihn gar nicht zu Ende reden. Er bedürfe seiner nicht mehr, sagte er, und bedauere, ihn vergeblich bemüht zu haben.

Dergleichen aber stand nicht in Pseudo-Bismarcks Wörterbuch.

— „Vergeblich? Das giebt's nicht, Herr Doktor! Sie müßten denn noch zwei Jahre mit Ihrer Verheiratung warten!“ „Wie so das?“

— „Weil Sie mir einen Revers unterzeichnet haben, in welchem Sie sich zur Zahlung der Provision auch in dem Falle verpflichten, daß Sie innerhalb der nächsten drei Jahre eine Ehe ohne meine Vermittlung eingehen!“

Es war so. Bei jener denkwürdigen ersten Begegnung der beiden Männer hatte der Kommissionär den Advokaten duiert. Während der Doktor den Revers las, um seine Niederlage mit eigenen Augen feststellen zu können, reckte sich Dornenberg wieder für einen Moment zur Höhe seines großen Modells empor. Er spannte alle Nerven an und als der Doktor kopfschüttelnd über den Papierrand hinweg und in das Gesicht seines Ueberwinders blickte, da stand wieder Bismarck, der eiserne Kanzler, in Person vor ihm. Wie ein Blitz durchzuckte ihn plötzlich ein Gedanke.

„Sie sollen Ihre Provision haben!“ rief er. „Heute noch! Ohne einen Pfennig Abzug, wenn Sie mir einen kleinen Dienst erweisen, Herr Dornenberg! Wollen Sie?“

— „Ich bin ganz zu Ihrer Verfügung!“

Verlassen wir Herrn Doktor Baumann für eine Stunde und kehren wir dann in sein Bureau zurück. In dem Clientensessel hat Herr Krause Platz genommen.

Der Rechtsanwalt hatte ihn hinaufrufen lassen, um ihm in einer Prozeßangelegenheit Bericht zu erstatten. Das Geschäftliche war bald erledigt und nicht ohne Geschick lenkte der Anwalt das Gespräch zu der besonderen Liebhaberei des Bäckers, zur Politik hinüber. Diese Art Leute fühlen sich nie wohler, als wenn sie jemanden gefunden haben, der ihre Rannengiebereien über sich ergehen läßt. Widerspruch können sie freilich nicht ertragen. Solch einen Grad von Uebereinstimmung in den wichtigsten Fragen der sozialen Bewegung, wie heute der Rechtsanwalt ihm gegenüber dokumentierte, hätte ihn eigentlich fremdartig berühren müssen. Allein, auch das ist ein Charakteristicon solcher Philister, daß ihnen nichts begreiflicher erscheint, als wenn ihnen ein Anderer bis in die entlegensten Gegenden ihrer Blödsinns-Exkursionen willig Heerfolge leistet.

Des Bäckers Vorschläge für die Neugestaltung des Staatswesens — Aufhebung der Verfassung, Einführung einer zehnjährigen, aktiven Militärdienstzeit, Zunftzwang, Monopole für alle Erzeugnisse der Industrie mit alleiniger Ausnahme von Backwaren, und was dergleichen prächtiger „Reformpläne“ mehr sind — das alles entwickelte Meister Krause

mit einer Geläufigkeit, mit einer Konsequenz, die besserer Dinge würdig gewesen wäre. Und als der immerfort beharrende, ja, sogar noch aneifernde Rechtsanwalt dem Meister bis zu einem gewissen Kulminationspunkte sekundiert hatte, stellte er ganz harmlos die Frage:

„Und wer müßte an der Spitze dieses Ideal-Staates stehen? Außer dem Kaiser, selbstredend — wer?“

— „Wer sonst, als Fürst Bismarck?“

„Ganz recht! Das habe auch ich allen Grund, von ganzem Herzen zu wünschen!“

— „Jeder hat dazu Grund,“ meinte der Bäcker, „denn der Fürst Bismarck . . .“

In diesem Augenblicke hatte der Rechtsanwalt, scheinbar unabsichtlich, die Glocke, welche auf dem Pulte stand, berührt, und ihr leise erklingender Ton gab das Zeichen zu einer wesentlichen Veränderung dieser Scene.

Die Flügelthür wurde mit energischem Ruck geöffnet und in der Lichtung erschien der eiserne Kanzler, in langem, schwarzem Rock, den historischen Schlapphut aufgestülpt, gefolgt von dem getreuen Tyras — Tableau! — Hinter dem Simili-Minister wurden die Thüren geschlossen, und nun entstand eine Pause, zu deren Ueberwindung es für den Rechtsanwalt sowohl wie für Herrn Dornenberg — den unsre Leser hoffentlich bereits erkannt haben! — wahrhaft heroischer Selbstbeherrschung bedurfte, um nicht loszuplätzen. Die jämmerlichste Gestalt dieses köstlichen Trifoliums aber blieb doch der Bäcker! Mit offenem Munde, die Kniee schlotternd, die feisten Finger gespreizt an den Hofenbeinen heraufziehend, so stand der reiche Hausherr, ein Bild des Erbarmens, dem Gewaltigen gegenüber. Endlich ergriff der Anwalt das Wort.

„Wenn es gestattet ist,“ so wandte er sich vorstellend an den Letzgekommenen: „Mein Hauswirt, Herr Krause!“

Der Pseudokanzler maß den noch immer fast Erstarrten von unten bis oben, dann steckte er die Hand mit dem Talui-Siegelring in den Busen und sprach:

„Das ist der Bäckermeister, von dem Sie mir erzählten, daß er Ihnen seine Tochter nicht geben will?“

— „Zu dienen! Weil ich Jurist bin!“

„Ich meine,“ sagte Herr Dornenberg mit un-nachahmlicher Grandezza, „es gäbe verschiedene Juristen, die es zu einer recht annehmbaren Lebensstellung gebracht haben!“ Und dabei zuckte ein neuer Blickstrahl unter den buschigen Augenbrauen auf den immer kleiner werdenden Bäckermeister herab — Herr Krause meinte, er stecke bereits einige Fuß tief in den getäfelten Parquetfußboden. Kein Wort kam über seine Lippen.

Der „Kanzler“ aber benutzte, wie sein gigantischer Zwillingbrüder, den Moment.

— „Sie wollen also wirklich nicht?“ fragte er den Bäcker und gab ihm mit diesem direkten Appell den Todesstoß. — „Sie wollen nicht? Auch nicht, wenn ich Ihnen erkläre, daß es mein ausdrücklicher Wunsch ist?“

Hier ermannte sich der Bäcker, machte eine der komischsten Verbeugungen, die jemals vor einem echten oder unechten Münster geleistet sein mochten, und — stolperte zur Thür hinaus. —

Während der Advokat, noch immer sich be-zwingend, Herr Dornenberg einige Banknoten aus-händigte, eilte Herr Krause hinab in seinen Laden. Eine Minute später erschien er wieder in dem Kabinett, hinter sich her Fräulein Rudolphine zerrend.

Er mußte erst nach Atem ringen, ehe er ein Wort herauszubringen vermochte. Dann aber sprudelte er, noch schnaufend, hervor: „Wollen Sie das Aufgebot besorgen?“

— „Noch heute!“ rief der beglückte Advokat, während der Talui-Bismarck sich mit wohlwollendem Kopfnicken, dem Bäcker die Hand schüttelnd, stumm empfahl.

Die Sache ist Geheimnis geblieben bis zum Tage nach der Hochzeit, die neulich stattgefunden hat. Auch hier würde sie nicht verraten worden sein, wenn der Erzähler nicht die Gewißheit hätte, daß Herr Krause unsere Geschichte einfach — nicht glauben wird.

Paul Blumenreich (im Kl. Journal).

Der verschüttete Keller.

Eine durstige Geschichte von Rudolph Baumbach.

(Schluß.)

Der erste der drei Gesellen, welcher sich thalau-wärts gewendet hatte, es war der Blonde, achtete sorglich auf jede Boden-Erhebung und hatte ein scharfes Auge auf etwaige Klüfte und Schlinde. Auch verfolgte er mit den Blicken die Waldmäuse und Eidechsen, die sich von seinem Tritt aufgeschreckt in ihre Spalten und Löcher flüchteten und klopfte mit seinem Stock hie und da an den Berg, hoffend, daß hohles Klingen den verborgenen Keller verrate. So zog er fürbaß eine Meile und darüber und sein Durst ward nicht geringer. Das junge Laub der Buchen bildete noch kein dichtes Blätterdach, sondern ein annütiges Gitter, durch welches die Mittagssonne allenthalben blickte und ihre Strahlen bündel-weise auf den Wandersmann herunterstreute. Dazu wurde der Weg immer rauher und verwachsener. Wurzeln krochen wie braunes Gewirre über den Boden und allerhand Gestrüppe hatte sich mit seinen Dornen in das Gewand des Abenteurers, so daß er nur mühsam vorwärtsschreiten konnte, aber er ging unverdrossen weiter.

Und seine Ausdauer wurde belohnt. Nach einer weitem Stunde stand der Durstende vor einer mit Moos und saftigen Kräutern bewachsenen Felswand, unter welcher ein lebendiges Brünlein silberhell hervorquoll.

Da vergaß der Gesell Keller, Wein und weiße Jungfrau. Er that einen hellen Zauchzer, zog ein ledernes Trinkgefäß aus der Tasche und trank in langen Zügen das frische Bergwasser, und es wollte ihn bedünken, daß er sein Lebtag keinen bessern Trunk gethan. Dann ließ er sich am Rand des Wassers nieder, kühlte seine heißen Schläfe und trank von

neuem. Er hielt eine lange Rast an der Quelle und als er sich gelabt und gestärkt von ihr schied, um den Heimweg anzutreten, sang er in den abendkühlen Wald hinein:

Es ist und bleibt das beste Raß
Der Lautertrank der Wolke.
Er träufelt aus dem Himmelsfaß
Zum Heil dem Menschenvolke.
Der Herrgott hat ihn selbst gebrant;
Ein Segen für Gerechte taut,
Für Sünder und für Zöllner,
Und Engel sind die Kellner.

Nach Wasser thät's dem Ismael
Und nicht nach Wein gelisten,
Es schrie das Volk von Israël
Nach Wasser in den Wüsten.

Der Reiche, wie geschrieben steht,
Bei Lazarus um Wasser steht,
Als Engeln mit Schwänzen
Ihm Schwefelthee kredenzen.

Du, Wasser, sollst gepriesen sein,
So lang mir lebt die Zunge,
Und schilt dich Einer Gänsewein,
Der ist ein dummer Junge.

Nur eine Günst' erbitt' ich mir:
Bleib ferne meinem Malvasier,
Wenn ich den Becher schwenke
Heute Abend in der Schenke.

Dem zweiten Abenteuer, welcher thalabwärts gewandert war, erging es anfangs ebenso wie dem ersten, am Schluß aber noch besser. Auch er fand den verschütteten Keller nicht, aber als er nach mehrstündiger Wanderung aus dem Wald in das Wiesenthal gelangte, sah er aus blühenden Obstbäumen ein rotes Dach hervorleuchten, und als er mit durstbesüßelten Schritten näher kam, gewahrte er über der Thür des Hauses ein Schild, auf welchem sich ein weißes Pferd bäumte und darunter stand mit leuchtenden Buchstaben geschrieben: „Zum weißen Kößlein.“

Da schwang der Geßel seinen Hut und ließ ein fröhliches Jauchzen erschallen, daß die Tauben, die vor der Schenke herumliefen, aufgeschreckt in die Höhe flatterten. In der Thür aber ward eine schlanke Gestalt sichtbar, die hatte einen dicken blonden Zopf um die Stirn gewunden und trug eine weiße Schürze, hinter deren Laç eine rote Blume steckte. Die Dirne lächelte den wegemüden Burschen freundlich an, also daß auch er den Keller und die verwunschene Jungfrau vergaß.

Die Laube im Garten hinter dem Haus war schattig und kühl, und der Wein, den ihm die Magd brachte, war noch kühl, und als der Abenteuer die zweite Kanne vor sich stehen hatte, sang er mit heller Stimme:

Es liegt im wilden Wald versteckt,
Von keines Menschen Aug' entdeckt,
Ein alter Ritterkeller.

In seiner weiten Wölbung ruht
Erpreßtes und geraubtes Gut.
Fünfhundertjährig Traubenblut,
Rheinwein und Mustateller.

Vermodert längst ist Reif und Faß.

Der Weinstein aber hat das Raß
Ummauert mit Kristallen.

Ein Fräulein trägt den Schlüsselbund,
Und naht Du ihr zur rechten Stund',
Und küßt sie auf den bleichen Mund,
Erschleßt sie Dir die Hallen.

Es fleischt die Zähne nicht zum Gruß
Ein rotgängerter Cerberus,
Drum folge ohne Zagen.

Und trittst Du in den Keller ein,
So sind die Fässer alle Dein,
Das Fräulein kriegst Du obendrein,
So melden alte Sagen.

Bergebens suchst' ich stundenlang
Die Jungfer und den Kellergang,
Die Sonne wollte sinken.

Da schritt ich heim suchst'euferwild
Und fand ein Haus mit einem Schild,
Im Thor ein Mädel wie ein Bild,
Das thät mir freundlich winken.

Und als ich bei der Kanne saß,
Wie bald ich da den Wein vergaß
In den krystall'nen Kufen.

Bist Du verzaubert, Jungfräulein,
Dir mir kredenz den Labewein,
So sprich, Du sollst entzaubert sein
Noch ehe die Hähne rufen.

Mittlerweile hatte auch der dritte Geßel, den wir schlafend unter einer Buche verlassen haben, sein Abenteuer zu bestehen und das war das seltsamste.

Als er eine Weile geschlummert hatte, war es ihm, als berühre ihn eine Hand, und als er seine schläfrigen Augenlider hob, sah er vor sich eine von weißen Schleiern umflossene Gestalt, die einen Schlüsselbund am Gürtel trug, und er wußte, wer er vor sich hatte. Die Erscheinung winkte ihm mit der weißen Hand, er erhob sich willig vom Boden und folgte der Jungfrau.

Aber das war ein mühsamer Weg. Es ging über Stock und Stein, Dickicht und Dorn; bald bergauf, bald bergab. Das verwunschene Fräulein schwebte leicht wie eine Nebelwolke über alle Hindernisse hinweg, aber ihrem dicken Begleiter ging schier der Atem aus. „Ist's noch weit bis zum Keller?“ wollte er fragen, aber er brachte kein Wort aus der Kehle; es war ihm, als wenn seine Zunge ein mürrer Zwieback wäre, der bei der leisesten Bewegung hätte brechen müssen. Endlich stand die weiße Jungfrau vor einem Felsen stille, und als der leuchtende Bursch herankam, sah er zu seiner Freude in dem Stein eine mit Eisenbändern beschlagene Thür.

Das Fräulein sah ihn fragend an, als ob sie der erlösenden Kisse gewärtig sei, aber der Abenteuer, dem jetzt mehr um Stillung seines Durstes als um Liebsojungen zu thun war, bedeutete ungeduldig der Jungfer durch Gebärden, den Keller zu erschließen. Diese senkte traurig das schöne Haupt, suchte einen Schlüssel aus dem Bund hervor und

hielt ihn an das Schloß der Kellerthür. Krachend sprang sie auf und der durstige Gesell blickte in einen endlosen Raum, in welchem rechts und links eisenumreiste Fässer wie schlafende Ungetüme ruhten.

Wieder schaute das bleiche Frauenbild den Burschen traurig an, der aber schritt letzend auf das erste Faß zu und beugte sich zu demselben nieder. „Mit dem Küssen hat es Zeit,“ meinte er.

Das Faß war nicht tüchtig verspundet, sondern mit einem Hahn versehen. Den ergriff der Zechbruder mit kundiger Hand und weil es ihm an einem Trinkgefäß mangelte, stellte er seinen Hut unter, dann drehte er den Hahn um. Ein goldbrauner Springquell sprudelte hervor und lieblicher Duft erfüllte das Kellergewölbe.

Gierig hob der Dürstende den Hut zum Mund empor, da erdröhnte ein Donner Schlag, Wein, Fässer, Keller und weiße Jungfer waren verschwunden und ein grelles Licht blendete den Unseligen. Als er um sich blickte, fand er sich unter der Buche, in deren Schatten er sich vor ein paar Stunden gelagert hatte, aber auch der Schatten war verschwunden und die Nachmittagssonne schien dem Armen in den lechzenden Mund.

Da erhob er sich unwirsch von seinem Mooslager und sah sich nach seinen Gefährten um, aber die waren weit; der eine saß beim Wasser, der andere saß beim Wein, er selber aber saß in der Sonne. Zum Glück standen noch einige Sauerampferstengel im Gras, mit denen der Aermste seinen Durst einigermaßen stillen konnte. Dann machte er sich auf und lenkte heimwärts. Unterwegs sang er nicht, aber ein Spruch, den er einmal in einem alten Pergamentband gelesen hatte, kam ihm jetzt ins Gedächtnis, derselbe lautete so:

Ein gutes Ding zu jeder Stund'
Das ist ein starker Glauben,
Doch fliegen in den off'nen Mund
Dir nie gebrat'ne Tauben,
Und wer da hofft, es regne Wein,
Der muß ein großer Narre sein.

(Presse.)

Das öffentliche Fuhrwesen im alten Düsseldorf.

Von Dr. Lönnies.

Die Wagen, deren man sich im alten Düsseldorf des 17. und 18. Jahrhunderts bediente, um Lasten und Personen von einem Orte zum andern zu schaffen, waren ungefähr dieselben, die man heute sieht, wenn man sich von ihnen dasjenige entfernt denkt, was eine vervollkommneter Technik des Wagenbaues späterer Zeit ihnen zugefügt oder an ihnen verfeinert hat. Sie bestanden in zweirädrigen Karren und vierrädrigen Frachtwagen — zu schweigen von dem Dreirad —, um Güter zu transportieren, sowie in Kutschen, welche roher gearbeitet und unbequemer eingerichtet waren, als sie heute zur Beförderung von Personen in Gebrauch sind. Außerdem hatte man bei geringern Entfernungen und innerhalb der Stadt noch die Portehaisen zu seiner Verfügung. Bei den Karren und schweren Lastwagen damaliger

Zeit ruhte, wie auch jetzt noch, der Wagenlasten fest auf dem Untergestell, während die letztern bei den Kutschen nicht mehr starb verbunden waren. Es hat viele Jahrhunderte seit Erfindung der Wagen gedauert, bis man die Kunst lernte, jene beide von einander zu trennen. Im 15. Jahrhundert soll man diese Erfindung in Ungarn gemacht haben. Dort, im Orte Kocs (gesprochen Gotsch,) im Komorner Komitat und nahe bei Raab gelegen, hing man den Karren zweirädriger Wagen in Riemen auf, und diese neuen, verbesserten Fuhrwerke erhielten davon den Namen Gutschen oder Kutschen. Ein Jahrhundert später konnte man solche Kutschen auch vierrädrig bauen. Ihr größerer Herstellungspreis und vielleicht auch ihre geringere Dauerhaftigkeit stempelten sie vorwiegend zu Staats- und Luxuswagen. Diefem Umstande ist es wohl zuzuschreiben, daß diejenige Anstalt, welche am meisten Ursache hatte, die Fortschritte des Wagenbaues sich zu Nutzen zu machen, nämlich die Post, dieselben erst wiederum zwei Jahrhunderte später bei sich einführte. Die preussische Post verwendete z. B. zur Zeit des großen Kurfürsten gewöhnliche zweisitzige offene Wagen. 1695 nahm man viersitzige, deren Sitze weder Polster noch Lehnen hatten, und spannte über große Tonnenbügel eine grüne Wachleinwand zum Schutz der Reisenden. Ein solcher Wagen kostete am Rhein 30 preussische Thaler, hielt aber nur zwei Jahre. Es beweist dies schlagend, in welchem Zustande die Wege sich damals befanden. Die Wagen liefen nur auf kurze Strecken (durchgehende Wagen bei längern Wegen sind erst eine Erfindung der französischen Postregie, die Friedrich der Große 1766 für den preussischen Staat einführte) und gingen auf belebten Routen wöchentlich zweimal, sonst bloß einmal hin und her. Sicherlich hat die Postverwaltung bei ihrem Fuhrwesen mehr auf Dauerhaftigkeit als auf äußere Eleganz gesehen. Wenn selbst ihre sehr starken Wagen nur eine kurze Zeit brauchbar waren, dürften die feinern Kutschen damals sicherlich nicht am Platze gewesen sein. Zur Zeit Friedrich Wilhelms I. erhielten die preussischen Posten ein festes Berdeck, wodurch ihr Preis auf 70 preussische Thaler stieg. Friedrich der Große führte endlich Kutschen in Ketten oder Riemen hängend ein, ließ denselben eiserne Wagentritte sowie zwei Sitzreihen mit gepolsterten Rück- und Seitenlehnen geben. Einen solchen Wagen bezahlte man am Rhein mit 150 Thaler. Es fehlten ihm aber noch Wagenthüren und Fenster. Die Seitenöffnungen, welche heute die Wagenfenster ausfüllen würden, verschloß man bei Unwetter mit Leinwand und erzeugte dadurch im Innern völlige Dunkelheit. In diesem Zustande befanden sich in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ungefähr alle Postwagen, welche am Niederrhein in Gebrauch waren. Nicht wesentlich werden davon die Privatfuhrwerke sich unterschieden haben, ausgenommen daß sie entsprechend dem Stande und Reichtume ihrer Besitzer auf Kosten der Dauerhaftigkeit mit mehr Eleganz und größerm Raffinement hinsichtlich der Bequemlichkeit ausgestattet waren. Einen weitem Fortschritt im Wagenbau gestattete erst die in England gemachte Erfindung der Federn, sowie endlich

der eisernen Achsen. Jetzt konnte man die Wagen zierlicher und vor allen Dingen wesentlich leichter bauen.

Ein gewaltiger Unterschied zwischen den Fuhrwerken der vorigen Jahrhunderte und den modernen bestand darin, daß ehemals die Vorder- und Hinterräder gleich waren. Erst in Folge von Preisanschreibungen der Akademien von Paris (1717), Stockholm (1763) und Kopenhagen (1797) über die Theorie des Fahrens sowie des Wagenbaues lernte man die Vorteile einsehen, welche sich aus der ungleichen Größe der Räder gewinnen ließen. Die Räder der feinem und bessern Wagen besaßen glatte eiserne Reifen, welche ja schon im grauen Altertume bekannt waren. Die gewöhnlichen Karren und Frachtwagen wiesen dagegen Räder auf, die mit großen Knopfnägeln beschlagen waren. Es ist nun wohl nicht anzunehmen, daß diese Knopfnägel durch das Radeisen hindurch in die Radfelgen geschlagen worden sind, um beide zu verbinden. Denn als man überhaupt Eisen um die Räder zu legen anfangt, wird man auch bald die Kunst gelernt haben, es ohne Nägel zu befestigen. Es bleibt demnach nur die Annahme übrig, daß die Räder der schweren Lastwagen bloß von Holz waren. Solche hölzernen Räder sind ihrer Billigkeit wegen ja heute noch in einem großen Teile Deutschlands in Gebrauch. Um nun das allzu schnelle Verschleiß der Radfelgen zu verhindern, beschlug man sie früher, ähnlich wie heutzutage die Schuhsohlen, mit Nägeln, die einen dicken und breiten Kopf hatten. Leicht kann man sich vorstellen, wie ein Weg ausgefahren haben muß, welchen viele Wagen mit diesen höckerigen Rädern benutzten. Damit die Landstraßen einigermaßen in erträglichem Zustande blieben, sollte kein Lastwagen in derselben Spur fahren, welche ein früherer hinterlassen. Auf diese Weise wollte man das Ausfahren tiefer Geleise verhindern. Besonders nachteilig waren aber die Knopfnägel den Chausseern. Zu ihrem Schutze mußten jene verschwinden, wenn man nicht alle Vorteile, welche die Chausseern boten, entweder in Frage stellen oder sich nur durch enorme Reparaturkosten auf die Dauer erhalten wollte. Schon 1771 ging die hiesige Behörde mit Verbot und Strafe gegen diese Knopfnägel vor; sie hat aber bis 1802 ununterbrochen mit stets erhöhter Strafbestimmung dagegen kämpfen müssen. 1784 wurde es allen Kaufleuten bei 6 Rthlr. Strafe untersagt, Waren von einem Fuhrmanne befördern zu lassen, dessen Wagenräder noch Knopfnägel hatten. Jeder Barriereempfänger war gleichfalls bei 6 Rthlr. Strafe angewiesen, vor einem solchen Wagen die Barriere zu schließen und dem Fuhrmanne nur dann die Weiterfahrt zu gestatten, wenn dieser an den Beamten oder an den Vorsteher des Ortes die gesetzliche Strafe von 3 Rthlr. für jedes Rad erlegt hatte. Am 13. November 1785 verfügte der kurfürstliche Statthalter in hiesigen Landen, Graf Nesselrode, daß von allen Frachtwagen, welche Chausseern beführen, innerhalb 4 Wochen, von allen andern binnen 4 Monaten die Knopfnägel bei 6 Rthlr. Strafe entfernt werden mußten. Nach Ablauf dieser Frist sollte in jedem Kirchspiel eine Kommission sämtliche Fuhrwerke

revidieren. Selbst hiernach sind die Knopfnägel noch nicht verschwunden. — In Bezug auf das Lenken der Wagen sei die eine Bemerkung gestattet, daß der Knecht nicht unter 16 Jahren sein dürfte. Er lenkte das Pferd, indem er zu seiner Seite ging oder auf ihm saß. In letzterm Falle mußte er einen Zügel haben. Wer dagegen verstieß, namentlich wer hinter dem Wagen ging, wurde arretiert, mit Stockschlägen oder andern Leibesstrafen belegt. Gelegentlich ein Unglück durch die Nichtbeachtung der Vorschriften seitens der Knechte, erfolgte die Konfiskation von Wagen und Pferde.

Wie alle bürgerliche Hantierung bis zur französischen Revolution zunft- oder gildenmäßig gesondert war, so bildeten auch die Fuhrherren eine eigene mächtige für sich. Im Vertrauen auf ihren Einfluß schreckten sie nicht davor zurück, selbst dem Staate die heftigste Opposition zu machen, wie z. B. die Gilde der Clever Fuhrherren, wenn derselbe störend und sie benachteiligend in ihrem Erwerb eingriff z. B. durch Einführung des Postzwanges. Um die etwaige gewissenlose Ausbeutung des Publikums seitens der Zünfte unmöglich zu machen, setzte die Behörde Tarife für ihre Leistungen oder Preiscontante für ihre Ware fest. Die Taxe der Fuhrleute war am 18. Dezember 1772 neu geordnet worden und bestand unangefochten so lange, bis die Festungswerke zwischen Alleeplätzen und Bergerthor niedergelegt und die neue Karstadt dem alten Düsseldorf angefügt wurde. Jetzt entspann sich ein Streit darüber, ob die Stadterweiterung zur eigentlichen Stadt oder zur Vorstadt zu rechnen sei, wonach sich die Höhe des Fuhrlohns richtete. Am 22. März 1790 entschied der hiesige Magistrat, daß die Rheinfuhrleute bei 10 Rthlr. Strafe für die Fahrt nach der Karstadt keinen höhern Lohn fordern dürften, als 1772 für Fahrten in hiesiger Stadt festgesetzt sei. Einige Jahre später trat aber durch die Kriegsunruhen und die Besetzung der Rheinufer eine so ungeheure Preissteigerung alles Getreides und aller sonstigen Lebensbedürfnisse ein, daß die Fuhrleute unmöglich bei den alten Sätzen bestehen konnten. Die administrativen Behörden waren ihrerseits entweder in ihren Funktionen gehemmt oder hatten Wichtigeres zu thun, als sich um den Fuhrlohn zu kümmern. Die Fuhrleute schrieben daher willkürlich die Taxe in die Höhe.

(Schluß folgt.)

Entstehung des Rebus.

Eine anmutige, aber wahre Geschichte.

Vor grauen Jahren lebte in Italien ein mächtiger Herzog, dessen Geist in Trübsinn und Melancholie befangen war. Nichts machte ihm mehr Freude, und nur im Lösen schwieriger Probleme fand er noch einige Befriedigung. Als aber die Gelehrten ihm keine neuen Aufgaben mehr stellen konnten, teils, weil sie selbst keine wußten, teils, weil die, über denen sie noch grübelten, auch über seinen Horizont gegangen wären, nahm der Trübsinn in einer besorgniserregenden Weise überhand und sowohl Vieh als Menschen hatten darunter zu leiden.

Der Herzog hatte eine wunderschöne Tochter, Angela mit Namen. Man sagte von ihr, daß sie ein Herz von Marmor im Busen trage, denn keinem der Fürsten und Edlen, welche sich um ihre Hand bewarben, war es bis dahin gelungen, die Gunst des schönen Kindes zu erringen, trotz des erdentlichsten Aufwandes von Mut und Kraft in den ritterlichen Spielen, von Liebenswürdigkeit und Grazie bei Tanz und Tändelei, von schmelzendem Tremolo und sanften, dreigestrichenen Tönen, in welchen sie die Glut ihrer versifizierten Empfindungen in stiller Nacht der bleichen Luna entgegen atmeten. Angela blieb keusch und kalt bis in ihr fünfzehntes Jahr hinein, was bei einer Dame des sonnigen Landes Italia schon etwas besagen will. Seit einigen Tagen nun trieb sich in der Stadt, da der Herzog residierte, ein Fremdling umher mit weit umgelegtem Hemdtragen und schwarzem Sammetwams, das die schimmernde Weiße der breitgewölbten Brust dem neugierigen Blick nicht gänzlich verhüllen konnte, mit blitzenden, blauen Augen, blondem Vollbart und blondlockigem Haar, das die Kraft des Nackens unumwalle, — un tedesco, wie die Schönen der Stadt sich zulüfterten, mehr, um dem Manne einen Namen zu geben, als daß ihnen das „woher“ besonders interessant gewesen wäre. Ihnen genügte fürs erste die Thatsache: Er war da. Davon wußten auch die Schänkwirte zu erzählen, die den süßen Falernerwein zapften, das wußten die Dirnen, die in der Frühe am Brunnen zusammentrafen, obwohl er kälter zu sein schien, als der Schnee seiner Berge, wie sie sich gestanden, das wußte der alte Feigenbaum, der mit goldenen Früchten zu seinem Fenster hereinwinkte, und das erfuhr auch Schön-Angela, die plötzlich auf den närrischen Einfall kam, Zeichenunterricht zu nehmen. Der Vater schlug ihr die bedeutendsten Meister vor, darunter sogar Schüler von Michelangelo selbst, aber keiner wollte ihr zusagen. Es sollte sich, wie sie von einer Freundin gehört, ein fremder Maler in der Stadt aufhalten, er wohne, wenn sie nicht irre, in der großen Osteria am Platze von Santo Spirito, sie habe Skizzen von ihm gesehen, die ihre Bewunderung erregt hätten und sie sei überzeugt, daß sie manches von ihm lernen könne. Der Maler wurde citiert, unterrichtete Angela eine zeitlang, blieb aber stets kühl und gemessen — zu ihrem großen Leidwesen, denn seine Kälte hatte ihr junges Herz zur höchsten Glut entflammt. Der Fremde litt nämlich an — wie er wähnte unheilbarer — Misogynie, seitdem ein blondes Mädchen in seinem Heimatlande einen schwarzäugigen Fähdrich ihm vorgezogen hatte. Er bemerkte wohl den feuchtschimmernden Blick, mit dem Angela ihn entließ, wenn wieder eine Lektion beendet war, ohne daß es den Strahlen ihrer Augen gelungen, den Weg zu seinem Herzen zu finden, aber ihm galt die schöne Herzogstochter keinen Deut mehr, als Corregios Magdalenen-Bild, das er kopierte, oder etwa ein schönes Modell — ja Modell! unbegreiflich, daß ihm der Gedanke nicht schon früher gekommen war. In wie mannigfachen Variationen konnte er das klassisch-schöne Auliz auf seinen Gemälden verwerten, denn daß Angela schön

war, berückend schön sogar, unterlag keinem Zweifel; er hätte sie vielleicht auch lieben können, wenn nicht das rosiges Trozköpfchen aus seiner Heimat gar so ausschließlich all sein Denken und Empfinden in Anspruch genommen hätte. Aber verdiente die heimatlische Schöne, daß er sich um sie härmte? Nein, schlecht war sie, spottschlecht, das aber wollte er alle Weiber entgelten lassen, deren Interesse er nur im geringsten erregen würde.

Er hat also Angela darum, sie malen zu dürfen, und sie schlug es ihm nicht ab; was hätte sie ihm auch abschlagen können! Er wollte sie malen, so schön, so ideal, als seine Kunst es überhaupt nur imstande war, und ihr dann zeigen, daß sie ihn doch nicht zu fesseln vermochte. Er entsann sich des feuchtschimmernden Ausdrucks ihrer Augen; den wollte er in das Bild legen, da in dem Moment sie ihm besonders schön erschienen war. Er vertiefte sich in ihren Blick und fing an, sein blondes, deutsches Lieb milder zu beurteilen; es war in der That etwas Sonderbares um so schwarze, unergründliche, schimmernde Augensterne; er fühlte den magischen Bann, den sie auf ihn ausübten und begab sich voll und ganz in die Gewalt desselben, denn er dinkte sich stark genug, dem Zauber jeden Augenblick sich zu entreißen. Doch lag das durchaus nicht in seiner Absicht; das blonde Bild seiner Träume, das sich so trügerisch erwies, verdiente eine exemplarische Strafe, und er ergriff die willkommene Gelegenheit zu zeigen, daß die Treulose durchaus keinen Grund habe zu triumphieren, sie ihn gar nicht so elend gemacht habe, wie man denken sollte, und es außer ihr noch Weiber gäbe, die er für würdig hielte, ihn zu beglücken.

Angela war durch das aufkeimende Gefühl bei dem geliebten Manne, das sich in seinen Blicken, im Ton seiner Rede kundgab, so überfelig, daß gar nicht daran dachte wie sonst die Frauen, sich nun schrittweise zurückzuziehen und dem Geliebten durch tausend Plänkeleien zu erschweren, und so lag sie, als er einst ihrem Köpfchen die zur Sitzung erforderliche Stellung zu geben, das schöne Haupt in seine Hände nahm und den Blick tief in die unergründlichen Augen tauchte, in seinen Armen, ohne selbst eigentlich zu wissen, wie sie dahin gekommen. Dem Herzoge mochte wohl einmal eine derartige Lektion zu lange erschienen sein; er trat unvermutet ins Zimmer und fand den Maler damit beschäftigt, das Haar der Tochter malerisch zu ordnen.

Man will nun zwar im allgemeinen gefunden haben, daß Maler mit Vorliebe derartige Arrangements treffen, doch der Herzog war nicht allein trübsinnig und melancholisch, sondern auch ungeheuer argwöhnisch und mißtrauisch gegen alles, was den Namen Weib führt, und er verbot daher ohne jede Förmlichkeit dem Fremden seine Schwelle. Angela verfiel in Weinkrämpfe und machte durch Nervenzufälle und Migräne, die damals schon erfunden war, dem Papa das Leben so jauer, daß er unendlich froh war, als er nach einigen Tagen das Problem gelöst hatte, den Zeichenunterricht auch ohne persönliche Anwesenheit des Fremden fortbestehen lassen zu können. Die Tochter sollte

nach Gutdünken Zeichnungen fertigen, die er von dem Fremden verbessern und mit neuen Vorlagen ihr wieder zustellen lassen wollte. Angela sandte dem Geliebten vier Blätter: Eine Schlange, welche die Form eines S bildete, ein Ei, eine Stimmungslandschaft mit der Unterschrift „Morgen“, eine zweite der Art mit der Unterschrift „Am Mitternacht“ und darüber auf demselben Blatt, wie zufällig hingeworfen, ein Fenster. Der Vater prüfte die Zeichnungen, achtete nicht darauf, daß sie mit Nummern versehen waren, und ließ sie passieren. Der Maler aber stellte dieselben zusammen und las daraus: „Sei Morgen um Mitternacht unter meinem Fenster.“ Dies Stelldichein wurde den Tag darnach dem Herzog verraten, und er sann darüber nach, auf welche Weise ein Gedankenaustausch wohl stattgefunden haben könnte, denn er ließ die Tochter seither streng bewachen; die sonderbaren Zeichnungen, welche hinüber und herüber gingen, hatten auch seine Aufmerksamkeit erregt und endlich wurde ihm der Zusammenhang klar. Er verriet jedoch mit keiner Silbe, daß er um das Geheimnis wußte, bemühte sich selbst nur, die räthelhafte Bilderschrift zu entziffern, ehe er sie befördern ließ, und fand schließlich so viel Gefallen an der Sache selbst, daß er den Zweck darüber vollständig vergaß; er unterließ es zwar nie, die Probe der Richtigkeit seiner Lösung zu machen, vergewisserte sich stets, ob die von ihm herausgelesenen Abmachungen innegehalten wurden, die derartig verabredeten Zusammenkünfte wirklich stattfanden, störte aber die Liebenden in keiner Weise. Nur als er einst einen bis zur Reise gediehenen Fluchtplan entdeckte, übermannte ihn der Zorn; den Maler hatte er wegen seines gewinnenden Wesens und seiner Förmlichkeit schon zu lieb gewonnen, als daß er ihm etwas Ernstliches hätte zu Leide thun können, aber er ließ den auf so bedenkliche Weise geübten Zeichenunterricht plötzlich abbrechen. Damit strafte er sich jedoch selbst, denn da er nun nichts hatte, den müßigen Geist zu beschäftigen, versiel er wieder in tiefe Melancholie. Diesen Zustand zu enden und die Thränen der Tochter zu trocknen, welche er eben so sehr fürchtete, als ihre Migräne, denn er liebte sein Kind, willigte er, nachdem er den fremden Maler zum Ritter geschlagen hatte, in ihre Verbindung, knüpfte aber die Bedingung daran, daß derselbe jeden Morgen irgend welchen Bericht oder sonstige Mittheilungen in die erwähnte Form bringen mußte. Diese Art der Rätsel, in der die Worte durch Abbildung von Dingen — lateinisch *redas* durch Sachen — ersetzt werden, wurde später allgemein bekannt und beliebt, und heute noch beim Erscheinen der illustrierten Sonntagsnummer eines Journals zerbricht sich manche Schöne das Köpfchen über einen Rebus, ohne das Interesse an dem Inhalte zu haben, wie einst Schön-Angela.

Ein solennes Diner.

Im Jahre 1740 gab der Erzbischof von York, George Nevil, dem Clerus sowie dem höhern und niedern Adel der Diocese in seinem Palaste ein

Gastmahl, welchem, was Glanz und Ausgiebigkeit der materiellen Genüsse anbelangt, nur wenig andre Gelage gleichgekommen sein müßen. Man verwahrt noch heute das Verzeichniß der damals veruligten Speisen und Getränke als eine historische Kuriosität im Archive des Towers zu London. Nach den Angaben dieses immensen Küchenszettels wurden verzehrt: 300 Scheffel Korn, 104 Tonnen Wein, 330 Tonnen Bier, 5 Eimer gebrannte Wasser, 80 Mastochsen, 1000 Hammel, 3000 Kälber, 300 Schweine, 86 wilde Stiere, 300 Spanferkel, 400 Rehe und Rehböcke, 4000 Kaninchen, 2000 Kapuane, 2000 Hühner, 4000 Tauben, 4000 Enten, 4000 Wasserhühner, 200 Kraniche, 100 Pfauen, 200 Rohrdommeln, 400 Fischreiher, 400 Wachteln, 300 Hechte, 300 Brassen, 4 Meerchweine, 8 Seekälber, außerdem noch 4000 kalte und 2000 warme Lendenbraten, 1056 warme Wildpasteten, 5000 Schüsseln Gelsé oder Gallerte, 400 Torten und diverses andere Dessert.

Zur Zubereitung dieser Herrlichkeiten waren 62 Köche und 512 Küchenjungen und zur Bedienung bei Tische 1000 Domestiken erforderlich. — Den splendiden Gastgeber ereilte in der Folge ein tragisches Geschick. Sieben Jahre nach dem erwähnten Convivium zog nämlich König Eduard der Vierte von England die geistigen Besitzungen des Erzbischofs ein und internierte den Prälaten selbst als Gefangenen in Frankreich. Hier wurde er mit Fesseln beschwert in ein finstres Gefängniß geworfen, wo er, der stets eine wohlbesetzte Tafel geliebt hatte, den Rest seiner Tage im größten Mangel und Elend beschloß.

Edm. Br.

Verfäwendung.

Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert galt in Spanien derjenige für arm, der nicht 800 Duzend Teller und 200 Schüsseln aus Edelmetall im Hause hatte. Spanien erhielt ja aus Amerika von 1519 bis 1619 an 1336 Mill. in Gold; in Mexico münzte man jährlich 8 Mill. Silberthaler und mehrere Millionen Goldstücke. — Kardinal Chigo bewirtete einst den Papst und die Kardinalé prächtig und ließ dann alles Gold- und Silbergeschir in die Tiber werfen, wo es freilich in vorher ausgelegten Netzen aufgefangen wurde. — Die Bürger von Paris schenkten dem König Karl V. bei seinem Einzuge Goldgefäße von 650 Mark Schwere. — Als Karl der Kühne mit 5000 prachtvoll ausgestaffierten Rittern nach Trier zog, um sich vom Kaiser die Königskrone zu holen, ließ er den Kaiser, dessen Hof und seine Ritter aus silbernen, von Perlen und Edelsteinen funkelnden Bechern trinken und die 66 Gerichte in goldenen Schüsseln auftragen, von denen die größte 6000 Gulden wert war. Diesen überreichen Fürsten erschlugen nach etlichen Jahren Bauern, als er nach verlorener Schlacht mit seinem Pferde im Sumpfe stecken blieb. — Zum Hochzeitsfest ließ Moriz, Kurfürst von Sachsen, vier Centner Silber für Tafelgerät abwiegen. — Als Kaiser Sigismund eine polnische

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Billerstr. 6.

Nr. 16.

Samstag, 14. Oktober 1882.

1. Jahrg.

Die Malteserin.*)

Skizze von Albert Brixius.

1.

Sir John Brate, Kapitän bei den auf Malta stationierten Truppen und erst seit wenigen Monaten in dieser kleinen, aber unübertwindlichen Festung garnisonierend, saß eines Morgens an dem geöffneten Fenster seines Zimmers und sah auf die Straße hinab. Ihm gegenüber, mit einer prächtigen Stiderei beschäftigt, saß seine Schwester Eliza, eine zart gewachsene, schlanke Blondine von höchstens achtzehn Jahren, deren lebhaft blaue Augen sich dann und wann mit dem Ausdrucke mutwilliger Schalkhaftigkeit zu ihrem Bruder erhoben und sich eben so schnell wieder senkten, wenn dieser einmal von der Straße wieder ab sah oder eine Frage an sie richtete.

Der Kapitän war ein großer, schlank und kräftig gebauter Mann, von ungefähr dreißig Jahren, dunkelblaue blickende Augen belebten sein edel geschnittenes Gesicht, in dessen fein gezeichneten Linien sich eben so viel energische Willenskraft und fester männlicher Sinn als Güte und Adel des Herzens erkennen ließen. Ein voller, blonder Backenbart, der lang gekräuselt sich zu beiden Seiten um das fein rasirte Kinn ringelte, eine hohe Stirn, welche das leicht gelockte Haar begrenzte und kurz geschnitten den nervigen, muskulösen Hals sehen ließ, vollendeten die Schönheit dieses jungen Mannes, welcher durch seine ausgezeichnete Persönlichkeit sowohl als durch seinen Reichtum ein Liebling der Männerwelt und die Sehnsucht der Damen war.

„Eliza,“ sagte er, nachdem er eine Weile zum Fenster hinausgeschaut hatte, und sich in seinen Stuhl zurücklehrend, den Duft einer feinen Havannacigarre von sich blies, „Eliza, findest Du nicht auch, daß diese Malteserinnen durchgehends recht liebliche Geschöpfe sind?“

Eliza lächelte.

„Eine sonderbare Frage, John,“ entgegnete sie dann, schalkhaft zu ihm aufblickend, „Du bist doch nicht in eine dieser kleinen Insulanerinnen verliebt?“

Der Kapitän zuckte leicht die Achseln.

„Ich habe zu kaltes Blut, um mich verlieben zu können,“ sagte er ironisch.

„Oder nicht!“ unterbrach ihn Eliza heiter.

„Schau einmal hinaus, John! Drüben an der Straßenecke steht eine solche Malteserin, welche Obst

und Blumen feil hält. Sie ist, soviel ich mich zu erinnern vermag, das lieblichste Geschöpf, welches ich jemals gesehen habe. Sieh einmal, wie beweglich sie ist. Alles ist Feuer und Leben an dieser Kleinen. Und was für prächtige schwarze Augen sie hat!“

Der Kapitän konnte sich nicht enthalten, laut aufzulachen.

„Ah!“ rief er, „Du glaubst wohl, ich sei in diese Kleine verliebt?“

„Gewiß bist Du das, bis über die Ohren,“ neckte Eliza scherzend. „Oder meinst Du, ich hätte nicht gesehen, daß Du jedesmal mit ihr sprichst, wenn Du an ihr vorüber gehst. Und wie oft steht Du hier am Fenster und schautst zu der Kleinen hinüber. Gesteh mir, John, daß Du in sie verliebt bist. Die Hand aufs Herz, bist Du es?“

„Nicht doch, Eliza,“ sagte der Kapitän abwehrend. „Allerdings interessiere ich mich für diese Obsthändlerin, weil sie gar zu hübsch ist; aber verliebt in sie bin ich nicht.“

„Nun dann ist sie in Dich verliebt,“ scherzte Eliza und klatschte in die Hände. „Ja, ja, das ist sie. Ich habe das schon längst bemerkt. Sieh einmal, sie wendet keinen Blick von unserm Fenster. Das arme Kind! Winke ihr doch einmal mit der Hand. Sie schaut sich ja fast die Augen aus.“

„Bist Du von Sinnen?“ entgegnete der Kapitän. „Was sollen die Leute auf der Straße denken, wenn ich einer Obsthändlerin Grüße zuwinke?“

„Ach, Du bist ein ernster, strenger Mann!“ sagte Eliza mutwillig, indem sie ihren Bruder am Bart zaufte. „Ein abscheulicher, herzloser Mann, hörst Du, John?“

Der Kapitän lachte.

„Ja, lache nur,“ fuhr Eliza mit komischem Ernste fort, „lache nur. Die Stunde wird Dir auch einmal schlagen, in der Du eben so schmachtend nach einer hartnäckigen Schönheit seufzen wirst, wie die Kleine da drüben nach Dir.“

„Du denkst doch nicht allen Ernstes, daß dieses Mädchen wirklich in mich verliebt ist, Eliza?“ fragte der Kapitän, plötzlich ernst werdend.

„Gewiß denke ich das, und ich bin davon überzeugt,“ entgegnete Eliza bestimmt. „Weshalb steht sie dann gerade unserm Fenster gegenüber und verkauft Blumen? Vor einigen Wochen stand sie noch nicht da. Sie muß unsere Wohnung ausgeforscht haben, John. Daß sie das thut, geschieht nur wegen Deiner. Die Strafe ist für ihr Gewerbe durchaus nicht frequent genug. Es gibt lebhaftere hier, auf

*) Unberechtigter Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

denen sie viel bessere Geschäfte machen kann. Das ist eines, welches für meine Ueberzeugung spricht. Die andern Gründe für dieselbe sind noch erheblicher. Weshalb schaut sie nämlich beständig nach unserem Fenster? Weshalb wird sie unruhig, wenn Du Dich einmal entfernst und sie Dich nicht sieht? Weshalb lächelt sie und macht sich an ihrem Obstkörbchen zu schaffen, wenn Du erscheinst und sie glaubt, Du blicktest sie an? Diese Fragen, John, beantworte mir, wenn Du es kannst. Die Malteserin dort, das behaupte ich fest, ist verliebt in Dich."

Der Kapitän legte nachdenklich die Hand an die Stirn.

"Es wäre traurig für die arme Kleine, wenn Du recht hättest, Eliza," sagte er dann nach einer Pause. "So viel ich mich erinnere, habe ich ihr niemals Veranlassung dazu gegeben, mich aufzusuchen geschweige mich zu lieben. Auch ist mir nicht bewußt, sie anderswo gesehen zu haben, als drüben an der Straßenecke. Sie stand eines Morgens plötzlich da und hielt Obst und Blumen feil."

"Dann hat sie Dich irgendwo gesehen, ohne daß Du sie bemerkt hast, John," unterbrach ihn Eliza lebhaft. "Das ist sicher. Die Kleine liebte Dich wahrscheinlich schon, ehe wir sie kannten. Bei Südländern entscheidet oft ein Augenblick, um rasend verliebt zu werden. Bei dieser Malteserin ist es ganz gewiß der Fall. Sie sah Dich und war verliebt."

Der Kapitän schüttelte leicht den Kopf.

"Du kannst recht haben, Eliza," sagte er noch immer nachdenklich. "Es kann sein, aber wir können uns auch irren." "Irren, John? Nein," versetzte Eliza rasch. "Ein Irrtum ist hier nicht gut möglich. Die von mir angeführten Beweisgründe sprechen zu sehr für das Gegentheil."

Sie dachte einen Augenblick nach, dann erhob sie sich und stellte sich ans Fenster.

"Ich will ihr einmal winken, John," fuhr sie lächelnd fort. "Sie kann dann zu uns aufs Zimmer kommen und ich kaufe etwas Obst. Das kann mir doch niemand wehren."

Sie nahm ein Tuch und winkte zum Fenster hinaus.

"Ah, sie kommt, John!" jauchzte sie gleich darauf. "Und wie sie eilt. Ich will sie selbst an der Thür empfangen und hinausbegleiten. Bleibe einen Augenblick hier, ich bin gleich wieder da."

Bei diesen Worten flog sie zur Thür hinaus und eilte die Treppe hinab.

Der Kapitän erhob sich und ging mit ver- schränkten Armen auf und nieder.

"Ein unverbesserliches Mädchen, die Eliza," murmelte er.

"Immer zu mutwilligen Streichen aufgelegt. Ich bin doch neugierig, was sie eigentlich von dem Mädchen will. Feigen kaufen! Ja, ja, Feigen kaufen! Als ob das ihr einziger Zweck wäre. Ich müßte meine Eliza nicht kennen, wenn sie nicht etwas anderes im Sinne hat."

Der Kapitän nahm seinen Sitz am Fenster wieder ein, als die Thür geöffnet wurde, und Eliza in Begleitung der Obsthändlerin eintrat.

Diese war ein reizendes Mädchen. Die eigentümliche bunte, aber malerische Nationaltracht kleidete sie gar vorteilhaft. Ihr Gesicht war, wie das aller Malteserinnen von jener interessanten Weise, welche die Bewohnerinnen dieses Kalkfelsens jedem Fremden so anziehend macht. Ihre Figur war klein und zierlich, dabei schlank und ungemein ebenmäßig. Die Bewegungen natürlich, grazios, voll Leben und von jener unruhigen Hast, welche die Bewohner des Südens charakterisiert. Das üppige schwarze Haar trug sie in vier breiten, langen, mit blauen und roten Bändern durchschlungenen Flechten, welche bis weit über die biegsame Taille den Rücken hinabgingen. Das Schönste aber an der Erscheinung dieser reizenden Malteserin waren die Augen. Rabenschwarz und leidenschaftlich glühend, glichen sie zwei blitzenden Sternen, die feurig und verlangend unter langen seidenartigen Wimpern hervorschauten und das leicht aufwallende Blut erraten ließen, welches durch ihre Adern volkte. Ihr Alter mochte das fünfzehnte Jahr nicht übersteigen.

"Tritt mir näher, liebes Kind!" sagte Eliza freundlich, als sie sah, daß die Malteserin schüchtern an der Thür stehen blieb. "Du verstehst doch Englisch?"

"Ja," erwiderte die Angeredete einfach und mit einem Accent, der aus ihrem Munde allerliebste klang.

"Ei, das ist ja hübsch!" rief Eliza, sie mit sichtlichem Entzücken von oben bis unten betrachtend. "Dann können wir uns ein wenig unterhalten. Das bringt etwas Abwechslung in meine Einsamkeit: denn hier auf Malta ist es entsetzlich langweilig. Also setze Dich, mein schönes Kind, und sage mir vor allem wie Du heißt, damit ich weiß, wie ich Dich anrede."

Die Malteserin sah Eliza verwundert an.

"Ich heiße Thirza," sagte sie dann nach einer Pause zögernd, und schlug befangen die Augen nieder. Eliza ergriff sie vergnügt bei der Hand.

"Also Thirza ist Dein Name!" rief sie, indem sie ihrem Bruder einen schalkhaften Blick zuwarf. "Hörst Du, John? Thirza!"

Der Kapitän schien kaum darauf zu achten und blies dicke Rauchwolken aus seiner Cigarre.

"Also Thirza," fuhr Eliza geschwätzig fort, indem sie das Mädchen sanft auf einen Stuhl niederdrückte und das Obst in ihrem Körbchen zu untersuchen begann, "ich sehe, Du hast Obst zu verkaufen. Würdest Du mir einige Feigen überlassen können? Ich esse sie für mein Leben gern."

"Feigen habe ich nicht bei mir," entgegnete Thirza, noch immer etwas schüchtern, "aber Trauben, Melonen, Pomeranzen und Apfelsinen."

"Dann gib mir eine Apfelsine," bat Eliza freundlich.

Thirza reichte ihr sogleich mehrere ausgesuchte Früchte von der verlangten Sorte.

"Gib auch dem Herrn eine davon," flüsterte Eliza, sich zu ihr niederbeugend und mit einer unmerklichen Bewegung der Hand auf ihren Bruder deutend. "Er ist auch ein großer Freund von Apfelsinen."

Thirza wurde purpurrot.

„Aber Thirza, fürchtest Du Dich vor dem Herrn?“ fragte Eliza laut und über die Zögerung des Mädchens erstaunt.

Thirza richtete sich stolz auf. Ihre Augen flammten in einem düstern Feuer.

„Fürchten?“ murmelte sie mit einem blitzschnellen Blicke der Verachtung auf Eliza. „Fürchten? Ich mich fürchten? Thirza, welche man die Perle von Malta nennt, hat sich noch nie gefürchtet und sie wird es auch jetzt nicht thun.“

Bei den letzten Worten ging sie schnell auf John zu und reichte ihm mit einem anmutigen Knix ihr Körbchen. Der Kapitän nahm sich statt der Apfelsine ein kleines duftendes Blumenstränßchen.

„Sie wollen keine Apfelsine?“ fragte Thirza mit leiser, zitternder Stimme, indem sie John groß ansah und eine flammende Röthe ihr reizendes Gesicht überflog.

„Ich esse selten und dann nur wenig Obst,“ entgegnete der Kapitän, Thirza forschend in die Augen schauend.

„Ich danke, mein Kind.“

„Aber dieses essen alle Herren gern,“ fuhr Thirza etwas dreister fort, indem sie eine große, rötlich schimmernde Traube empor hielt. „Wollen Sie auch diese verschmähen?“

Der Kapitän nahm sie und begann sofort davon zu kosten.

„Die Traube ist gut,“ sagte er dann prüfend. „Hast Du davon noch mehr, mein Kind?“

Thirza nahm sogleich alle Trauben, welche sie in ihrem Körbchen hatte und legte sie in eine große Fruchtschale, welche gerade auf dem Tische stand.

„Ah, sie liebt ihn doch,“ flüsterte Eliza bei sich, während sie Thirza scharf beobachtete. „Man sieht es an ihrem ganzen Benehmen. Doch kann ich mich auch täuschen. Ich muß Gewißheit haben. Aber wie fange ich das an?“

Sie dachte einen Augenblick nach, dann ging sie auf Thirza zu, und die Hand auf ihre Schulter legend, sagte sie laut: „Das sind ja herrliche Trauben, welche Du mitgebracht hast, Thirza. Du kannst täglich einige davon bringen. Ich sowohl wie mein Verlobter essen sie sehr gern.“

Thirza wandte sich jäh um. Ihr Gesicht war leichenblaß.

„Verlobter?“ unterbrach sie Eliza hastig. „Dieser Herr ist Ihr Verlobter?“

„Aber Thirza,“ sagte Eliza, sich beleidigt stellend, „was soll diese Frage bedeuten? Gewiß, dieser Herr ist mein Bräutigam und ich bin seine Braut. Findest Du das so sonderbar?“

Der Kapitän konnte sich nicht enthalten leicht aufzulachen.

Das Spiel seiner Schwester leicht erratend, fing er an, sich im Stillen über die beiden Mädchen zu belustigen und ließ sich die Rolle eines Bräutigams seiner Schwester schweigend gefallen.

Thirza geriet ganz außer Fassung. Die kleinen firscharten Lippen fest auf einandergedrückt, stand sie wie angewurzelt da und sah bald auf den Kapitän, bald auf Eliza, welche sie aufmerksam betrachtete.

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefährliche Reise.

Geschichte aus dem Englischen von P. G.

Minnie, mein liebes Weibchen, und ich waren grade einen Monat verheiratet und seit zwei Tagen von der Hochzeitsreise zurückgekehrt. Ich war der jüngste Theilhaber in der Firma: „Schwarzmoor u. Cie. Banquiers Lombard street“ und hatte noch 4 Tage Urlaub zu meiner Erholung. Ich war überaus glücklich in meinem neuen freundlichen Häuschen südwestlich von London und schwelgte im süßen Nichtsthun an jenem herrlichen Oktobermorgen, indem ich das Fallen der großen gelben Blätter im Sonnenschein beobachtete.

Minnie saß an meiner Seite unter dem Hagedornbaum, sonst wäre ich nicht überaus glücklich gewesen.

Betsy, Minnies Mädchen, kam mit einem ominös aussehenden Briefe in der Hand den Garten entlang getrippelt; es war ein Telegramm von Mr. Schwarzmoor und lautete: „Sie müssen sofort mit einer Goldsendung auf den Continent reisen.“

Neapolitanische Anleihe!

Kein Aufschub. Geschäfte von größter Wichtigkeit seit Ihrer Abreise. Seien Sie sechs Uhr dreißig Minuten im Comptoir, fahren neun Uhr dreißig Minuten von London Bridge und benutzen Sie von Dover das Nachtboot.“

„Ist der Bote fort?“

„Der Bote hat es nicht abgegeben, sondern ein ältlicher Herr, welcher es übernommen, da er an unserm Hause vorbei müsse.“

Teurer Herbert, Du gehst nicht, es ist nicht möglich“ — sagte Minnie, an meine Schulter gelehnt, mit gebeugtem Antlitz. — „Gehe nicht.“

„Ich muß, meine Geliebte, die Firma kann diese wichtige Sendung niemand anders anvertrauen, ich muß in zehn Minuten an der Bahn sein, wenn ich den vier Uhr zwanzig Minuten Zug noch erreichen will.“

„Das war ein sehr wichtiges Telegramm,“ — sagte ich scharf zum Stations-Vorsteher — „wie können Sie dasselbe einem Fremden übergeben. Wer war dieser alte Herr? wenn ich fragen darf.“

„Wer war es, Harvey?“ sagte der Stations-Vorsteher mürrisch zum Portier.

„Alter Gentleman, sehr respektabel, — geht häufig nach Dawson's' Reitbahn, — hat Pferde da.“

„Lassen Sie das nicht wieder vorkommen, Mr. Jennings oder ich muß es anzeigen“ — sagte ich — „nicht für hundert Pfund Sterling hätte ich das Telegramm wissen mögen.“

Mr. Jennings, der Stations-Vorsteher brummte etwas in den Bart dann kniff er den Telegraphenjungen in die Ohren, was ihm (Mr. Jennings) wohlzuthun schien. —

„Wir fingen schon an ängstlich zu werden, —“ sagte Mr. Schwarzmoor, als ich sein Zimmer betrat, mit nur drei Minuten Verspätung, „sehr ängstlich, nicht wahr, Goldbrück?“

„Gewiß!“ sagte der kleine Ober-Buchhalter, „sehr ängstlich.“

Mr. Schwarzmoor war ein angehender Sechsh-

ziger, mit rotem, vollem Gesicht und weißen Augenbrauen — welche Kombination ihm den Ausdruck eines gallischen Alten gab. Er war ein gewiegter Geschäftsmann, etwas heftig aber höflich, freundlich und gerecht.

„Ihre Frau Gemahlin befindet sich hoffentlich wohl. Bedauere in der That, Ihre Flitterwochen kürzen zu müssen, aber es ging nicht anders, mein lieber Freund.“

Dort in jenen eisernen Kisten befindet sich das Gold, sie sind in Leder eingeschlagen, damit sie für Musterkasten gehalten werden.

Sie sind mit Buchstaben-Schlössern versehen und enthalten eine Viertelmillion in Gold.

Der König von Neapel befürchtet eine Rebellion (es war drei Jahre vor Garibaldis Siegen).

Sie befördern das Geld an die Herren Pagliaviceni und Rossi in Neapel, Toledo (Nr. 172.)

Die Namen, welche zum Deffnen der Schlösser dienen, sind: für die Kiste mit dem weißen Stern „Masinisa“, für die mit dem schwarzen Stern „Cotopazo.“

Diese beiden Worte werden Sie selbstverständlich nicht vergessen. Deffnen Sie die Kisten in Lion, um sich zu versichern, daß alles in Ordnung ist. Sprechen Sie zu niemand und schließen Sie sich unterwegs an niemand an. Ihre Sendung ist von größter Wichtigkeit.“

„Ich werde als Handlungsreisender zu gelten suchen,“ sagte ich.

„Verzeihen Sie meine wiederholte Warnung, Blanchere, aber ich bin älter als Sie und kenne die Gefahr besser; wenn der Zweck Ihrer Reise heut in Paris bekannt wäre, dann wäre Ihr Weg nach Marseilles so gefährlich, als ob alle Galeerenflaven vor Toulon losgelassen wären, um auf Sie Jagd zu machen, ich zweifle durchaus nicht an Ihrer Verschwiegenheit, ich ermahne nur zur Vorsicht. — Sie sind doch bewaffnet?“

Ich öffnete meinen Ueberrock und ließ meine geladenen Revolver sehen, bei welchem Anblick der alte Buchhalter erschreckt zurückwich.

„Gut!“ sagte Mr. Schwarzmoor, „doch ein Gran Vorsicht ist mehr wert als fünf solcher Revolver. Morgen bleiben Sie in Paris, ordnen die Geschäfte mit Lesebre und Tesjeans, fahren mit dem Nachtzug 12,15 nach Marseilles, so haben Sie Anschluß an den Freitag von dort abgehenden Dampfer. Nach Marseilles werden wir Ihnen telegraphieren. — Mr. Hargrave! Sind die Briefe für Paris fertig?“

„Sogleich, Herr Prinzipal, Mr. Wilkins ist fleißig daran.“

Ich erreichte Dover um Mitternacht und engagierte sofort vier Lastträger, um meine Geldkisten an Bord zu schaffen. Die erste wurde ohne Unfall auf Deck gebracht, während bei der zweiten einer der Träger ausglitt und sicher ins Wasser gefallen wäre, hätte ihn nicht ein alter indischer Offizier, welcher mit verschiedenem Kram beladen, seine gutmütige aber etwas gewöhnliche Frau an Bord drängend, uns voran ging, in seinen Armen aufgefangen.

„Hollah, mein Junge,“ sagte er, „was zum Teufel habt Ihr denn da? Eisenwaren?“

„Weiß nicht, Herr! nur soviel weiß ich, daß es schwer genug ist, um einem das Kreuz zu brechen,“ war die barsche Antwort, als der Mann in seiner derben Weise dankte.

„Diese Stufen sind sehr unangenehm für schwere Ware,“ sagte jemand in verbindlichem Tone hinter mir, „aus Ihrem Gepäc schließe ich, daß wir Kollegen sind!“

Scherwiderte, daß ich die Ehre hätte, Handlungsreisender zu sein und daß ich fürchtete, wir würden eine unruhige Nacht haben.

„Miserables Wetter,“ entgegnete er, „und ich rate Ihnen, mein Herr, sich sofort einer Höngematte zu versichern, denn das Schiff ist sehr besetzt.“

Ich ging direkt in meine Höngematte und legte mich für eine Stunde nieder, nach welcher Zeit ich mich erhob, um mir die Gesellschaft etwas näher zu besehen. An einem der kleinen Tische saßen ungefähr ein halbes Duzend Passagiere, darunter der alte Indier und mein altmodischer, lästiger Frager; sie tranken Flaschenbier und schienen sich sehr gemüthlich zu fühlen. Ich setzte mich zu ihnen und wir wechselten einige Bemerkungen über das Nachreisen.

„Bei Gott, es ist unerträglich,“ sagte der joviale Major Baxter (so hatte er sich uns vorgestellt), „es ist so schwül, als wenn in Indien der heiße Tinsangwind weht, wie wäre es, wenn wir Drei auf Deck gingen um Luft zu schnappen? Meine Frau leidet unter der Ueberfahrt, und ist bis zur Landung unsichtbar. Kellner, bringen Sie uns mehr Bier.“

Als wir auf Deck kamen, sah ich zu meinem äußersten Erstaunen vier täuschend ähnliche Kisten wie meine mit schwarzen und weißen Sternen, nur daß dieselben nicht eingebrannt waren wie an den meinen. Kaum traute ich meinen Augen; doch da standen sie, mit Lederdecken, Buchstaben-Schlössern und allen andern Kennzeichen.

„Diese gehören mir,“ bemerkte Mr. Levison (so hatte ich ihn vom Kapitän nennen hören), „ich reise für das Haus MacIntosh. Diese Kisten enthalten wasserdichte Regenummäntel. Unser Haus hat solche Kisten schon seit vierzig Jahren in Gebrauch. Es ist mitunter sehr unangenehm, wenn sich so zufällig die Koffer gleichen, führt leicht zu Verwechselungen. Die Ihrigen sind übrigens viel schwerer, Maschinenteile oder andere Eisenware?“

Ich schwieg, oder gab ihm wenigstens ausweichende Antwort.

„Mein Herr,“ sagte Levison, „ich glaube, Sie haben eine große Zukunft; Geschäftsgeheimnisse soll man unter keinen Umständen verraten, meinen Sie nicht auch?“

Der Major — also angeredet — erwiderte: „Bei Gott! mein Herr, Sie haben recht, man kann in dieser falschen Welt nicht vorsichtig genug sein.“
(Fortsetzung folgt.)

Das öffentliche Fuhrwesen im alten Düsseldorf.

Von Dr. Tönnies.

(Schluß.)

1797 trat der Frieden und mit ihm ein beträchtliches Fallen der Preise ein. Die Regierung zog die

während des Krieges gelockerten Zügel wieder straff und richtete ihr Augenmerk vornehmlich auf alle die ungesegneten Neuerungen, welche in den letzten Jahren eingegriffen waren. Demnach ordnete der Magistrat unter dem 12. Mai 1798 auch den Fuhrlohn, indem er ihn mit Rücksicht auf die niedrigeren Preise der Lebensmittel und Fourrage reduzierte. Ein Vergleich lehrt aber, daß der Fuhrlohn nicht viel geringer als heute war. Weil indessen seit 100 Jahren der Wert des Geldes sehr gesunken ist, stellt sich im alten Düsseldorf der Fuhrlohn relativ höher als im modernen. So kostete der Transport eines Stückfasses Wein vom Rhein in die Stadt sowie umgekehrt, oder von einem Keller in den andern 15 Stüber oder 60 Pfennig (1 Stüber gleich 4 heutige Pfg.). 1000 Ziegelsteine mußten für 1 Rthlr. 15 Stüber oder 2,90 M. gefahren werden. Ein Malter Frucht Düsseldorfer Maaß vom Rhein in die Stadt betrug an Fuhrlohn 1 Stüber (= 4 Pfennig). 8 Säumer Geriß (1 Säumer = $\frac{1}{4}$ Malter) dagegen 12 Stüber (= 48 Pf.), eine Karre Sand 10 Stüber (= 40 Pf.), ebenso viel eine Karre Dünger in den Garten. Alle Sätze galten ohne Unterschied der Entfernung. Zugleich wurde der Tagelohn fixiert. Es kostete, den Malter Frucht vom Schiffe auf die Karre oder von dort auf den Speicher zu schaffen, 1 Stüber. Uebertretung des neuen Tarifes sollte mit 6 Rthlr. geahndet werden. Vielleicht sah der Magistrat eine wiederholte Bestrafung und heftige Opposition der Fuhrherren gegen die obige Taxe voraus. Daher drohte er sogleich mit einer neuen Strafe. Sollten der Uebertretungen zu viele werden, so würde er einem jeden das Fahren und Tragen für Geld gestatten, gleichgültig ob er zünftig sei oder nicht.

Wie es eine Taxe für die Beförderung von Frachtgütern gab, hatte man selbstverständlich auch eine solche für Lohnfuhrwerke und Portechaisen, welche der Beförderung von Personen dienten. Aus dieser geht hervor, daß die ersteren namentlich für Reisen außerhalb, letztere für die Fahrten innerhalb der Stadt berechnet und dafür bei den engen Straßen sicherlich geeigneter waren, als die Fuhrwerke. Unser Droschkenwesen vereinigt also in sich die Bestimmungen beider. Die Ordnung des Lohnfuhrwerks von 1773 handelt demnach nur vom Mieten auf halbe oder ganze Tage, sowie von Fahrten nach den Nachbarorten, die Portechaisenordnungen von 1774 und 1786 vom Tragen in der Stadt oder vom Mieten auf Tage oder Wochen. Derselbe Streit, welcher sich um 1790 nach Anlage der Karlstadt bei den Frachtfuhrwerken erhob, ob der neue Stadtteil zur eigentlichen Stadt oder zur Vorstadt zu zählen sei, entstand daher auch bei den Portechaisen, dagegen nicht in Bezug auf die Lohnfuhrwerke, soweit bekannt ist. Die Entscheidung des Magistrats lautete, daß für Tragen in und aus der Karlstadt kein mehreres an Gebühr und Lohn zu bezahlen sei, als vorhin für dergleichen Tragen in hiesiger Stadt bestimmt gewesen. Die Verordnung über das Lohnfuhrwerk schuf 3 Zonen und berechnete nach ihnen die Preise. Die erste umfaßte die Orte, welche zwei Stunden, die zweite solche, welche fünf Stunden, die dritte endlich diejenigen, welche weiter als fünf

Stunden von Düsseldorf entfernt waren. In die erste Zone fallen die Orte Benrath, Kaiserswerth, Ratingen, Gerresheim, Mettmann und Neuß, welche alle mit Ausnahme der zwei letzteren in der Polizeiverordnung über das Droschkenfuhrwesen vom 1. Febr. 1877 berücksichtigt sind. Für eine Fahrt nach Benrath entrichtete man im vorigen Jahrhundert für 1 Pferd 30 Stüber, den Wagen 10 Stüber, zusammen 40 Stüber oder ungefähr 1,60 Mark, dazu das Brücken- und Barrierengeld, während heute bei 2 Personen ein Preis von 4,50 Mark festgesetzt ist. Dasselbe Geld wurde bis Gerresheim bezahlt, heute dagegen 3,30 Mark. Ein Unterschied bestand insofern noch, als ehemals die Rückfahrt, wenn gleich angetreten, unentgeltlich war, heute dagegen die Hälfte der einfachen Fahrt beträgt. In der zweiten Zone zahlte man für das Pferd 40 Stüber, in der dritten 1 Rthlr., für den Wagen 20 Stüber. War das Fuhrwerk tageweise gemietet, so mußte es bei einer Preisberechnung von 1 Rthlr. für das Pferd, 20 Stüber für den Wagen, dazu Barrieren- und Brückengeld den Reisenden im Sommer 11, im Winter 9 Stunden weit fortbringen. Darüber hinaus vergütete derselbe jede Stunde außerdem mit 7 Stüber für das Pferd. In der Stadt war eine „Lehnkutsche“ nur auf einen halben oder ganzen Tag für 1 resp. 2 Rthlr. zu haben. Daher war es auch gleichgültig, ob die Karlstadt zur Stadt oder zur Vorstadt gehörte, denn Tourenfahrten gab es für sie nicht. Das Mieten eines Reitpferdes auf einen Tag kostete 40 Stüber, gleich für mehrere Tage täglich 30 Stüber.

Gleich billig war die Beförderung in der Stadt mittelst der Portechaisen. Wie im modernen Düsseldorf zu bestimmten Tageszeiten die Droschken sich an den Halteplätzen aufstellen, so warteten im alten die Sesselträger von 8 Uhr morgens bis 12 Uhr abends im Hause des Admodiatoren, im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts des Hoffattlers und Garde de Meubles Bergmann auf der Bergerstraße. Es gab mithin keine Portechaisenhalteplätze. Für das Tragen innerhalb der Stadt wurden selbst bei Kindtaufen bloß 10 Stüber oder 40 Pfg., in die Vorstadt 20 Stüber entrichtet. Die Miete für einen ganzen Tag betrug 1774 1 Rthlr. 1786 1 Rthlr. 20 Stüber, wofür die Portechaise vormittags und nachmittags 6 Stunden zur Verfügung des Mieters stand, für eine Woche anfänglich 5 Rthlr., später 6 Rthlr. Die Träger warteten, sofern sie nicht abgelohnt worden waren, bei einfachem Tragen $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Stunde unentgeltlich auf die Rückkehr der getragenen Person. Sie sollten diese Zeit aber nicht zum Saufen und Spielen benutzen. Durch eine übergroße Höflichkeit scheinen sich die Sesselträger nicht rühmlichst ausgezeichnet zu haben. Sie wurde ihnen indessen unter Androhung von Stockprügeln, Suspension auf 1 Monat, endlich Ausschließung vom Ambach oder Amberg*) eindringlichst anempfohlen.

*) Beide Formen kommen 1786 vor, doch muß die letztere entweder lokal sein oder auf Fehler beruhen. Ambach (altdeutsch ampacht oder ambacht) ist das vollere Wort, aus welchem Amt zusammengezogen,

Wohl in Rücksicht darauf, daß die Portehaisen von den „Herrschaften“ benutzt wurden, enthielt das Reglement von 1774 eine Bestimmung, von der man fast wünschen möchte, sie wäre auch in die Droschkenordnung von 1877 übergegangen. Kranke durften nicht mit den gewöhnlichen Portehaisen befördert werden. Für deren Fortschaffung mußte der Admodiator eigene Sessel halten. Daß er sie auch am gehörigen Orte benutzte, dafür sorgte eine Kontraventionalstrafe von 2 Rthlr. für den Admodiatoren, von 1 Rthlr. für die Träger. Gewiß angebracht war es, daß jede Portehaise, ebenso heute wie unsere Wagen, eine Laterne besaß, obgleich die Straßen schon 1769 mit Dellampen erleuchtet waren.

und erscheint als ambacht, ambach, ambecht, ambocht, u. . . . ambet, ambt, ampt und amt, nicht aber als amberg. Das zugehörige Substantiv männlichen oder weiblichen Geschlechts, welches den oder die Dienende bezeichnet, ist heute verschwunden, aber im Ahd in der Bedeutung Bedienter, Bogt, im Altfr. in derjenigen Magd vorhanden (cfr. Grimm Deutsches Wörterbuch s. v. Amt). Ambach entspricht im gewerblichen Sinne dem mlt. officium (nicht ministerium oder minus, cfr. Schiller und Lübken, Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Bremen 1875, s. v. Ambach) und heißt: 1) Handwerk, zu dessen selbständiger Ausübung die Aufnahme in eine bestimmte Zunft erfordert wird. — 2) Das Recht zur Ausübung eines solchen Handwerks. — 3) Handwerkszunft. — 4) Jede andere Zunft, doch nannten Krämer, Gewandschneider und überhaupt alle Kaufleute ihre Genossenschaft lieber eine Gilde, Kumpanie oder selscop, weil ambacht an die ursprüngliche Hörigkeit der Handwerker erinnerte. — 5) Nahrungserwerb oder Geschäftsbetrieb jeder Art. Das Wort kommt schon als ambactus, der Hofhörige, in Cäsars Bell. Gall. 6, 15 vor, von dem französisch ambact s. m., Amtslehen, sowie ambassade und seine Derivata abgeleitet sind. „Ob ursprünglich celtisch oder deutsch, oder beiden zugleich angehörig, bleibt unentschieden“ (Sanders, Deutsches Wörterbuch, Leipzig 1860, s. v. Amt). Das Wort Amtmeister erklärt Weigand, Deutsches Wörterbuch, Gießen 1878 als eine Umbildung aus Ammeister, welches Oberhaupt der Zünfte bedeutet, zusammengesetzt aus Ammann und Meister, so daß es soviel als Meister, welcher Ammann, höchste obrigkeitliche Person einer Gemeinde ist, oder Obermeister heißt. Wenn man aber erwägt, daß Ambachmeister noch heute in Düsseldorf existiert, so ist die obige Ableitung wenigstens zweifelhaft.

Ueber die wichtigsten Erkrankungen der Nase und deren Heilverfahren

hielt vor kurzem Dr. L. Löwe in Berlin einen Vortrag, dem wir folgendes entnehmen:

Ausgehend von der geschichtlich feststehenden Thatsache, daß in frühern Zeiten die Nonnen, wenn ihre Klöster von Feinden erstürmt wurden, sich die Nasen abschnitten, um die Brutalität der Sieger durch die scheußliche Entstellung ihres Antlitzes vor-

zubiegen, besprach Dr. Löwe zuvörderst die Methoden, welche man besitzt, um verlorengegangene Nasen zu ersetzen. Schon die alten Indier kannten diese Kunst. Bei ihnen war es Sitte, Verbrechern die Nase abzuschneiden, wodurch erstere zur untersten Stufe der Gesellschaft, in die Klasse der sogenannten Parias hinuntergestoßen wurden. Wie unglücklich sich ein solcher Paria fühlte, das hat wohl am Trefflichsten Göthe in seinem berühmten „Gebet des Paria“ ausgedrückt, wo er den Paria fragen läßt, ob denn Gott allein die übrige Menschheit und nicht auch die Parias und die Affen geschaffen habe. Einem Paria mußte mithin alles daran liegen, wieder in Besitz seiner Nase zu gelangen: kein Wunder, daß die indischen Aerzte in der Anfertigung künstlicher Nasen excellierten. Sie schnitten einen dreieckigen Hautlappen aus der Stirn heraus. Die Spitze des Dreiecks sah gegen die Nasenwurzel, die Grundlinie lag am oberen Rande der Stirn, da wo die behaarte Kopfhaut anfängt. Dieser Hautlappen wurde ganz von der Stirne abpräpariert, nur an der Nasenwurzel blieb er mit der Hirnhaut in Verbindung, dann wurde er umgedreht und an den Rändern des Nasenstumpfes angeheilt, was circa 6 Wochen erforderte.

Mit dem Untergang der alten indischen Kultur geriet auch die Kunst der Nasenbildung in Vergessenheit, bis im 16. Jahrhundert der Italiener Tagliacozzi dieselbe wieder in Aufnahme brachte. Tagliacozzi wurde hierzu durch die damals gerade besonders fürchterlich auftretende Luftpheude, die mit Vorliebe die Nasen wegzufressen pflegt, veranlaßt. Seine Methode ist grundverschieden von der indischen. Er nimmt das Material zur Neubildung der Nase aus der Haut des Oberarms. Er schneidet aus dieser einen dreieckigen Lappen aus, näht ihn mit den Rändern des Nasenstumpfes zusammen und läßt nur die Spitze des Lappens mit dem Arm in Verbindung. Nach circa 2 Monaten ist der Lappen an der Nase angeheilt, seine Verbindung mit dem Oberarm kann dann durchschnitten werden. Während der Heilungszeit muß der Patient eine Bandage tragen, durch welche sein Arm gegen die Nase fixiert gehalten wird. Das ist natürlich höchst unbequem. Tagliacozzis Methode geriet deshalb sehr bald nach dem Tode ihres Erfinders in Mißkredit, umsomehr als durch die Eroberung Indiens durch die Engländer auch die alte indische Kultur und damit die alte indische Medizin wieder zur Geltung kam. Englische Aerzte übten ums Jahr 1820 zuerst wieder die alte indische Methode der Neubildung der Nasen aus der Stirnhaut. Die Kunde hiervon drang nach dem Kontinent und gelangte nach Berlin, wo damals gerade Dieffenbach, der berühmte Vorgänger v. Langenbecks, lebte und wirkte. Dieffenbach bemächtigte sich der Sache mit großem Eifer, verbesserte und bereicherte die Methode durch viele Instrumente und Kunstgriffe und schuf so die heutige Lehre von der künstlichen Nasenbildung. Dies war die erste Großthat der damals neugegründeten Berliner medizinischen Schule.

Dieffenbach hatte das Glück, seine Lehre sogleich praktisch an der berühmten Dame mit dem Toten-

kopfe verwerten zu können. Diese war eine polnische Gräfin, der eine ekelhafte Krankheit die Nase und die Lippen weggefressen hatte, so daß ihr Gesicht einem Totenkopfe glich. Sie wurde mehrere Jahre hindurch von Dieffenbach mit musterhaftem Geschick und mit so glücklichem Erfolge operiert, daß sie sich schließlich wieder verheiraten konnte. Der Vortragende wandte sich sodann zur Besprechung der „roten Nase“. Die Kupfernase beruht in vielen Fällen auf einer Erkrankung der kleinen Drüsen der Nasenhaut, die den Talg absondern und deren Oeffnungen als feine Punkte schon mit freiem Auge auf der Oberfläche der Nase zu erkennen sind. Wenn diese Oeffnungen sich verstopfen, so daß der Hauttalg nicht aus der Drüse herauskann, so sammelt sich derselbe in den Drüsen an und bewirkt mechanisch eine Erweiterung derselben. Drückt man auf die erweiterten Drüsen, so entleert sich der angeammelte Hauttalg in Form eines weißen, länglichen Pfropfes, dessen Spitze durch Staub und Schmutz schwarz gefärbt erscheint. Der längliche Pfropf und sein schwarzer Kopf haben eine entfernte Aehnlichkeit mit einem Wurm, daher bezeichnet der Volksmund diese Gebilde als Miteser und hält sie fälschlich für Tiere, die vom Fette des Menschen zehren. Werden diese Miteser nicht ausgebrückt, so erregen sie eine Entzündung der Haut der Nasenspitze. Auf diese Weise entsteht der erste Anfang zur Kupfernase. In anderen Fällen beruht die Kupfernase dagegen auf einer Wucherung der Blutgefäße, die die Nasenspitze anfüllt und die durch Erfältung, durch übermäßigen Genuß geistiger Getränke, durch Verdauungsstörungen u. s. w. bedingt sein kann. Wird die Kupfernase nicht rechtzeitig behandelt, so wird sie immer stärker und schließlich besetzt sie sich mit vielen Höckern und Warzen und schwillt zur sogenannten Pfundnase an.

Der Vortragende besprach zuletzt noch die sogenannten Nasenpolypen. Es sind dies keine lebenden Wesen, wie der Name Polyp fälschlich vermuten läßt, sondern kleine Warzen an der Innenfläche der Nase, ähnlich den Hautwarzen. Sie bewirken die mannigfaltigsten Uebelstände, namentlich Stoffschnupfen. Später treten häufig Ohrenleiden, Kopfschmerzen und Brustbeklemmung hinzu. Auch das unter dem Namen „Asthma“ bekannte quälende Leiden, welches sich darin äußert, daß die Patienten während der Nachtzeit im Bette durch plötzlich eintretende heftige Atembeschwerden aus dem Schlafe gestört werden, in den meisten Fällen durch Nasenpolypen bedingt. Endlich hat sich neuerdings herausgestellt, daß Leute, die mit der fallenden Sucht (Epilepsie) behaftet sind, in sehr vielen Fällen Nasenpolypen besitzen und daß sie von ihrem Uebel durch Entfernung der Nasenpolypen befreit werden können. Die Nasenpolypen müssen durch Operation entfernt werden, weil sie sonst den Lebensgenuß ernstlich gefährden. Früher riß man die Polypen einfach mit der Zange aus. Dies war sehr schmerzhaft. Die Kranken gaben an, es wäre ihnen bei der Operation zu Mute gewesen, als habe man ihnen den Schädel ausreißen wollen. Heutzutage ist die Operation so schmerzlos, daß man dabei nicht einmal zu chloroformieren pflegt. Man legt nämlich eine Drahtschlinge um den Stiel des Polypen, die

Schlinge ist mit einem elektrischen Apparate verbunden und wird in dem Momente, wo sie richtig liegt, von einem elektrischen Strom durchflossen. Infolgedessen wird sie glühend und schneidet den Stiel des Polypen durch, was so schnell und so schmerzlos geschieht, daß die Operation in der Regel beendet ist, bevor der Kranke es überhaupt merkt.

Die Farbe der Sterne.

Hierüber läßt sich ein humoristischer Anonymus jenseits des großen Wassers vernehmen wie folgt:

„Diese neugierige Wissenschaft! Was wird sie nicht noch alles entdecken? Daß der Saturn mehr Ringe hat, als wir bei öffentlichen Gelegenheiten an den Händen irgend einer Pfandleihers-Gattin sehen, ist eine alte Geschichte. Die Monde des Mars, die man nur geahnt, sind seit vier Jahren bekannt. Auf diesem Planeten hat man jetzt sogar Kanäle gefunden und es wird vielleicht nicht lange mehr dauern, so hören wir, daß dort schon vor 2000 Jahren ein Kanalboot-Funke (à la Garfield) es zum Präsidenten gebracht habe.

An der Sonne, welche unsere Vorfahren göttlich verehrten, weil man sie für das reinste und glänzendste aller weiblichen Wesen hielt, hat man Flecken entdeckt, größer als die häßlichste Zigeunerin aufzuweisen hat, und nun erforscht man auch noch die kleinen unschuldigen Sterne, von denen doch noch Altivater Goethe sagt, daß man sie nicht begehrt und sich nur ihrer Pracht freut. Daß die Sterne leuchten, ist eine uralte Geschichte, aber wie sie leuchten, wie ihr Licht wechselt, dieses ist erst von neueren Gelehrten festgestellt worden.

Jeder Fixstern ist wie man annimmt, eine flammende Sonne, und er strahlt verschiedenes Licht aus, natürlich je nachdem das Material ist, womit er einheizt. So hat man entdeckt, daß der Stern Vega weiß, Arcturus (im unteren Teil des Sternbildes des Bootes) gelbrötlich und Antares im Sternbild des Skorpion rot glüht. Rot erglüht auch Aldebaran im rechten Auge des Stiers; weiß dagegen schimmern Regulus, Denebola am Schwanz des Löwen und der Nordstern. Sirius in der Schnauze des großen Hundes scheint weiß, aber seine eigentliche Farbe ist grün.

Einige Sterne haben in historischer Zeit ihre Farbe gewechselt. So sagt man, daß der Sirius den alten Egyptern und Griechen rot erschienen habe. Auch die Capella im Fuhrmann schien einmal rot, leuchtete aber im Mittelalter gelb und strahlt jetzt ein bläuliches Licht aus. Die merkwürdigste Beobachtung macht man an einer Gruppe im Sternbild des südlichen Kreuzes, welche in fast allen Farben flimmert.

Wie lange wird es noch dauern, und die neugierige Wissenschaft wird jeden einzelnen Stern gewogen haben, wie man ja bereits das Gewicht der Erde und des Mondes festzustellen versucht hat. Auf ein paar Millionen Pfund mehr oder weniger kommt es dabei wohl nicht an!“

Düsseldorf.

Zu Düsseldorf am Rheine
Da steht die Malerkunst,
Wie sich's gebührt, seit Jahren
In anerkannter Gunst.

Und wer nicht selbst ein Künstler,
Der hat doch Künstlersinn,
Drum wallen sie alltätlich
Zur „Permanenten“ hin.

Doch erst am Sonntagmorgen,
Wenn sich die Kirche leert, —
Wie dann der Düsseldorfer
Nach Kunstgenuß begehrt!

Die Mütter mit den Töchtern,
Die Herrchen, schlank und fein,
Sie alle wollen sehen,
Und selbst gesehen sein!

Der Eierlegen.

(Ein lustiges Märlein.)

Im Sommer war's, vor langer Zeit,
Da trat mit weißbestäubtem Kleid
Ein Wanderbursche müd genug
Einst zu Semlin in einen Krug.
Doch niemand war in dieser Schenke,
Zu reichen Speisen und Getränke —
Nur Fliegen, die vom Tisch aufsummten,
Und Brummer, die am Fenster brummten.
Die Sonne kam hereingelassen
Und malte still die Fensterprossen
Hin auf den sandbestreuten Grund.
Es regte sich kein Mensch, kein Hund;
Es waren ganz für sich allein
Die Fliegen und der Sonnenschein.

Der Wandrer auf die Bank sich streckte,
Und seine müden Glieder rechte,
Und dacht: „Die Ruhe soll mir frommen!
Am Ende wird schon jemand kommen!“
Und als er nun so um sich sah,
Fand er ein Häufchen Krumen da,
Das man vom Tisch zusammensetzte,
Und, da der Hunger sehr sich regte,
Begann er eifrig unterdessen
Von diesen Krümlein Brots zu essen.

Dem guten Burschen war nicht kund,
Daß sich auf Hexerei verstand
Des Wirtes Frau. Sie wollte eben
Die Krümchen ihren Hühnern geben,
Und da sie abgerufen ward,
Sprach sie darob nach Hexenart,
Bevor sie ging, den Eierlegen,
Wonach die Hühner mächtig legen. —
Und als der Bursche also nippte
Und mit den Fingern Krumen tippte,
Da ward ihm gar so wunderbarlich
Im Leibe, so absunderlich,
Bis daß auf einmal wunderbar
Der Zauberspruch zur Wirkung kam.

Er fühlte sich, als wie besessen,
Und so viel Krumen er geessen,
So viele Eier muß er legen!
Das wirkte dieser Hexenlegen!
Er mochte wollen oder nicht,
Das war das Ende der Geschichte:
Er legte einunddreißig Eier,
Und danach fühlte er sich freier.
Dann ward ihm so wunderbarlich,
So kifelig, so fakelig,
Und ehe er sich recht besann,
Da fing er auch das Kakeln an!
Er konnte diesen Trieb nicht zügeln,
Schlug mit den Armen, wie mit Flügeln,
Ging um die Eier in die Runde
Und scharrte kräftig auf dem Grunde
Und fakelte so furchtbarlich,
Daß alles rings entsetzte sich!
Zusammen lief Weib, Kind und Mann
Und schauten das Mirakel an.

Doch endlich ließ der Zauber nach;
Dem armen Burschen war ganz schwach.
Er fühlte ganz elendiglich
Sich außen und innenbiglich,
Und mußte stärken sein Gebein
Mit Käse, Brot und Branntwein!
Rief sich den Stoc herüberlangen
Und ist beschämt davongegangen.

Nach langer Zeit, in späten Jahren,
Hab ich's aus seinem Mund erfahren.
Da hat er oftmals mir erzählt,
Wie ihn das Hühnerbrot gequält,
Und wie das Ding sich zugetragen,
Zum Schlusse pfliegte er zu sagen:
„Das Legen, das ist leicht gethan!
Das Kakeln aber, das greift an!“

Heinrich Seidel.

Rätsel.

Mein Erstes brechen, fordert Mut,
Das Zweit' zu machen, braucht es Kunst.
Vertrau' dem Ersten Leib und Gut,
Doch traue nicht des Zweiten Gunst.
Das Erste führt in weite Ferne;
Das Zweite fesselt an die Frauen;
Dem Ersten folgen Sonn' und Sterne;
Am Mond kommst Du das Zweite schauen.
Sieh' meines Ganzen stolze Hallen:
Drin wogt und drängt es gleich dem Meer,
Und draußen hörst Du's siedend wallen —
Ein Pfiff und dein ist's öd und leer.

Auflösung des Rätsels in Nr. 15 des Erzählers:
Matapan.

Richtige Lösungen gingen nicht ein.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 17.

Samstag, 21. Oktober 1882.

1. Jahrg.

Die Kaffeerin.

2) Skizze von Albert Brizius.

„Also Ihr Verlobter?“ stieß Thirza endlich mühsam hervor, indem sie sich an Eliza wandte und ihre schwarzen, leidenschaftlich glühenden Augen fest und durchbohrend auf sie richtete. „Gott! Gott! Ihr Verlobter, und ich — —“ Sie hielt inne und rang stumm die Hände.

Eliza wurde tief gerührt.

„Aber, Thirza, was hast Du denn?“ fragte sie sanft. „Du bist ja außer Dir. So beruhige Dich doch.“

Thirza lachte wild auf.

„Ich soll mich beruhigen!“ rief sie, beide Hände auf den hochwallenden Busen drückend. „Dieses Herz soll sich beruhigen! Nie! Nimmermehr!“

Der Kapitän, dem die Scene anfangs peinlich zu werden, warf seiner Schwester einen unwilligen Blick zu und erhob sich rasch.

„Thirza,“ sagte er, indem er ihre Hand ergriff und ein Goldstück hinein gleiten ließ, „Thirza, gehe jetzt. Du bist aufgereggt und weißt nicht, was Du sagst. Vielleicht bist Du plötzlich krank geworden, ohne es selbst zu wissen. Darum gehe nach Hause, Thirza, hörst Du?“

Bei diesen Worten versuchte er, sie sanft nach der Thür zu ziehen.

„Ja, ich will gehen,“ murmelte Thirza, zweifelnd vor sich hin starrend, „ich will gehen. Es muß ja sein. Es ist ja alles, alles dahin.“

Sie brach in ein krampfhaftes Schluchzen aus.

„Thirza,“ sagte der Kapitän ernst, „Thirza, gehe jetzt. Es ist Zeit, daß Du nach Hause kommst. Du bist krank.“

Thirza ließ die Arme sinken und sah den Kapitän groß an, als habe sie ihn nicht verstanden.

„Ja, ja,“ flüsterte sie dann wie träumend, indem sie langsam der Thür zuschritt. „Ich bin krank, recht krank. Ich fühle es. Lebt wohl!“

Und den Kapitän mit einem Blicke ansehend, in welchem sich eine Welt voll Liebe und Entsagung zugleich abspiegelte, verließ sie wandend das Zimmer.

Kaum hatte Thirza die Thür hinter sich geschlossen, als Eliza sich ihrem Bruder um den Hals warf und in Thränen ausbrach.

„Das arme, arme Kind!“ rief sie jammernd.

„Wie sehr sie Dich liebt. Ach, hätte ich das gewußt, nie würde ich den Scherz gemacht haben, Dich als meinen Bräutigam anzugeben. O, wie unüberlegt,

wie mutwillig ich gehandelt habe. Ich kann mich nicht darüber beruhigen. Ich muß das wieder gut machen. Ja, und das gleich. Vielleicht hat sie das Haus noch nicht verlassen.“

Sie wollte der Thür zueilen; der Kapitän hielt sie zurück.

„Laß das, Eliza,“ sagte er kalt. „Es ist gut, daß es so gekommen ist. Thirza weiß nun, woran sie ist. Diese Südländerinnen sind zu leidenschaftlich in ihrer Liebe. Und dann ist sie auch nur eine arme Obsthändlerin, mit der ich doch niemals eine Verbindung würde eingehen können, selbst wenn ich sie wiederliebte. Darum beruhige Dich, Eliza.“

„Du magst recht haben,“ entgegnete Eliza.

„Ich will mich beruhigen, aber vergessen werde ich diese Thirza nicht. Morgen, wenn sie an der Straßenecke drüben steht, will ich zu ihr gehen und meinen Fehler wieder gut machen. Ich meinte es ja gar nicht böse. Ich wollte nur erfahren, ob sie Dich wirklich liebte, wie ich schon längst vermutete. Das alles will ich ihr sagen und sie bitten, sich anderswo hinzustellen, damit ich sie nicht täglich sehe. Das arme Kind thut mir zu leid. Wie unglücklich muß sie sich fühlen, jetzt, nachdem ich ihr so plötzlich alle Hoffnung geraubt habe. Es würde ihr gewiß weniger schmerzlich gewesen sein, wenn sie die Hoffnungslosigkeit ihrer Liebe nach und nach eingesehen hätte. Aber so — „aber so,“ fiel ihr Bruder ein, „muß sie sich auch zufrieden geben. Ich werde von heute an nicht mehr mit ihr sprechen, und wenn sie mir begegnen sollte, ihr aus dem Wege gehen. Willst Du ihr morgen eine kleine Entschädigung für den Scherz geben, welchen Du Dir mit ihr erlaubt hast, so magst Du es thun. Und nun, Eliza, bei meinem brüderlichen Zorn, sprich mir nicht mehr von dem Mädchen.“

Eliza drückte ihren Bruder fest an sich und ihn zärtlich küßend, sagte sie lächelnd: „Du bist ein herzloser Mann, John; ich aber werde morgen mein Unrecht an Thirza wieder gut zu machen suchen.“

Als sie jedoch am folgenden Morgen nach der Straßenecke hinüber blickte, war Thirza nicht da.

2.

Arm in Arm ging Eliza mit John, den blonden Lockenkopf leicht an seine Schulter gelehnt, längs dem Strande des Meeres spazieren.

Es war gegen Abend. Die Sonne, im Scheiden begriffen, senkte sich rot und glühend, einem ungeheuren Feuerballe gleich, immer tiefer und tiefer und

am fernen Horizont gleichsam in das Meer tauchend, färbte sie die leicht gekräuselten Fluten mit schimmerndem Purpur.

„Sieh einmal, Eliza,“ sagte John, indem er stehen blieb und mit der Hand aufs Meer deutete, „sieh einmal, wie schön und über alle Beschreibung erhaben das Meer bei einem Sonnenuntergange ist.“

Eliza lächelte. „Wie Du auf einmal für Naturschönheiten schwärmen kannst, John,“ sagte sie, innig seinen Arm drückend. „Ich dachte, das wäre doch nicht Deine Passion.“

„Du hast recht,“ entgegnete der Kapitän, ohne seine Augen vom Meere zu wenden, „ich schwärme nicht für die Natur, dafür bin ich zu sehr Soldat; aber man fühlt sich jetzt bei einem Schauspiele, wie wir es jetzt vor uns haben, unwillkürlich zur Bewunderung hingerissen. Empfindest Du sie nicht auch, Eliza?“

Eliza, statt ihrem Bruder zu antworten, stieß plötzlich einen Schrei der Ueberraschung aus.

„John! John!“ rief sie dann hastig, indem sie mit der Hand auf eine Gestalt hinwies, die flüchtig der Küste entlang eilte. „Ist das nicht Thirza?“

Der Kapitän schaute scharf und aufmerksam nach der angedeuteten Richtung.

„Du irrst, Eliza,“ erwiderte er dann, leicht mit dem Kopfe schüttelnd. „Das ist Thirza nicht. Wie sollte sie auch hierher kommen?“

Eliza war leichenblaß geworden.

„Wenn sie es nun doch wäre?“ sagte sie tief aufatmend. „Ich könnte die ganze Nacht nicht schlafen.“

Der Kapitän lachte. „Weshalb denn, Eliza?“ fragte er, sie wieder in den Arm nehmend. „Fürchtest Du sie etwa?“

Eliza erröthete flüchtig. „Ja, John,“ entgegnete sie leise und schauderte zusammen. „Ich fürchte diese Thirza.“

„So?“ fragte der Kapitän gedehnt mit sichtlichem Erstaunen. „Vor diesem kleinen, schwächlichen Wesen hast Du Furcht?“

„Eine unerklärliche, John,“ entgegnete Eliza, sich fester an ihn schmiegend, „und zwar, seitdem ich kürzlich gehört habe, daß eine dieser kleinen schwarzäugigen Insulanerinnen, die ich jetzt bis in den Tod hasse, ihre beste Freundin aus Eifersucht vergiftet hat. Und solche Fälle sollen hier gar nicht selten sein.“

Der Kapitän brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Ist das Dein einziger Grund zur Furcht, Eliza?“ rief er. „Das ist heiter! Das ist köstlich!“

Eliza wurde unwillig.

„Du nimmst die Sache zu leicht, John,“ sagte sie ernst. „Diese Menschen sind im Punkte der Liebe wie die Teufel. Stoßen sie auf irgend ein Hindernis, gleich sind sie mit Gift, Dolch und Mord bei der Hand. Man mag sich vor ihnen in acht nehmen. Es ist ein heißblütiges Volk, welches diese Insel bewohnt. Ich wollte, ich wäre im kalten England . . .“

„Und säße hinter dem warmen Ofen,“ fiel der Kapitän scherzend ein. „Bah! Eliza, wie wenig

Herz Du hast! Komm, wir wollen nach Hause gehen. Es ist gleich dunkel und Thirza könnte uns auflauern.“

Der Kapitän lachte noch lauter wie zuvor, indem er dieses sagte.

„Ja, wir wollen nach Hause gehen,“ sagte Eliza, furchtsam um sich schauend. „Ich fühle mich nur ruhig, wenn ich zwischen meinen vier Wänden bin.“ „Ja, diese Thirza! hätte ich sie doch nimmer gesehen.“

Der Kapitän schlug, noch immer lachend und sich über die Angst seiner Schwester belustigend, den Weg nach seiner Wohnung ein.

Diese lag eine Meile von Malta, dem Garnisonorte des Kapitäns, entfernt, nicht weit vom Meere, auf einem ziemlich hohen Kliffen, an dessen Fuße sich die Wogen schäumend brachen.

Das kleine einsüßige Haus war ein zwar schmuckloses, jedoch sehr anmutendes, freundliches Gebäude und lag in einem ziemlich großen, von einem früheren Besitzer mit bedeutendem Kostenaufwande auf dem Plateau des Felsens angelegten Garten, dessen hohe, schattige Bäume und dichtverschlungene Laubgänge, dunkle Grotten und sprudelnde Fontainen einen sehr angenehmen Zufluchtsort gegen die verengende Hitze des Tages darboten, und welcher durch eine breite, kaum manns hohe, von üppigen Schlingpflanzen überwucherte Mauer von der Außenwelt abgeschlossen war.

Am äußersten Ende des Gartens, da, wo der Felsen sich schroff und steil ins Meer senkte, stand eine kleine, schattige Laube, welche, an der Mauer lehrend und teilweise auf diese gestützt, mit zwei großen, halbrunden Oeffnungen versehen war, deren eine als Eingang diente, während die andere den freien Anblick des Meeres gestattete.

Diese Laube war in der kurzen Zeit, in welcher das Haus in den Besitz des Kapitäns übergegangen war, und seitdem man es bezogen hatte, das Lieblingsplätzchen Elizas geworden, und sie konnte Stunden lang dort sitzen und sich in süße Träume verlieren.

Auch heute begab Eliza sich, nachdem sie nach Hause zurückgekehrt war und das Abendessen eingenommen hatte, mit ihrem Bruder in die Laube, um daselbst einige Stunden mit ihm zu verplaudern.

Der Mond stand voll und glänzend am wolkenlosen Himmel und beleuchtete das Meer, sich in den kaum bewegten Fluten spiegelnd, sowie die Gegend ringsum fast tageshell.

Eliza hatte in der Laube Platz genommen, und schaute sinnend über den unermesslichen Wasserspiegel, dessen Wellen sich mit leisem Gemurmel an der Küste brachen.

Der Kapitän saß neben ihr und sog aus einer langen, türkischen Pfeife den herauschenden Duft, welchen er mit sichtlichem Behagen vor sich hinblies.

So saßen sie still nebeneinander, im Anschauen versunken und gaben sich ihren Träumen hin, die sie vielleicht weit hinweg führten, nach dem nebeligen Norden, nach der Stätte ihrer Wiege, dem reichen stolzen England.

Plötzlich weckte sie ein leises, knisterndes Geräusch, das von der Mauer her zu kommen schien.

Eliza fuhr erschreckt zusammen und sah nach der Richtung hin; der Kapitän fing an zu lachen.

„Nun sehe einer diese Furcht,“ sagte er, Eliza kopfschüttelnd anblickend. „Wenn sich zufällig ein Steinchen von der Mauer löst und herab fällt, so gerätselt Du gleich außer Dir vor Angst. Es soll mich sehr wundern, wenn Du nicht wieder an Thirza gedacht hast. Ist es nicht so?“

Eliza wurde rot und schwieg verlegen.

„Also doch,“ fuhr der Kapitän lächelnd fort.

„Bah, Eliza! Wer wird so furchtsam sein? Ich glaube gar, wenn ich jetzt ins Haus ginge, getrauest Du Dir nicht allein hier zu bleiben. Soll ich Dich einmal auf die Probe stellen und Dich verlassen.“

Er wollte sich erheben. Eliza faßte ihn beim Arme und hielt ihn zurück.

„Nein, nein, John, bleibe,“ bat sie ihn ängstlich. „Ich stirbe vor Furcht, sollte ich auch nur einen Augenblick allein bleiben. Für alle Schätze der Erde vermöchte ich das nicht. Ja, ja, lache nur, John, es ist so. Wenn Du die Laube verläßt, verlasse ich sie auch.“

Der Kapitän runzelte unwillig die Stirn.

„Aber, Eliza,“ sagte er, dicke Rauchwolken aus seiner Pfeife stößend, „ich kann doch nicht stets bei Dir sein. Du mußt diese Furcht aufgeben, da sie durchaus unbegründet ist. Wer sollte Dir hier etwas zu Leide thun?“

„Du hast recht, John,“ unterbrach ihn Eliza lächelnd, „meine Furcht ist kindisch. Ich weiß augenblicklich selbst nicht, woher dieselbe kommt, da mir früher eine solche Ängstlichkeit fremd war. Das leidenschaftliche Benehmen dieser Thirza hat mich zittern gemacht; aber ich will versuchen, nicht mehr an sie zu denken, sie gänzlich zu vergessen.“

Der Kapitän ergriß ihre Hand und drückte sie kräftig zwischen der seinen.

„Thue das, Eliza,“ sagte er beipflichtend.

„Thirza wird uns vergessen haben, wie ich sie schon längst. Auch glaube ich ganz bestimmt, daß es mehr Interesse als Liebe von dem Mädchen war, sich an die Straßenecke unserm Hause gegenüber zu stellen, denn sonst würde sie sich wieder haben blicken lassen. Sie wird eingesehen haben, daß die Straße für ihren Handel nicht belebt genug war und jetzt an einem ihr günstigeren Orte mit ihren Früchten aufstehen. Seit zwei Monaten sahst Du sie so wenig wie ich, und Du wirst mir jetzt wohl zugestehen müssen, daß ihre Aufregung, als Du ihr im Scherze versichertest, ich sei Dein Bräutigam, eine ganz andere Ursache haben mußte, als Du ihr zugemutet. Gib also Deine Furcht auf, Eliza, und sei nicht thöricht, denn Thirza, das glaube mir, hat Dich längst vergessen.“

„Vergessen?“ wiederholte da plötzlich eine dumpfe, klagende Stimme im Tone des Schmerzes. „Vergessen?“ Der Kapitän wandte sich erstaunt um, während Eliza, einen lauten Schrei des Schreckens ausstoßend und sich ängstlich an ihn schmiegend, mit sichtlichem Entsetzen nach dem Eingange der Laube deutete.

(Fortsetzung folgt.)

Eine gefährliche Reise.

(Fortsetzung.)

„Da ist Calais!“ schrie jemand in diesem Augenblick, und so war es auch; grade vor uns warf das Licht Trostesfunken auf das dunkle Wasser.

Ich dachte nicht mehr an meine Reisegefährten. Wir trennten uns in Paris, wo jeder seinen eigenen Weg einschlug. Der Major hatte einen Besuch in Dromant bei Lyon abzustatten, von da wollte er über Marseille nach Alexandria. Mr. Levison wollte gleichfalls nach Marseille, aber nicht mit meinem Zuge — so fürchtete er wenigstens — da er in Paris sehr viel zu thun habe.

Ich besorgte meine Geschäfte in der französischen Hauptstadt und war mit meinem lieben Freunde Mr. Lefebre jr. auf dem Wege zum Palais royal. Es mochte gegen sechs Uhr sein, da begegnete uns — als wir über die Rue St. Honoré gingen — ein großer Mann von jüdischem Aussehen in einem weißen Regenmantel, in welchem ich Levison erkannte. Er fuhr in einem offenen Mietwagen, seine vier Musterkasten zur Seite. Ich grüßte ihn, doch er schien mich nicht zu bemerken.

„Eh bien! das ist drollig, wer ist das?“ sagte mein Freund mit der richtigen Pariser Anmaßung.

Ich erwiderte ihm, daß es nur ein Reisegefährte vom Dampfschiff wäre, der mit mir über den Kanal gefahren sei.

In derselben Straße rannte ich gegen den Major und seine Frau, welche sich auf dem Wege zum Bahnhof befanden.

„Vermaledeite Stadt, das,“ sagte der Major, „riecht dermaßen nach Zwiebel, daß wenn sie mein wäre, Haus für Haus gereinigt werden müßte. Liebe Julia, dieser Herr ist mein angenehmer Reisegefährte von voriger Nacht. Apropos: eben sah ich den Geschäftsreisenden, ungeheuer thätiger Mann, immer in Geschäften, kann es noch sehr weit bringen.“

Als wir uns von dem lustigen Major verabschiedet hatten, sagte mein Freund Lefebre: „Das ist ein guter Kerl, überschwänglich — heiter, im übrigen wird er jedoch nicht besser sein, als eure andern trägen und verwöhnten Offiziere. Eure Armee muß verbessert werden, oder Indien schlüpft auch eines Tages wie Sand durch die Finger. — vous verrez, mon cher.“

Mitternacht war herangekommen, ich stand am Bahnhof, den Transport meines Gepäcks überwachend, als eine Droschke vorfuhr, ein Engländer stieg aus und ersuchte den Kutscher in gutem Französisch, ihm ein Fünf-Frankstück zu wechseln. Es war Levison, den ich jedoch im Gedränge bald aus den Augen verlor.

Ich nahm meinen Sitz ein, im Kupee befanden sich außer mir noch zwei Personen, eingehüllt in Reisemäntel und Mützen sahen sie aus wie zwei Bären.

Sobald wir aus Paris heraus waren, fiel ich in Schlaf und träumte von meinem theuern Weibchen und unserm gemüthlichen Heim. Dann überkam mich ein Gefühl der Angst: mir träumte, ich hätte die Worte zum Deffnen der Schlösser vergessen, ich suchte in der Mythologie, Geschichte u., doch vergebens.

Dann war ich im Comptoir, Toledo Nr. 172 in Neapel, ein Trupp Soldaten bedrohte mich mit augenblicklichem Tode, wenn ich nicht die Worte sage, oder ihnen die Kisten ausliefere (die ich aus irgend einem Grunde, den ich selbst nicht wußte, versteckt hatte), in diesem Augenblicke erschütterte ein Erdbeben die Stadt, eine Feuerflut rollte unter den Fenstern entlang, der Besuch war ausgebrochen und wir waren verloren; in meiner Todesangst rief ich: „Barmherziger Himmel, offenbare mir diese Worte!“ worauf ich erwachte.

„Dromant! Dromant! zehn Minuten Aufenthalt.“

Halb blind durch das plötzliche Licht, taumelte ich ans Büfett und trank eine Tasse Kaffee, als drei oder vier junge Engländer lärmend hereinstürzten, in ihrer Mitte einen ältlichen Herrn, der sich geduldig von ihnen führen ließ, es war richtig wieder Levison, sie riefen nach Champagner und nötigten Levison mitzutrinken, indem sie ihm Vorwürfe machten, daß er mit so guten Karten die letzten drei Spiele an sie verloren.

Levison plauderte gemüthlich über das letzte Spiel und nahm ihre Einladung an.

Der Wein war bald getrunken und die jungen Leute gingen hinaus, um zu rauchen.

Jetzt erblickte mich Levison und rief erstaunt:

„I, Du meine Güte, wer hätte das gedacht! Nun ich freue mich sehr, Sie wohl zu sehen. Sie müssen ein Gläschen mit mir trinken, hier noch eine Flasche Champagner, wenn's gefällig ist, ich hoffe übrigens, sie — ehe wir in Lyon sind — wiederzusehen, ich bin den Lärm der jungen Leute müde, außerdem spiele ich auch grundsätzlich nicht gern so hoch.“

In diesem Augenblick brachte der Kellner den Wein, Levison nahm ihm die Flasche ab, indem er sagte: ich öffne mir meine Flasche stets selbst; er wandte mir den Rücken, um mich nicht zu bespritzen und schenkte ein, als unverhofft ein dicker Herr in voller Freude auf mich zustürzte, um mir die Hand zu schütteln, und zwar mit solchem Ungestüm, daß er die Flasche zerbrach und auch nicht ein Tropfen gerettet wurde, es war der Major, wie gewöhnlich erhist und aufgereg.

„Weim Himmel! Das thut mir leid, mein Herr, erlauben Sie, daß ich eine neue Flasche bestelle. Wie geht's, meine Herren? Glückliche sie beide wieder zu treffen. Julia ist beim Gepäck, also können wir uns ganz gemüthlich unterhalten. Mehr Champagner hierher, wie heißt doch Flasche auf französisch? Schändlich! Diese Freunde von Julia reisen nach Biarritz, als ob sie vergessen hätten, daß wir kommen; schäbig genug, nachdem sie sechs Wochen bei uns in London auf Besuch waren. Beim Jupiter! man läutet schon zum Einsteigen, wir wollen uns zusammensetzen, auf den Wein können wir leider nicht warten.“

Levison sah ziemlich verdrießlich aus. „Ich muß noch einige Stationen mit den jungen Touristen fahren, um meine Revanche zu haben,“ sagte er.

„Zwanzig Guineen zu verlieren! ich war seit meinen ersten Reisen nicht so unvorsichtig; Adieu Major Baxter, adieu Mr. Blamyre!“

Ich wunderte mich, wie dieser respectable alte Bursche zu meinem Namen kam, doch erinnerte ich

mich augenblicklich, daß er denselben auf meinem Gepäck gelesen haben müsse. —

Einige rote und grüne Blitze, ein Blick auf eine Pappelallee und wir befanden uns wieder in dichter Finsternis.

Ich fand den Major drollig und angenehm, doch offenbar von seinem accuraten, gutmüthigen Mannweibe regiert.

Er war voller Geschichten aus seinem Leben in Indien, bei deren Erzählung er fortwährend von seiner Frau unterbrochen wurde.

„Bei Gott! ich wollte, ich könnte abtanken und ihr Geschäft ergreifen, mein Herr!“

Ich habe Indien satt, man ruiniert dort seine Gesundheit, hauptsächlich die Leber.“

„Wie kannst Du nur so reden, da Du noch nie krank warst, ausgenommen die Woche, wo Du die ganze Kiste von Kapitän Masons Plantagen-Cigaren aufgeraucht hast.“

„Nun ja, es hat mir nicht geschadet,“ sagte der Major sich auf die Brust schlagend, „aber ich habe sonst immer Malheur gehabt, im Advancement und in allem, kaufte ich ein Pferd, so fing es am zweiten Tage an lahm zu gehen, ich bin noch nie mit der Eisenbahn gefahren, wo es nicht irgend ein Unglück gegeben hätte.“

Nun höre aber auf, John,“ sagte Mr. Baxter, „oder Du machst nicht wirklich böse mit Deinem Unsinn. Warte die Zeit ab, Du wirst schon avancieren. Wenn Du nur etwas von meiner Geduld hättest und nicht immer schwarz sehen wolltest. Ich hoffe doch, daß Du eine Adresse an Deiner Helmschachtel hast?“ Wo ist die Kiste mit den Degen? Ich glaube, wenn ich nicht an alles dächte, Du kämst nach Suez mit nichts, als was Du am Leibe trägst.“

Der Zug hielt in Charmont und herein trippelte Levison, mit seinem weißen Mantel auf dem Arm.

„Ich habe jetzt genug von dem Spiel um Sovereigns!“ sagte er, ein Spiel Karten aus der Tasche ziehend — „aber wenn wir eine Partie um Schillinge machen wollen, so bin ich dabei; bitte abzuheben.“

Wir willigten mit Vergnügen ein, ich spielte mit Mr. Baxter gegen den Major und Levison, wir gewannen beinahe jedes Spiel. Levison spielte zu vorsichtig und der Major lachte, schwakte und vergaß immer, welche Karten heraus waren.

Wir amüsierten uns gegenseitig so gut es ging bei der trüben Wagenlampe, obgleich ich immer wieder an meine kostbaren Kisten denken mußte. Das Spiel wurde nach und nach langweilig und die Unterhaltung lebhafter, Levison erzählte aus seinem Geschäftsleben.

„Endlich!“ sagte er, „habe ich nach jahrelanger Mühe das große Geheimnis entdeckt, welches die Fabrikanten der wasserdichten Regenmäntel so lange vergeblich zu erforschen suchten, nämlich: die Masse vom Körper abzuhalten, ohne daß derselbe in Schweiß gerät und die Ausdünstung gehindert wird. Bei meiner Rückkehr nach London werde ich mein Geheimnis der Firma Macintosh für zehntausend Pfd. Sterling anbieten; weist sie mein Anerbieten ab, nun so eröffne ich sofort ein Geschäft in Paris; nenne die neue Fabrik zu Ehren des Sieges der

kaiserlichen Armees in Italien „Magentosch“ und warte mit der größten Ruhe, bis ich Millionär bin.“

„Das nenne ich ein brillantes Geschäft,“ sagte der Major bewundernd.

„Siehst Du!“ rief seine Frau dazwischen, „wenn Du nur einen Funken von Herrn Levisons Klugheit und Energie besähest, dann könntest Du in der That längst Oberst und Regimentscommandeur sein.“

Levison fing darauf an über Schlösser zu sprechen. „Ich benutze stets Buchstaben-Schlösser, meine zwei Worte sind: Purlurette und Papageno, Namen, die ich einst in einer französischen Postse hörte — wer könnte wohl darauf kommen? Der geschickteste Dieb würde sich stundenlang umsonst bemühen eines, dieser Worte zu entziffern. Finden Sie derartige Schlösser sicher?“ fragte er mich.

Ich antwortete ihm trocken — ja, und fragte, wann unser Zug nach Lyon käme.

„Wir müssen vier Uhr dreißig in Lyon sein,“ sagte der Major, „jetzt ist es fünf Minuten vor vier Uhr. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe so eine Vorahnung, als ob uns noch ein Unglück treffen würde, mir passiert in der Regel etwas. Wenn wir auf der Tigerjagd waren, so wurde auch ganz sicher mein Elefant von der Bestie angefallen, war irgend ein abgelegenes Fort in einer ungesunden Gegend zu besetzen, so wurde meine Compagnie dazu kommandiert, es mag Aberglaube sein, das gebe ich zu; allein ich kann mich des Gefühls nicht erwehren, daß wir entgleisen, ehe wir Marseille erreichen.“

Wie schnell wir fahren! Fühlen Sie nicht, wie der Wagen wackelt?“

Ich begann unwillkürlich ängstlich zu werden, doch ließ ich nichts merken. Sollte der Major ein Schurke sein der Böses gegen mich im Schilde führte? Aber nein: sein rotes, derbes Gesicht, seine gutmütigen, klaren Augen widerlegten den Verdacht.

„Unfinn, sei doch still, Major; auf diese Weise machst Du die Reise immer unangenehmer, als sie ohnedies schon ist,“ sagte seine Frau, indem sie sich zum Schlafen vorbereitete.

(Schluß folgt.)

Ueber Trinkwasser.

Reines Trinkwasser ist das beste, gesündeste Getränk für den Körper. Es ist das zweckmäßigste mechanische Lösungsmittel für die Speisen im Magen, die geeignetste Form, in der man dem Körper die durch Schweiß u. c. entstandene Wasserverluste ersetzen kann. Dazu kommt, daß keiner so leicht an dem Wasser des Guten zu viel thut, wie an den gebrannten Wassern, Bier, Wein u. c., weil ihm eben das fehlt, was die Kunst mit Absicht jenen oft zugesetzt, die Reizmittel für den Gaumen. Der Geschmackssinn wird vom reinen, guten Trinkwasser angenehm erregt, aber nicht so, daß man das Maß vergißt. Immer hört der Wassertrinkende, sofern er nicht allzu unverständlich, auf, wenn sein Durst gestillt ist.

Schon in alten Zeiten hat man Grundsätze festzustellen gesucht, nach denen man die Güte des Trinkwassers bestimmen konnte. Bei den alten Egypt-

tern, Judiern, Persern finden wir Andeutungen in ihren heiligen Büchern, welche Anforderungen sie an ein gesundes Trinkwasser stellten. Es mußte klar, geschmacklos und geruchlos sein. Reine kühle Quellen galten für heilig, und oft hatten nur die Könige das Recht, Wasser aus ihnen zu trinken. So war es in Persien nur dem Könige erlaubt, das Wasser des Flusses Choaspes zu trinken. Cyrus soll es auf seinen Kriegszügen sich haben nachführen lassen.

Besondere Sorgfalt widmete man der Frage nach dem Trinkwasser zu jener Zeit, als der griechische Arzt Hippokrates und seine Schüler eine Uebertragung ansteckender Volkskrankheiten durch das Trinkwasser nahe legten.

Und als nun in unserer Zeit die Chemie so große Fortschritte machte, suchte man mit ihrer Hilfe der Frage näher zu treten. Man bestimmte alle für gewöhnlich an Trinkwasser vorkommenden Substanzen, suchte dann aus dem Mangel oder aus dem Zuviel dieser oder jener Verbindung einen Schluß auf die größere oder geringere Möglichkeit der Uebertragung ansteckende Erkrankungen zu machen. Man hat nichts gefunden auf diesem Wege, was einen Aufschluß gäbe, ebensowenig als man den Cholera- und Typhuskeim selbst im Wasser entdecken wollte. Die chemische Untersuchung läßt uns mit Sicherheit ein Trinkwasser nur dann verwerfen, wenn es Ammoniak und auch salpetrische Säure enthält. Findet man diese Substanzen aber im Wasser, als Zeichen der Verwesung oder Fäulnis der organischen Substanzen, so genügen einfachere Untersuchungen, um ein Wasser beurteilen zu können. Dieses Laboratorium führt ein jeder mit sich, zu jeder Zeit kann er seinen Körper gegen schlechtes Trinkwasser schützen. Kurz, wir stehen im allgemeinen nicht viel weiter mit unserer Forderung für die Güte eines Wassers, als die Alten. Wir fordern von dem Wasser, daß es die Augen, die Nase, die Geschmacksorgane befriedigt.

Es soll also rein sein, keine Partikelchen sollen in ihm herumschwimmen. Geschweige daß es trübe, schlammig ist; es darf keinen schillernden Ueberzug haben. Beim Stehen keinen Bodensatz absetzen. Letzteres kommt allerdings bei kohlenstoffhaltigem Eisenwasser vor.

Niecht man an dem Wasser, so soll man keine Geruchsempfindung haben. Nicht faul, nicht müßig gasförmige Substanzen, welche intensiven Geruch verbreiten, wie Ammoniak, Schwefelwasserstoffgas, gehören nicht hinein, sie sind ein Zeichen, daß tierliche oder pflanzliche Organismen faulen.

Endlich muß man fordern, daß das Trinkwasser geschmacklos ist, es darf nicht salzig, nicht bitter, nicht sauer oder gar süß schmecken. Nun, ganz geschmacklos ist gerade das beste Quellwasser nicht, da dieses immer etwas säuerlich durch seinen Gehalt an Kohlensäure-Salzen schmeckt. Besteht das Wasser vor diesem Prüfstein seine Probe, so dürfen wir es getrost trinken, ohne erst es chemisch haben untersuchen zu lassen.

Welches Wasser nun, soweit es den Ursprung betrifft, bietet uns die meiste Garantie, daß es den hygienischen Anforderungen genügt? Zunächst muß als das vorzüglichste jenes bezeichnet werden, welches

als Quelle an der Oberfläche der Erde erscheinend, sogleich benutzt werden kann. Der Sprung der Quelle, aus dem festen Felsen oder in fester, künstlicher Einfassung sich ergießend, genügt jedem Wunsche. Schon bald von dem Ursprung wird das Bächlein, der Fluß mancherlei Verunreinigung ausgesetzt sein, sei es durch faulende hineinfallende Vegetabilien oder hineingeworfene Tierkadaver. Je größer der Fluß, um so mehr wird er von den an ihm liegenden Gemeinwesen benutzt, sich der Abfallstoffe zu entledigen. Die am meisten benutzte Quelle aber bildet das Grundwasser, welches sich auf der undurchlässigen Thonschicht bewegt. Je nach der Lage der Formationen wird die Thonschicht höher oder tiefer liegen, daher man an manchen Orten beim Brunnenbohren bald schnell auf das Grundwasser stößt, bald in große Tiefen steigen muß.

Dieses Grundwasser wird durch Hebelvorrichtungen, meist durch die Pumpe heraufbefördert.

Daß dieses Wasser nun vielen Gefahren der Verunreinigung an solchen Stellen ausgesetzt ist, wo Menschen und Tiere zusammengedrängt wohnen, ist leicht ersichtlich. Abgesehen davon, daß durch mangelhaften Verschuß der Brunnen häufig Abfallstoffe und Unrat in dieselben hineinfallen, droht dem Grundwasser schwerere Gefahr durch die faulenden Substanzen, welche in Kloaken aufgehäuft sind. Ist der Boden noch jungfräulich, so besitzt er die eigentümliche Eigenschaft, daß er die Substanzen, welche den Pflanzen zum Wachstum besonders nützlich sind, fest an sich bindet, vor allem die Kalisalze, Kieselsäure und Ammoniak, letzteres das Endprodukt der Fäulnis. Nicht allein also die gröbsten Substanzen werden auf dem Filter des Humus mechanisch zurückgehalten, auch die chemisch gelösten Stoffe werden gebunden. So verhält es sich in der Ackerkrume. Der verwesende Dünger bleibt in seinen Endprodukten der Zersetzung im Boden zur Ernährung der Pflanzen, nur solche Stoffe führt der Regen mit ins Grundwasser wie z. B. das Kochsalz, welche der Gesundheit keinen Schaden zufügen. Eine wunderbare Ordnung der Natur. Dieses gilt nun auch von dem Boden, welcher die Kloaken umgiebt. Jahr und Jahrzehnte vielleicht Jahrhunderte wird er ein gutes mechanisches Filter bilden, dann aber wird an einzelnen Stellen durch die sogenannten Vertiefungen auch seine Arbeit erschöpft sein. Nichts bringt dann durch bis ins Grundwasser. Im ganzen aber scheint auf unberechenbare Zeit die Erde ihre Kraft zu behalten, die Fäulnisprodukte, besonders also Ammoniak zu binden. Wie wäre es sonst zu erklären, daß die ältesten und verunreinigtesten Städte z. B. Utrecht das beste Grundwasser hätten.

Schließen wir nun die Möglichkeit aus, welche aber leider oft genug vorkommt, daß die Kloaken durch Spalten und sonst zufällig entstandene Oeffnungen mit den Brunnen in Verbindung stehen können, so ergibt sich, daß das Grundwasser als Trinkwasser wohl zu empfehlen ist. Man hat vor allem darauf zu sehen, daß die Brunnenöffnung sorgfältig verschlossen ist, ferner, daß die Kloaken, Senkgruben mit wasserdichtem Material ausgeputzt sind. Geschieht

letzteres, so würde überhaupt von keinem Uebertritt in das Grundwasser die Rede sein können, allerdings nur für längere Jahre, da auch die Cementauskleidungen durch die Säuren dem Zerfall ausgesetzt sind.

Der Boden, unter dem und in dem das Grundwasser sich bewegt, hat natürlich einen großen Einfluß auf chemische Zusammensetzung desselben in Betreff der Salze. In kalkhaltigen Boden führt das Wasser natürlich viele Kalksalze, wir haben sogenanntes hartes Wasser, den Hausfrauen beim Wasch- und Kochtopf nur zu wohl bekannt. Solches Wasser schmeckt aber am angenehmsten, weil es oft viel Kohlensäure enthält. Bewegt sich der Strom über Eisengestein, so löst sich, bei vorhandener Kohlensäure, Eisen auf.

Da nun die Menge der Grundwassers abhängig ist von der Menge des atmosphärischen Niederschlages, diese aber sehr variiert, so kommen bei anhaltender Dürre große Gemeinwesen in die Gefahr, Mangel an gutem Wasser zu leiden. Besonders dieser Umstand und dann auch die Möglichkeit der Gefahren bei Ueberführung von Jauchestoffen und hypothetischen Cholera- und Typhuspilzen haben Städte, ja Dörfer dahin geführt, den Wasserbedarf unabhängig zu machen von wechselndem Grundwasser. Sie beziehen ihr Wasser von einer Quelle, welche die Bittgenschaft bietet, um, selbst im trockensten Sommer zu versiegen, durch Röhren, welche oft viele Meilen lang sind. Man glaube aber nicht, daß diese Wasserleitungen eine Errungenschaft der Neuzeit sind; sie waren bei den alten Kulturvölkern sehr bekannt; ja bei der Entdeckung Amerikas fand man die großartigsten Wasserbauten in Peru, die Incas ihre Städte reichlich mit Wasser versorgten.

Ein anderer Weg, als das Wasser gleich von seiner Quelle zu beziehen, wo es ja am besten ist, ist der, das Wasser der Flüsse durch geeignete Erdschichten zu filtrieren, etwa noch vorhandene Beimengungen sich in einem großen Bassin, in dem das Wasser kühl ruht, absetzen zu lassen, und es dann den Bewohnern zu überlassen. Derartige Einrichtungen trifft man natürlich nur da, wo kein frisches Bergwasser vorhanden oder wo die Menge derselben nicht genügt, ein ganzes Gemeinwesen zu versorgen. Hier in Düsseldorf war keine andere Möglichkeit zur Erlangung von einigermaßen gutem Trinkwasser als das Filtriersystem mit mehr oder minder gutem Rheinwasser. Einzelne Städte haben Leitungen aus den Quellen zugleich mit solchen aus filtriertem Flußwasser, so Bonn. Daß natürlich ersteres das zweite an Güte übertrifft, ist wohl keine Frage.

Das in trockenen Gegenden endlich vermittelst Eysternen gesammelte Wasser ist kein sog. Grundwasser, sondern einfach zusammengelaufenes Regenwasser. Es schmeckt aber auch darnach.

Regenwasser, Wasser direkt aus größern Flüssen, oder gar Sumpfwasser zu genießen, dazu zwingt den Menschen nur die Not des Verdurstens oder hat ihn ein niedriger Kulturzustand gewöhnt. Ein gestitteter Mensch wird durch seine Sinne abgestoßen, trübes und faules Wasser zu trinken, und so der Gesundheit zu schaden.

Mark Twain in Pompeji.

Der amerikanische Humorist und scharfsinnige Beobachter Mark Twain schildert einen Besuch in der wiedererstandenen Stadt folgendermaßen: Früher bin ich stets der Meinung gewesen, daß wenn man nach Pompeji „hinunter“ wollte, dies bei Fackelschein und über feuchte, dunkle Treppen geschehen müsse, ähnlich wie man in eine Silbermine Nevadas gelangt. Das ist aber nicht der Fall; mehr als die Hälfte der verschütteten Stadt ist vollständig bloßgelegt und ans Licht der Sonne befördert worden. Da stehen lange Reihen massig gebauter Backsteinhäuser, genau wie sie vor achtzehnhundert Jahren gestanden; die Fußböden sind sauber gefegt und an den kunstvoll gearbeiteten Mosaiken mit ihren Tieren und Blumen fehlt kein Steinchen. Da sind ferner Venus-, Bacchus- und Adonis-, liebäugelnd oder sich betrinkend, in bunten Fresken auf den Wänden der Salons und Schlafzimmer. Da sind die schmalen Gassen und noch schmaleren Trottoirs, gepflastert mit guter harter Lava, die einen tief gefurcht von den Wagenrädern, die andern von den Füßen der Pompejaner längst entschwundener Jahrhunderte. Da sind Bäckerläden, Tempel, Gerichtshöfe, öffentliche Bäder, Theater, alle reinlich und nett, und alles dies hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit den Silberminen tief unten in den Eingeweiden der Erde. Die geborstenen Säulen, die umherliegen, die thürenlosen Thüröffnungen und zerbrockelnden Zinnen dieser Wildnis von Mauern erinnern lebhaft an eine der großen Brandstätten in unsern amerikanischen Städten, und wären auch verholzte Balken, zerbrochene Fenster, Haufen Schutt vorhanden und alles umher von Rauch geschwärzt gewesen, so hätte dem Bilde nichts weiter gefehlt. Aber nein, prächtig scheint die Sonne nieder auf das alte Pompeji von heutzutage, wie es der Fall war da Christus in Bethlehem geboren wurde, und die Straßen sind hundertmal reiner, als die Pompejaner sie jemals in ihrer Blütezeit gesehen. Ich weiß sehr wohl, was ich da behaupte; denn habe ich nicht in den Hauptstraßen, der Kaufmannsstraße und Fortunastraße, mit meinen eigenen Augen gesehen, daß zum mindesten zwei Jahrhunderte lang das Pflaster nicht repariert worden, daß Furchen fünf, ja zehn Zoll tief von den Wagenrädern von Generationen betrogener Steuerzahler in die massiven Steinplatten gedrückt worden waren?! Und weiß ich deshalb nicht, daß die Straßenpolizei Pompejis ihre Pflicht durchaus vernachlässigte, und daß, wenn sie das Pflaster der Straße nicht reparierte, sie dieselben sicherlich auch nicht reinigte?!

Nein, Pompeji ist keine begrabene Stadt mehr; es ist eine Stadt von Hunderten und Hunderten von dächerlosen Häusern und ein verworrenes Netz von Straßen, in welchem man sich ohne Führer leicht verirren und gezwungen sein könnte, in einem der Sputpaläste zu nächtigen, die keinen lebendigen Bewohner seit jener schrecklichen Novembernacht beherbergt haben.

Wir passierten das Thor, welches zum Mittelmeer führt, das Marinethor genannt, und kamen an der verwitterten Statue der Minerva vorbei, die (als

Beschützerin der Künste noch immer Wache hält bei den Trümmern der Schätze, die sie nicht zu beschützen vermochte. Noch eine Straße entlang und wir standen vor dem Forum der Gerechtigkeit. Auch hier war der Boden eben und reinlich. Zu beiden Seiten liefen herrliche Kolonnaden, von zerbrochenen Säulen, deren schöne ionische und korinthische Kapitäle rings umher zerstreut lagen. Am oberen Ende befanden sich die Sitze der Richter, und hinter denselben stiegen wir in ein Verließ hinab, woselbst der glühende Aschenregen zwei Gefangene angeschmiedet überrascht und zu Tode gemartert hatte. Wie die Aernsten an ihren Ketten gerüttelt haben mögen, als das Feuermeer sie zu umwogen begann!

Alsdann schlenderten wir in manch stattlichem Patrizierheim umher, welche wir vor Zeiten, als die Eigentümer noch darin residierten, nicht ohne eine formelle Einladung in klassischen Latein hätten betreten dürfen, und möglicherweise hätten wir letztere gar nicht erhalten.

Die Häuser sehen einander meist alle gleich. Unabänderlich sind die Fußböden mit mannigfaltigen Figuren in Mosaik von vielfarbigen Kieselsteinen geziert. An der Schwelle begegnet dem Auge ein Willkommensspruch oder das Bildnis eines Hundes mit der Aufschrift: „Nehmt Euch vor dem Hund in acht!“ Zuweilen findet man auch die Abbildung eines Bären oder Fauns ohne jegliche Inschrift. Zuerst betritt man eine Art Vestibule, woselbst die Alten, wie ich vermutete, den Hutstand zu placieren pflegten, und gelangt alsdann in ein Zimmer, in dessen Mitte sich ein großes Marmorbassin mit den Röhren einer Fontaine befindet. Auf beiden Seiten sind Schlafzimmer und hinter dem Bassin der Empfangsalon. Dazu kommt ein kleiner Garten, Speisezimmer u. s. w. u. s. w. Die Wände sind mit Stuccaturarbeit, Fresken oder Vasreliefs geschmückt, hier und da stehen Statuen, gibt es Miniatur-Fischteiche oder Kaskaden schwimmenden Wassers, welches aus geheimen Reservoirs in den Kolonnaden, die den Hof einfassen, kommt und die Blumenbeete frisch, die Luft kühl erhält. Manche der Gemälde, 18 bis 19 Jahrhunderte alt, sind weit hübscher als manche berühmten Freskenbilder der „alten“ Meister von vor dreihundert Jahren.

Es war ein eigentümlicher Genuß, durch diese alte, stille Totenstadt zu wandern, durch öde menschenleere Straßen, woselbst Tausende von lebenden Wesen einstmals kauften und verkauften, gingen oder fuhren und dieselben erdröhnen machten von dem Lärm und Durcheinander des Handes und Vergnügens. Ueberall sieht man Dinge, die einem veranlassen nachzugrübeln, wie alt eigentlich diese alten Häuser wohl gewesen sein mögen, ehe die Nacht der Zerstörung kam, Dinge, welche uns die längstverstorbenen Einwohner lebendig vor Augen führen. Die Stufen beispielsweise, zwei Fuß dicke Lavablöcke, welche aus der Schule herauf, und ähnliche Stufen, die ins Parket des Haupttheaters führen, sind nahezu durchgenüßt. Jahrhunderte lang eilten die Knaben aus jener Schule, und ihre Herren Eltern in jenes Theater, und die rastlosen Füße, die nunmehr seit achtzehn Jahrhunderten Staub und Asche sind, hinter-

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 18.

Samstag, 28. Oktober 1882.

1. Jahrg.

Die Malteserin.

Skizze von Albert Brizius.

(Schluß.)

Dort stand, blaß wie eine Leiche, die großen schwarzen Augen funkelnd auf Eliza gerichtet — Thirza.

Aber diese Thirza war nicht mehr die schmucke Obsthändlerin, welche wir kennen gelernt haben. Ihr sonst so sauberes buntes Röckchen war jetzt mehrfach zerrissen; auch hatte sie ihr Haar nicht in Flechten geschlungen, aufgelöst umwallte es Brust und Schultern und verlieh ihr ein geisterhaftes Aussehen.

Als der Kapitän sie erblickte, erhob er sich sofort und ging auf sie zu.

„Was willst Du, Thirza?“ fragte er unwillig, indem er sie ernst und streng ansah. „Was veranlaßt Dich, in diesen Garten zu dringen und unsere Gespräche zu belauschen? Sogleich entferne Dich, und wage es nicht noch einmal, uns hier aufzufuchen, ich könnte sonst ernstlich böse auf Dich werden.“

Thirza sah ihn mit ihren großen schwarzen Augen starr an und schüttelte leicht mit dem Kopfe.

„Nun, Thirza, hast Du mich verstanden?“ fuhr der Kapitän noch unwilliger fort und ergriff sie beim Arme. „Du sollst uns verlassen, — hörst Du — und das sogleich! —“

In Thirzas Augen schimmerten zwei große Thränen, die langsam über ihre Wangen rollten.

„Erbarmen, Herr!“ sagte sie dann leise, indem sie ihre Hände faltete. „Erbarmen! Ich bin ein armes, unglückliches Mädchen.“

Dem Kapitän stieg die Hornesröthe ins Gesicht; die Zudringlichkeit des Mädchens begann ihm lästig zu werden.

„Was kümmert es mich, daß Du unglücklich bist?“ entgegnete er rauh. „Bist Du arm und willst Du ein Almosen haben, so komme während des Tages, aber nicht in der Nacht. Wenn ich Dich nicht einigermaßen von früher her als ein ordentliches Frauenzimmer kannte, so müßte ich Dich als eine Diebin behandeln, aber für dieses Mal will ich Dich als eine zudringliche Bettlerin laufen lassen. Da, nimm dies und entferne Dich.“

Bei den letzten Worten hatte er seine Börse gezogen und reichte Thirza ein Goldstück, welches sie jedoch von sich schleuderte, während sie ihm zu Füßen fiel und seine Kniee umflammerte.

„Tödet mich, Herr!“ rief sie, den Kapitän mit ihren schwarzen glühenden Augen leidenschaftlich an-

blickend, „tödet mich, aber scheltet mich nicht eine Bettlerin — — Liebe ist es, heiße, unauslöschliche Liebe, welche mich zu Euch führt. Seht nicht so finster, Herr! — — Verzeiht mir, daß ich hier bin. Ich finde nicht Ruhe, bis ich Euch gesehen habe — Ich bin nicht unglücklich, weil ich arm bin, aber unglücklich, weil Ihr mich verstoßt, und elend, wenn Ihr mich so hart ansieht. Erbarmen, Herr — —!“

Lautes Schluchzen unterbrach ihre Stimme und ihr Haupt fester an seine Kniee drückend, weinte sie bitterlich.

Der Kapitän war tief erschüttert und wußte im ersten Augenblicke gar nicht, was er zu dem leidenschaftlichen Gefühlsausbruche des Mädchens sagen sollte.

Eliza stand da, bleich wie eine Lilie, und starrte fast atemlos auf die Knieende.

„Stehe auf, Thirza,“ sagte der Kapitän endlich, indem er sich über sie beugte und sie aufzuheben suchte. „Steh auf. Ich habe es nicht gerne, wenn mir jemand zu Füßen liegt und am wenigsten, wenn Du es bist.“ Diese Worte sprach er langsam, bewegt und mit einem merklichen Zittern in seiner Stimme.

Thirza erhob sich schnell. Ihr Busen ewogte, ihre Augen flammten. Sie hatte das Zittern in den Worten des Kapitans, welchen sie so leidenschaftlich, so verzehrend liebte, vernommen. Es waren die ersten freundlichen Worte, welche er an sie gerichtet hatte; sie bebte am ganzen Leibe vor Wonne und ehe der Kapitän es verhindern konnte, sprang sie auf ihn zu, umschlang ihn mit beiden Armen und, ihn fest und fester an sich drückend, küßte sie ihn wieder und wieder mit der ganzen Blut dieser heißblütigen Töchter des Südens.

Im ersten Augenblicke außer sich vor Ueber- raschung taumelte der Kapitän unter diesen wilden Ergüssen einer lang verborgenen tiefen Leidenschaft, die er jetzt zum ersten Male und plötzlich in ihrer ganzen Stärke empfand; dann aber regte sich sein beleidigter Stolz und außer sich im schnell auflodernsten Zorne ergriff er Thirza bei den Haaren und schleuderte sie mit starkem Arme und rücksichtslos von sich, so daß sie taumelte und wimmernd in einen Winkel der Laube zusammenfiel.

Eliza stieß einen lauten Schrei des Schreckens aus und plötzlich alle Furcht vor Thirza vergessend und nur vom Mitleid für sie bewegt, eilte sie auf dieselbe zu, beugte sich über sie und versuchte sie aufzurichten. John aber riß sie schonungslos zurück.

Beflecke Deine Hände nicht durch die Berührung dieser Dirne," sagte er mit vor Zorn bebender Stimme, "laß sie liegen, sie wird sich schon von selbst entfernen. — — —"

"Ja, ich werde mich entfernen," unterbrach ihn Thirza mit dumpfem Tone, indem sie sich aufrichtete und dem Ausgange der Laube zueilte, an dem sie stehen blieb, ich werde mich entfernen — — aber auch wiederkommen!"

Bei diesen Worten brach sie in ein wildes Lachen aus und richtete ihre funkelnden Augen mit dem Ausdruck des tödlichsten Hasses auf Eliza.

Eliza klammerte sich erbleichend an ihren Bruder und suchte ihn mit sich fortzuziehen. "Komm, John," sagte sie mit vor Angst zitternder Stimme, "komm, wir wollen ins Haus gehen."

John schlang seine Arme um sie und flüsterte ihr zu: "Fürchte Dich nicht, Eliza. So lange ich bei Dir bin, wird Dich niemand anzurühren wagen. Bleibe nur ruhig." "Aber sieh nur, wie sie mich anschaut," hauchte Eliza, am ganzen Körper bebend.

"Ich sehe es," murmelte John, "doch was soll das? Das Mädchen wird nicht wagen, Dir etwas zu thun; sie kennt die Stärke meines Armes."

Thirza, als habe sie diese Worte verstanden, lächelte verächtlich; dann ging sie einige Schritte zurück und griff mit einer kaum bemerklichen Bewegung der rechten Hand nach dem breiten, buntgestickten Gürtel, welcher ihre Taille umschlang und zog einen kurzen spitzen Doldh hervor, dessen scharfe Spitze hell im Mondschein blitzte.

"Gott! Gott! sie wird sich doch nicht töten!" kreischte Eliza, welche diese Waffe sofort in der Hand jener erblickte, laut auf und hielt ihren Bruder, welcher sich bereits anschickte, dem Hause zuzuschreiten, zurück.

Der Kapitän blieb stehen und drückte sie fest an sich. "Bleibe ruhig, Eliza," sagte er leicht erregt, "wir wollen sehen, was sie thun wird."

Thirza ging, ohne ihre funkelnden Augen von Eliza abzuwenden, noch einige Schritte zurück, dann blieb sie stehen und hob mit einer zuckenden Bewegung den Doldh.

"Sieh, Schlange!" rief sie dann, zu Eliza gewandt und ihr mit der Waffe drohend, "sieh diesen Doldh! — — Ich habe ihn für Dich geschliffen! — Ich werde ihn in Dein Herz senken, — denn ich hasse Dich, ich hasse Dich tödlich, weil Du die Braut des Mannes bist, den ich liebe! — — Nimm Dich in acht! — Finde ich Dich von jetzt an allein, durchbohre ich Dich mit diesem Doldhe, das schwöre ich Dir, und ich halte meinen Schwur. — Denke an Thirza!" —

Bei den letzten Worten schwang sie noch einmal den Doldh, lachte wild und gellend auf und sprang dann nach der nahen Gartenmauer, an der sie gewandt und schnell wie eine Katze empor zu klettern begann.

Doch ehe sie noch Zeit hatte, sich hinauf zu schwingen, fühlte sie sich von der eisernen Faust des Kapitans gepackt, welcher sie herab zu zerren suchte.

Thirza stieß einen Schrei der Verzweiflung aus, entriß sich mit einer blitzschnellen Bewegung nach

der Seite den Händen des Kapitans und fiel in den Garten zurück.

Kaum fühlte sie sich frei, als sie sich aufraffte und mit vor Wut funkelnden Blicken auf Eliza zu stürzte. Diese, welche ihrem Bruder gefolgt war und dem ganzen Vorgange mit atemloser Spannung zugeschaut hatte, flüchtete mit einem lauten Angstrufe und außer sich vor Entsetzen anstatt nach dem Hause nach der Laube zu. Aber Thirza war schneller als sie, und hatte, noch ehe das erschreckte Mädchen die Laube erreichte, dasselbe bei den Kleidern ergriffen und stieß ihn mit einem unartikulierten Laute des tödlichsten Hasses den Doldh in den Nacken.

Mit dem Ausrufe: "Gott, mein Gott!" sank die Getroffene bewußtlos nieder.

Fast in demselben Augenblicke faßte der Kapitän Thirza bei den langen Haaren und riß sie zu Boden; im nächsten warf er sich neben Eliza und hob sie liebreich auf.

"Eliza, Eliza!" rief er schmerzlich, indem er sie auf seinen Schooß nahm und ihr sanft die Wangen streichelte. "Eliza, liebe Schwester, was hat man Dir gethan? So wache doch auf! Ich bin es, Dein Bruder John!"

Thirza hatte sich aufgerichtet und starrte, den blutigen Doldh in der Hand, leichenblaß auf den Kapitän und Eliza.

"Schwester?" murmelte sie. "Seine Schwester? Gott! Gott! Was habe ich gethan."

Sie hielt inne und stand einen Augenblick wie versteinert da; dann aber schleuderte sie plötzlich die Waffe von sich und sprang mit raschen Sätzen der Mauer zu.

Auf dem Wege dahin fiel sie jedoch den Dienern des Kapitans in die Hände, welche den entsetzlichen Schrei Elizas gehört hatten und erschrocken herbeigeeilt waren. Thirza wand sich wie eine Schlange, um ihnen zu entriunen; aber vergebens. Die Diener, zwei große kräftige Männer, packten sie nur um so fester und schleppten sie, allen Sträubens ungeachtet mit sich fort, nach der Laube.

Eliza, durch den Lärm aus ihrer tiefen Ohnmacht zum Bewußtsein zurückgerufen, schlug noch einmal die Augen auf und schaute mit halberloschenen Blicken um sich.

"Thirza," sagte sie dann leise, als sie die Malteserin, welche eben von den Dienern herein geführt wurde, erblickte, "Thirza, was hast Du gethan?"

Diese, betroffen über die Sanftmut, mit welcher diese Worte an sie gerichtet wurden, wandte ihre großen, schwarzen Augen langsam nach ihr hin und betrachtete sie eine Zeitlang schweigend mit der größten Aufmerksamkeit.

"Was ich gethan habe?" entgegnete sie dann zögernd, indem ihre Züge allmählich wieder den Ausdruck des Hasses annahmen. "Ja! was jede Tochter dieser Insel gethan hätte, wenn sie in meiner Lage gewesen wäre. Ich habe mich gerächt!"

Eliza lächelte mild. "Du bist ein leidenschaftlich Kind," sagte sie sanft, "zu leidenschaftlich, um vernünftig denken und handeln zu können; aber eben dieser Leidenschaft wegen verzeihe ich Dir, was Du an mir gethan hast." Sie hielt erschöpft inne und

mit letzter Anstrengung ihrer Kräfte Thirza die Hand entgegen streckend, fuhr sie mit matter Stimme fort: „Gib mir Deine Hand, Thirza, und laß mich als Verzeihnte scheiden. Meine Stunden sind gezählt und wenig ist es, was ich Dir noch zu sagen habe.“

Thirza, von dieser engelgleichen Güte ihrer Todfeindin wie umgewandelt, zögerte einen Augenblick, dann aber, als sie den bittenden Blick der Sterbenden auf sich gerichtet sah, warf sie sich ihr zu Füßen, ergriff ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen.

„Weine nicht, Thirza,“ fuhr die Sterbende tröstend fort, indem sie ihr die Hand aufs Haupt legte, „was Du an mir gethan hast, habe ich Dir verziehen. — Verzeihe auch mir. — Als ich Dir damals sagte, ich sei die Braut des Mannes, den Du liebst, da scherzte ich, — ich bin seine Schwester.“

Thirza erwiderte kein Wort; wankend richtete sie sich auf und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Eliza wandte sich von ihr ab, und ihre Augen mit unansprechlicher Liebe auf ihren Bruder heftend, flüsterte sie mit ersterbender Stimme: „John, wenn ich gestorben sein werde, dann thue Thirza nichts zu Leide. Laß sie gehen, wohin sie will, und verzeihe ihr, wie ich ihr verzieh.“ —

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen. Die letzten Worte erstarben ihr im Munde, noch einmal zuckte sie zusammen, ein kurzes Köcheln und sie war tot.

Der Kapitän beugte sich tief erschüttert über sie und versuchte mit Hilfe seiner Diener alles, sie wieder ins Leben zurück zu rufen. Umsonst! Thirzas Dolch hatte zu gut getroffen. Eliza war eine Leiche.

„Tot! Tot!“ kreischte Thirza laut auf, als sie den schnell erstarrenden Körper in den Armen des heißgeliebten Mannes erblickte. „Tot, und ich bin die Mörderin, die Mörderin seiner Schwester. — Er wird mich hassen, er wird mich fluchen, obgleich sie mir verziehen, und ich werde mich selbst verdammen wegen meiner That, immer, immer! — Nein, nein, er soll mich nicht mehr sehen, er soll mich nicht verdammen!“ fuhr sie nach kurzer Pause mit gellender Stimme fort, und einen verzweifeltsten Entschluß fassend, schwang sie sich schnell und ehe jemand sie hindern konnte, auf die Brüstung der Mauer. Noch ein markdurchdringender Schrei entfloß ihren Lippen, dann stürzte sie sich kopfüber den Felsen hinab in das Meer, dessen Wogen sie in dumpfem Zusammen schlagen empfangen.

Niemand war einer Regung mächtig, so schnell waren diese entsetzlichen Scenen aufeinander gefolgt, und als die bestürzten Diener nach wenigen Augenblicken über die Mauer hinabschauten, wogte und rauschte das Meer wieder in so ruhiger, gleichmäßiger Bewegung, als ob es nie darin gestört worden wäre.

Thirza sah man niemals wieder.

* * *

Drei Tage später befand sich der Kapitän zu Schiffe auf hoher See und leicht an den Mastbaum gelehnt, schaute er wehmützig auf Malta, welches immer mehr und mehr seinen Blicken entwand.

Als er nichts mehr von der Insel sehen konnte,

und nur ein unermesslicher Wasserspiegel sich ringsum seinen Blicken zeigte, da ging er langsam in seine Kajüte hinab, schloß sich ein und öffnete den Deckel eines Sarges, welcher da stand.

In derselben lag die Leiche seiner Schwester, welche er nach England brachte, um sie in der Familiengruft beisetzen zu lassen.

Nachdem er sie lange wehmützig betrachtet hatte, beugte er sich über sie und sie innig auf die bleiche Stirne küssend, sagte er mit vor innerer Bewegung bebender Stimme leise: „Arme, unglückliche Eliza!“

Eine gefährliche Reise.

(Schluß.)

Levison begann aus seiner Jugend zu erzählen, wie er zur Zeit Georgs IV. für ein Haus in Krawatten gereist sei und welches Geschäft er zur damaligen Zeit in diesem Artikel gemacht. „Es gab damals nicht weniger als 18 Arten von Krawatten — sagte er — da war die Krawatte à la Diana, die Krawatte à l'anglaise, die Krawatte au nouud gordien, die Krawatte —“

Der Zug stauchte sich, fuhr eine kurze Strecke langsam, stand still.

Der Major steckte seinen Kopf durch das Fenster und rief einen vorbeigehenden Schaffner an: „Wo sind wir?“

„Zwanzig Meilen von Lyon, mein Herr, Fort Rouge.“

„Was giebt es? Frgend etwas passiert?“

Vom nächsten Fenster antwortete jemand:

„Wie man sagt, ist ein Rad gebrochen. Wir haben zwei Stunden Aufenthalt, da das Gepäck umgeladen werden muß.“

„Großer Gott!“ rief ich unwillkürlich.

Levison sah aus dem Fenster. „Es ist nur zu wahr, mindestens zwei Stunden,“ sagte er. „Sehr langweilig — aber so etwas kann vorkommen, man muß sich fügen, wir wollen später bei einer Tasse Kaffee noch ein Spielchen machen; jetzt muß jeder nach seinem Gepäck sehen; oder im Falle Mr. Blamyre Abendessen für uns bestellen will, so will ich allein nach dem Gepäck sehen. Doch was blüht denn dort beim Laternenschein? „Heda! (zu einem Gensdarm, welchen der Major angerufen hatte), was geht denn hier vor?“

„Mein Herr! — sagte der Gensdarm salutierend — „es sind Soldaten vom ersten Jäger-Bataillon, welche sich auf dem Wege nach Chalons befinden, sie sind jetzt zur Bewachung des Gepäcks kommandiert, weil sich darunter Staats Eigentum von Wert befindet.“

Levison spuckte aus und brummte für sich: — „Das konnte ich auf französischer Bahn nicht anders erwarten.“

„Beim Himmel, hat man jemals solche plumpe Karren gesehen?“ sagte Major Baxter auf zwei Dorfkarren zeigend, welche dicht an der Bahn, hinter einer Hecke aufgefahnen waren; wir befanden uns etwa einige hundert Schritt von dem Dorfe Fort Rouge.

Levison und ich versuchten alles, um an unser Gepäck zu kommen, doch die Soldaten wiesen uns barsch zurück.

Ich hatte jedoch die Beruhigung zu sehen, wie meine Kisten, wenn auch unter vielen Klüchen über ihr Gewicht, sorgfältig verladen wurden. Von Staatseigentum war jedoch nichts zu sehen, was ich dem Major mitteilte.

„D, man ist hier sehr vorsichtig,“ erwiderte er. „Vielleicht der Schmuck der Kaiserin, ein einziges kleines Päckchen, leicht zu stehlen während der nächtlichen Verwirrung.“

Da ertönte ein schriller Pfiff, und als ob es ein Signal gewesen, ramten die Pferde mit den zwei Karren davon.

„Major!“ sagte seine Frau in furchtbar strafendem Tone, „achte die Gefühle der Fremden, und bedenke Deine Stellung als Offizier und Gentleman.“ Der Major rieb sich die Hände und lachte laut auf.

„Eine blödsinnige Bande ist es, die nichts ohne Soldaten zu thun im stande ist, überall brauchen sie Soldaten.“

„Nun, diese Vorsicht ist manchmal sehr nötig, Frankreich wimmelt von Industrierittern. Ihr Tisch-nachbar an der Table d'hôte kann ein zurückgekehrter Sträfling sein. Major, erinnerst Du Dich noch des Falles vor drei Jahren in Kairo?“

„Kairo, meine liebe Julia, ist doch nicht in Frankreich.“

„Das weiß ich ebenso wohl als Du, aber das Hotel war französisch,“ sagte Mr. Baxter scharf.

„Ich möchte ein wenig schlafen, meine Herren, denn ich bin müde,“ sagte der Major, als wir nach einem dreistündigen, langweiligen Aufenthalt endlich wieder ins Rupee gestiegen. „Das Nächste, was uns passieren wird, wird wohl am Dampfer Marseille ein Kradbruch oder dergleichen sein.“

„Major, Du böser Mann, verständige Dich nicht an der Vorkehrung,“ sagte seine Frau.

Levison fing wieder seine Krawatten-Erzählung an, doch seine Stimme klang mir immer entfernter, bis sie in ein unverständliches Gemurmel überging, und ich nur noch das Rasseln der Räder auf den Schienen unterschied.

Meine Träume waren wieder schwer und unruhig. Ich befand mich in Kairo, schmale Straßen durchlaufend, wobei ich fortwährend von Kameelen gestoßen und von schwarzen Sklaven bedroht wurde; die Luft war schwül und mit Moschus geschwängert, an den Fenstern lugten verschleierte Gesichter auf mich herab. Plötzlich fiel eine Rose zu meinen Füßen nieder, ich blickte auf und ein Gesicht, ähnlich dem meiner Minnie, lächelte hinter einer Vase hervor. In diesem Augenblick sprengten vier Mameluken mit geschwungenen Säbeln in vollem Galopp auf mich zu (mir träumte: ich hätte nur eine Hoffnung, und zwar die, meine magischen Worte zu wiederholen); schon war ich unter der Hufen ihrer Pferde, da schrie ich mit der äußersten Anstrengung: „Cotopaxo!“ „Cotopaxo!“ Ein rauhes Schütteln erweckte mich. Es war der Major, der mich ernst ansah.

„B, Sie sprechen im Schlafe!“ „Warum

zum Teufel thun Sie das? Sehr schlechte Gewohnheit. Aha, hier kommt unser Frühstück.“

„Was habe ich gesagt?“ fragte ich mit schlecht verhehlter Angst.

„Jrgend einen Unsinn in fremder Sprache,“ antwortete der Major. „Griechisch, wie ich glaube,“ sagte Levison; „doch ich war auch erst erwacht, und kann mich irren.“

Wir erreichten Marseille. Ich freute mich seine Mandelbäume und seine weißen Villen zu sehen. Wenn ich erst mit meinem Schatz an Bord des Dampfers wäre, so würde ich mich sicherer fühlen, dachte ich. Obgleich ich nicht mißtrauisch bin, fand ich es doch merkwürdig, mich immer vom Major oder seiner Frau beobachtet zu sehen, wenn ich aus dem Schlafe erwachte. Levison hatte selbst die letzten vier Stunden ununterbrochen geschlafen. Wir waren alle still, ja beinahe mürrisch geworden, doch jetzt erhellten sich unsere Blicke.

Hotel de Vondre! Hotel de l'Univers! Hotel Impérial! schrien die Fremdenführer, als wir um unser Gepäck standen, um zusammen zu bleiben.

„Hotel Impérial, selbstredend,“ sagte der Major; „bestes Hotel hier!“

Ein einäugiger, finsterner Führer kam auf uns zu. „Hotel Impériale, das bin ich mein Herr. Leider alles besetzt; kein Bett mehr frei.“

„Hol's der Teufel! zunächst wird sich wohl der Dampfer verspäten.“

„Dampfer? mein Herr — kann vor Mitternacht nicht abfahren, der Kessel muß repariert werden.“

„Was nun thun?“ sagte ich zu meinen gleichfalls ungeschliffenen Reisegefährten. „Unsere Reise ist bis jetzt unglücklich gewesen, ich denke, wir wollen beim Abschied gemeinschaftlich souperieren und ihre Strapazen vergessen. Sobald ich vom Telegraphen-Amt zurückkehre, bin ich frei bis halb zwölf.“

„Ich will Sie in ein kleines aber anständiges Hotel führen, es ist das Hotel des Strangers, nicht weit vom Hasen,“ sagte Levison.

„Verdammt gemeine Bude — Spielhölle!“ sagte der Major, sich eine Cigarre anzündend, als er in eine offene Droschke stieg.

„D, bitte sehr, das Hotel ist in andere Hände übergegangen und ist jetzt sehr gut; oder ich würde es nicht empfehlen.“

„Dann entschuldigen Sie, mein Herr, das habe ich nicht gewußt,“ sagte der Major, seinen Hut küßend.

„Sprechen wir nicht mehr davon.“

„Major, Du bist ein einfältiger Hitzkopf,“ waren die letzten Worte seiner Frau, ehe wir zusammen abfuhr.

Als wir in den Speisesaal eintraten (der nichts enthielt, als eine lange Tafel in der Mitte, und ein altes Billard am Ende), sagte der Major zu mir: „Ich will mich waschen und für das Theater umkleiden und dann einen kleinen Spaziergang machen, während sie ihre Depeschen aufgeben. Julia, Du könntest einstreifen nach den Zimmern sehen.“

„Was sind wir arme Frauen doch für Sklaven!“ sagte Mrs. Baxter im Abgehen.

„Und ich,“ sagte Levison, indem er seinen Reise-

sach ablegte, „will einige Kunden besuchen, ehe die Geschäfte schließen.“

„Es sind nur zwei Zimmer mit je zwei Betten zu haben,“ sagte der einäugige Führer, welcher auf unser Gepäck achtete.

„Das genügt,“ sagte Levison, ohne auf uns zu achten. „Mein Freund reist diese Nacht mit dem Dampfer; schläft also nicht hier, sein Gepäck kann auf mein Zimmer gestellt werden und er kann den Schlüssel nehmen für den Fall, daß er früher zurückkehrt als ich.“

„Dann wäre somit alles geordnet,“ sagte der Major.

Als ich das Telegraphen-Bureau betrat, fand ich bereits eine Depesche aus London, zu meinem Erstaunen und Schrecken las ich folgendes: „Sie sind in großer Gefahr, es ist ein Komplott gegen Sie im Spiele, suchen Sie beim Präfecten um polizeilichen Schutz.“

Es mußte der Major sein und ich war in seiner Hand; dieses biedere, herzliche Wesen war also nichts als Maske; vielleicht hatte er sich jetzt schon meiner Rippen bemächtigt. Ich telegraphierte zurück: „Sicher in Marseille, bis jetzt alles in Ordnung.“

Indem ich an den unausbleiblichen Ruin unseres Hauses und an meine teure Minnie dachte, flog ich zum Hotel zurück, dasselbe lag in einer engen, schmutzigen Gasse am Hafen, als ich um die Ecke bog, stürzte ein Mann unter einem Thorwege auf mich zu, hielt mich am Arm und raunte mir auf französisch zu: „Schnell, schnell mein Herr, Major Baxter wünscht sie dringend zu sprechen, er ist im Salon, keine Zeit zu verlieren.“

Ich rannte zum Hotel, stürzte in den Saal und fand den Major in größter Aufregung auf und ab gehend, während seine Frau besorgt aus dem Fenster sah, beider Benehmen war völlig verändert. Der Major kam auf mich zu und ergriff meine Hand und sagte: „Ich bin Detektiv-Offizier, mein Name ist Arnott, Levison ist ein notorischer Dieb. Er ist in diesem Augenblick auf seinem Zimmer damit beschäftigt, eine Ihrer Geldkisten zu öffnen. Sie müssen mir helfen ihn zu fangen. Ich kannte seine Absicht und habe ihn überlistet; doch ich wollte ihn auf der That ertappen.“

Julia trank den Grog aus, während wir unser Geschäft besorgen. Haben Sie einen Revolver, Mr. Blamyre, im Fall er Widerstand leistet? Ich ziehe dieses vor (er zog ein weißes Stäbchen aus der Tasche). „Ich habe meinen Revolver im Schlafzimmer gelassen,“ sagte ich atemlos.

„Das ist schlimm; doch ganz gleich, er wird uns in der Aufregung nicht leicht treffen, vielleicht denkt er gar nicht daran.“

Wir wollen gleichzeitig gegen die Thür rennen, diese Schlösser taugen nicht viel. Es ist Nr. fünfzehn, Vorsicht!“

Wir kamen an die Thür, horchten einen Augenblick und hörten deutlich den Klang des Goldes, welches er in einen Sack füllte. Dann ein kurzes Lachen, er kicherte über das Wort, welches ich im Schlaf gesprochen: „Cotopaxo ha! ha!“

Der Major gab das Zeichen, wir rannten gegen die Thür, sie gab nach, krachte und sprang auf. Levison stand, den Revolver in der Hand bis an die Knöchel im Golde. Er hatte bereits eine Geldkiste, welche er um den Leib trug, damit angefüllt; eine halb volle Reisetasche lag zu seinen Füßen und als er sie fallen ließ, um das Fenster zu öffnen, ergoß sich ein vollständiger Goldstrom durchs Zimmer. Am Fenster befanden sich Seile zum Hinablassen der Säcke. Er sagte kein Wort, sondern gab einen Pfiff, worauf man irgend ein Gefährt in vollem Trab davon rasseln hörte.

„Ergieb Dich, Du Galgenvogel; ich kenne Dich längst!“ schrie der Major. „Ergieb Dich, denn an Entrinnen ist nicht zu denken, alter Junge.“

Levisons Antwort bestand darin, daß er den Revolver auf ihn losdrückte, welcher versagte, da ich keine Zündhütchen aufgesetzt hatte.

„Das verfluchte Ding ist nicht geladen. Dies für Dich,“ sagte er gelassen, indem er den Revolver mit aller Kraft gegen den Major schleuderte, dann riß er das Fenster auf und sprang hinaus.

Ich sprang ihm nach — es war parterre — indem ich einen lauten Schrei ausstieß. Arnott blieb zur Bewachung des Geldes zurück.

Einen Augenblick später, und Soldaten, Seeleute und Lastträger machten Jagd auf ihn. Hunderte von Händen erhoben sich, um ihn zu fassen; er wich dem einen aus, schlug einen andern nieder und sprang über einen dritten; ein Zuave hatte ihn beinahe ergriffen, da stolperte er über einen Schiffstauring und fiel kopfüber in den Hafen. Ein allgemeiner Schrei begleitete seinen Fall, als er in dem dunkeln Wasser verschwand. Ich rannte die nächste Treppe herunter und wartete, bis die Gensdarmen mit einem Boot und Haken kamen, um den Körper herauszufischen.

„Diese alten Diebe sind schlaue Füchse, ich sah diesen Mann in Toulon brandmarken und habe ihn sofort wiedererkannt, er wird unter den Schiffen weggeschwommen sein und ein sicheres Versteck gefunden haben, sie werden ihn niemals wiedersehen,“ sagte ein alter grauer Gensdarm, welcher mich ins Boot genommen hatte.

„O doch, denn hier ist er,“ sagte ein anderer, indem er sich bückte und einen Körper bei den Haaren in die Höhe zog.

„O, er war ein geriebener Bursche,“ sagte ein Mann in einem Boote hinter uns. Es war Arnott. „Kam eben, um zu sehen, wie die Sachen stehen, Julia ist zur Bewachung des Geldes zu Haus geblieben. Ich habe immer geglaubt, daß der Kerl einst so enden würde, nun ist's geschehen. Ihnen wäre er beinahe gefährlich geworden, Mr. Blamyre, er hätte Ihnen eher im Schlaf die Kehle durchschneiden, als auf das Geld verzichtet, aber ich war auf seiner Spur, ohne daß er es ahnte; das war seit langer Zeit meine erste Jagd auf diese Sorte von Schurken. Es ist gut, daß sein Name aus der Liste gestrichen werden kann. Kommt, Kameraden, bringt den Körper ans Land, damit wir ihn von dem Gelde befreien, welcher in seinem Besitze soweit von Nutzen war, als es den Galunken zu Boden zog.“

Selbst im Tode sah sein langes Gesicht noch verchnitzt genug aus, als wir es gegen die Gaslaterne wendeten.

Arnott erzählte mir alles in seiner jovialen Weise, als ich ins Hotel zurückkehrte und ich ihn und seiner Frau (welche ebenfalls Mitglied der Londoner Geheimpolizei war) meinen innigsten Dank aussprach. Am Abend meiner Abreise von London hatte er vom Hauptbureau den Befehl erhalten, mich zu begleiten und auf Levison zu vigilieren, ohne daß er soviel Zeit gehabt hätte, um mit meinen Partnern Rücksprache zu nehmen. Der Lokomotivführer war bestochen, den Zug bei Fort Rouge anzuhalten, wo Levisons Complicen mit den Karren warteten, um im allgemeinen Wirrwar meine Kisten fortzuschaffen. Diesen Plan hatte Arnott vereitelt, indem er durch die Pariser Polizei telegraphisch Militär von Lyon requirieren ließ. Levison ließ sich jedoch nicht abschrecken, sondern versuchte andere Mittel. Meine unglückliche Enthüllung des Geheimnisses meines Schlosses hatte ihn in den Stand gesetzt, eine meiner Kisten zu öffnen. Der Unfall am Dampfer (zufällig soweit wir ermitteln konnten) gab ihm die Gelegenheit. Noch in derselben Nacht verließ ich durch Arnotts Hilfe Marseille, ohne ein einziges Goldstück eingebüßt zu haben. Meine Reise war von Erfolg gekrönt, die Anleihe unter günstigen Bedingungen abgeschlossen. Unser Geschäft hat seitdem geblüht, meine Familie hat gleichfalls geblüht und ist gewachsen.

Ueber die Trichinen.

Seit im Jahre 1860 die Entwicklung der Trichinen und ihre Bedeutung für den menschlichen Körper festgestellt worden, ist kein Jahr vergangen, daß nicht Fälle von Erkrankungen durch dieselben konstatiert wurden. Vorher sind gewiß manche Kranke, deren Muskeln ohne Zweifel Trichinen beherbergt haben, als an andern Erkrankungen, wie Typhus, Rheumatismus, leidend, behandelt worden. Jetzt, zumal wo die Aufmerksamkeit durch die Zeitungsnachrichten stets wach gehalten wird, ist man immer gemahnt, sich bei den erwähnten andern Erkrankungen der Trichinen zu erinnern.

In der That kommen charakteristische Symptome der Trichinosis nicht zu, weshalb ihre Erkennung bei einem einzelnen Falle manchmal recht schwer fällt. Anders dagegen verhält es sich, wenn mehrere Mitglieder desselben Haushaltes oder eines Bezirkes dieselben Erscheinungen zeigen, welche den Verdacht an diese gleiche Ursache nahe legen müssen. Die Hauptklagen solcher Kranken sind Muskelschmerzen, welchen meist allgemeine Abgeschlagenheit, Magenschmerzen, mäßige oder starke Diarhoe, selten Verstopfung vorhergehen. Die Gliedmaßen sind zusammengezogen, sie erscheinen geschwellt durch Hautwasser, welches sehr häufig auch das Gesicht, zumal in der Nähe der Augen, gedunsen macht. Sind Brustmuskeln und Zwerchfell stark von der Einwanderung der Trichinen betroffen, so stellen sich noch heftige Atnungsbeschwerden ein.

Die Trichinen selbst sind kleine Würmer von verschiedener Größe je nach ihrem Geschlechte, zwar sind die Männchen 1,6 Mm., die Weibchen 2,5 bis 3,4 Mm. lang. Bei einer 80—100fachen Vergrößerung kann man sie deutlich unter dem Mikroskope erkennen.

Welchen Lebenszweck dieselben im Haushalte der Natur erfüllen, ob sie noch einen andern haben, um als Schmarotzer in Tier- und Menschenleibern zu schaden, ihre Träger zu quälen oder gar zu töten, läßt sich nicht sagen. Gleichviel, sie führen ein so sich bemerkbar machendes Dasein, daß es sich wohl verlohnt, denselben nachzuspüren.

Hat ein Mensch trichinenhaltiges Fleisch gegessen, in welchem die Tierchen eingekapselt lagen (sogen. Muskeltrichinen), so werden die kalkhaltigen Kapseln von der Magensäure aufgelöst, die Trichinen so von ihrer Hülle befreit. Letztere bewegen sich nun weiter in den Darm, wo nach einigen Tagen die geschlechtsreichen männlichen und weiblichen Tiere sich vereinigen (sog. Darmtrichinen). Mindestens 5 Tage nachher findet man schon Junge, während die alten männlichen gleich, die weiblichen erst dann, wenn alle Nachkömmlinge geboren sind, sterben. Die junge Brut bohrt sich nun gleich feinen Nadeln durch die Wand des Darmes durch und gelangt so wandernd durch eigene Bewegung oder auch durch die in den Blutgefäßen, wenn sie in dieselben geraten, fortgespißt, in allen Theilen der Körpermuskulatur. Immer aber werden einzelne Partien durch die Einwanderung bevorzugt, wie das Zwerchfell, die Hals-, Brust- und Nackenmuskeln. Dort nun angekommen, suchen sie sich häuslich einzurichten, um dann ihre Position durch Errichtung einer sie selbst umgebenden Kapsel zu befestigen. Ehe sie soweit kommen, wirken sie durch ihre Bewegungen entzündungserregend auf die Muskulatur ein und bringen so ihrem Träger die heftigsten Schmerzen. Hat die Bildung der Schale erst begonnen, so hört auch der Reiz für die Umgebung auf und die Tiere werden unschädlich. In dieser nun liegen sie etwa wie eine Burgerbregel zusammengeroßt, jedes für sich in einer besonderen Hülle.

Bald lagern sich Kalksalze in der umgebenden Kapsel ab, welche im Laufe der Zeit zunehmen; tritt eine vollständige Verkalkung ein, worüber aber 15—20 Jahre vergehen können, so ist der Tod der Trichinen besiegelt. Wie beim Menschen, so pflanzen sich auch die Trichinen in den Eingeweiden der Säugetiere fort, so besonders der Hasen, Mäuse, Ratten, Meerfischweinch, Katzen, Hunde, Kaninchen und Schweine. Bei Vögeln hat man nach Fütterungsversuchen mit trichinenhaltigem Fleisch nur negative Resultate erhalten. Für uns kommt wegen der Gefahr für den Menschen hier nur das Schwein in Betracht, welches, wie man annehmen darf, seine Trichinen durch Fressen von trichinösen Mäusen und Ratten erwirbt.

Wir haben oben gesehen, wie die junge Trichinenbrut vom Darm aus in die Muskulatur gelangte, sich dort einkapselte und so, wenn der Körper die Einwanderung ertragen, ungefährlich wurde. Werden nun die trichinenhaltigen Muskeln eines Schweines

vom Menschen geessen, so löst sich die Kalkschale in der Magensäure auf, die Tiere werden frei, und der Vermehrungsvorgang tritt ein. Wenn man nun die Zahl der jungen Würmer, welche aus dem Eiern einer einzigen Muttertrichine ausschlüpfen, auf 5—600 stellen kann, so ergibt sich leicht die große Gefahr, in welche der Körper gerät, auch wo nur einige hundert eingekapselte Tiere in den Körper gelangten. Bedenkt man ferner, daß die ärztliche Kunst der konstatierten Erkrankung vollständig machtlos gegenüber steht, der Tod oder die Besserung nur allein von der mehr oder minder hohen Zahl der genossenen Trichinen abhängt, so folgt von selbst der einfache Schluß: Das einzige Heil besteht in der Vermeidung trichinenhaltigen Fleisches.

Zwei Wege gibt es dahin, entweder man versichert sich durch sorgfältigste mikroskopische Untersuchung, daß die Muskeln des zur Nahrung dienenden Tieres keine Trichinen enthalten, oder man ißt überhaupt kein Schweinefleisch in einem Zustande, in dem etwa vorhandene Trichinen nicht getötet sind.

Wer also nicht immer gekochtes und gebratenes Schweinefleisch essen will, der muß das Fleisch nur dann essen, wenn es mikroskopisch auf Trichinen untersucht ist. Das Sicherste bleibt freilich unter allen Umständen, das Fleisch in dünne Stücke zu zerschneiden, so daß die hohe Wärme in die innersten Teile eindringen kann, es dann mehrere Stunden kochen oder braten zu lassen. Auf diese Weise werden alle Trichinen vernichtet werden. Dann würde aber keine Rede mehr sein können von dem Genuße des geräucherten Schinkens oder feiner Würste aus Schweinefleisch, da das Räuchern den Trichinen keinen Schaden zufügt. Wie viele Menschen würden aber wohl auf die Dauer ihrem Verlangen nach diesen Delikatessen widerstehen können? Manche gewiß; aber die Mehrzahl würde nach der verbotenen Frucht zurückverlangen und so immer wieder genießen. Es gehört ein großer Optimismus dazu, zu glauben, die meisten Menschen würden einem kurzen Genuß nicht ihre Gesundheit opfern. Wer also für die Gesamtheit der Bürger sorgen will, der wird auch dahin wirken müssen, daß die Gefahr der Infektion vermieden wird durch eine Methode, welche zwar nicht für den Einzelnen, der gerade immer das Fleisch kochen will, aber für die sämtlichen Glieder eines Gemeinwesens die meiste Sicherheit bietet. Wir würden daher durchaus für die Einführung der obligatorischen Trichinenuntersuchung plaidieren, und nicht den Metzgern es überlassen, ob sie dieselbe für gut befinden oder nicht. Kommen Erkrankungen an Trichinose vor, dann wird zur Beruhigung des Schweinefleisch verzehrenden Publikums alles Versprochene nur gethan, gar bald aber ist der gute Voratz verschwunden.

Führt man nun aber die obligatorische Untersuchung ein, so soll sie auch allen und jeden Ansprüchen genügen. Dazu gehört vornehmlich, daß geübte Untersucher vorhanden sind, daß man nicht etwa, wie auf dem Lande, invalide Polizisten oder Bergarbeiter nimmt, sondern es müssen wissenschaftlich gebildete Männer, vor allem die Tierärzte die Verantwortung übernehmen. Dann seien dieselben in

genügender Anzahl vorhanden, daß sie mit Ruhe und Sorgfalt durch die aufregende, ermüdende, weil langweilige Arbeit, sich täglich durchbringen. Und der Arbeit selbst nehme man einen großen Teil des Einförmige, daß man für gute Instrumente und eine behagliche Umgebung sorgt.

So würde man doch am Ende die relative Sicherheit, welche die mikroskopische Untersuchung gewährt, zu einer fast absoluten erheben können. Auf jeden Fall geht man so sicherer, als wenn man sich begnügt, die Haushaltungsvorstände zu ermahnen, nur gekochtes oder gebratenes Fleisch auf den Tisch bringen zu lassen. Sie thun es eben in der erdrückenden Mehrzahl nicht.

W.

Austern und Kaviar.

Wie vielen armen Teufeln wässert nicht der Mund, wenn davon die Rede ist? und doch ist's eigentlich nicht nötig, wie uns die Herren Chemiker belehren, deren besonderer Beachtung die beiden Delikatessen jedoch nicht allein ihres pikanten Wohlgeschmacks wegen, sondern wegen ihres „innern Wertes“, ihres Gehaltes an Nahrungstoffen in letzter Zeit gefunden haben. Man war so neugierig, zu fragen, woraus denn eigentlich diese „Götter Speise“ besteht und welchen Nährwert sie für den Organismus des Menschen habe. Und die gelehrten Forscher sind so gütig, diese Frage ganz genau zu beantworten. Danach ist der Hauptbestandteil des Kaviars sowohl wie der Austern — Wasser, und zwar enthält der Kaviar 52 Proz., die Austern gar 82 Proz. Wasser. Ferner enthält der Kaviar, der frische, großkörnige aus Rußland, 25,81 Proz. verdauliches Eiweiß, 15,45 Proz. Fett, 2,05 Proz. Extraktstoffe und 4,53 Proz. Mineralstoffe mit 1,129 Phosphorsäure. Die Auster (beste Qualität von Ostende) enthält 5,78 Proz. verdauliches Eiweiß, 1,77 Proz. Fett, 8,63 Proz. Extraktstoffe und 1,70 Proz. Mineralstoffe mit 0,286 Phosphorsäure. Zum Verständnis dieser Zahlen sei zunächst bemerkt, daß die wichtigsten Bestandteile der Nahrungsmittel die eiweißartigen Stoffe, Protein und stickstoffhaltige Nährstoffe genannt, sind, weil dieselben zur Blut- und Fleischbildung dienen und zur Unterhaltung der Körperwärme beitragen. In zweiter Linie kommen die Fette und Kohlenhydrate (Zucker, Stärke, Holzfaser und ähnliche vegetabilische Stoffe) in Betracht, weil diese hauptsächlich zur Unterhaltung der tierischen Wärme dienen und die Eiweißstoffe vor allzu schneller Zerstörung schützen. Von den mineralischen Substanzen der Nahrungsmittel ist die Phosphorsäure von besonderer Wichtigkeit, weil dieselbe die geistige Gehirnthatigkeit beeinflusst und in Verbindung mit Kalk und andern Stoffen zur Knochenbildung (bei Kindern) erforderlich ist. So enthält ein Hühnerrei von 50 Gramm Gewicht 5,85 Gramm verdauliche Eiweißstoffe und 4,87 Gramm Fett. Ein Pfund gutes, mageres Rindfleisch enthält 18,53 Proz. verdauliche Eiweißstoffe, 3,45 Proz. Fett, 2,59 Proz. Extraktstoffe, 74,26 Proz. Wasser und 1,17 Proz. Mineralstoffe mit 0,505 Proz. Phosphor-

säure. Demnach sind in einem Pfund Dachsenfleisch ebensoviele verdauliche Eiweißstoffe enthalten, wie ungefähr in 15 Hühnereiern. Dagegen haben 14 Austern soviel verdauliches Eiweiß wie ein Hühnerei und erst 223 Austern geben soviel verdauliches Eiweiß wie ein Pfund mageres Rindfleisch. Wenn also 2—3 Mark für ein Duzend Austern nicht erschwingbar sind, kann sich mit obiger Ausrechnung und einem guten Stück Rinderbraten wohl trösten.

Die drei kleinsten Staaten Europas.

Der kleinste Staat Europas und überhaupt der Welt ist das 2 Meilen östlich von Nizza gelegene Fürstentum Monaco, das einen Flächenraum von kaum $\frac{1}{2}$ Quadratmeile mit etwa 6000 Einwohnern umfaßt und eine absolute Erbmonarchie im Besitz des Hauses Grimaldi bildet. Etwas größer ist die Republik San Marino, welche südwestlich von der oberitalienischen Stadt Rimini liegt und auf 1,12 Quadratmeilen ca. 8000 Einwohner zählt. Die Miniaturrepublik existiert schon seit dem 13. Jahrhundert und hat sich ihre völlige Selbständigkeit trotz der politischen Stürme, welche über die apenninische Halbinsel dahingebraust sind, zu bewahren gewußt. Der „dritte im Bunde“ dieser Duodezstaaten ist das Fürstentum Liechtenstein, das, eingeschlossen zwischen der Schweiz und Tyrol, schon seit längerer Zeit weltvergessen ein beschauliches Dasein führt. Das Fürstentum umfaßt ein Areal von 3,24 Quadratmeilen mit etwa 9600 Einwohnern. Das Ländchen gehört der ältern der beiden in Oesterreich noch blühenden Linien des ungemein reich begüterten Hauses Liechtenstein und bildet durch Vertrag vom 23. Dezember 1862 einen Teil des allgemeinen österreichisch-ungarischen Zoll- und Steuergebietes.

Die Ehe in ihren verschiedenen Benennungen.

Der Arzt nennt die Ehe ein verkehrtes Fieber, das mit Hitze anfängt und mit Kälte endigt.

Der Apotheker ein niederschlagendes Pülverchen.

Der Chemiker nennt sie eine einfache Wahlverwandtschaft.

Der Jurist nennt sie einen Kontrakt.

Der Kaufmann eine Spekulation, welche teils glückt, jedoch sehr oft schief geht.

Der Dichter einen Roman, welcher anfänglich äußerst spannend, jedoch später höchst langweilig ist.

Der Schauspieler nennt sie anfänglich ein Lustspiel, dann ein Trauerspiel.

Der Musiker ein Konzert, in welchem die Schwiegermutter den Dirigenten spielt, die Liebe das erste Flöten-Solo vorträgt, worauf die Kinder mit den Querpfeifen einfallen, sodann die liebe Gattin in die Trompete stößt und schließlich der zärtliche Gatte die Pauke schlägt.

Der Soldat eine Eroberung, woraus sich aber ein 30jähriger Krieg entwickelt.

Die Waise.

Im kühlen Wiesengrunde,
In einer Hütte klein,
Sah ich die erste Stunde,
Des Lichtes ersten Schein.

Dort wohnten meine Lieben,
Gedieh ihr schlichtes Gut;
O, wär' ich dort geblieben
In ihrer treuen Hüt!

Die Lieben ruh'n im Grabe,
Ein Fremder herrscht im Haus,
Und ich zieh ohne Habe
Fremd in die Welt hinaus.

Wo find' ich, was mich rettet?
Läg' ich zu dieser Stund'
Zu Tode doch gebettet
Im kühlen Wiesengrund.

Lesefrüchte.

Mancher ist darum kahl, weil er so oft vor den Kopf gestoßen worden ist.

Mancher wohl legt Jahre zurück — aber sonst nichts anderes.

Es tragen viele einen Namen, die den guten Namen längst verloren.

Auch durch Unberufene kommt man in Ruf.

Willst Du gern gelitten sein, so klage nicht Dein Leiden.

Es heißt unklug in den Tag hinein leben, wenn man die Nächte verschwärmt.

Die Zahnlosen haben oft das beste Mundwerk.

Die Würze vieler Bekanntschaften ist wenn sie unbekannt bleiben.

Je mehr sich unser Lebensbaum entblättert, um so süßer seine Früchte.

Im großen Kosmos ist das berühmteste Menschenleben nur das Aufleuchten eines Blitzes.

Rätsel.

Vom Herzen stammt es, in dem es geboren,
Und hält in Licht und Luft sich, bist Du da.
Und hat's auch schnell sich in der Luft verloren,
So bleibt es Dir als Freund noch immer nah.

Und bist Du fern, so wird es doch geboren,
Und seine Wiege ist ein Blatt Papier,
Und ging es auch auf diesem Blatt verloren,
Mit tausend Stimmen spricht es doch zu Dir.

Auflösung des Rätsels in Nr. 17 des Erzählers:

Bleiche, Leiche, Eiche.

Richtig angegeben von Fritz Meisen in Düsseldorf und C. Schm. in Ohligs.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Billerstr. 6.

Nr. 19.

Samstag, 4. November 1882.

1. Jahrg.

Die Seelen-Achse.

Skizze aus dem Leben eines Einjährig-Freiwilligen.

„Die Seelen-Achse des Gewehres ist eine gerade durch die Mitte des Laufes gedachte Linie. Sie ist also nur eine Linie, die man sich denkt. Ich habe Euch das schon so oft erklärt. Habt Ihr mich auch deutlich verstanden?“ fragte der einjährig-freiwillige Gefreite Börner seine Instruktions-Abteilung.

„Zu Befehl!“ riefen die 42 Wasser-Polacken, denen er die Mysterien der „Theorie des Schießens“ zugänglich machen sollte. Es gehört dieses Instruktions-Thema zu den „Offizierskapiteln“, d. h. zu denjenigen Kapiteln, welche von Offizieren instruiert werden sollen. Es gab nun aber bei der 11. Compagnie des Regiments keinen Offizier, der des Wasserpolnischen soweit mächtig gewesen wäre, um die Instruktion der „Polen“ zu übernehmen. Börner jedoch sprach jenen Jargon fertig und galt außerdem für einen tüchtigen Instructeur, und so entschloß sich sein Compagniechef, ihm die Offizier-Abteilung der Polen zur Ausbildung in der Instruktion anzuvertrauen. Börner wurde dieser Ehre nicht ohne eine längere Rede des Hauptmanns theilhaftig.

Börner hatte sich diese Rede sehr wohl zu Herzen genommen, und da er ein gewissenhafter, schneidiger Soldat war, hatte er sich mit seinen Polacken die denkbarste Mühe gegeben und auch recht schöne Resultate erzielt; nur mit der unglücklichen „Theorie des Schießens“ wollte es nicht gehen. Es gibt eben Sachen, die unmöglich sind, und zu diesen gehört es, einer größeren Anzahl Wasser-Polacken die Bezirffe: Flugbahn, Scheitelpunkt, Visierlinie, Seelen-Achse, Kasanz so klar zu machen, daß jeder einzelne Mann das volle Verständnis für diese Dinge hat. Börner wollte das Verständnis erzwingen und war in Verzweiflung, daß ihm dies nicht gelang. In 8 Tagen sollte er dem Compagniechef die Abteilung „vorinstruieren“ und zehntausend Millionen Donnerwetter fuhrn ihm dabei auf den Kopf, wenn es dann nicht so ging wie es gehen sollte.

„Ihr habt die Sache also alle verstanden?“ fragte Börner noch einmal.

„Zu Befehl!“ antwortete der Chorus.

„Koprowolski, haben Sie verstanden, was eine Seelen-Achse ist?“

„Zu Befehl!“ antwortete Koprowolski, trotzdem

er notorisch der dümmste Kerl der ganzen Abteilung war.

„Das freut mich,“ entgegnete Börner, welcher fast eine Stunde lang nur von der „Seelen-Achse“ dozierte und schon ganz erschöpft und nervös war. „Was ist also eine Seelen-Achse?“

„Mitte Lauf gedachter grader Linie“, antwortete präzise Koprowolski.

„Gut. Die Erklärung können Sie auswendig. Verstehen Sie auch, was das heißt: eine gedachte Linie?“

„Zu Befehl!“

„Nun, wir wollen einmal die Probe machen. Passen Sie gut auf und überlegen Sie sich die Antwort auf die Frage, die ich jetzt stelle, recht genau. Also: Können Sie, Koprowolski, aus Ihrem Gewehr die Seelen-Achse herausnehmen?“

Koprowolski zögerte noch einen Augenblick mit der Antwort, dann plähte er heraus: „Ja wohl!“

Klatsch! Koprowolski hatte eine untadelige Ohrfeige sitzen, und Börner, der sie ihm in höchster Eut über die soeben gezeigte Dummheit gegeben hatte, erschrak im nächsten Augenblicke fast mehr als der Gezüchtigte. Sein Aerger war freilich keine Entschuldigung für die Ueberschreitung, deren er sich schuldig gemacht hatte. Wenn ihn der Beschlagene meldete, so war Börner wirklich in unsagbarer Verlegenheit. Koprowolski hatte nach Empfang seiner Ohrfeige muckstill gestanden, aber er warf Börner einen Blick zu, der diesem nichts Gutes versprach.

Um seine Verlegenheit zu bemänteln, kommandierte Börner: „Weggetreten!“

Stramm machte die Abteilung „kehrt“ und verließ das große Zimmer, welches zu Instruktion-zwecken in der Kaserne eingerichtet war. — —

„Aber, Kerl, Du hast doch schon mehr als eine Ohrfeige bekommen und nichts gesagt, warum machst Du denn jetzt auf einmal Skandal?“ sagte der Feldwebel zu Koprowolski, den er in sein Bureau hatte citieren lassen.

„Panie Unteroffizier hauen — gut, Einjähriges hauen — melden!“ antwortete Koprowolski.

„Du meinst, wenn Dir ein Unteroffizier eine auswischt, das schade nichts, aber von einem Einjährigen willst Du Dir das nicht gefallen lassen!“

„Zu Befehl!“

„Kerl! Sei doch nicht so dumm, das kann Dir doch gleichgültig sein, von wem Du geprügelt wirst! Willst Du wirklich, daß ich Deine Beschwerde über den Einjährigen Börner weiter melde?“

„Zu Befehl!“

„Scheer Dich raus, Du Lurraß!“

Koprowolski verschwand, der Feldwebel rief nach seiner Ordnung und ließ Börner holen. Nachdem er ihm einen ernstlichen Verweis wegen seiner unfeigen Ohrfeige erteilt, schloß er seine Rede mit der Mahnung: „Versuchen Sie auf irgend eine Weise den Kerl zu veranlassen, daß er seine Beschwerde zurückzieht, ich kann in der Sache nichts mehr thun. Sie können durch die Geschichte um Ihre Schnüre kommen. Also bringen Sie die Sache noch heute in Ordnung. Sie können gehen.“

Börner war in heller Verzweiflung. Seine ganze Zukunft konnte durch jene Ohrfeige in Frage gestellt werden. Er war Postpraktikant in seinem Zivilverhältnis und bei seiner Behörde würde man ihm eine so schwere Strafe wie acht Tage strengen Arrest oder womöglich den Verlust der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst wohl kaum verzeihen. Er sah in seiner Angst noch schwärzer als notwendig. Und Helene? Börner überließ es eiskalt, als er an diesen Namen und seine Trägerin dachte.

Den Geschlagenen konnte Börner nicht um Verzeihung bitten, das wäre militärisch taktlos gewesen und hätte wohl auch nichts geholfen. Was nun thun?

Doch der Himmel erbarmt sich selbst eines armen Einjährig-Freiwillig-Gefreiten, wenn er in Not ist. Börner traf auf dem Heimwege den Unteroffizier Werner von der 11. Compagnie und dieser sagte lachend, als er Börners Unglück erfahren:

„Wem's weiter nichts ist als das! Da will ich Ihnen einen guten Rat geben. Bei Pastors, die dicht bei der Kaserne wohnen, ist ein Dienstmädchen, in welches der Kerl, der Koprowolski, toll verliebt ist. Er versucht schon seit Monaten mit ihr ein Verhältnis anzufangen, sie will aber von dem Polaken nichts wissen. Wenden Sie sich an das Mädchen, machen Sie ihr ein kleines Geschenk und veranlassen Sie sie, daß sie dem Kerl wegen der Beschwerde ein gutes Wort giebt. Sie sollen sehen, der Mensch thut alles, was ihm das Mädchen sagt. Probieren Sie es nur! Sie werden sehen, das ist das beste Mittel, um die ganze Geschichte tot zu machen.“

Börner bedankte sich für den guten Rat, trotzdem ihm derselbe außerordentlich sonderbar vorkam. Als ihm jedoch bis zum Einbruch der Dunkelheit kein anderes Auskunftsmittel eingefallen war, beschloß er, den verzweifeltsten Schritt zu thun. Das Schwierigste war, eine Annäherung an die Küchenfee zu bewerkstelligen. Aber Börner machte sich einen Feldzugsplan zurecht, mit dem er reüssieren zu können glaubte. Er kaufte bei dem einzigen Juwelier der kleinen Garnisonstadt einen billigen goldenen Ring, dann wartete er den vollen Einbruch der Dunkelheit ab und schlich sich vor die Pastor-Wohnung. Eine Straßenlaterne erhellte mäßig das Vorgärtchen des niedrigen, alten Hauses, an dessen Wand gedrückt Börner einen Beobachtungsposten bezog. Nach einigem Warten trat das Dienstmädchen aus der Pastor-Wohnung, um Wasser von dem Brunnen zu holen, der an der Straße lag.

Als sie nach dem Hause zurückkehrte, trat ihr in dem Vorgärtchen Börner entgegen.

Das Mädchen stieß einen unterdrückten Schrei aus, weil sie über das Herantreten des fremden Mannes erschraf. Börner flüsterte ihr jedoch zu:

„Erschrecken Sie nicht. Ich will Ihnen nichts Böses thun. Ich will Sie nur um einen Gefallen bitten. Hier den Ring schenke ich Ihnen, und wenn Sie mir den Gefallen thun, noch ein goldenes Medaillon!“

Das Mädchen sah prüfend Börner an und schien zu schwanken, welche Antwort sie ihm geben solle, die Neugierde schien aber bei ihr die Oberhand zu gewinnen, denn sie sagte:

„Treten Sie in den Hausflur! hier können wir nicht stehen bleiben.“

Börner folgte dem Dienstmädchen in den dunkeln Hausflur, in dem er, nachdem die Hausthür geschlossen war, keinen Gegenstand unterscheiden konnte. Im Flüsterton teilt er dem lauschenden Mädchen mit, um was es sich handle, und Koprowolskis Angebetete erklärte sich bereit, noch an demselben Abend den Polaken unzustimmen, wenn sie ihn nur trafe. Schlimmstenfalls aber treffe sie ihn morgen früh beim Bäcker.

Börner weudete sich zum Gehen und wollte sich nach der Hausthür tappen, er hatte aber nicht an den Wassereimer gedacht, den die Küchenfee vom Brunnen nach dem Hausflur mit sich genommen und in der Nähe der Hausthür niedergelegt hatte. Ein Stoß, ein Fall, ein Schrei Börners und er lag in ganzer Leibeslänge auf der Steinpflasterung, zum Teil übergossen von den Fluten des umgestürzten Wassereimers. Bevor er sich noch erheben konnte, erschien Licht. Der Pastor mit seiner Studierlampe und hinter ihm die Frau Pastor, welche sofort loswetterte:

„Endlich erwischt! Das ist der unverschämte Mensch, der schon seit Wochen allabendlich um unser Haus herumstreicht, um mit unserem Mädchen ein Verhältnis anzufangen.“ (Das Mädchen war verschwunden.) „Der Unverschämte, jetzt wagt er sich bis in unsere Wohnung, ist das eine Frechheit!“

(Schluß folgt.)

Ein Jubilar sonder Gleichen.

Nachfolgende interessante Schilderung entnehmen wir der Didaskalia: Der Nestor der Düsseldorfer Künstler hat jüngst seinen achtzigsten Geburtstag gefeiert. Im Vollbesitz aller geistigen Kräfte konnte Johann Wilhelm Preyer den Tag erleben, frisch schaffend beschloß er sein neunundsiebzigstes Jahr, in voller Thätigkeit begann er sein achtzes Jahrzehnt. Und der durch körperliche wie geistige Gesundheit gleich ausgezeichnete, im Fache seiner Kunst als der erste Meister hochgeschätzte Mann hat die Figur eines achtjährigen Knaben, eine zierliche durchaus proportionierte Kindergestalt. Sein kleiner Körper hat den Leiden des Alters besser widerstanden, als die kräftigsten Gestalten seiner Jugendgenossen, er hat die Kollegen alle überlebt, die gleich ihm im

ersten Decennium unsres Jahrhunderts geboren waren.

Preyers Eltern, schlichte Bürgerleute aus der Fabrikstadt Rheydt, hatten drei Söhne und eine Tochter. Während die letztere, gleich dem Vater und der Mutter normal, gewachsen war, blieben alle drei Brüder Zwerge, über die Größe achtjähriger Knaben kam keiner hinaus. Der älteste Sohn hatte gleichwohl den Mut, sich dem Kaufmannsstande zu widmen und besaß Humor genug, von seiner seltsamen Gestalt Nutzen zu ziehen, bald zur Ergözung seiner Umgebung, bald im Interesse seines Geschäftes. Er berichtete sehr gern von seinen Erlebnissen. Einst stand er auf dem Comptoir seines Prinzipals an dem kleinen, eigens für ihn konstruierten Pulte, als ein Bauer hereintrat. Der biedere Landmann hatte ein paar Minuten zugehört, wie der Kleine mit dem Hauptbuche hantierte, dann trat er herzu, hob den vermeintlichen Knaben vom Schemel herunter und erregte damit laute Heiterkeit unter dem Personal. Als Reijender für ein Papiergeschäft trieb Preyer gern Scherze aller Art auf Grund seiner Miniatur-Erscheinung. Er ließ sich u. a. einmal von einem besonders lang gewachsenen Kollegen bei einem Kunden einführen, schlüpfte unter des Riesen großen Mantel und harpte seines Stichwortes. Als der Kunde dem Goliath auf dessen Empfehlung antwortete: „Ich bin bereit, Ihrem Freunde einen Auftrag zu erteilen, wenn er kommt,“ trat der Pygmaeus aus seiner sonderbaren Coullisse hervor. Daß viele Leute dem munteren Miniatur-Commis - voyageur vorzugsweise gern Bestellungen gaben, kann man sich denken.

Die beiden jüngern Söhne widmeten sich der Malerei, beide waren hochbegabt und lebten vereint, bis der jüngste zu Ende der dreißiger Jahre starb.

Als Peter von Cornelius die Reorganisation der Düsseldorfer Kunstschule übernommen hatte, trat Johann Wilhelm Preyer, damals neunzehn Jahre alt, als Schüler bei ihm ein. Er wählte nach Absolvierung des Antikenjaales und der Malklasse das Genre „Stillleben“ und gleich sein erstes Bild, ein Blumenstück, zeugte von eminentem Talent. Hatten die ältern Künstler, besonders aus der niederländischen Schule, sich vorzugsweise eine getreue Nachahmung der Natur zur Aufgabe gemacht, so ging Preyer einen Schritt weiter; er wußte in der Zusammenstellung der Blumen, Früchte, Tafelgeräte u. dgl. sich von allen Vorgängern so vorteilhaft zu unterscheiden, daß sein Gemälde sich auf den ersten Blick hervorhob. Er lieferte damit den Beweis, daß die Komposition auch bei leblosen Gegenständen sehr viel zum Reize beiträgt.

Die Werke der Niederländer zu studieren ging Preyer im Jahre 1835 von Düsseldorf aus nach Holland. Wenn, Vater und Sohn, interessierten ihn in den dortigen Galerien vorzugsweise, doch adoptierte er nur zum Teil das Genre dieser Meister; Wildpret u. dergl. malte er nicht. Wieder zur rheinischen Kunstschule heimgekehrt, schloß Preyer ein enges Freundschaftsbündnis mit Hasenclever, der damals mit seinem ersten Gemälde: „Der Kandidat Jobs im Examen“ sein Meisterstück gemacht, so lieferte nun Preyer sein bestes Werk mit dem Bilde

„Der Rheinwein im Römer“. Von Trauben, Weinlaub, Rüssen und andern Obstfrüchten umgeben prangt ein großes gefülltes Römerglas auf der Tafel und auf dem dunkeln Goldgrunde des Weines spiegelt sich das Porträt des Malers ab, wie er nahe am Fenster seiner Werkstatt malend vor einer Staffelei sitzt. Es ging dies Gemälde gleich nach der Vollendung in den Besitz des Konjuls Wagner in Berlin über, wurde in des Grafen von Raczyński Kunstgeschichte in Nachbildung aufgenommen und befindet sich jetzt neben fünf andern Preyer'schen Werken in der National-Galerie zu Berlin.

Mit Hasenclever begab Preyer sich Ende der dreißiger Jahre nach München. Hier, im Eldorado aller Freunde des Gerstenjaftes, kam der kleine Künstler, den seine Genossen längst als großen Maler anerkannten, auf den Gedanken, eine Art Apotheose der Gegenstände des Bierchwelgs zu liefern. Er erkor dazu den bevorzugten Trank, welcher von seinem Ursprunge, von der norddeutschen Stadt Simbeck den korrumpierten Namen „ein Bod“ erhalten hat, er malte das Bodbier im Glase, umgeben von allen kompakten Nahrungsmitteln, die beim „Bod“ verzehrt werden: Käse, Brot, Kettig, Wurst u. dgl. und wußte diesen an und für sich prosaischen Dingen eine Art von poetischen Zauber zu verleihen. Beim Anblick der ungemein delikate dargestellten Genußmittel lacht das Herz jedes Bierfreundes, welcher das Gemälde der Münchener Pinakothek sieht, und wer im Hofbräuhaus zechet, möchte gewiß wünschen, daß er einmal die betreffenden guten Gaben Gottes so elegant und sauer vorgesetzt erhielte, wie Preyer sie gemalt hat.

Eine mit seinem treuen Pylades gemeinsam unternommene, 1840 ausgeführte Reise nach der Schweiz und nach Ober-Italien setzte Preyer in den Stand, Südfreichte nach der Natur zu malen; drei Jahre später machte er zu gleichem Zwecke einen Ausflug nach Bozen. Dann nahmen Hasenclever und Preyer ihren dauernden Aufenthalt in Düsseldorf.

In der Kunststadt am Rhein lebte ein zweiter Zwerg, Jakob Lehnen aus Hinterweiler bei Coblenz, in ebenfalls hoch begabter Künstler, dessen Stillleben-Bilder, vorzugsweise Wildpretstücke, zahlreiche Liebhaber fanden. Er wurde sehr bald mit Preyer befreundet, man sah die beiden Miniatur-Figuren oft nebeneinander; die Größe differierte sehr wenig, um so mehr unterscheiden sich die Köpfe. Preyers männlich-schönes Antlitz war von prächtigen dunkelbraunen Locken umrahmt und sein Schnurrbart zierte die regelmäßigen Züge; Lehnen hatte schlichtes, fennelblondes Haar, ein unschönes Profil und viele Runzeln im bartlosen Gesicht. Während Preyers Organ männlich klang, hatte Lehnen eine Kinderstimme, und wenn man seine durchdringenden Laute aus der Kunstgenossen Tafelrunde vernahm, glaubt jeder, die Maler hätten einen Knaben in ihren Kreis gezogen. Lehnen verkehrte viel im ersten Gasthof von Düsseldorf, den Fremden eine interessante Kuriosität; er wurde der Gegenstand vieler Anekdoten und hatte auch Humor genug, auf einen Scherz einzugehen, wenn fremde Gäste, zumal Damen, ihn als Kind behandelten. Die Verwechslungen kamen indes lange

nicht so häufig vor, als sie erzählt wurden, die meisten Anekdoten über die berühmten Zwerge von Düsseldorf sind Mythen. Von den seltsamen Erscheinungen getäuscht zu werden, passierte in der Regel nur Kindern; diese hatten dann viel zu erzählen, denn ihre Naivität wurde von beiden Künstlern stets sehr freundlich aufgenommen.

Seit 1849 lebte Preyer, der einige Jahre nachher seinen treuesten Genossen Hasenclever und seinen Kollegen Lehnen durch den Tod verlor, ununterbrochen in Düsseldorf. Er hat sich seit jenem Jahre einen eigenen Herd gegründet. Einen Sohn und eine Tochter erzog er als seine Schüler, beide sind angesehenen Mitglieder der dortigen Künstlergesellschaft, ihre Gemälde sind beliebt bei allen Freunden des Stilleben-Genres. Ist ja doch der Name Preyer seit sechszig Jahren bekannt und hochgeschätzt in den Kreisen der Kunstfreunde diesseits und jenseits des Oceans. Von des Vater Preyer Bildern befindet sich ein großer Teil in Amerika und von den europäischen Galerien haben die meisten mehrere seiner Kunstschöpfungen aufzuweisen. Er hat infolge seines langen Lebens und seiner bis zur Stunde ungeschwächten Schaffenskraft eine sehr große Zahl von Gemälden geliefert, obgleich die ungemein detaillierte Ausführung eines jeden viel Zeit in Anspruch nahm und er niemals ein Werk von der Staffelei entließ, ohne es bis zur höchsten Vollendung gebracht zu haben.

Soziale Bilder aus Amerika.

„Hinter den Coullissen des New-Yorker Thalia-Theaters hatte ich einmal während einer „Wilhelm Tell“-Aufführung Gelegenheit, den sozialen Verhältnissen Amerikas leise den Puls zu fühlen,“ schreibt Aloys Wohlgenuth in einer „Amerikanische Statisten“ überschriebenen Skizze in der N. Fr. Presse. Ich spielte den greisen Attinghausen. Die erste Scene des zweiten Actes, in welcher der ehrwürdige Patriarch dem prahlenden Neffen seine politische Fahrenslucht vorhält, war bereits vorüber. Nun hatte ich zwei lange, lange Stunden zu harren, bis zu dem Momente, wo der Patriot seinen Landsleuten sterbend das beherzigenswerte Vermächtnis hinterläßt: „Seid einig, einig, einig!“ Hinter den Coullissen wird gar viel Zeit verschnitten und diese Zeitabfälle lassen sich leider nicht einmal wie die Stoffreste der Schneider als Flecke verwerten, sie müssen einfach weggeworfen werden in den großen Papierkorb der Zeit.

Was sollte ich anfangen? Karten spielen, wie es so manche meiner Kollegen in gleichem Falle zu thun pflegen? Aber Schopenhauer, Richard Wagners Leibphilosoph wider Willen, behauptete, das Kartenspiel sei der deklarierte Bankerott aller Gedanken. Vier kommen lassen und zechen? Solches läuft wider einen gestrengen Theater-Mkäs. Ein Buch lesen oder eine Kolle memorieren? Unmöglich! Der Skandal hinter den Coullissen zerhackt jede Gedanfenthätigkeit. Wie also, brütete ich, die Zeit geschickt ein Schnippchen schlagen?

Im Hintergrunde der Bühne bildeten mehrere Wolkensoffiten, Rasenbänke, zertrümmerte Throne, auf einen Fleck zusammengeworfen, einen kleinen

Hügel. Auf diesen warf ich mich und sah zu, wie nicht ferne von mir ein subalternes Theater-schneider die Statisten in ihren Beruf steckte. Die Sache fing schnell an, mich zu interessieren; denn die Art und Weise, wie der Schneider seine Leute dramatisch zubereitete, war drollig genug. Das neunzehnte Jahrhundert, so schmutzig es auch war, zog er ihnen nicht einmal vom Leibe. Der ganz bekleidete Mensch wurde unten in ein paar Ritterstiefel ohne Haken und oben in einen abgedankten Waffenvock gesteckt, der sich so wenig Knöpfe erhalten hatte, daß sie auf der weiten Tuchfläche ein wahres Einsiedlerleben zu führen schienen. Zwischen diesen beiden Bekleidungsobjekten vermochte man aber, da auf der Bühne der Schein bekanntlich die Wirklichkeit nicht erreichen soll, die Straßenhosen des Bekleideten deutlich zu bemerken. Jetzt band man ihm auch einen Ritterkragen, der im Prinzip, aber auch nur im Prinzip die Unschuldssfarbe trug, um den Hals und reichte ihm eine echte Halsklinge. Der Friseur, welcher dem Schneider als Helfershelfer beigegeben war, klebte dem Geduldigen als Bart ein Stück Wolle ins Gesicht, die aber häufig die Farbe des Haupthaars der Bekleideten vollkommen injurierte. Dann ließ er jeden Einzelnen unter seiner Faust erröten, indem er ihm mit einer dicken Stange „Kugellad“-Schminke herzlos über die Backen fuhr. Ich betrachtete diese ewigen Schweiger etwas genauer und fand zu meinem Erstaunen viele intelligente Gesichter darunter. „Gestatten Sie mir die Frage,“ redete ich einen jungen Mann an, der mir zunächst stand, „auf welche Weise gerieten Sie in dieses Gewand? Wer sind Sie?“ — „Was ich bin?“ lautete die Antwort, „mein Gott, Sie sehen mich in meinem vollen Berufe, seit Monaten bin ich nichts als ein Statist des Thalia-Theaters und lebe davon. Vor einem Jahre freilich war ich noch sächsischer Offizier. Mein Name ist Freiherr v. K. Mein Vater ist Geheimrat in Dresden, eine Spielschuld, die ich nicht zu zahlen vermochte, zwang mich, mein Vaterland zu verlassen und nach Amerika zu gehen. Ich habe Aussicht, in die amerikanische Armee einzutreten.“

„Aber,“ entgegnete ich, „dieweil das Gras wächst —“

— stirbt ein armer Statist,“ fiel er ein. „Schon wahr. Nun, warum war ich ein Lump, Amerika ist mir ganz gesund; hier heißt es: Friß, Vogel, oder stirb.“

„Ich bin ein Wiener,“ begann jetzt im lebenswürdigen Dialekt seiner Heimat ein schlantgewachsener hübscher junger Mensch, „und gerade deswegen schimpfe ich nicht aufs schöne Geschlecht, obwohl auch ein Mädel daran schuld ist, daß ich jetzt in der Affenjacke stecken muß. In ein Chormädel von der Wieden hab ich mich vergafft. Mein Vater, ein reicher Spießbürger, war fuchtig, so hab ich alles Geld, das ich nur hab kriegen können, zusammengepackt und 's Mädel dazu und bin davon. Erst sind wir nach Italien gegangen. Dann haben wir uns in Genua nach Brasilien einschiffen lassen, damit wir nicht erwischt werden. In Rio de Janeiro haben wir vier Wochen zugebracht und nachher einen Rutsch nach Mexiko riskiert, wo wir wieder ein

paar Wochen fürs teure Geld schwitzen konnten. Dann ist's nach Havanna gegangen. Hier haben wir flott darauf weitergewirtschaftet. Eines Abends aber — wir waren erst vier oder fünf Tage in Havanna —, wie ich von einem Spaziergang zurück ins Hotel kam, wars Zimmer leer, 's Vogel aus-geflogen. Damit mir der Abschied von meinem Schatz aber noch schwerer wird, hat mir der Engel auch alles Geld mitgenommen, was noch zu Hans war. Wer weiß, welchen reichen spanischen Sklavenshalter sie jetzt zu ihrem Sklaven gemacht hat. Mir ist knapp so viel geblieben, um die Reise nach New-York zu machen. Jetzt sitz ich da ohne Geld und muß einen Statisten machen, bis mir mein Alter wieder vergeht. Es ist zum Närrischwerden!"

"Nun, Sie haben doch die Welt gesehen, Italien, die Tropen." — "Ich bitte, lassen Sie mich damit aus," lautete die Antwort, "mir geht nix über Wien. Ein Gollasch beim Klühfuß und ein Scitel Pilsener sind mir lieber wie die ganzen Tropen." —

"Und was veranlaßte Sie, mein Herr, unter die Statisten zu gehen?" fragte ich einen feisten Goliath, dessen eiserne Glieder seinen knappen Waffensrock jeden Augenblick zu sprengen drohten. "Ich sehe Ihre Finger mit kostbaren Ringen bedeckt." — "Ich bin Metzger, aber meine einzige Passion ist das Theater. Ich habe schon ein Theater gründen wollen, nur um das Coulissenleben kennen zu lernen. Da hat mir ein Schauspieler, mit dem ich befreundet bin, den Rat gegeben: Das können Sie billiger genießen. Melden Sie sich als Statist beim Insipienten des Thalia-Theaters; jedenfalls können Sie der Kunst auf diese Weise weniger gefährlich werden und haben eine geringe Verantwortung. Sie sehen, ich habe den Rat meines Freundes befolgt. Zwar erlicke ich fast in der Zwangsjacke, die man mir angelegt," fügte der im Schweiß seines Enthusiasmus Triefende hinzu, "aber diese Tortur finde ich süß."

Der Darsteller des Rudenz, welcher inzwischen an meiner Seite Platz genommen hatte, erzählte nun, daß es die Schauspieler des Westens ähnlich treiben wie der dramatisch angehauchte Metzgermeister. Da sie zumeist wöchentlich nur einmal und zwar am Sonntag spielen, so bleibt ihnen Zeit genug übrig für ein zweites Gewerbe. Marquis von Posa benutzt weniger die Gddankensfreiheit, welche ihm Amerika gewährt, als die Gewerbefreiheit, und verkauft seinen Enthusiasten am Tage Würste oder Cigarren. Don Carlos photographiert und hat großen Damenzuspruch. Franz Moor rasiert und hat dadurch den Vorteil, Publikum und Recensenten im Laufe der Woche mehrmals an der Gurgel zu haben — was seine Darstellung wöchentlich nur einmal bewirkt. "Ich selbst war in St. Louis Bierwirt," erzählte Rudenz weiter, "und habe mir dort, aufrichtig gestanden, mehr Mühe mit meinen Rollen genommen, als hier, denn, war das Publikum begeistert, so war nach der Vorstellung mein Bierlokal voll."

"Eine ebenso neue als herrliche Verquickung von Kunst und Gewerbe," bemerkte ich.

"Aber, sagen Sie mir," wandte ich mich wieder an den Metzgermeister, "was machen Sie mit den

25 Cents, die Ihnen als Honorar allabendlich für Ihre stimmigen Kunstleistungen ausbezahlt werden?"

— "Die schenke ich," lautete die Antwort, "meinem Kameraden — natürlich dem vom Ritterstiefel."

Ein junger untergesetzter Krauskopf, den ich jetzt bat, seine Statisten-Carriere zum Besten zu geben, erzählte: "Ich bin von Profession Maschinenschlosser und in Danzig zu Hause. Vor acht Monaten trat ich dort in Militärdienst. Aber das Conjonieren von meinem Unteroffizier war nicht zu ertragen. Ich kam mir vor wie ein Hampelmann an der Strippe. Vier Wochen hatte ich die Zähne übereinandergebissen, dann bin ich aber davongelaufen. Zuerst nach Hamburg. Hier habe ich die vielen Schiffe im Hafen liegen gesehen und habe mir gedacht: Schwere Not, wenn Du nach Amerika gehen könntest! Jeden Tag stand ich am Hafen, da, wo die Schiffe nach Amerika abgehen. Ein junger Mensch, ein Primaner, der die Schule geschwänzt, weil ihm das Griechische zu hart angekommen ist, stand auch täglich wie ich auf demselben Plage und hat wie ich den Dampfer angeschmachtet, der zuerst nach New-York abgehen sollte. Wir haben uns bald verstanden. Wie es aber anfangen, ohne Geld hinüberzukommen? Wir gingen zusammen zum Kapitän und haben ihn gefragt, ob er uns als Schiffs- oder Küchenjungen mitnehmen möchte. Alles besetzt, war die Antwort. Was jetzt anfangen? Hinüber müssen wir, hat es bei uns geheißen. Und wir haben's auch durchgeführt. Wir beobachteten nämlich, wie die Matrosen am Tage, bevor das Schiff in See gehen sollte, die sechs Notboote des Dampfers mit dickem Segeltuch bedeckten. Am späten Abend schlüpfen wir nun ungeschrien aufs Schiff, kletterten in eines der Notboote und schlüpfen unter das Segeltuch. Die Matrosen spannten es früh fest um das Boot, wir aber mußten uns nicht und blieben unentdeckt. Anderthalb Tag hielten wir es drinnen aus ohne Nahrung, dann trieb uns der Hunger, unser Versteck aufzugeben. Auch berechneten wir, daß das Schiff sich jetzt schon lange im Kanal befinden müsse und unsertwegen schwerlich umkehren werde. Wir begannen nun so lange an unserer Gefängnisthür zu kratzen, bis die Matrosen aufmerksam wurden. Zuerst glaubten sie, die Schiffstage habe sich vor der Abfahrt in das Boot verirrt, und waren nicht wenig erstaunt, als, indem sie das Segeltuch lösteten, vier ganz andere Beine als Katzenbeine aus dem Boote sprangen. Der Kapitän, zu dem wir so gleich gebracht wurden, wußte zuerst nicht, ob er lachen oder sich ärgern solle. "Marsch in den Heizraum, Ihr Lumpen!" schrie er endlich wohlwollend, "dort könnt Ihr Fahrt und Kost abarbeiten. Aber", fügte er hinzu, "vorher in die Küche, Ihr müßt ja ausgehungert sein wie die Juden am Versöhnungstage." Zwölf Tage haben wir dann im Heizhaufe gearbeitet. Mein Kamerad, der Student, hat gestöhnt, noch mehr wie bei seinen griechischen Büchern. Es gibt nämlich keine schwerere Arbeit als die im Heizraume eines Schiffes. Die Hitze ist schier unerträglich und es soll oft genug vorgekommen sein, daß die Heizer, als wäre ihnen plötzlich ihr Gehirn versengt worden, die Schaufel wegwarfen, die Treppe emporstiegen und sich

kopfüber über Bord stürzten. In New-York angekommen, hat mein Kamerad bald in einem Kaffeehause eine Stelle als Kellner gefunden, wo er auch bis zur Stunde fleißig arbeitet. Ja, Amerika ist eine Besserungsanstalt für arbeitsscheue Europäer. Auch ich war bisher in einem Austerngeschäft als Kellner bedienstet, habe aber leider meinen Posten vor einigen Wochen verloren und muß nun von dem leben, was ich mir als Statist verdiene. Indessen habe ich Aussicht, bald Arbeit in einem Bergwerke in Canada zu finden.“

Nachdem der junge Mann seine Rede beendet hatte, bat ich die Herren, mich doch in die Geheimnisse einzuweihen, die es ihnen ermöglichen, mit täglich 25 Cent in dem teureren New-York ihr Leben durchzubringen. Darauf ergriff der Generalredner, der sächsische Baron, das Wort und sagte: „Wie Hunger der beste Koch ist, so sind auch Mangel und Not die besten Sparmeister. In einem großen Zimmer, das wir gemeinschaftlich gemietet haben — denn wir sind Kommunisten aus Verzweiflung und Galgenhumor — schlafen wir je drei Mann in einem Bette. Diesem Komfort opfern wir einen großen Teil unseres Einkommens, nämlich zehn Cents täglich. Um standesgemäß zu erscheinen, wechseln wir wöchentlich einmal die Wäsche, was für jeden täglich fünf Cents ausmacht. Das Frühstück in einer Matrosenkneipe, bestehend aus einer Schale Kaffee und einer mächtigen Semmel, kostet wieder fünf Cents. Bleiben folglich noch fünf Cents für das Hauptmahl, das Mittagsbrot. Mit diese fünf Cents treten wir in eine der vielen Bierwirtschaften Newyorks, wo der Gast zu einem Glase Bier so viele Butterbrode essen darf, als er Lust hat. Die Politik der Wirte besteht darin, durch pikant belegte „Sandwich“ den Durst der Gäste zu reizen. Und wirklich trinkt der New-Yorker, wenn er ein oder zwei Butterbrode dieser Sorte isst, acht oder zehn Gläschen Bier dazu. Wir aber drehen den Spieß um und essen bei einem Glase Bier zehn bis zwölf Butterbrode weg. „Und auf den Schützen springt der Pfeil zurück,“ haben wir soeben aus dem Munde des Pöblers gehört.“ „Nun, und der Restaurateur?“ — „Ist ein Amerikaner und achtet das Prinzip.“ — „Und das Abendessen?“ — „Lassen wir uns von den Enthusiasten bezahlen.“

„Nur noch eine Frage, meine Herren Wohn- und Skünnstler, was fangen Sie an, wenn das Thalia-Theater einmal ein „Konversationsstück“ gibt, das sich ohne Ihre schätzbare Mitwirkung die Gunst des Publikums erwerben muß?“ — „Oh,“ entgegnete der Baron, „warum erinnern Sie mich an diese schwärzesten Tage meines Lebens? Auch der ehrgeizigste Schauspieler des Thalia-Theaters kann die Bildung des Repertoires nicht mit größerer Aufregung verfolgen als wir. Der Tag, an welchem ein Konversationsstück gegeben werden soll, wird in unserem Kalender schwarz angestrichen. Ist er endlich erschienen mit all seinen Schrecken, so schnallen wir den Riemen fester um den Leib, um den grimmigsten Despoten in der Mitte des Körpers zu knebeln, und nennen den Hunger eine Nervosität des Magens.“

Diese Gespräche, die natürlich nur in Zwischen-

räumen, immer dann, wenn die Statisten sich einen Augenblick ihrem Berufe entziehen konnten, gepflogen wurden, halfen mir leichter als sonst, die lange Zwischenpause zwischen meiner ersten und zweiten Scene überbrücken. Plötzlich rief mir der Inspektor zu: „Bitte, auf ihren Posten. Die Sterbefene beginnt.“ In 25 Minuten war ich gestorben und abgeschminkt.

Was ist aus den Edelmetallschätzen geworden?

Wo befinden sich die ungeheuren Reichtümer, von denen die Geschichte erzählt, und über die wir schon als Schulkinder gestaunt haben? Wo sind die Goldkammern von Krösus und Salomo, von Chrus und Sesostris? Was ist aus dem Hort geworden, den Schah Nadir dem Großmogul von Indien einst abnahm? Und wo stecken all die Massen Silbers und Goldes, welche aus Flüssen gewaschen und aus Bergwerken genommen worden sind? Ueber den Verbleib all dieser Schätze sind wir ganz und gar im Unklaren. Zwar können wir vermuten, daß ein großer Teil davon vergraben und vergessen wurde, ein anderer mit untergegangenen Schiffen auf dem schweigenden Meeresgrunde liegt; doch diese Vermutungen genügen nicht, um das Verschwinden der zahlreichen Milliarden, welche früher von Menschen besessen wurden, zu erklären. Wahrscheinlich dürfte das Rätsel niemals gelöst werden; es ist keine Aussicht vorhanden, daß die Welt jemals einen verlässlichen Bericht erhalte über den gegenwärtigen Aufenthalt des vermißten Edelmetalls. Auch wissen wir nicht einmal, wie viel wir verloren haben; allerdings können wir es schätzen, aber ohne Anhaltspunkte für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit unserer Mutmaßungen. In der Regel sind, wo es sich um seltsame Statistiken handelt, Engländer diejenigen, die sich damit abgeben; ein Engländer berechnete die Zahl der Haare auf den Menschenköpfen, ein anderer die Zahl der Worte der Bibel u. s. w. Diesmal jedoch haben wir es ausnahmsweise mit einem Russen zu thun. Es ist ein Herr Tarrasoff Dreschfow, der sich in einem kuriosen Buche („Gold und Silber“) u. a. die Aufgabe stellt, die eingangs aufgestellten Fragen zu beantworten, und alles ziffermäßig zu belegen — „beweisen“ kann man nicht recht sagen, denn beweisen läßt sich da schwerlich etwas. Der Kuriosität halber, so heißt es in einer Besprechung desselben in dem Beiblatt der Tribüne, mögen einige Daten aus diesen Untersuchungen hier einen Platz finden. Mittels umfangreicher Berechnungen wird behauptet, daß der Wert sämtlichen Edelmetalls, welches die Welt von der Erbauung des babylonischen Turmes an bis zur Entdeckung Amerikas, also bis zum Jahre 1492 besaß, sich auf sechsunddreißig Milliarden (gleich 1800 Millionen Pfstr.) belaufen habe. Es würde uns wenig nützen, hiervan zu glauben oder es zu leugnen, denn wir haben weder für das eine noch für das andere Argumente. Da bisher eben nur diese eine Berechnung existiert, so müssen wir uns an sie halten. Was die Zeit nach Columbus betrifft, so hat sie uns mit nahezu doppelt so viel Schätzen

an Gold und Silber beglückt, als die Zeit vor diesem Entdecker der neuen Welt, der eigentlichen Goldwelt. Darüber ist kein starker Zweifel zulässig; hat doch sogar der vor sechs Jahren abgehaltene Brüsseler Münzcongreß angenommen, das Gold und Silber, welches seit dem letzten Decennium des fünfzehnten Jahrhunderts in den Besitz von Erdbewohnern gekommen sei, wäre etwa vierundsechzig Milliarden Mark wert. Somit hätten wir eine Summe von hundert Milliarden Mark während der Zeit von der Sündflut bis zur Gegenwart. Wo finden wir nun diese hundert Milliarden? Gegenwärtig besitzen Europa und Nordamerika nicht mehr Edelmetall als für sechsunddreißig Milliarden Mark (zwanzig Milliarden in Gold, sechszehn in Silber). Auf Südamerika, Australien und die civilisirten europäischen Kolonien mögen etwa vier Milliarden kommen. In der christlichen Welt befinden sich also beiläufig vierzig Milliarden. Davon dürften dreizehn Milliarden in Münze faktisch circulieren — „darüber sind die Gelehrten ziemlich einig“. Weitere zwanzig Milliarden, also die Hälfte figurieren als Schmuck, Geschirr und dergleichen. Wenn wir diese Ziffern als richtig annehmen, so bleibt uns nichts übrig, als von den fehlenden sieben Milliarden anzunehmen, sie seien verborgen. Der jährliche Verlust durch Abnutzung, Schiffbruch und andere Unfälle wird auf anderthalb Proz. des umlaufenden Geldes geschätzt; die Abfälle von brachliegendem und von in den Gewerben angewendetem Edelmetall werden auf ein Proz. taxiert. Demgemäß entsteht jedes Jahr ein Abgang von dreihundertzwanzig Millionen Mark. Dagegen aber beträgt die Neugewinnung von Gold und Silber jährlich achthundert Millionen. Hiervon müssen — nach Mac Culloch — außer diesen dreihundertzwanzig Millionen für Abnutzung noch zweihundert Millionen für Vermehrung der Umlaufmittel und zweihundertvierzig Millionen für den gewerblichen Gebrauch bestritten werden. Viel schwieriger ist es, mit den übrigen in den nicht christlichen Ländern vorhandenen 60 Milliarden fertig zu werden. Wohl weiß man, daß davon der größte Teil, besonders viel in Silber, seinen Weg nach Asien genommen, doch ist es schier unmöglich, über die Art der Verwendung Auskunft zu erhalten. Ein Nationalökonom hat sich dahin ausgesprochen, daß in Indien jetzt acht Milliarden in Münzen und Schmuckstücken zu finden sind. Von 1852 bis 1857 — also bloß in sechs Jahren — sollen allein in Vorderindien und China zwei Milliarden in Silber vergraben worden sein. Auch von den ungeheuren Summen, die seit den Phöniziern bis heute nach Arabien gebracht wurden, hat sehr wenig wieder das Land verlassen. Wenn man sogar annimmt, daß von sechzig Milliarden zwanzig in verschiedenen Gestalten im Umlauf und Gebrauch sind, so bleiben denn doch noch vierzig ohne Paß, und es resultiert hieraus, daß — wie groß auch immer die Verluste durch Unfälle u. s. w. sein mögen — erstaunliche Quantitäten auf eine oder die andere Weise versteckt worden sind.

Eine neue Theorie über Gewitter.

In dem Bulletin de l'Academie de Belgique Ser. 3 hat Herr Spring eine neue Theorie über den Sitz und die Entstehung des Gewitters veröffentlicht, welche hier in Kürze wiedergegeben werden mag. Veranlassung zur Aufstellung dieser Theorie gab eine Beobachtung, welche er im vorigen Jahre auf der 2198 Mtr. hohen Urnenalp zu machen Gelegenheit hatte. Ein heftiges Gewitter hatte sich gebildet, welches sich, von vollkommen trockenen Schloten begleitet, entlud. Einer von Zeit zu Zeit eintretenden plötzlichen Steigerung des Hagelfalls folgte momentan ein vom Donnerfchlage begleiteter Blitz. Erst als das Gewitter sich entfernte, fielen einige Regentropfen, und in demselben Maße als der Regen zunahm, wurden Blitz und Donnerfchläge seltener, bis sie schließlich ganz aufhörten, als der Hagel dem Regen Platz gemacht hatte. Herr Spring schließt nun, daß er sich hier im Herzen des Gewitters befunden habe, da der Donner im Moment des Blitzes gehört wurde. Der Sitz der Elektrizität kann also nicht an der Oberfläche der Wolken gewesen sein, wie man bislang annahm, da eine Kondensation von Wasser in Form von Regen in der Atmosphäre zunächst gar nicht vorhanden war — der Regen trat erst ein, als das Gewitter vorüber war —; es ist daher in hohem Grade wahrscheinlich, daß sie sich an der Oberfläche der Hagelförner befunden habe. Nun entsteht der Hagel, wie Osborne Reynold experimentell festgestellt und wie auch Spring beobachtet hat, dadurch, daß im feinen Graupelnebel bei einer Temperatur, die oft 10 Grad unter dem Gefrierpunkte liegt, sich eine große Anzahl von kleinen Graupelkristallen durch Regelation (Aneinanderfrieren) vereinigen. Dadurch verschwindet eine enorme freie Oberfläche, und mit dieser Oberflächenverminderung muß eine sehr große Entwicklung von Elektrizität vor sich gehen, die außerdem noch vermehrt wird durch die Reibung zwischen Hagelförnern und Luft. Während nun die Hagelförner eine der Elektrizitäten annehmen, nimmt das Reibzeug, die atmosphärische Luft, die andere an. Ist die Geschwindigkeit der Bildung und des Niederfallens der Hagelförner sehr groß, so kann die elektrische Spannung hinreichend werden, damit sich die Elektrizität des Reibzeugs und des geriebenen Körpers wieder vereinigen.

Beim Niederfallen gelangt nun der Hagel in immer wärmere Schichten und schmilzt für gewöhnlich gänzlich, ehe er die Erdoberfläche erreicht. Darin würden also auch die großen Regentropfen, die beim Beginn des Gewitters vereinzelt fallen, ihre Erklärung finden. Nach einiger Zeit kann aber durch den Wärmeverbrauch beim Schmelzen des Hagels die Luft sich soweit abkühlen, daß Eis hindurchgehen kann, ohne völlig zu schmelzen. Erst dann hagelt es. Also sind hiernach die großen Hagelfälle bei Gewittern nicht die Folge, sondern gerade die Ursache der letzteren.

Um seine Theorie auch durch das Experiment zu stützen, zeigt Herr Spring, daß ein Luftstrom, der auf eine Messingfugel geleitet wird, in dieser Elektrizität hervorrufen, und daß sich die Elektrizität

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 20.

Samstag, 11. November 1882.

1. Jahrg.

Die Seelen-Adre.

Skizze aus dem Leben eines Einjährig-Freiwilligen.

(Schluß.)

Börner erhob sich mühsam. Die Frau Pastor schrie auf:

„Gar ein Einjährig-Freiwilliger ist es! Pfui!“

„Herr, Sie sollten sich schämen!“ wettete jetzt auch der Pastor los. „Ist das ein Betragen für einen Mann von Ihrem Bildungsgrade, Dienstmädchen nachzustellen, um unlautere Verhältnisse anzuknüpfen! Pfui, Sie sollten sich schämen! Ich kenne Sie sehr wohl, und Sie verdienen, daß ich Ihr wenig ehrenhaftes Betragen Ihrem Bataillonscommandeur mittheile! Pfui und abermals Pfui!“

Börner war wie vom Donner gerührt. Kein Zweifel! man verwechselte ihn mit seinem Gegner Koprovolzki. Er öffnete den Mund, um sich zu verteidigen, aber nach dem ersten Wort schnitt ihm der erzürnte Pastor die Rede ab und schrie ihm zu:

„Hinaus aus meinem christlichen Hause!“

„Hinaus!“ schrie auch die Frau Pastor mit gellender Stimme, und im nächsten Augenblicke befand sich Börner, halb betäubt durch das, was so plötzlich auf ihn losgestürzt war, auf der Straße. Eine unsagbare Wut überkam dem Unglücklichen. —

Am nächsten Morgen stand Börner vor seiner Abteilung und instruierte im Schweiß seines Angesichts den biedereren Wasserpolacken die leidige „Theorie des Schießens.“ Wenn sein Blick aber auf Koprovolzki fiel, überließ es ihn kalt.

Die Thür des Instruktionzimmers that sich auf und herein — trat der Hauptmann. Börner durchzuckte es wie ein elektrischer Schlag.

„Nicht Euch!“ schrie er, „zweimundvierzig Polen, ein einjährig-freiwilliger Gefreiter zur Instruktion!“ meldete er dem Compagniechef. — Dieser berührte zum Dank flüchtig den roten Mützenrand.

„Instruieren Sie ruhig weiter, ich will nur einmal sehen, wie weit Sie gekommen sind.“

Börner wurde bleich vor Schreck. Der Hauptmann prüfte die Abteilung früher, als er es andeutet, jedenfalls wollte er den jungen Instructeur überrumpeln. Börner war so bestürzt, daß er ganz falsche Fragen stellte.

„Mensch! Seien Sie doch nicht so konfus!“ rief ihm der Hauptmann zu. „Wenn Sie den Kopf verlieren, was sollen dann diese Hannacken machen!“

Nehmen Sie doch Ihr bißchen Grips zusammen, das scheint ja hier eine nette Wirtschafft zu sein!“

Börner überwand den ersten Schreck und fragte darauf los.

Der Hauptmann hörte schweigend eine Zeit lang zu, dann stellte er selbst Fragen und schließlich übernahm er ganz und gar das Examinatorium. Börner stand daneben mehr tot als lebendig. Der Hauptmann fragte kreuz und quer, stellte Verrierfragen, fragte absichtlich falsch und die Mannschaften gerieten ganz aus Rand und Band. Sie antworteten zwar, aber nach Börners Ueberzeugung den hellen Unsinn. Koprovolzki schien insbesondere seinen großen Tag zu haben, er leistete in Dummheit und Vernageltsein geradezu „Heroisches“ und „Uebermenschliches“.

Der Hauptmann versuchte ihn selbst in eindringlicher Rede den Begriff „Flugbahn“ klar zu machen, allerdings ohne jeden Erfolg.

„Ist das ein Heupferd!“ sagte er schließlich, entkräftet. Dann wendete er sich zu Börner: „Lassen Sie wegtreten! Ich danke!“ Sprach's und verließ stumm das Zimmer.

Börner stürzte sich aufs neue weiter in den Dienst — es gab Turnen und Bajonettieren — unter Aufsicht des Premier-Lieutenants, aber in seinem Kopfe wirbelte es bunt durcheinander: Wut, Verzweiflung und Schmerz.

Apathisch hörte er es, als der Feldwebel nach Beendigung des Dienstes ihm durch seine Ordonnanz sagen ließ, „daß der Einjährig-Freiwillige Börner sich mittags 12 Uhr bei Parole beim Herrn Hauptmann melden solle!“

Er ging nach Hause, kleidete sich in den Ordonnanz-Anzug, Helm und Seitengewehr und pünktlich stand er vor 12 Uhr auf dem Platze vor der im Rathause belegenen Hauptwache, allwo sich allmüttäglich das Mysterium der „Parole-Ausgabe“ vollzog. Was ihm bevorstand, er bemühte sich nicht daran zu denken. Koprovolzkis Meldung, vielleicht eine Anzeige des Pastors und vor allem der miserable Ausfall der Instruktion, das vereinigte sich zu einem solch wunderbaren Ensemble —

„Pst, Pst!“ rief jemand hinter Börner. Er drehte sich um und erblickte den kleinen Sohn seines Stubenwirthes.

„Ein Brief ist für Sie gekommen!“ sagte der Knabe, dann steckte er ihm einen Briefumschlag zu, dessen Adresse mit Bleistift geschrieben war, und sprang davon.

Mechanisch öffnete Börner den Brief, aber er zuckte doch zusammen, als er nur die flüchtig mit Bleistift geschriebenen Worte las: „Ich vergehe vor Bangigkeit. Komm Dich sofort vertheidigen. Mama ist außer sich. Papa weiß von noch nichts. Helene.“

Wenige Worte werden zur Aufklärung genügen. Helene war eine reizende, achtzehnjährige Blondine, Tochter des Steuerdirektors Konrad und „halb und halb“ die Braut des Postpraktikanten.

Noch immer starrte Börner auf die mysteriösen Zeilen.

„Börner!“ rief der Hauptmann.

Der Angerufene steckte den Brief rasch in seine hintere Rocktasche und schritt stramm auf den Hauptmann zu. Vor seinen Augen flimmerte es, in seinen Ohren brauste es. Wie im Nebel sah er vor sich den Hauptmann und neben diesem den Feldwebel mit der geöffneten Brieftasche stehen. Wie aus nebelweiter Ferne hörte er auch die Stimme des Hauptmanns:

„Ich habe heute früh eine überraschende Prüfung bei Ihrer Instruktionsabteilung abgehalten und bin aufrichtig erfreut über das Resultat. Sie haben den Leuten recht gut das Verständnis beigebracht. Ich gebe nichts darauf, daß die Mannschaften wie die Papageien notwendig gelernte Antworten ohne Verständnis herplappern können, ich verlange das Verständnis für das, was die Leute gelernt haben. Das den Mannschaften beizubringen, ist Ihnen gelungen, recht wohl gelungen. Ich nehme Veranlassung, Ihnen meine vollste Zufriedenheit mit Ihrer Dienstführung auszusprechen. Fahren Sie so fort, sorgen Sie dafür, daß die Leute noch etwas sicherer im Formulieren der Antworten werden, und wir werden uns bei der Vorinstruktion bei dem Herrn Obersten beide Ehre einlegen. Ich danke Ihnen!“

Der Hauptmann faßte grüßend an seinen Mützenrand und ging davon.

„Na, ich gratuliere Ihnen!“ sagte der Feldwebel. „Donnerwetter, so hat der Alte lange keinen gelobt. Nebenbei bemerkt, hat das Heupferd, der Koprovolsti, heute früh seine Meldung zurückgezogen. Na, ich gratuliere Ihnen.“

Börner bedurfte einiger Zeit, ehe er sich so weit gefaßt hatte, um nach der Wohnung des Steuerdirektors zu gehen.

Der Empfang, der ihm zuteil wurde, war sehr kühl. Helene war nicht zu sehen, die Frau Direktor beachtete den Besucher kaum und Direktor Konrad bat Börner, ihm zu einer Unterredung unter vier Augen in sein Zimmer zu folgen.

Die Frau Pastor hatte die Frau Steuerdirektor auf dem Wochenmarke früh getroffen und ihr natürlich die neueste Schändlichkeit von Börners Dienstmädchenliedschaften mitgeteilt. Man denke an die Folgen dieser Mitteilung!

Nur kurze Zeit war Börner in dem Zimmer des Direktors, als dieser in ein dröhnendes Gelächter ausbrach. Je gewaltiger das Lachen anschwellte, desto mehr sank die Schmerzenslast von dem hängen Herzen des weinenden Helenchens.

Börner gab natürlich bündige, durch sein Ehrenwort bekräftigte Erklärungen, welche zur Folge hatten,

daß er zu Tische behalten wurde und die Frau Direktor ihn um Entschuldigung bat. Helene gestand ihm, als sie einen Augenblick allein waren, daß sie nicht einen Augenblick den Glauben an ihn verloren habe.

Als Börner nachmittags halb berauscht vor Glück und Seligkeit nach der Kaserne kam, traf er Koprovolsti. Er hielt ihn fest und schenkte ihm ein Fünfmarskstück.

Koprovolsti betrachtete erst das Geld, dann den Spender und dann sagte er treuherzig die denkwürdigen Worte:

„Können Sie jetzt immer mich hauen, Herr Einjähriges.“

Dskar Klausmann (im Berl. Tagebl.)

Eine Ehrenrettung.

Ueber einen „Bielverleumdeten“ lesen wir im D. M.-Bl. aus der Feder A. D. Klausmanns folgende Plauderei:

Vorgestern Abend gegen 7 Uhr klopfte es an meine Wohnung — in der Nähe des Tiergartens — und das Mädchen meldete mir: „Ein Herr wünsche mich zu sprechen.“ Im Salon fand ich einen Herrn in den besten Jahren in grauem modischen Anzuge, mit Allüren, wie sie der Mann von Welt besitzt, und einer Sicherheit des Auftretens, welche die gesellschaftliche Routine verrät. Er blickte sehr ernst drein, und es schien mir, als lagere eine gewisse Schwermut auf seinen energisch geschnittenen Zügen.

Er erklärte, er käme, um mich um einen Gefallen zu bitten. Ich ersuchte ihn, Platz zu nehmen und mir zu sagen, womit ich ihm gefällig sein könnte. Er blickte einen Augenblick lang zu Boden, als wolle er seine Gedanken sammeln, dann begann er in ziemlich entrüstetem Tone:

„Ich stehe in der Doffentlichkeit und muß mir eine Kritik gefallen lassen, auch wenn sie mir nicht angenehm ist. Wer sich in die Doffentlichkeit hinausstellt, sei es auch unfreiwillig, hat die Pflicht, sich kritischer zu lassen!“

Da mich mein Besucher fragend ansah und eine Pause machte, hielt ich es für notwendig, ihm durch ein Kopfnicken zu verstehen zu geben, daß ich seiner Ansicht beipflichtete. Außerdem diagnostizierte ich, einen Schauspieler vor mir zu haben.

„Aber auch die Kritik hat ihre Grenzen,“ fuhr mein Besuch fort, „und wenn Sie dieselben überschreitet, hat der Geschädigte das Recht, zu remonstrieren. Das ist wohl auch Ihre Ansicht?“

Ich erklärte, das sei auch meine Meinung, trotzdem ich kein Freund des jetzt modern gewordenen Antikritizierens sei und auch nicht glaube, daß diese Antikritik irgend welchen praktischen Zweck habe.

„Das glaube ich auch nicht. In der That liegt mir nichts ferner, als ein Kritik der Kritik, ich will nur gegen Verleumdungen protestieren, die man mir nachsagt, grundlose elende Verleumdungen, die von Schwägern und elenden Skribenten — die Anwesenden sind stets ausgenommen — (ich verbeugte mich

(dankend) — nachgeplappert und nachgebetet werden, weil jene Leute teils zu horniert und teils zu denks-faul sind, um die Grundlosigkeit jener Verleumdungen einzusehen. O, was habe ich gelitten von Jungen und Alten, von Klugen und Dummen, von Pro-faikern und lyrischen Dichtern! Haben Sie eine Ahnung davon, was das bedeutet: lyrischer Dichter?"

Ich bejahte diese Frage und setzte noch hinzu, es seien mir einige lyrische Dichter persönlich bekannt, die ich für ganz fürchterliche und gefährliche Menschen hielte. Ich diagnostizierte jetzt, mein Besuch sei der Redacteur eines Blattes, welches unter unbrauch-baren Einsendungen jüngerer oder älterer „Dichter“ eide.

„Gegen mich hat sich alles verschworen, wir sind alle feindlich! Weshalb? Ich weiß es nicht! Dichter und Schriftsteller, Zeichner und Maler sind gegen mich verschworen. Ja, selbst die deutschen Buchhändler und Verleger muß ich anklagen!“

Ich zuckte vielsagend die Schultern und be-merkte, daß nach meiner Ansicht schon mancher Schriftsteller mit manchem Verleger mancherlei Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten gehabt habe. Natürlich hielt ich meinen Besuch nach seinen letzten Äußerungen für einen Schriftsteller. Er fuhr fort:

„Gegen alle diese unmotivierten, perfiden An-griffe, welche mir in der Doffentlichkeit und von der Doffentlichkeit angethan werden, gibt es nach meiner Ueberzeugung kein anderes Mittel, als wiederum die Waffen der Doffentlichkeit, und diese will ich jetzt ergreifen!“

Ich bemerkte dem Besucher gegenüber, daß ich ihn vollständig verstünde, daß ich aber die Zeit nicht für angethan dazu hielte, eine neue Zeitung zu gründen.

Mein Besucher schien sehr erstaunt und erklärte, er denke gar nicht daran, eine Zeitung zu gründen.

Darauf konnte er nicht umhin, meiner Ver-wunderung Ausdruck zu geben darüber, daß der Fremde eine solche Gründung nicht beabsichtige, denn so viel mir bekannt, würde jetzt von den meisten Menschen, die dreitausend Mark und darunter be-säßen, der Versuch gemacht, eine Zeitung acht bis zehn Tage lang herauszugeben. Ich fragte darauf meinen Besucher, was er denn eigentlich von mir wolle, und mit wem ich denn die Ehre hätte, mich so inter-essant zu unterhalten.

„Ich bin der Herbst!“ sagte mein Besucher mit unbeschreiblicher Wehmut. „Ich weiß mir nicht anders mehr zu helfen, als daß ich mich an Euch Zeitungsschreiber um Hilfe wende. Ich will Ihnen in Kürze mitteilen, woran mir vor allem liegt. Wenn mir ungerechte Tadler meine Rücksichtslosig-keit, Rauheit, ungestümen Wechsel und Unbeständig-keit vorwerfen, so muß ich mich damit trösten, daß ich nach ewigen Gesetzen nicht anders kann, und daß jene Leute es auch nicht anders können, weil sie es nicht besser verstehen. Empören aber muß ich mich, wenn man mich in Bild und Wort, in Lied und Schrift zu einer Art brutalen Totengräbers macht, der halb aus Sentimentalität und halb aus Wollust lust zusammengesetzt ist und alles Leben mit Wollust ertötet. Empören muß ich mich, wenn ich sehe, wie man meine Stellung in der Natur verkennet. Ich

repräsentiere das heitere gereifte Mannesalter, das die Sonnenglut jugendlicher Leidenschaft abgelegt hat und in voller Kraft, aber auch mit vollem Bewußt-sein die Fülle seiner Kraft aufwendet, um noch Gutes zu schaffen (ich erinnere nur an den Wein) und sich der unvermeidlichen Auflösung des Todes, die der Winter bringt, entgegenzustemmen. Was haben aber Eure sentimentalen Badsische und pessimistischen Lyriker aus mir gemacht? Einen elken melanco-lischen, dem Grabe zuwankenden Gesellen, der, siech und krank, dennoch alles Leben, das er erreichen kann, ertötet, jeden Grassalm knickt, und dessen Signatur das fade Wortgeklingel versinnbildlichen soll: „Das Laub fällt von den Bäumen, die Natur stirbt!“ Beim Adler des Zeus, wenn diese Gesellen nur einmal in den Tiergarten kämen, ich wollte ihnen zeigen, wie kräftig ich noch zausen kann, und daß ich noch lange Zeit nicht ans Sterben denke! Aber dieses Volk scheut jedes Lüftchen, und ihre „Herbstbilder“ und „Herbststimmungen“ concipieren sie nicht in der Natur, sondern in der dumpfen Stube; daher aller Unverstand und alle Verleumdung!“ Sprach und verließ sehr entrüstet meine Wohnung.

Ich aber schrieb das nieder zu freundlicher Be-achtung für alle, die es angeht.

Der Brautlauf.*)

Von Albert Brizius.

Die verwitwete Marquise von Perron war im Jahre 184* unstreitig eine der schönsten Frauen in Paris. Ein weißes, feines Gesicht mit einem leichten Anflug von Röte, große dunkle Augen voll brennender Glut und das schönste schwarze Haar, schwärzer als Ebenholz, das sie in langen Locken trug, welche gekräuselt auf ihren blendend weißen, vollen Nacken fielen, machten sie ebenso bewunderungs-würdig wie bezaubernd. Deshalb konnte es auch nicht fehlen, daß sich bald ein Heer von Anbetern um sie scharte, welche die „Göttin“, wie sie dieselbe nannten, zu erobern hofften, um so mehr, da sie von ihrem verstorbenen Gatten ein ungeheures Ver-mögen geerbt hatte. Aber die Marquise schien nicht gesonnen zu sein, einen der vielen schönen Kavaliere, welche sich um sie drängten, mit dem Namen Gemahl zu beglücken. Sie war von ihrer Schönheit einge-nommen, unbeschreiblich, stolz und kokett, was einige ihrer Anbeter, die verständig und klug waren, bald bemerkten und sich, anstatt um ihre Hand noch ferner zu bewerben, zurückzogen. Trotzdem blieben ihr noch immer lebenswürdige Männer genug, womit sie nach Herzenslust kokettieren konnte, und sie that dies um so lieber, da sie sich gestand, bisher unter denselben noch keinen gefunden zu haben, der Eindruck auf ihr Herz gemacht hätte.

Eines Tages wurde ihr ein junger Mann vor-gestellt, welcher selbst reich, unabhängig und lebens-würdig, aus Spanien nach Paris gekommen war, um die Weltstadt mit ihren Freuden und Verg-nügungen kennen zu lernen. Er mochte fünfund-

*) Nachdruck verboten.

zwanzig Jahre zählen, war groß und schlank gebaut und hatte ein schönes, von der spanischen Sonne gebräuntes Gesicht. Die Marquise fühlte bei seinem ersten Anblick ein süßes Etwas, das ihr das Herz zusammen schnürte, und ehe ein paar Monate verlossen waren, mußte sie sich gestehen, daß sie den Spanier liebe. Dieser, von den Reizen der schönen Frau hingerissen, liebte sie bald mit der Glut und der Leidenschaft, welche den Südländer charakterisiert. Er hat um ihre Hand und wurde — abgewiesen. Voll Verzweiflung verließ er Paris und reiste nach London. Hier zog er sich von allen Vergnügungen zurück und führte ein stilles, einförmiges Leben; er konnte die Marquise nicht vergessen; ein unbefreiblicher Gram bemächtigte sich seiner und zugleich die Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen. Bald befand er sich wieder in Paris und fand die Marquise schöner denn je, nur schien sie blässer geworden zu sein. Er besuchte sie und bemerkte, daß die Marquise während einer längeren Unterredung mit ihm abwechselnd erröthete und erbleichte. Ja, gegen das Ende der Unterhaltung hatte ihm die Dame unzweideutige Beweise ihrer Liebe gegeben, und er schied mit dem Versprechen, sie den andern Tag zu besuchen. Um drei Uhr nachmittags war er bei ihr. Ein glänzender Kreis von Kavalieren umgab sie, wie gewöhnlich. Man war im Park der Marquise; die Unterhaltung war allgemein und lebhaft.

Eine Stockung trat ein, als die Marquise ein Kästchen, glitzernd von den kostbarsten Diamanten, vom Tische nahm und es lächelnd zeigte.

Dann, als sie sah, daß alle Blicke auf sie geheftet waren, öffnete sie dasselbe und zog eine Pistole hervor, woran an einer kleinen goldenen Kette ein Medaillon hing; dasselbe war nicht größer als ein Fünffrancsstück.

„Meine Herren,“ sagte sie laut, „heute will ich Euere Treue und Euere heiße Liebe, die Euch schwören läßt, für mich sich töten zu lassen, prüfen. Wer sich auf fünfzehn Schritte Entfernung von mir das Medaillon aus der Hand schießen läßt, soll mein Gemahl werden.“

Bei den letzten Worten warf sie einen Blick verzehrender Glut auf den Spanier, welcher plötzlich erbleichte.

Einige der Herren lächelten, andere traten still zurück und wieder andere glaubten an einen Scherz.

Aber die Marquise blieb bei ihrer Forderung und fing an zu spötteln, als sie sah, daß niemand es wagen wollte.

Plötzlich trat der Spanier vor und bat um die Günst; sie wurde ihm bewilligt.

Die Marquise löste das Medaillon von der Kette und gab es ihm; dann zeigte sie ihm seine Stellung und stellte sich genau abgemessen fünfzehn Schritte ihm gegenüber.

Die Anwesenden, noch immer an einen Scherz glaubend und mit der Koketterie der Marquise bekannt, wähten, daß dieselbe in die Luft feuere und dann die ganze Geschichte als eine allerliebste Affaire betrachten würde; sie traten lächelnd und voller Erwartung zur Seite. Der Spanier, obgleich

todesbleich, hielt das Medaillon mit dem Daumen und dem Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe. Unbeweglich stehend und seine Augen fest auf die Marquise gerichtet, glich er einer der Marmorstatuen des Parkes.

Er hatte seine Rechnung mit der Welt abgeschlossen; ohne die Marquise war ihm das Leben nichts. —

Die Marquise hob langsam die Pistole — sie zielte ein — zwei — drei Sekunden — und drückte ab. — Das Medaillon war getroffen worden; in Stücken lag es auf der Erde.

Alle eilten jubelnd und glückwünschend auf den Spanier zu. Doch dieser wurde noch bleicher, als er vorher war, und fiel lautlos nieder.

Als man ihn aufhob, war er tot. Die Marquise mußte zu Bett gebracht werden und verfiel in ein heftiges Fieber.

Ein halbes Jahr später sprach ganz Paris über die kokette Marquise Perrison, welche in ein Kloster getreten und — Nonne geworden war.

Die Untersuchung ergab, daß die Kugel, welche das Medaillon zerschmettert hatte, von dem Ast in dem Stamm eines Eichbaumes, vor welchem der Spanier stand, abgeprallt war und zwar mit einer solchen Kraft, daß sie ihm durch den Rücken fuhr und das Herz durchbohrte.

Ein Roman aus dem Leben.

In Wien dürfte die in einigen Tagen stattfindende offizielle Verlobung des Fräulein Amélie v. B., Tochter eines unserer ersten Bankherren, mit dem unlängst aus dem Orient zurückgekehrten Adoptivsohne eines indischen Nabobs, der als Besitzer mehrerer Millionen gilt, einiges Aufsehen erregen. Amélie v. B. ist bereits eine voll aufgeblühte Rose. Man erzählt sich seit Jahren, daß Amélie nicht heiraten werde; Eingeweihte wollten wissen, daß sie, als sie im Jahre 1870 mit ihrer Gesellschafterin (die Mutter war frühzeitig gestorben) in Baden weilte, sich sterblich in den Hauslehrer ihrer Freundin verliebt, ihm ewige Treue geschworen, und da sie des Vaters Einwilligung nicht erlangen, ja es nicht einmal dahin bringen konnte, daß derselbe ihrem Erwählten eine Unterredung bewillige, sich feierlich gelobt habe, wenn nicht ihm, doch keinem Manne angehören zu wollen. Dr. Manfred B. hatte hernach noch zwei Jahre in Wien gelebt und die Geliebte öfters bei ihrer Freundin gesprochen, doch da er sah, daß sie sich in stillem Gram verzehrte, daß nichts den Starrsinn ihres auf seine Geldsäcke stolzen Vaters brechen könne, sich schweren Herzens entschlossen, die Heimat zu verlassen. „Wir müssen einander meiden, Amélie,“ hatte er, sie mit seinen Küßten bedeckend, gesagt. „Trachte, mich zu vergessen.“ — „Nie, nie,“ versicherte Amélie ihn; „wenn du auch ferne bist, werde ich nur im Gedanken an dich leben“ . . . Sie schieden.

Dr. B. nahm eine Stelle als Reisebegleiter bei einem reichen Jüder, Mr. Blanket, der am Ganges ausgedehnte Besitzungen hatte. Der Mann war alt,

fränklich, fühlte sich trotz seines Reichthums unendlich arm, da eine heißgeliebte Gattin und zwei hoffnungsvolle Söhne ihm ein Jahr zuvor durch die Cholera-Epidemie entrisen worden. Auch er wollte vergessen, und in ihrem gemeinsamen Leide schlossen sich die beiden Männer aneinander; es entstand zwischen ihnen ein inniges Freundschaftsverhältnis. Doktor Manfred vertraute dem ältern Manne an, was ihn bedrückte. Jahre vergingen, ohne daß er von Amelie eine Nachricht erhalten; der Gedanke, ob sie noch frei sei oder einem andern angehöre, peinigte ihn Tag und Nacht. Von Algier aus erkundigte er sich darum bei einem Freunde; dieser war gewissenlos genug, ihm auf des alten B. Wunsch, in dessen Hause er als Buchhalter angestellt war, zu antworten, Amelie sei seit zwei Jahren an einen Pariser Banquier verheiratet. Nach Erhalt dieser Nachricht verfiel Dr. Manfred in ein hitziges Fieber; Mr. Blanket pflegte ihn Tag und Nacht; jetzt, da der junge Mann in Lebensgefahr schwebte, ward Mr. Blanket sich erst darüber klar, wie lieb er ihn hatte, und er gelobte sich, falls Manfred genesen sollte, ihn an Sohnesstatt anzunehmen. Manfreds starke Natur siegte. Er erwachte nach schwerer Krankheit zu neuem Leben, ward durch Mr. Blankets Freigebigkeit reich, unermesslich reich, doch keine Macht der Welt konnte ihn, seitdem er die Geliebte sich als Weib eines andern denken mußte, wieder fröhlich machen. Doktor Manfred fühlte sich fortan wirklich als Sohn des Mannes, dessen Namen er nunmehr führte. Auf seinen Reisen hatte er manche hervorragende Schönheit, manche Frau von Bedeutung kennen gelernt, die sich glücklich geschätzt hätte, sich mit ihm zu verbinden; alle waren ihm gleichgültig. Eine stille, aber jetzt um so heftiger auftretende Sehnsucht zog ihn nach dem Orte seiner ersten Liebe. In der Rück-erinnerung wellte er sich all die süßen Stunden noch einmal zurückzaubern, die er einst — zwölf Jahre waren bereits verflossen — mit ihr verlebte. Mr. Blanket und sein Adoptivsohn stiegen in einem der ersten Hotels in Wien ab. Nach Verlauf weniger Stunden wußte Dr. Manfred, daß er mykifiziert worden, daß Amelie v. B. nicht verheiratet sei, im Gegentheil still bei ihrem Vater lebe und alle ihr gemachten Anträge zurückgewiesen habe. Während er nachsann, ob und wie er sich ihr nähern sollte, hatte Blanket sen. bereits seinen Plan gefaßt. Er selbst wollte als Brautwerber seines Sohnes zu Amelies Vater gehen, und da er hoffte, daß der Glanz seiner Millionen eine verständliche Sprache spreche, glaubte er, die Sache leicht ins rechte Geleise zu bringen. Fast schien es, als ob der sonst praktische Mann sich diesmal getäuscht habe. Herr v. B. hörte seinen Antrag ruhig an, sagte aber dann, daß seine Tochter nichts von Heiratsvorschlügen hören wollte, und er es jetzt, da sie nahezu dreißig Jahre sei, aufgegeben habe, sie anderer Meinung zu machen. Schon wollte sich Mr. Blanket zurückziehen, da kam ihm ein rettender Gedanke. „Ich lasse Ihnen die Photographie meines Sohnes,“ sagte er, dessen Bild aus seiner Brieftasche hervorziehend, „zeigen Sie sie, ich bitte dringend, Ihrer Tochter; ich weiß, daß sie die Bewerbung meines Sohnes annehmen wird!“

„Wunderlicher Kauz!“ murmelte Herr v. B., nachdem Blanket gegangen, „denkt der durch eine Photographie des Mädchens starren Sinn ändern zu können.“

Er war noch in den Anblick des Bildes vertieft, als Amelie das Zimmer betrat. „Da sieh,“ sagte er, „wie er ein Freier.“ — „Herr des Himmels!“ rief Amelie, nachdem sie einen flüchtigen Blick auf das Bild geworfen. „Manfred! Manfred! Sprich, Vater, ist er hier? War er bei dir? Wie kommst du zu dem Bilde?“ — „Bist du von Sinnen?“ fragte der alte Mann erstaunt. — „Vater!“ rief Amelie in höchster Aufregung, „das ist ja Dr. Manfred v., derselbe, der . . .“ — „Du irrst. Jener war ein armer Teufel, dem ich meine Tochter nie zur Frau gegeben hätte. Dieser aber ist der Sohn eines reichen Plantagenbesizers Blanket, eines mehrfachen Millionärs, der das Recht hat, für seinen Sohn eine Tochter aus erstem Hause zu beanspruchen.“ — „Und du würdest ihm deine Tochter geben?“ fragte Amelie in sichtlich Aufregung. — „Ohne Bedenken.“ — „So eile, ihn von deiner Einwilligung in Kenntnis zu setzen,“ bat die Tochter, und das Bild mit Küffen bedeckend, rief sie: „Ich wußte ja, daß er zurückkehren, daß er seine Amelie nicht vergessen werde!“ Eine Stunde später war das Rätsel zu Aller Befriedigung gelöst. . . Die beiden Väter, die schon die Hoffnung aufgegeben, ihre Kinder je so recht von Herzen glücklich zu sehen, drückten einander stumm die Hände, als sie Zeugen des Bonnerausches waren, der die Liebenden beseligte. Der offiziellen Verlobung soll mit thunlichster Beschleunigung die Hochzeit folgen. Das Liebespaar hat ja lange genug aufeinander gewartet, um nicht erst die oft sehr relativen Freuden eines langen Brautstandes durchkosten zu müssen.

Was ist Bogenlicht und was ist Glühlicht?

Diese Frage wird mir — so schreibt Julius Stinde im B. T. — gar oft gestellt, seitdem das Interesse an der elektrischen Beleuchtungsfrage ein allgemeineres geworden ist und auch in Berlin allabendlich der Wettstreit zwischen elektrischem und Gaslicht die Leipzigerstraße zu der am schönsten beleuchteten des Kontinents macht. Die Siemens'schen Differenziallampen geben hinreichende Gelegenheit, sowohl in der genannten Straße, als namentlich am Potsdamer Platz die Wirkung des elektrischen Bogenlichtes in seiner Verwendung zur Straßenbeleuchtung zu studieren. Auf der Bühne ist es schon länger heimisch und zwar seit 1849, wo es zuerst als blendende Sonne in Meyerbeers „Prophet“ von sich reden machte, während es später zur Erzielung glänzender Lichteffecte vorzugsweise in Feerien und beim Ballet so häufig zur Anwendung kam, daß es jetzt schon als eine selbstverständliche Alltäglichkeit gilt, sobald es sich über die tanzenden Nymphen ergießt und mit unbarmherziger Helle die Altersfurchen sichtbar macht, welche die Schminke vergebens zu verdecken sucht. Vor dem Bogenlichte hat eben die aufgekleisterte Jugend keinen Bestand.

Das Bogenlicht ist leicht kenntlich an seiner weißen Farbe. Es gleicht dem Mondlicht, obgleich die Mondscheibe mit der Bogenlichtlaterne verglichen gelblich erscheint. Es entsteht dies Licht, sobald der elektrische Strom zwischen zwei sich beinahe berührenden Kohlenstippen ziemlich weit voneinander entfernt werden. Es bildet sich dann zwischen denselben ein der Entfernung entsprechender Lichtbogen, der aus weißglühenden, feinsten Kohlentheilchen besteht, die von einem Pol zum andern übergehen. Dieses Lichtbogens wegen wird das zwischen zwei Kohlenstippen entstehende elektrische Licht Bogenlicht genannt. Das Bogenlicht eignet sich vortrefflich zur Erleuchtung großer Räume und bewährt sich ausgezeichnet in Bahnhofshallen, deren Wände und Decke das Licht reflektieren und so zur gleichmäßigen Erhellung des Raumes beitragen. Seine Verwendbarkeit zur Straßenbeleuchtung unterliegt noch der Prüfung, da die Meinungen über dieselbe geteilt sind. In unseren Wohnräumen müssen wir von dem Bogenlichte absehen, weil es zu blendend für die Augen ist, nicht absolut ruhig brennt, häufig summt und ein so intensives Licht über das gewöhnliche Bedürfnis geht. Für häusliche Zwecke dient dagegen das Glühlicht.

Das Glühlicht wird erhalten, wenn ein genügend starker elektrischer Strom durch einen dünnen Kohlenfaden gesendet wird und diesen zum leuchtenden Glühen bringt. Wird dies Experiment in der atmosphärischen Luft vorgenommen, so verbrennt der Kohlenfaden fast augenblicklich. Um dies zu verhüten wird der Faden in eine luftleer gemachte kleine Glas- kugel eingeschlossen. Eine birnengroße Glas- kugel, in der sich ein hufeisenförmig gebogener Kohlenfaden befindet, zu welchem durch die Glaswand zwei Leitungsdrähte aus Platindraht führen, bildet die Glüh- lampe Edisons, dem es zuerst gelang, eine herartige praktisch brauchbare Lampe zu konstruieren. Je nach der Stärke des Stromes ist das Licht der Lampe gelblich oder weißlich leuchtend. Am zweckmäßigsten ist es, dem Kohlenfaden so viel Elektrizität zuzuführen, daß er einen klaren goldigen Schein von sich strahlt, der dem Auge ungemein wohlthuend ist und die Gegenstände so erscheinen läßt, wie wir sie auch bei Gaslicht zu sehen gewohnt sind. Die Vorzüge des Glühlichtes vor dem Gaslichte bestehen darin, daß es die Luft nicht verdirbt, da es weder Sauerstoff verbraucht noch unangenehme Verbrennungs- produkte erzeugt und daß es nur eine sehr geringe Wärme ausstrahlt. Außerdem flackert es nicht und ist gefahrloser als jede andere Flamme, da es weder zündet noch Veranlassung zu Gasvergiftungen und Explosionen geben kann. Wer nun glaubt, das Glühlicht solle dem Bogenlicht in Bezug auf Helligkeit Konkurrenz machen, der irrt; es besteht die Aufgabe desselben darin, das Gaslicht zu ersetzen und Annehmlichkeiten zu gewähren, welche dieses nicht zu bieten vermag.

Ueber den Ocean und seine Bewohner

hielt in vergangener Woche Herr Oberlehrer Dr. Kaiser in Oberfeld einen sehr interessanten Vortrag, den die Elbf. Btg. folgendermaßen skizziert:

Nach einer Uebersicht über die Verbreitung des Wassers auf der Erdoberfläche und einem kurzen Blick auf die verworrenen Kenntnisse der frühern Zeit von den Tiefen des Oceans besprach er die großen wissenschaftlichen Expeditionen der sechziger und siebenziger Jahre dieses Jahrhunderts, durch welche unsere Anschauungen von der Tiefsee und dem darin herrschenden Leben durchaus berichtigt worden sind. Eine Beschreibung der Lotapparate und der Schleppnetze leitete zur Angabe der mit Sicherheit festgestellten größten Tiefen des Oceans östlich von den Kurilen im Stillen Ocean von 8513 Meter, im Indischen Ocean von 5523 und im Atlantischen von 7085 Meter. Sodann wurde die Formation des Bodens besprochen, der drei Zone unterscheiden läßt, die Küstenregion mit Trümmern des angrenzenden Landes, die Region des Globigerinen-Schlammes in einer Tiefe bis zu 4000 Meter, und in den größten Tiefen die Region des roten Thones. Der Globigerinen-Schlamm besteht zum größten Teil aus den Schalen eines kleinen Tieres niedrigster Organisation aus dem Geschlechte der Wurzelfüßler, während der rote Thon durch Zersetzung von Feldspat entstanden ist. Die reichste Tierwelt lebt auf dem Globigerinen-Schlamm, während sie nach der Tiefe zu, was den Reichtum der Arten und die Größe der Individuen betrifft, allmählich abnimmt. Man findet in den größten Tiefen namentlich Rieselschwämme, Seegurken (Holothurien) und Röhrenwürmer. Während manche Arten im Seichtwasser und in der Tiefe vorkommen, finden sich andere nur in der Tiefsee. Diese haben über die ganze Erde unter allen Breiten denselben Charakter, da sie überall unter denselben Verhältnissen leben, und die Konfiguration des Bodens die unbeschränkteste Freizügigkeit gewährt.

Ueber die Art und Weise, wie die Tiefsee bevölkert worden ist, sind die Meinungen geteilt; am meisten für sich hat die Annahme, daß die Meere ursprünglich seicht waren und sich allmählich vertieft haben, daß im Laufe der Zeiten sich somit die Seichtwasserfauna in eine Tiefseefauna verwandelte, indem sich die Tiere den veränderten Verhältnissen anpaßten. Die Lebensbedingungen der Tiefe sind nämlich von denen des Seichtwassers durchaus verschieden. Zunächst lastet das Wasser auf dem Boden mit einem ungeheuren Druck; ein Mensch in der Tiefe einer Seemeile hätte den Druck von zehn mit Eisenschienen beladenen Güterwagen auszuhalten. Die Tiere können diesen Druck leicht ertragen, da das Wasser in den Höhlungen ihres Körpers einen Gegendruck ausübt. Dagegen sterben sie, wenn sie herausgeholt werden, und der Druck abnimmt. Die Temperatur ist bei 100 Meter Tiefe in allen Meeren ziemlich konstant + — 5° Celsius, bei 2000 Meter + 2°. Gleichzeitig sind auch die Lichtverhältnisse, da von 400 Meter ab die absoluteste Finsternis herrscht. In Folge dessen sind die meisten Tiefseetiere blind, aber mit reichlichen Tastwerkzeugen versehen. Wenn sich

bei einigen Arten Augen finden, so sind diese als Erbteil aus einer Zeit zu betrachten, in welcher ihre Ahnen noch im Seichtwasser lebten. Auch die Farben fehlen den meisten Bewohnern der Tiefe, wie den Grottentieren; wo sich Farben finden, trifft dieselbe Erklärung wie bei den Augen zu. Was ferner die Nahrung anbetrifft, so herrscht in der Tiefe ebenso wie auf der Erde das Recht des Stärkeren; es gelangen jedoch manche Tierleichen und Pflanzenteile von der Oberfläche zum Meeresgrunde hinab, welche von den Tiefseetieren verspeist werden. Da die tiefsten Schichten auch eine für die Respiration genügende Menge von Sauerstoff enthalten, so sind alle Bedingungen für das Leben der niederen Tiere gegeben welche auch bis in die tiefsten Abgründe hinabsteigen. Redner warf schließlich einen Blick auf die ideale und praktische Bedeutung der Erforschung des Oceans und schloß mit den Worten: Wissen ist Macht. Der Vortrag fand lebhaften Beifall von seiten der zahlreich erschienenen Zuhörer.

Der wievielte Geburtstag?

Die im Leben immer wieder auftauchende Frage, ob der Tag, an welchem ein Mensch beispielsweise das zwanzigste Lebensjahr vollendet, sein zwanzigster oder einundzwanzigster Geburtstag sei, findet durch Ernst Cassirer in der *Frankf. Ztg.* eine treffende Lösung. Der Zweifel, der hier vielfach obwaltet, beruht auf der Thatsache, daß zwei verschiedene Begriffsnuancierungen desselben Wortes nicht auseinandergehalten werden. Das Wort Geburtstag, dessen logischen Umfang jeder sechsjährige Knabe definieren zu können meint, besagt nämlich zweierlei. Einmal — und das ist jene eigentliche und ursprüngliche Bedeutung — heißt es so viel, als der Tag, an welchem jemand das Licht der Welt erblickt hat. Schillers Geburtstag in diesem Sinne ist also nicht der zehnte November schlechthin, sondern der zehnte November 1759, der nur einmal dagewesene Tag, an welchem ihn seine Mutter geboren hat. In diesem eigentlichen, ursprünglichen Falle hat jeder Mensch selbstverständlich nur einen Geburtstag. Wer von einem zehnten oder zwanzigsten Geburtstage spricht, kann daher diesen Sinn des Wortes Geburtstag unmöglich im Auge haben. In der That aber hat das Wort Geburtstag noch einen zweiten, gewissermaßen elliptischen Sinn. Denn der Sprachgebrauch, dem es diese Bedeutung verdankt, beruht auf der logischen Form der Ellipse, der Anklaffung eines begrifflichen Mittelglieds. Der Geburtstag im elliptischen Sinne ist die Wiederkehr des Kalendertages, an welchem die Geburt stattfand. Da nun aber, wenn der Mensch zwanzig Jahre alt wird, diese Wiederkehr in der That zum zwanzigsten Male erfolgt ist, nicht aber zum einundzwanzigsten Male, so ist der Tag, an welchem der Mensch zwanzig Jahre alt wird, als dessen zwanzigster Geburtstag zu bezeichnen, nicht als der einundzwanzigste. Die unlogische Superklugheit, die sich weise vorkommt, wenn sie, von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch abweichend, in diesem Falle vom

einundzwanzigsten redet, begeht ganz denselben Fehler, den ein Schüler begehen würde, wenn er sagen wollte: zwanzig Äpfel und eine Birne, machen einundzwanzig Äpfel. Der Unterschied liegt nur darin, daß der Verstoß gegen die Logik in dem einen Falle sofort in die Augen springt, im andern jedoch erst durch klares Denken eruiert werden muß.

Ein „weingrüner“ Pfälzer.

Zu Forst, dem Heimatlande des „Forster Kirchstücks“, der Perle der Pfalz, lebt auch ein alter achtundsiebzigjähriger Weinbauer, der von der Erhaltungskraft des Haardtweines erzählen kann. Seit netto sechzig Jahren nimmt er im Durchschnitte seine zwei Liter selbstgezogenen Weines als Abendtrunk zu sich, nachdem er von fünf oder gar vier Uhr an mit der Hacke und dem Karst in seinen Weinbergen streng und recht gegraben und geordnet hat. Dabei ist er gesund und munter, wie ein Junger, und fennet weder Zahnweh noch Rheumatismus. Nach eigener Einschätzung hat dieser solide Weinvertilger, das Jahr zu 365 Tage angenommen, pro anno 730 Liter Wein hinter die Binde gegossen. Für sechzig Jahre macht das genau 43800 Liter oder 43 $\frac{1}{2}$ Stück Wein. Berechnen wir das Stück zu fünfhundert Mark, im Durchschnitt, so hat unser Wiedermann nicht weniger als 21900 Mark — ohne Zinsen — durch die Kehle gejagt; und dabei ist unser Forster selbstverständlich kein „Trinker“. — Vor einigen Jahren kam besagter Weinbauer zu einem Arzte im nahen Städtchen W. Er klopft an die Thür. Der Arzt ruft ihn herein. Aber trotz mehrfachen Zureden bleibt unser Mann vor der Thür stehen. Der Arzt müsse ihm eines versprechen, wenn er sich von ihm untersuchen lassen wolle — und er komme das erste Mal in einem Leben zu einem Arzte. Der Arzt weigert sich mehrfach auf solches Ansuchen einzugehen; endlich gibt er nach, um ihn vom Plage zu bringen. „Nun, und was soll ich euch nicht verbieten?“ fragte der Arzt den diktatorischen Kranken. „Den Wein derse Se mer nit verbitte“, war die Antwort unseres greisen Zechers. Gut! — Bei der Untersuchung stellt es sich heraus, daß sich der sechsundsiebzigjährige Patient mit einer etwas starken Portion Leberwurst den Magen verdorben hat. — Er bekommt ein tüchtiges Bomitiv als Kurmittel. — Am nächsten Morgen in aller Frühe begegnet unser Doktor dem Patienten mit dem Karst auf dem Rücken, der schon von weitem die Klappe schwingt. „Nun, wie geht's, Alter?“ fragte der ob solcher kurzen Kur erstaunte Arzt den Winzer. „Das Zeug han i' scho' genomme“, meinte der Kranke, „aber gebadt (genützt) hätt's nix, wenn i nit mein' Krug Wein darauf genomme hätt!“ Der weingrüne Pfälzer hatte zuerst das Brechmittel genommen, dies tüchtig wirken lassen und unmittelbar darauf als Nachdosis die zwei Liter Wein aus dem vollen steinernen Krug zu sich genommen. — Er ist seitdem wieder gesund und fidel und behauptet, nach „Ueberstehung seiner Krankheit“ müsse er jetzt hundert Jahre alt werden. —

Lassen wir dem „weingrünen“ Pfälzer, der noch heute Tag für Tag nach saurer Arbeit den alten Steinfrug mit den zwei Litern süßen Weines leert, seinen guten Glauben, und wünschen wir ihm, es möge seiner Kehle und seinem Magen der Zweiundachtziger so gut munden, wie die vorausgegangenen Jahrgänge unsers Jahrhunderts. Prosit in aeternum tempus!

Die konfessionellen Verhältnisse in Deutschland und auf der ganzen Erde.

Nach der letzten Volkszählung gestalten sich die konfessionellen Verhältnisse in Deutschland folgendermaßen: auf je 1000 Einw. kommen:

Länder	Evangel.	Kath.	Juden
Elfaß-Lothringen	195	777	25
Bayern	278	709	10
Baden	347	632	17
Preußen	647	337	13
Württemberg	691	299	7
Hessen	679	288	28
Oldenburg	772	220	5
Bremen	952	34	4
Sachsen-Weimar	963	33	4
Lippe	962	30	8
Waldeck	955	28	15
Braunschweig	967	27	4
Hamburg	925	27	36
Sachsen	970	24	2
Anhalt	973	19	7
Lübeck	976	13	9
Schaumburg-Lippe	974	12	11
S.-Coburg-Gotha	984	10	2
Reuß ä. L.	987	9	1
S.-Meiningen	968	8	9
Schwarzburg-Sondershausen	992	5	3
Sachsen-Altenburg	994	5	—
Reuß j. L.	993	4	—
Schwarzburg-Rudolstadt	995	4	—
Mecklenburg-Schwerin	992	2	5
Mecklenburg-Strelitz	993	2	5
Ganzes Reich	625	360	12,4

Die Tabelle zeigt also im ganzen von oben nach unten eine verhältnismäßige Zunahme der evangelischen und eine Abnahme der katholischen Bevölkerungen. Die Bevölkerung der ganzen Erde verteilt sich nach den einzelnen Religionen auf 433 Mill. Christen (131 ev., 210 kath., 92 griech.-kath.), 5% Million Juden, 196 Mill. Mohamedaner, 687 Buddhisten etc., 128 $\frac{2}{3}$ % andere Heiden (zusammen 1018 Mill. Nichtchristen).

Regellied.

Was grollst Du, mein Liebchen?
Mir wird es im Stübchen,
Mir wird es zu eng in dem dunkeln Haus.
Horch! Hörst Du es rollen?
Laß, Teure, das Schmollen!
Muß heute zum Regeln, zum Regeln hinaus,

Es warten die Freunde,
Zwar heute als Feinde
Zum Streite getrennt doch in friedlichem Harm.
Es fliegen die Regel,
Nach Ordnung und Regel
Zu Boden geschmettert von kräftigem Arm.

Da tritt mit der Kreide
Der Zähler zur Seite,
Die Treffer zu buchen ohn' Arglist und Trug;
Und trocknen die Kehlen
Beim Werfen und Zählen,
So nezt sie der Spieler mit kräftigem Zug.

Laß, Liebchen, das Schmollen,
Das Grämen und Grollen!
Es rollen, es rollen die Kugeln so schön.
Sie fliegen, sie schallen, —
Krach! — Hurrah! gefallen
Sind König und Bauern mit Donnergedröhn.

Bl.

Logogryph.

Begeisterung ist meine Mutter,
Mein Vater ein gewaltiger Meister,
Das Reich, in dem ich walte,
Das Reich der Geister. —
Ein Zeichen vor — bin ich verwandelt;
Als Ungehener steh' ich da,
Das mit Euch Menschen wie mit Puppen handelt;
Das Häßliche Euch schön, das Schöne häßlich

Durch neue Täuschung Eurer Thorheit lacht.
Und doch verehrt mich alle Welt!
Ich bin ihr Herr und selbst der Weise gibt doch Acht,
Daß er mit mir nicht ganz zerfällt.
Doch ach — ein Zeichen nach, und ich bin selbst
zerfallen!

Gestürzt ist meine Majestät!
Wo Grabeslüfte wehn,
Des Lebens Pulse stille stehn,
In halbverfallnen Hallen,
Wo die Verwesung mit Verwesung schwanger geht,
Hast Du mich hingebannt!
Nimm hinweg das erste Zeichen wieder,
Dann bin ich froh erlöst und frei;
Mit Jugendmute stürz ich mich vom Felsen nieder,
In bunte Thäler, wecke Leben,
Nähre Blumen, Bäum' und Reben,
Ein Segenbringer für das deutsche Land
Und vieler Völker treues Band.

Auflösung des Rätsels in Nr. 19 des Erzählers:
Karte.

Richtig angegeben von Elise K., Heinrich und C. M. in Düsseldorf. Georg H. in Hilden und R. N. in Venrath.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bilkstr. 6.

Nr. 21.

Samstag, 18. November 1882.

1. Jahrg.

„Das Auge des Befehles“.

„Wo hast Du das Papier her? Wer hat den Brief geschrieben?“

„Laß mich in Ruhe mit Deinen dummen Fragen. Was geht Dich der halbverbrannte Fidißus an? Wer heißt Dich die Nase in jeden Fetzen Papier stecken, den man beiseite wirft?“

„Ich sage Dir, ich muß das wissen,“ erklärte nachdrücklich der Schutzmann Kiewing. Er hatte seiner Braut, die als Stubenmädchen beim Dr. Brenner diente, im Vorübergehen einen kurzen Besuch in der Puzkammer abgestattet, wo sie, wie er wußte, um diese Zeit des Morgens immer anzutreffen war, und während sie beschäftigt gewesen, ein Rauchservice aus *cuirre poli* zu reinigen, einen halbverbrannten Fidißus, den sie weggeworfen, spielend in die Hand genommen, entfaltet und dessen Inhalt gelesen. Die paar Worte, die er noch zu entziffern vermocht, hatten ihn in die größte Aufregung versetzt.

„Lisette,“ wiederholte er, „von wem ist dieser Brief?“

„Wie kann ich das wissen?“ entgegnete das hübsche, zierliche Mädchen ungeduldig. „Meinst Du, der Herr sagt mir, von wem er Briefe bekommt?“

„Also an den Dr. Brenner war der Brief gerichtet?“

„An wen denn sonst? Anderer Leute Briefe wird er wohl nicht zu Fidißus verbrauchen, er erhält ja selbst genug. Jetzt muß ich aber hinaus; ich habe keine Minute Zeit, der Herr erwartet einen Gast zum Frühstück.“

Sie nahm das Rauchservice in die Hand und wollte mit demselben der Thür zuschreiten, aber mit einem Griff, der weit mehr dem Detektive als dem Liebenden angehörte, packte Kiewing sie am Arme und fragte mit einer vor Aufregung heiseren Stimme:

„Zum Frühstück, einen Gast? Heute schon? Setzt er ihm etwa Rotwein vor?“

Lisette betrachtete ihren Verlobten mit halb verwunderter, halb belustigter Miene. „Wie in aller Welt kommst Du mir vor? Man könnte meinen, Du habest selbst ein Glas zuviel —“

„Lisette,“ unterbrach er sie strafend, „ein Beamter der Kriminalpolizei trinkt nie zu viel und am wenigsten des Morgens. Giebt's Wein zum Frühstück?“

„Na, Getreidekummel wird der Herr seinem Gaste doch nicht vorsetzen. Freilich gibt's Wein.“

„Was für Sorte?“

„Verschiedenen. Eine Flasche muß ganz was Besonderes sein, die hat der Herr selber aus dem Keller geholt und streng verboten, daß jemand sie anrührt. Ob's Rotwein ist, weiß ich nicht.“

„Ich aber weiß genug,“ sagte Kiewing mit wichtiger Miene. „Noch eins, Lisette.“

„Halte mich nicht länger auf,“ bat das Mädchen, „der Professor muß jeden Augenblick kommen, und dann geht es sogleich zu Tische.“

„Zu Tische! hoho, da muß ich auch dabei sein!“

„Du?“ fragte sie mit wegwerfender Miene, was hast Du nur heute, ich glaube, Du bist nicht recht bei Troste.“

„Lisette,“ warnte er mit aufgehobenem Finger, „sieh Dich vor, weißt Du, was es heißt, einen Beamten im Dienst zu beleidigen?“

Sie lachte laut auf. „Im Dienst bist Du hier? In Doktor Brenners Puzkammer, ei das ist ja ganz was Neues. Ich habe gemeint, hier wäre ich im Dienst, und wenn einer im Dienste beleidigt würde, so wär' ich's.“

„Lisette, das verstehst Du nicht.“

„Ei sieh doch einmal, was bist Du denn eigentlich, der Kriminalschutzmann Kiewing oder mein Bräutigam?“

„Dein Bräutigam war ich —“

„Warst Du,“ unterbrach sie ihn. „Du willst mir das Verlöbniß aufkündigen, laufen alle die Faren da hinaus? Das kannst Du billiger haben: Deinetwegen gehe ich nicht in den Tod.“

Sie machte Miene, einen Ring vom Finger zu ziehen; er hielt ihre Hand fest.

„Aber Lisette, so laß einen Menschen doch ausreden,“ mahnte er, „ich wollte sagen, als Dein Bräutigam kam ich her, aber dieses Papier hat den Kriminalschutzmann in mir erweckt.“

„Der lumpige verkohlte Fidißus?“

„Berrät mir ein furchtbares Geheimnis.“

Sie schüttelte ungläubig den Kopf.

„Dein Herr will ein schauerliches Verbrechen begehen.“

„Der Doktor Brenner? Nicht möglich.“

„Hast Du gar nichts an ihm bemerkt?“

„Ich wußte nicht. Aber warte mal, seit ein paar Tagen geht er so schein und finster umher und schließt sich fast den ganzen Tag über ein. Die Frau Doktor hat uns gesagt, wir sollten recht still sein, daß der Herr nicht gestört würde. Aber ich kann's doch nicht glauben.“

„Kannst Du lesen?“

Sie warf ihm einen Blick der Entrüstung zu und griff nach dem Papier, das er ihr hinhielt. Im nächsten Augenblick ward sie totenbleich, schleuderte das Blatt zu Boden, als ob es brenne, und schrie laut auf:

„Jesus, mein Heiland, wer hätte das von dem Manne gedacht! In einem solchen Hause bleibe ich ja keine Stunde länger.“ Sie wollte fortstürzen: Er vertrat ihr den Weg.

„Still, Lisette, still,“ beschwor er sie. „Siehst Du nicht Gottes Finger? Wir sollen das Verbrechen verhüten, in der letzten Minute kommt das Papier, das die Unthat verrät, vor das Auge des Gesetzes.“

„Ich kann nicht, ich bin des Todes,“ klagte das Mädchen.

„Lisette, Du willst die Frau eines Beamten werden, da heißt es sich zusammennehmen,“ ermunterte sie Klewing.

„Was der unglückliche Professor meinem Herrn nur zu Leide gethan haben mag?“ schluchzte Lisette. „Könntest Du nicht lieber zu ihm gehen und ihn warnen, hierherzukommen?“

„Nein,“ antwortete Klewing mit Würde, „nein das ist nichts. Ich muß den Verbrecher in flagranti ergreifen, ich muß das corpus delicti haben. Hätte ich noch Zeit, so machte ich Meldung —“

„Nein, um Gotteswillen nein, geh nicht fort,“ flehte nun ihrerseits Lisette, den Verlobten am Arme festhaltend. „Bleib hier, sonst sind wir alle verloren. Horch, da kommt der Professor schon.“

Die Putzkammer war ein Verschlag, der eine Thür nach dem ersten Absatz der Vordertreppe hatte, von dem man aber auch im Innern nach der Wohnung des Doktor Brenner gelangen konnte. Klewing und Lisette hörten ganz deutlich wie ein Herr die Treppe hinauffstieg, dem auf sein Läuten die Thür zum Korridor der Brennerschen Wohnung geöffnet ward.

„Er geht in seinen Tod!“ seufzte das Mädchen.

„Nein, sein Mörder fällt in die Hände des Gesetzes,“ erwiderte Klewing. „Schnell geh hinauf, ich bleibe hier und sobald sie sich zu Tische setzen, öffnest Du mir die Thür zum Korridor.“

Zitternd gehorchte das Mädchen. Sie war von der geistigen Ueberlegenheit ihres Verlobten jetzt derartig erdrückt, daß sie seinen Befehlen willenlos Folge leistete.

Eine halbe Stunde später saß der Doktor Brenner mit seinem Gaste, dem Professor der Medizin Sinzig, an einem wohlbesetzten Frühstückstische, der in einem kleinen runden Zimmer neben dem Arbeitskabinet des Hausherrn gedeckt worden war.

„Speisen wir zu Zweien?“ fragte der Professor, indem er Platz nahm. „Wo ist Ihre Frau, Brenner?“

„Meine Frau läßt sich entschuldigen, sie ist nicht ganz wohl,“ antwortete Brenner nicht ohne Verlegenheit.

„So hätten Sie mir doch abscheuen sollen.“

„Im Gegenteil,“ lachte Brenner, „es trinkt sich noch besser zu Zweien, und ich habe etwas ganz Exquisites für Sie.“ Er wies auf eine bestaubte Flasche, die vor dem Couvert des Gastes stand.

„Chateau la Rose,“ sagte dieser, die Flasche

gegen das Licht haltend. „Wie kommen Sie auf den Einfall? Sie trinken ja niemals Rotwein, Brenner.“

„Das werde ich auch heute nicht thun, da ist Kanenthaler für mich, aber ich weiß, Sie sind kein Kostverächter.“

„Das bin ich nicht,“ lachte der Professor, indem er seine Blicke über den mit Silber-, Kristall- und Porzellangeschirr geschmackvoll servierten Tisch und von da über die schöne, gewählte Einrichtung des kleinen Salons schweifen ließ, „und es soll mir hier ganz besonders munden. Die hübsche Nutzenanwendung der Fabel: «Gott nährt die Dichter kümmerlich; warum? Dann singen sie am besten», ist, wie man sieht, nicht mehr zeitgemäß.“

„Spotten Sie nur, wenn ich freilich immer so bedeutende Mitarbeiter habe, läßt sich noch etwas hoffen.“

„Sind Sie fertig?“

„Nein, den Hauptcoup gedenke ich erst heute auszuführen,“ versetzte der Doktor und seine Stirne verkrüppelte sich, die Augen schienen ins Leere zu starren. Dann raffte er sich gewaltsam auf und sagte: „Trinken Sie, Professor, trinken Sie.“ Er goß für sich ein Glas Weißwein ein und leerte es, um seinem Gaste mit gutem Beispiel voranzugehen, auf einen Zug; der Professor, als Feinschmecker, ging bedächtiger zu Werke. Langsam füllte er sein Glas mit dem köstlichen roten Wein, hielt es gegen das Licht und wollte es an die Lippen setzen, da wurde hinter ihm die Thür aufgerissen, eine Faust packte sein Handgelenk mit einer solchen Festigkeit, daß er das Glas fallen ließ und der rote Wein das Tischtuch und den Teppich übergoß. Betroffen blickte der Professor um sich, zornig fuhr der Doktor vom Stuhle auf und schrie: „Was soll das heißen? Was erschrecken Sie sich, Unverschämter?“

(Schluß folgt.)

Die List des Vaters.

Der russische Graf W. war vor einigen Jahren nach Baden-Baden gereist, um dort den Sommer mit seiner Tochter Katharina zu verleben. Sie war jung, schön, hatte ein großes Vermögen zu erwarten und sah sich deshalb sehr bald von einer Menge Freier umgeben. Reiche und Arme, Adelige und Bürgerliche, Leute aller Nationen, Franzosen, Engländer und Russen warben um sie.

Unglücklicher Weise fiel Katharinens Wahl auf einen ihrer am wenigsten würdigen Mann. Gaetano v. M. war ein hübscher, junger Italiener, der sich in gesellschaftlicher Beziehung gut zu benehmen und Mädchen zu fesseln wußte, es fehlten ihm jedoch die sittlichen Eigenschaften, welche dem Manne Wert verleihen. Er war ein Spieler von Profession und hatte Florenz wegen skandalöser Vorgänge verlassen, in die sein Spiel ihn verwickelt hatte.

Sobald der alte Graf W. dies erfuhr, beschloß er, seine Tochter um jeden Preis vor dem Cholos zu bewahren. Er machte ihr Vorstellungen über ihre Neigung und warnte sie; das junge Mädchen war jedoch zu eigensinnig, um den Worten ihres

Vaters Glauben zu schenken. Sie meinte, der Geliebte sei bei ihm nur verleumdet worden, weil er es verstand, sich bei ihr stets in dem vorteilhaftesten Lichte darzustellen. Sie fuhr daher fort, ihm ihre Liebe zu schenken, und Gaetano benutzte die Gelegenheit, sich die reiche Erbin zu sichern. Der Graf ließ sich dadurch jedoch nicht irre machen, sondern beschloß, dem Unwürdigen seine Tochter um keinen Preis zu überlassen, und müßte er selbst dazu schreiten, ihn zu vernichten. Er war noch nicht zu alt und noch kräftig genug, um den Kampf mit dem weiblichen Italiener nicht zu scheuen, dem er keinen Mut zutraute.

Es währte nicht lange, so fiel dem Grafen ein Brief Gaetano's in die Hände, in welchem er Katharina zur Flucht aufforderte und sie zu diesem Zwecke um eine heimliche Zusammenkunft zu der Zeit bat, wann ihr Vater ausgegangen sein würde. — Zum Zeichen ihrer Einwilligung sollte Katharina eine Rose an der Brust tragen. Katharina erhielt diesen Brief nicht.

„Stecke heute diese Rose vor“, sagte ihr Vater, als sie sich zum Ausgehen rüsteten.

Katharina gehorchte lächelnd, und nahm ihres Vaters Arm. Auf ihrem Spaziergange begegneten sie Gaetano, dessen Augen vor Freude glänzten, als er die Rose erblickte.

Dann brachte der Graf seine Tochter zu einem Bekannten und bat sie dort auf ihn zu warten. Er selbst ging nach dem kleinen Hause in der Niententhaler Straße, das sie bewohnten, zurück, schickte seine Dienerschaft fort und blieb allein.

Zur vorgeschlagenen Stunde erschien Gaetano, sprang über die Gartenmauer und stieg, als er die Thür verschlossen fand, durch eins der Fenster zur ebener Erde. Dann ging er die Treppe hinauf und freudeerfüllt in Katharinen's Zimmer, das ihm bekannt war. Da trat ihm statt ihrer jedoch der Vater mit einem paar Pistolen in der Hand entgegen. Der Graf verschloß die Thür und sagte zu dem zitternden Gaetano:

„Ich könnte Euch erschießen, denn ich habe das Recht dazu. Ihr seid bei Nacht in mein Haus gegangen, und ich könnte Euch als Verbrecher behandeln.“

„Aber mein Herr“, stammelte Gaetano, „ich bin kein Dieb.“

„Und was seid Ihr sonst?“ fragte der Graf. „Ihr wollt meine Tochter — eine Erbin und ein Vermögen — stehlen. Hier ist Ihr Brief, welcher Ihre verbrecherische Absicht enthüllt. Ich werde keine Gnade gegen Sie haben, doch will ich Ihnen das Leben schenken. Sie kennen die Geschicklichkeit meines rechten Armes. Ein Duell würde mich bald von Ihnen befreien; ich werde jedoch von diesem äußersten Mittel nur Gebrauch machen, wenn Sie sich weigern mir zu gehorchen.“

„Was verlangen Sie von mir, mein Herr?“

„Sie müssen Baden-Baden verlassen, und zwar nicht in wenig Tagen oder morgen, sondern sogleich. Es müssen zweihundert Meilen zwischen mir und Ihnen liegen, und Sie dürfen nie wieder meiner Tochter und mir sich nähern. Als Preis für diesen

Gehorsam zahle ich die Reisetkosten. Ich werde Ihnen 20000 Francs geben.“

Gaetano wollte sprechen.

„Kein Wort!“ rief der Graf mit donnernder Stimme. „Sie kennen mich! Verstanden? — Ihr Leben ist in meiner Hand, und wenn Sie einen Augenblick zaudern, so jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf.“

„Gut, ich gehorche“, stotterte der Italiener.

„Das ist auch Ihr Glück! — Ihre 20000 Francs liegen dort in dem Schreibtische. Nehmen Sie sie!“

„Erlauben Sie mir, Ihr Anerbieten auszusprechen.“

Eine gebieterische Bewegung machte jedoch der falschen Bescheidenheit ein Ende, und Gaetano sah aus wie ein Mann, der sich in sein Schicksal ergibt.

„Der Schreibtisch ist aber verschlossen“, sagte derselbe.

„Deffen Sie ihn.“

„Es ist kein Schlüssel daran.“

„Brechen Sie das Schloß auf, oder ich schieße Sie nieder!“

Dabei erhob der Graf noch einmal die Pistole und diese bot einen unwiderstehlichen Grund dar.

Gaetano gehorchte.

„Es ist gut!“ sagte der Graf, „nehmen Sie dieses Paket mit Banknoten, sie gehören Ihnen. Haben Sie eine Brieftasche bei sich?“

„Ja.“

„Was enthält sie?“

„Einige Papiere und Briefe, die an mich adressiert sind.“

„Lassen Sie die Brieftasche vor dem erbrochenen Schreibtische fallen.“

„Wozu?“

„Ich muß einen Beweis zu Ihrer Ueberführung haben.“

„Aber —“

„Kein aber, ich muß den Beweis eines Einbruchs haben. Ich muß ja den Dieb nennen können. Dieb oder Tod! — Sie werden vor mir hinausgehen, und ich werde Sie nicht eher verlassen, als bis Sie eine Meile von Baden-Baden entfernt sind. Im übrigen seien Sie nur unbesorgt. Ich werde erst später zurückkehren und meine Anzeige erst übermorgen machen. Sie haben deshalb vollkommen Zeit zur Flucht, und sollten Sie meines Schutzes bedürfen, so rechnen Sie auf mich. Jetzt fort.“

Nach diesem Vorfall, der großes Aufsehen machte, konnte Katharina nicht länger zweifeln. Sie verbannte Gaetano aus ihrem Herzen und hat mit keinem Worte seiner mehr erwähnt. Nach einigen Wochen fand man ihre Verlobung mit einem österreichischen Rittmeister angezeigt.

Ein Mann der Ordnung.

Aus dem Dänischen des Paul Marcusen,
übersetzt von J. D. Ziegler.

Der Justizrath Laurids Stange war seit einem halben Jahre Witwer. Es war wirklich ein harter

Schlag für ihn, als er seine Frau verlor, denn man mußte lange suchen, um zwei Menschen zu finden, die so glücklich miteinander lebten — sagten die Leute. Der Justizrat sagte nichts; er grüßte mit seinem Trauerhut wehmüthvoll nach allen Seiten, den Blick nach innen gefehrt. Er denkt an seine selige Frau — sagten die Leute, denn sie wissen ja immer, woran man denkt. Stange war, wie mehr oder weniger fast alle Bureauarbeiter, ein Gewohnheitsmensch, der alles präzise auf den Glockenschlag verordnete. Auch seine Frau war im Laufe der Zeit ein vollständiger Metronom geworden und hatte während ihres sechsundzwanzigjährigen Ehestandes nur zweimal sich erlaubt, aus der Schwingung zu kommen. Das erste Mal bei der Geburt eines Sohnes, das zweite Mal, als eine Tochter nachfolgte. Ueber diese Unregelmäßigkeiten schüttelte Herr Stange verbieflisch den Kopf, ergab sich aber beide Male mit der Versicherung in sein Schicksal, daß so etwas nicht wieder vorkommen solle. Die Zukunft lehrte indes, daß seine Frau beide Male nur die Bequemlichkeit ihres Mannes vor Augen gehabt hatte. Der Sohn, nach seinem Vater Laurids getauft, arbeitete jetzt bei ihm im Bureau und sorgte dafelbst für des Vaters kleine Gewohnheiten und Bequemlichkeiten, wie er es von der fürsorglichen Mutter gelernt hatte; die Tochter, ebenfalls nach dem Vater Laura genannt, übernahm nach dem Tode der Mutter die Führung des Hausstandes, so daß man nach deren Beerdigung, abgesehen von dem leeren Platz an der Tafel, nicht die geringste Veränderung bemerkte. Inwieweit der Herr Justizrat selbst eine solche bemerkte, war nicht gut zu wissen. Er pflegte bei Tisch nie ein Wort zu sprechen, und wagten die andern es, zuweilen ein paar Worte zu stüstern, so brachte sein kalter, verwunderter Blick sie sofort zum Schweigen.

Eines Tages nun, gleich nach Tisch, hatte Herr Stange sich mit seinem Nachmittagskaffee in die Wohnstube zurückgezogen und saß in dem besten Lehnstuhl und an dem besten Fenster mit einer Reisebede um die Knie und einer echten Havanna im Munde. Der Sohn hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen, um in aller Stille seine Pfeife zu rauchen. Cigarren erlaubten seine Mittel ihm nicht, weil sein Vater ihm das Rauchen verboten hatte. Die Tochter setzte sich mit einer Handarbeit an das andere Fenster und warf dann und wann einen verstoßenen Blick auf den Vater, um sich zu überzeugen, daß er nichts bedürfe. Plötzlich schreckte seine Stimme sie auf. Es war noch niemals vorgekommen, daß er den Mund geöffnet, bevor er mit dem Kaffee und der ersten Cigarre fertig war.

„Woher kennst Duden jungen Strom?“ fragte er. Laura wurde purpurröt. „Ich habe ihn mitunter bei Tante Yne getroffen,“ stammelte sie.

„Wie hast Du Dich diesem — Menschen gegenüber benommen? Ich meine . . . ich will es Deinem eigenen Urtheil überlassen, was die Veranlassung zu einem solchen Schreibebrief wie dieser hier?“

Der Justizrat hielt ein Briefchen zwischen zwei Fingern und schwenkte es mit einer eleganten Handbewegung vor den Augen seiner Tochter hin und her.

Diese wagte nicht zu antworten, was ihr Vater auch gar nicht zu erwarten oder zu verlangen schien. „Er fragt höchst ungeniert an,“ fuhr er fort, „ob Du dein Weib werden willst. Gerade, als ob ich eine Tochter in die Welt gesetzt und erzogen hätte, bloß damit er sich eine Frau nehmen könne. Da! nun! den Lappen und beantworte ihn, aber kurz, ganz kurz, verstanden! Dann werde ich selbst Tante Yne ersuchen, diesem Herrn künftighin ihr Haus zu verschließen.“

Schweigend nahm Laura den Brief entgegen. Sie war sehr bleich und die Thränen standen ihr in den Augen, aber sie ging geraden Schrittes in ihr Zimmer, um Ordre zu parieren.

Bald darauf wurde leise die Thür geöffnet und Laurids trat herein. Er war ein hübscher junger Mann mit k'aren, hellbraunen Augen, die in bestimmter, ruhiger Weise alles für und wider zu erwägen schienen.

„Verzeihe, wenn ich störe, lieber Vater! ich möchte gern einen Augenblick mit Dir sprechen.“

„Was will das sagen?“ schnarrte der Justizrat.

„Du kannst ja genug mit mir sprechen, wenn wir auf dem Bureau sind. Hier zu Hause bin ich, wie Du wissen wirst, an Ruhe gewöhnt.“

„Aber, lieber Vater, auf dem Bureau willst Du ja von nichts anderm hören als von Geschäften und dies ist —“

„Nun, so laß hören, aber fasse Dich kurz“, sagte der Justizrat resigniert. Laurids nahm einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber.

„Siehst Du, Vater,“ hub er an, „ich habe für meine fünfundzwanzig Jahre verhältnismäßig eine recht gute Stellung. Ein Gehalt von zwölfhundert Kronen ist auch schon ganz respektabel, so lange man unverheiratet ist. Aber — ich liebe ein junges Mädchen und —“ Laurids erröthete und wurde sehr verlegen — „ich möchte mich gern recht bald verheiraten.“

Der Justizrat stieß einen zischenden Laut aus. „War denn heute alles heiratsvoll?“ „Von zwölfhundert Kronen kann ich natürlich keine Frau ernähren und es werden aller Wahrscheinlichkeit nach noch einige Jahre darüber hingehen, bevor ich in ein höheres Gehalt aufrücke. Ich habe deshalb gedacht —“

„Ruhig zu warten bis auf gelegene Zeiten!“ unterbrach ihn der Justizrat, „das finde ich sehr vernünftig von Dir. Siehst Du, ich heiratete erst im 35. Jahre. Es hat also durchaus keine Eile mit Dir.“

Der junge Mann erhob sich, setzte seinen Stuhl beiseite und blieb ruhig vor seinem Vater stehen. „Ich weiß nicht, ob Du mich recht verstanden hast oder nicht; ich sagte Dir, daß ich heiraten wolle, und da ich das in meiner jetzigen Stellung nicht kann, bin ich entschlossen, eine andere Carriere einzuschlagen.“ (Schluß folgt.)

Etwas über Bandwürmer.

Wenn man die Zeitungsannoncen, welche gewisse Geschäftsleute natürlich nur zum Wohle der leidenden Menschheit verbreiten, durchliest, so soll man in

der That glauben, fast alle Kranken beherbergten den Bandwurm. Es werden da als Zeichen u. a. angegeben: blasse Gesichtsfarbe, blaue Ränder um die Augen, Müdigkeit, Schmerzen im Leibe, Uebelkeit, Aufsteigen eines Knäuels vom Unterleibe nach dem Halse. Und doch beweisen alle diese Erscheinungen absolut gar nichts für das Vorhandensein des Bandwurmes, sie sind Zeichen von Magen- und Darm-erkrankungen und als solche bei gar vielen zu finden. Vollends, daß der Bandwurm in noch schlimmerer Weise die Gesundheit untergraben könne, ist nichts als eine berechnete Redensart, den Patienten in Angst zu setzen, dem Bandwurm eine Bedeutung betreffs der Gesundheit beizulegen, welche er gar nicht verdient. Es gibt ungezählte, welche den Bandwurm haben und durchaus keine Beschwerden empfinden; keines der fleißig zusammengesuchten Symptome tritt bei ihnen auf, kurz, sie fühlen sich ganz gesund. Kommen nun aber solche zufällig zur Entdeckung, daß in ihren Abgängen sich Stücke jenes Antieres vorfinden, so ist es um ihre Ruhe geschehen. Tag und Nacht liegt ihnen der Wurm in den Gedanken; bald fühlen sie nicht nur denselben in ihren Eingeweiden fressen und nagen, sondern auch ihre Kräfte abnehmen. Durch die trübe, niedergedrückte Stimmung wird nun die Ernährung des Körpers gestört, krankhafte Veränderungen in der Verdauung treten ein, was die nun krank Gewordenen natürlich alles auf den Bandwurm schieben. Dazu kommt noch, daß Magen und Darm dann durch manche gebrauchte Volksmittel gegen das Tier erst recht ruiniert werden. Kommen aber die guten Freunde, die alten Weiber, welche immer einen ganzen Sack von Krankengeschichten in petto haben, dazu und erzählen dem Patienten in schonender Weise, daß der und der insfolgedessen die Schwindsucht bekommen habe, so ist dem Faß vollends der Boden ausgeschlagen. So macht dann die Furcht vor dem Bandwurm die Krankheit, welche das Tier selbst nicht bewirkt. Um dies durch ein Beispiel erst drastisch zu belegen, sei es erlaubt, zwei Bandwurm-Krankengeschichten in Kürze dem geeinigten Leser vorzuführen.

Zwei Personen kommen in die öffentliche Sprechstunde einer Klinik. Beide hatten in einem Glase Stücke von einem Bandwurm mitgebracht, welchen sie selbst aber nicht erkannten und deshalb konstatiert wissen wollten. Sie befanden sich gleichzeitig im Zimmer, der eine ein robuster, starker Mann, die andere eine kräftige, heitere Frau, und warteten auf das Resultat der Untersuchung. Als ihnen nun gesagt wurde, daß sie in der That beide den Bandwurm beherbergten, konnte man eine höchst verschiedene Wirkung der Worte beobachten. Während die Frau ganz heiter blieb und ganz gemüthlich antwortete: „Wenn Sie mir aber kein besser schmeckendes Mittel verschreiben, als jenes war, welches mir mein Arzt vor zwei Jahren verordnete, so will ich das Tier lieber behalten,“ knickte der Mann zusammen, als hätte ihn der Schlag getroffen, wurde ganz blaß, sodas er sich stützen mußte, und stöhnend presste er die Worte hervor: „Also doch.“ Noch immer schien er gehofft zu haben, es könne doch am Ende der Bandwurm nicht sein, jetzt hörte er es, er vernahm das Entsetzliche, Furchtbare, als wenn es ihm den

Tod gebracht hätte. Der starke Mann machte einen sehr jammervollen Eindruck und würde Mitleid erregt haben, wenn seine Angst nur einen natürlichen Grund gehabt hätte. So aber mußte er die höchste Heiterkeit der Anwesenden über sich ergehen lassen.

Und wie jenen, so passiert es vielen Leuten, wenn sie erfahren, was sie mit sich herumtragen. Daß sie es aber erfahren, dafür sorgen gewissenhaft die Zeitungsannoncen, besonders die, welche Mohrman aus Koffen in die Welt ausposaunt und mit denen er sich zum Wohle der leidenden Menschheit den Gelbbbeutel füllt. — Welche Zeichen gibt es denn für den Bandwurm? Auf denselben darf man einzig und allein schließen, wenn man Stücke in den Abgängen vorfindet. Alle andern Symptome haben mit dem Wurm nichts zu thun und gehören fast regelmäßig zu Magen-Darmerkrankungen.

Es ist hier nicht der Platz, des weiteren auf die höchst interessante Entwicklungsgeschichte des Tieres einzugehen, nur das zum Verständnis Nötigste wollen wir anführen: Der Bandwurm der Menschen wird erworben durch den Genuß von sinnigem Fleisch des Rindviehes und des Schweines, wird solches Fleisch verzehrt, so löst sich die Hülle, in welcher der Kopf eingeschlossen liegt, in dem Verdauungssaft des Magens auf, der Kopf wird frei. Dieser befestigt sich dann mit eigentümlichen Apparaten an der Darmwand und beginnt alsbald, die neuen nudelförmigen Glieder anzusetzen. Die ältesten Glieder, welche die Eier oder schon den teilweise entwickelten Kopf haben, lösen sich gelegentlich los und verlassen den Darm des Menschen. Der unentwickelte Kopf wird dann zufällig von den Schweinen, von Rindvieh mit der Nahrung verschlungen, geht vom Darm aus in den Körper und setzt sich irgendwo fest. Nachdem sich um denselben eine Blase gebildet, in welcher dann oft wieder neue Blasen entstehen, hat man die sogenannte Finne vor sich. Dieselben haben auch ihre Lieblingsstellen, so sind Leber, Gehirn, Auge von ihnen bevorzugt. Wie der Kopf des menschlichen Bandwurmes als Finne im Körper des Schweines u. s. sich aufhält, so lebt z. B. der unentwickelte Bandwurmkopf des Hundes als Finne im Menschen und kann die allergefährlichsten Erkrankungen hervorrufen. Die Finnen sind demnach unheimliche Gäste im Gegensatz zum Bandwurm.

Die Bezeichnung Kopf des Bandwurmes ist eigentlich unrichtig, da ihm alles fehlt, wenn man von seiner runden Gestalt absieht, was eine solche Benennung rechtfertigt. Eine Mundöffnung, geschweige Kauwerkzeuge, existiert gar nicht; eine Nahrungsaufnahme, Verdauung ist daher nicht möglich. An dem sogenannten Kopfe findet sich bei allen Bandwürmern eine mehr oder weniger große Anzahl von Gruben, Saugnäpfen, vermittelst deren sich die Bandwürmer an der Darmwand ansetzen und festhalten. Bei einigen kommen noch spitze Haken hinzu, welche ebenfalls zur Befestigung dienen; bei andern fehlen diese. Also nagen und fressen kann demnach der Bandwurm nicht. Wovon lebt denn aber derselbe? Er ist ein gar genügsamer Herr, der mit sehr wenigem sich zufrieden giebt. Was sollte er auch viel zu sich nehmen, da er, in

einer stets warmen Umgebung lebend, keine Wärme nach außen abzugeben hat und außerdem keine Kraftproduktionen macht. Er begnügt sich mit dem, was vom Darminhalt, der ihn umgibt, durch seine zarte Haut in seinen Körper dringt. Daß dieses nicht viel sein kann, leuchtet ein und wird auch bewiesen durch den Inhalt der Ausscheidungsorgane, welcher aus klarer, wasserheller Flüssigkeit besteht, in welchem nur einige kleine Körnchen umher schwimmen.

Wenn nun auch der Bandwurm dem Träger keinen Schaden an der Gesundheit zufügen kann, so ist es doch immer ein unangenehmer Gedanke, ein solches Tier bei sich zu tragen. Daher ist es denn auch gerechtfertigt, das Tier aus dem Darm zu entfernen, was leider nicht immer so leicht gerät. Es gelingt natürlich leichter, einen Bandwurm abzutreiben, welcher bloß Saugnäpfe hat, als einen solchen, der neben denselben noch eine Anzahl Haken besitzt, mit denen er sich festhält. Will man aber den Bandwurm vermeiden, so fliehe man den Genuß von frittiertem Fleische. Nötig wäre daher, alles Fleisch vorher zu kochen, die Finnen so durch Abkochen unschädlich zu machen, da eine Untersuchung des rohen Fleisches, sei sie auch noch so genau, kein sicheres Resultat wegen der Möglichkeit des einzelnen und versteckten Vorkommens gewährt.

Zunehmend muß der Verkauf frittierten Fleisches verboten oder die Metzger genötigt werden, dasselbe um einen geringen Preis abzugeben. Es finden sich noch Leute genug, welche das frittierte Fleisch essen und gekocht ohne Angst vor Schaden genießen werden.

Die Spinne als Luftballon.

Durch die Luft ziehen zu Hunderten weißflockige Fadengespinne — der „Alt-Weiber-Sommer“ ist da, das heißt zugleich, der Herbst ist da. Was das ist, der Alt-Weiber-Sommer? Niedliche Spinnen unternehmen weit ausgedehnte Rundfahrten in ihren höchstgelegenen Luftballons. Wenn wir den Alt-Weiber-Sommer in der Luft herumtanzen sehen, fragen wir uns mit Recht erstaunt, wie so sich ein dickbauchiges Spinnlein mit dem feinen Gespinne in die Luft erheben kann? C. A. Young, der amerikanische Naturforscher, beantwortet diese Frage in höchst befriedigender und einfacher Weise. Man höre:

Oft kann man bei sonnigem Herbstwetter kleine Spinnen wahrnehmen, welche das Kunststück fertig bringen, sich wie ein Gaukler auf den Kopf zu stellen. Das Balancieren des schweren Hinterleibes, an dem sich bekanntlich die Spinwarzen befinden, mag der Spinne wohl manchmal schwer fallen. Aber die Spinne steht dennoch förmlich auf dem Kopfe und riskiert dabei weder einen Purzelbaum noch einen Schlaganfall. In dieser merkwürdigen Position erzeugt sie ihre seidenartigen Fäden, die natürlich von der leisesten Luftströmung erfaßt und wie eine Fahne hin und her geschwenkt werden. Sobald nun die pfiffige Spinne merkt, daß das Fadengespinnt hinreichend lang und der Wind stark genug ist, macht sie sich von ihrem Haltepunkte an der Erde

los. Der Wind erfaßt das zarte Gewebe und die vorhin veranfertete Spinne wird sogleich von demselben fortgeführt. Wie von einem Luftballon getragen, befindet sie sich nun auf der Reise. Sie will plötzlich einmal landen. Sie hat es bequem. Behagt es ihr nicht mehr im Reiche der Lüfte, so läßt sie sich, wie es auch ganz gemeine Kreuzspinnen zu thun pflegen, an einem im Nu gesponnenen Faden auf den Boden herab. Sie beißt schnell den Rettungsfaden durch und sagt dem höchstgelegenen erzeugten Reifeballon Lebewohl. Die Fahrt war billig, angenehm und schnell. Wie wir aus dieser flüchtigen Darstellung gesehen haben, so gehört zum ersten Fliegen der Spinne unter allen Umständen ein Luftstrom, der auf mechanische Weise Gespinnst und Spinne erhebt und entführt. Oft genug werden wir von diesen herumtanzen den Spinnengeweben belästigt. Hartnäckig und zudringlich schlingen sie sich zwischen Hut, Brille und Bart, oder sie versetzen sich in den Schleier oder die aufgebauhte Feilur einer Dame und bilden zähe, schwer abzustreifende Fäden an unseren dunklen Herbstkleidern. Wo bleibt aber das kleine Tierchen? Bis wir den lästigen Faden losstreifen, hat die Spinne infolge des Zusammenpralles mit dem Menschen schon längst ihre Landung glücklich auf festem Boden bewerkstelligt. Es fragt sich nur noch, wie es der Spinne möglich wird, sich so hoch in die Luft zu erheben, daß wir das Gespinnst kaum mehr glitzern sehen. Mit wessen Beihilfe tanzen denn die alten Weiber da droben? Zum Aufsteigen der Spinne gehört unbedingt warmer Sonnenschein. Obwohl das Gewebe durchaus nicht leichter ist, als die atmosphärische Luft und dasselbe noch überdies die Spinne zu tragen hat, so besitzt es doch die Fähigkeit, samt seinem Anhängsel in der Luft zu schweben und bei warmem Sonnenschein sogar bedeutend hoch aufzusteigen. Wie Young beobachtete, erfolgt das eigentliche Hochsteigen nur bei warmer Sonnenbestrahlung in verhältnismäßig kalter Luft. Im Schatten sinkt das Gewebe sehr bald. Die physikalische Erklärung dieser Thatsache liegt eigentlich recht nahe. Die Luft zählt, wie man weiß, zu den „Diathermanen“-Körpern, das heißt, die Luft läßt die strahlende Wärme der Sonne durch ohne sich selbst dabei besonders zu erwärmen. Die Erwärmung der unserer Erdoberfläche zunächst liegenden Luftschichten erfolgt zumeist durch Rückstrahlung. Feste Gegenstände, welche viel Sonnenwärme absorbieren haben, erwärmen hauptsächlich die benachbarten Luftteilchen, mit denen sie in direkter Berührung stehen. Die hierbei entstehenden Temperatur-Differenzen in der Luft erzeugen allerlei Strömungen und Winde, denen auch beim Fliegen und Steigen der sogenannten Sommerfäden ein wesentlicher Anteil zukommt. Schwirrt ein Sommerfaden mit der darangehängten Spinne einmal in der Luft, so kann er auch immer höher steigen. Die Sonnenstrahlen erwärmen in erster Linie das in kühlerer Luft schwebende Gespinnst. Das Gespinnst selbst erwärmt sodann die dasselbe umgebenden Luftteilchen. Die warme, spezifisch leichtere Luft steigt daher in einem konstanten Ströme in die Höhe und nimmt Gespinnst und Spinne mit hinauf in das Luftmeer. So bilden also die warmen

Luftteilchen, welche die Spinnfäden und Spinne umgeben, mitten in der kühleren Herbstluft eine Art Luftballon, besser gesagt, einen unsichtbaren Luftcylinder, mit dem die achtfüßigen Spinnen ihre weiten Herbstreisen unternehmen können.

Sollte jemand an dieser so einfachen und sinnreichen Erklärung vom Fliegen der Spinnen zweifeln, so kann er sich leicht durch ein kleines Experiment belehren lassen. Man fängt ein Stück des „Alt-Weber-Sommers“ mit einem Stock auf. Hält man das Gespinnst direkt an den Sonnenschein, so wird dasselbe auch bei der ruhigsten Luft eine Neigung zum Aufsteigen zeigen. Führt man jedoch den Sommerfaden aus der Sonne in den Schatten, so wird er sofort herabsinken. Mit dieser simplen Theorie läßt sich auch die wohlbekannte Erscheinung erklären, daß der zudringliche Staub in kälterer, ruhigerer Luft bei warmem Sonnenschein, (also im Herbst und Winter, unter Umständen auch in den übrigen Jahreszeiten) die größte Fliegkraft besitzt. Milliarden von mikroskopisch kleinen Luftballons bilden sich um die Aume des Staubes und tragen ihn dann nicht nur in unsere Zimmer, sondern auch über Berg und Thal hinweg.

Die Wetterberichte in den Vereinigten Staaten.

Im Signalfureau zu Washington werden die Witterungsanzeigen täglich um 5 Uhr früh, 11 Uhr vormittags, 4 Uhr nachmittags und 11 Uhr nachts notiert. Ein Berichterstatter teilt über die Art und Weise, wie die Wetterbestimmungen gemacht werden, folgendes mit: Es ist jetzt gerade 4 Uhr nach Washingtoner Zeit, und von allen Teilen der Ver. Staaten, Canada, Britisch-Amerika, Westindien und Neuschottland laufen die Berichte ein, welche dem diensthühenden Sergeanten eingehändigt werden. Das Gebiet, welches diese Berichte umfassen, erstreckt sich von Olympia, in Victoria, an der nordwestlichen Küste von Britisch-Amerika, bis nach Sydney, oberhalb New-Foundland, von dort herunter bis nach Havana, dann herüber bis San-Diego, Kalifornien und wieder zurück. Zu einer bestimmten Stunde am Tage — um 3 Uhr nach Washingtoner Zeit — werden an sämtlichen Stationen die Beobachtungen aufnotiert und dann werden sie eingefandt. Der Inhalt der Depeschen wird sechs je vor einer Karte sitzenden Herren zugerufen; einer derselben notiert den Thermometerstand, ein zweiter den Barometerstand, der dritte den Stand der Witterung u. s. w. Diese Aufzeichnungen werden hierauf auf eine große Karte übertragen und dann macht „Old Probs“ sein Erscheinen. Er wirft einen flüchtigen Blick über alles, sieht z. B. wo um 1 Uhr früh ein Sturm war, und notiert sich, wie weit derselbe um 3 Uhr nachmittags gelangt war. Er zieht dann die Windströmungen, Feuchtigkeit und sämtliche kleinern Einzelheiten mit in seine Berechnung. In dem Zimmer herrscht Grabesstille, kein Wort wird gesprochen. „Old Probs“ ist im fleißigen Studium begriffen. Schließlich meldet sich sein Stenograph und dann diktiert er demselben seine Voraussetzungen

für Neu-England, hierauf für die Mittelstaaten, den Südwesten, das Mississippithal, die Seeregion, und vielleicht noch ein Spezial-Sturmbulletin, um irgend eine besondere Gegend zu warnen. Unter den in letzterer Zeit gemachten Neuerungen ist die Uebermittlung von Spezialberichten über Ueberschwemmungen nach speziellen Landesteilen, über den Stand der Flüsse und deren voransichtliches Steigen und Fallen, innerhalb der nächsten 24 Stunden, an bestimmten Punkten. Für die Südstaaten werden während der Zeit der Baumwollernte Spezialwetterberichte gemacht und die Wetterbestimmungen durch Signale von den Telegraphen-Stationen verkündet.

Ein großer See westlich vom Albert-Nyanza.

Die Existenz eines zweiten Äquatorial-Sees in Central-Afrika, weit im Westen vom Albert-Nyanza, über dessen Existenz seit Samuel Bakers erster Reise von Zeit zu Zeit ein Gerücht nach Europa drang, wird diesmal in bestimmter Form gemeldet. Herr F. Lupton, Gouverneur der ägyptischen Provinz Bahr el Ghazal, schreibt der Times von seiner Station Dehm-Siber vom 27. Juli d. J., daß Rasai Aga, ein unter seinem Kommando stehender Beamter, ihn bei seiner Rückkehr von einer Expedition gegen den Nulle erzählt habe, daß er und andere Mitglieder der Expedition im Lande der Barboa, eines mächtigen kupferfarbigen Stammes, welche in sonderbare Graskleider (wovon Herr Lupton in seinem Briefe ein Muster einsendet) gehüllt sind, einen großen See gesehen habe. Herr Lupton brachte heraus, daß der See ungefähr in 3 Grad 40 Min. nördlicher Breite und 23 Grad östlicher Länge liege und eben so groß wie der Viktoria-Nyanza sei. Wenn es das Wetter erlaubt, so schiffen die Barboas in großen offenen Booten, die aus einem einzelnen Baumstamm gemacht sind, über den See und gelangen nach einer Reise von drei Tagen an die Westseite desselben (sie wohnen an dessen Ostseite) und holen sich von den dortigen Einwohnern Gegenstände europäischer Ursprungs, wie z. B. blaue Perlen, Messingdraht u. Herr Lupton fügt noch Rasai Aga's Bericht über den Weg bei, auf welchem die Expedition zu diesem See gelangte: Sie gingen von Dehm Becker aus, marschierten 6 Tage südwestlich nach Zeriba el Doulev, dann 4 Tage südwestlich nach Bengier; 4 Tage südwestlich nach Zeriba Warendema, 6 Tage südwestlich nach Bahr el Makwar, auf welchem Flusse er mehrere Inseln besuchte, die von einem Volke, namens Basongo, bewohnt werden. Der Makwar wird von den Arabern Bahr-el-Warhals genannt und nähert sich dann dem Nulle, ist jedoch ein weit größerer Strom als dieser; sie fließen beide in west-südwestlicher Richtung. Nachdem er den Makwar überschritten, ging Rasai 10 Tage süd-südwestlich und erreichte die Residenz des „Sultans“ von Barboa, von dem er gut empfangen wurde. Der See liegt dann noch 4 Tagmärsche südwestlich von der Residenz des Sultans. Herr Lupton schließt: „Ich fühle, daß ich nicht Recht daran thäte, wenn ich diese Information geheim hielte, welche,

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bülkerstr. 6.

Nr. 22.

Samstag, 25. November 1882.

1. Jahrg.

„Das Auge des Gesetzes“.

(Schluß.)

„Zwischen Lipp' und Kelschebrand schwebt der finstern Mächte Hand“, murmelte Sinzig, den großen breitschultrigen Schutzmann, der für ihn zur finstern Schicksalsmacht geworden war, verwundert betrachtend. „Was hat Ihnen das edle Raß gethan, mein Freund, daß Sie es so unbarmherzig verschütten? Warum gönnen Sie mir den Genuß des köstlichen Traubenblutes nicht?“

„Weil Sie sich den Tod daran getrunken hätten“, entgegnete der Schutzmann mit wahrhaft olympischer Ruhe. „Nehmen Sie die Flasche an sich, der Wein ist vergiftet. Im Namen des Gesetzes verhafte ich den Mörder.“

Unwillkürlich fühlte sich der Professor von einem kalten Schauer ergriffen und maschinenmäßig streckte er die Hand aus, um die Flasche in Sicherheit zu bringen.

„Vergiftet?“ wiederholte er. „Mein Freund Brenner hätte mich vergiften wollen?“

„Die Polizei hat die unwiderleglichsten Beweise dafür“, verlegte der Schutzmann. „Folgen Sie mir, mein Herr Doktor, Sie sind mein Gefangener.“

Da kam er aber übel an. Brenner war nach dem ersten Zornesausbruch ganz stumm geworden und hatte dem Gebahren des Eingedrungenen mit sprachloser Verwunderung zugehört. Als dieser aber Miene machte, wirklich Hand an ihn zu legen, gewann er Leben und Bewegung.

„Rühren Sie mich nicht an, wenn Ihnen ihr Leben lieb ist!“ schrie er, indem er ein Messer vom Tische nahm und sich in Verteidigungszustand setzte. „Sinzig, springen Sie mir doch bei, Sie sehen ja, daß wir es mit einem Wahnsinnigen zu thun haben.“

„I steht doch Einer den geliebten Burschen“, höhnte der Schutzmann, „wahnsinnig soll ich sein, na warte, mein Söhnchen, Dir wollen wir beweisen, daß wir unsere fünf Sinne noch beieinander haben.“

Mit einer geschickten Bewegung fiel er dem Doktor in den Rücken, entriß ihm das Messer, schlenberte es fort und packte den kleinen nicht sehr kräftigen Mann mit seinen derben Fäusten so fest, daß dieser völlig wehrlos ohnmächtige Anstrengungen zu seiner Befreiung machte.

„Hülfe! Hülfe!“ rief er, „ich bin in die Hände eines Tollhäuslers geraten; Sinzig, Professor, so stehen Sie mir doch bei.“

Aber der Professor rührte sich nicht. Er sah zwar keinen nur halbwegs stichhaltigen Grund, weshalb Doktor Brenner ihm hätte nach dem Leben trachten sollen, wenn aber die Polizei so bestimmte Kunde von einem Anschläge hatte, daß sie die Verhaftung des schuldigen verfügte und einen Beamten zur Ausführung der Maßregel absandte, so mußte die Sache doch ihre Richtigkeit haben. Und jetzt fiel ihm auch ein, daß Brenner verlegen gewesen war, als er ihn nach seiner Frau gefragt hatte. War die von ihm unter einem Vorwande entfernt worden, um sie nicht zur Zeugin des Verbrechens zu machen? War es nicht ferner verdächtig, daß er ihm eine besondere Flasche Wein vorgefetzt und selbst aus einer anderen getrunken hatte?“

„Hülfe! Hülfe!“ wiederholte Brenner.

Die Thür öffnete sich; der Diener, die Köchin stürzten herein.

„Gut, daß Ihr kommt, Leute!“ schrie der Schutzmann, „helft mir, den da binden, er ist ein Mörder!“

„Der Kerl ist wahnsinnig, befreit mich von ihm.“

„Rein, nein, er hat den Professor vergiften wollen“, schluchzte Lisette, die auch herbeigelaufen kam. „Die arme Frau Doktor, ich weiß es ganz genau.“

„Mach's Fenster auf, Lisette, rufe Leute herbei“, gebot der Schutzmann.

Das Mädchen führte das Gebot unverzüglich aus.

Nach wenigen Augenblicken trachte es von Tritten auf der Treppe, durch die geöffnete Thür des Korridors strömten Leute herein und füllten das Zimmer. Auch die Frau des Doktors kam, gefolgt von ihren beiden kleinen Knaben, auf den Lärm herbeigeeilt.

„Was geht hier vor? Wer ist ermordet?“ fragte sie, während die Kinder ein Jammergeschrei erhoben.

Beim Anblick der vielen Arme, von denen er sicher Beistand erwartete, ließ der Schutzmann seinen Gefangenen aus den Fingern, wenn auch nicht aus den Augen und bemühte sich, den Leuten die Gemeingefährlichkeit des Doktors klar zu machen; stand der ihm aber an Körperkraft nach, so besaß er entschieden eine bessere Lunge; er überschrie ihn. Lisette wollte erklären, andere fragten, man nahm Partei für und wider, man behauptete und stritt, zuletzt wußte niemand mehr recht, um was es sich eigentlich handelte.

Einer der herbeigekommenen Herren gewann endlich doch so viel Einsicht in den Wirrwarr, daß er den Schutzmann am Arme ergriff und ihn be-

ragte, ob man ihn seitens der Behörde denn ganz allein mit der Verhaftung des Doktor Brenner be-
traut habe.

„Die Behörde, die weiß noch von gar nichts,“
erwiderte Klewing, sich stolz umschauend, „der bringe
ich den Vogel, ich ganz allein habe das saubere Nest
entdeckt.“

„Wie, Sie besitzen keinen Verhaftsbefehl?“ fragte
man erschreckt.

„Keinen Befehl, aber was mehr ist, einen Be-
weis,“ sagte der Schutzmann, sich auf die Brust
schlagend. „Hätte das Auge des Gesetzes nicht über
Sie gewacht, Herr Professor Singig, so wären Sie
jetzt eine Leiche. Zwei Bösewichter hatten sich zu
Ihrem Untergang verschworen. Der eine steht hier,
fügte er, auf den Doktor deutend, hinzu, den anderen
werden wir finden. Hören Sie, was er schreibt.“

Er zog das halbverbrannte Papier hervor, hielt
es, als fürchte er, es könnte ihm wieder entris-
sen werden, mit beiden Händen fest und las inmitten
der entstandenen allgemeinen Stille mit Ton und
Gebärde eines öffentlichen Ausrufers:

„Wenn Sie den Glenden durch ein Glas Wein
aus der Welt schaffen wollen, so muß es Rotwein
sein, Blausäure in Weißwein. — Hier ist das Blatt
verbrannt,“ fügte er erklärend hinzu, „aber ich —“

Er kam nicht weiter, ein lautes, unbändiges
Gelächter unterbrach ihn, ein Gelächter, das Opfer
und Henker gleichzeitig aufschlugen, in das die Gattin
des Doktors einstimmt und das auf alle Anwesenden
aufsteckend zu wirken schien.

„Man lacht!“ sagte der Schutzmann verblüfft
zu der ihn ebenso verblüfft anstarrenden Lisette.

„Ja man lacht!“ rief der Professor, mit Mühe
Atem schöpfend. „Wollen Sie den Bösewicht kennen
lernen, der diesen Brief schrieb? Er steht vor Ihnen;
wollen Sie mich nun nicht auch verhaften?“

„Sie —“ stammelte Klewing, dem allgemach
das Bewußtsein aufdämmerte, eine kolossale Dumm-
heit begangen zu haben.

„Meine Herrschaften,“ wandte sich der Professor
zu den Anwesenden, „ich bin der Schreiber dieses
Briefes und habe nach Ansicht dieses treuen Wächters
der öffentlichen Sicherheit mein eigenes Todesurteil
geschrieben. In Wahrheit gab ich meinem Freunde,
dem Schriftsteller Doktor Brenner, nur Auskunft, in
welcher Weinsorte sich ein Giftmord durch Blausäure
am leichtesten ausführen lasse, der in seinem neuesten
Roman an einem dem Tode Geweihten verübt werden
sollte. Der verbrannte Teil des Briefes enthielt die
Angabe, wie sich das Vorhandensein des Giftes in
dem Wein auf chemischem Wege nachweisen lasse.“

Der Erklärung folgte ein abermaliges Gelächter,
das sich wiederholte, als der Doktor, der sich schnell
aus einem Angeklagten in einen Inquirenten ver-
wandelte, aus der vor Scham fast vergehenden Lisette
und dem tief zerknirschten Schutzmann den Hergang
der Sache herausfragte. Laut lachend, schwagend
und mit tausend Entschuldigungen entfernten sich die
Zuschauer des ergötlichen Austrittes. Die unglück-
seligen Verlobten baten kniefällig um Vergebung.

Da man, wenn man lacht, bekanntlich am ver-
söhnlichsten gestimmt ist, wurde sie unter der von der

Hausfrau gestellten Bedingung erteilt, daß die ge-
legentlichen Morgenbesuche in der Putzlammer ein
für allemal eingestellt würden.

„Warum kamen Sie mir nur nicht gegen den
Wütenden zu Hülfe?“ fragte Doktor Brenner den
Professor, als er, mit diesem und seiner Frau den
Vorfall beim Genuß des unterbrochenen Frühstückes
weiter besprach.

„Weil ein Narr mehr macht,“ antwortete der
Professor beschämt.

„Wie, Sie konnten nur einen Augenblick glauben?“

„Ich habe heute an mir selbst erfahren, daß
keine Behauptung so dumm oder so schlecht ist, daß
wird sie nur mit der nötigen Keckheit und von Amts
wegen vorgetragen, sie Glauben findet,“ fiel Singig ein.

„Ich hatte sogar schon Verdachtsgründe gefunden.
Die besondere Flasche für mich und Ihre Unsicht-
barkeit, gnädige Frau.“

„Ich wollte die Herren nicht stören“ und sagte
meinem Manne, er möge mich unwohl melden,“ ver-
setzte Frau Brenner munter, „also trage auch ich
einen Teil der Schuld an der tragikomischen Ge-
schichte.“

„Den größten trage ich selbst,“ fügte der Doktor
hinzu. „Warum mußte ich den Brief des Professors
als Fibiubus gebrauchen?“

„Und ihn nicht ganz verbrennen,“ versetzte der
Professor, „das kommt von der Halbheit.“

„Also keine Halbheiten mehr,“ schloß Brenner,
„keine halbverbrannten Fibiubus, keine halbgelehrten
Gläser, stoßen wir an und trinken wir ans auf
ganze Freundschaft.“

Doktor Brenner stellte zwar keinen Strafantrag
gegen Klewing, der Vorfall hatte aber viel zu viel
Zeugen gehabt und war überdies eine zu gute
Anekdote, um seinen Vorgesetzten verschwiegen zu
bleiben. Die Gefahr der Amtsentlassung schwebte
über ihm, doch kam er mit einem derben Verweise
und der Veretzung von der Kriminalpolizei zu einer
anderen Abteilung davon, wo sein allzugroßer Eifer
nicht viel Schaden einzurichten vermochte. Er hei-
ratete Lisette, aber seine Autorität ihr gegenüber hatte
bedenklich gelitten und bei seinen Kameraden behielt
er für sein ganzes Leben den Spitznamen „Das
Auge des Gesetzes.“

Jenny Hirsch (im Dtsch. Mtgsbl.)

Ein Mann der Ordnung.

Aus dem Dänischen des Paul Marcus sen,
übersetzt von J. D. Ziegler.

(Schluß.)

Der Justizrat war vollständig bestürzt. War
das sein Sohn, der in einem solchen Ton zu sprechen
wagte? Er vermochte es kaum zu glauben. „Was
soll ich eigentlich von Dir denken?“ fragte er.

„Daß ich Rat und liebevolle Hülfe von Dir
erwarte, da ich im Begriffe stehe, einen ernstlichen Schritt
zu thun, um der Beschützer eines geliebten Wesens
und ein nützlicher Bürger im Staate zu werden.“

„Uf! wie sentimental. Ein Knabe von fünf- undzwanzig Jahren ist wenig dazu geeignet, andere zu beschützen, und was den nützlichen Staatsbürger anbelangt, so will ich Dir nicht verhehlen, daß der Weg, den ich für Dich gewählt habe, meiner Meinung nach der einzige ist, auf welchem ein Mensch fühlen kann, daß er dem Staate wirklich nützt.“

Der Justizrat machte eine entlassende Bewegung, die der junge Mann indes nicht zu bemerken schien.

„Es gibt Menschen genug,“ erwiderte er, „die sich zufrieden fühlen, wenn sie ihr Leben hinter staubigen Pulver und besteckten Protokollen zubringen, wo sie notieren und vidimieren oder verifizieren können. Ich selbst war auf bestem Wege, ein solcher Bureauensch zu werden, und glaubte Wunder was zu sein, doch ist mir noch zur rechten Zeit der Star gestochen worden. Mein Freund Friedrich Wirth hat die großen Fabrikanlagen seines verstorbenen Oheims geerbt und mir den Vorschlag gemacht, sein Buchhalter und Rechtskonsulent zu werden. Er bietet mir sechstausend Kronen Gehalt und zwei Prozent vom Reingewinn. Ich bin willens, das Anerbieten anzunehmen, und bitte um Deine Einwilligung dazu.“

Der Justizrat fuhr in die Höhe. Seine Augen standen starr im Kopf, seine Finger zuckten krampfhaft, er schnappte förmlich nach Luft. „Du willst Deinen Vater verlassen und den Dienst Deines Königs, um ein Industriemittel zu werden? Und ich sollte mich im Bureau mit lauter fremden Menschen abplagen? Unter keiner Bedingung, daraus wird nichts!“

Er rannte wie besessen im Zimmer auf und nieder. Laura, die des Vaters Stimme gehört hatte, eilte aus ihrem Zimmer herbei und blieb erschrocken an der Thür stehen. So hatte sie weder den Vater noch den Bruder jemals gesehen.

„Es thut mir leid, Vater,“ sagte letzterer, „mich von Dir trennen zu müssen. Ich bin Dir immer ein gehorsamer Sohn gewesen, aber ich kann es nicht verantworten, daß meine Braut die schönste Zeit ihres Lebens verlieren und noch acht bis neun Jahre warten soll, bis wir heiraten können. Ich bin mündig und selbst Herr über meine Zukunft. Morgen überreiche ich Dir mein Abschiedsgesuch.“

Dem Justizrat drohte ein Schlaganfall. „Fort aus meinen Augen,“ rief er, „auf der Stelle fort von hier! Du bist mein Sohn nicht mehr! Komme nicht wieder über meine Schwelle oder ich könnte vergessen, daß ich königlicher Beamter und wirklicher Justizrat bin!“

„Um Gottes willen, lieber Vater!“ schluchzte Laura und fiel ihm um den Hals.

Der Justizrat umarmte sie krampfhaft. Der Sohn war sehr bleich geworden.

„Vater, ich gehe,“ sagte er, „und hoffe, daß Du mit der Zeit die Sache in einem anderen Lichte sehen wirst. Bis dahin werde ich Deiner in kindlicher Liebe gedenken.“ Er ging.

Eine Weile stand der Justizrat wie betäubt da, dann kam er wieder zu sich und entdeckte, daß er seine Tochter in den Armen hielt. Er stieß sie schnell beiseite und ordnete sorgfältig seine Bücher, Halsbinde und Manschetten.

„Wie viel Uhr ist es?“ fragte er.

Laura starrte ihn erstaunt an. Das war seine gewöhnliche Frage, wenn er vom Mittagsschlaf erwachte.

„Sechs,“ antwortete sie, ebenfalls wie gewöhnlich, obgleich sie keine Ahnung davon hatte.

„Bringe mir meinen Rock und Handschuhe,“ sagte er ganz in derselben Weise, wie er es täglich zu sagen pflegte, wenn er seinen Spaziergang machen wollte. Während er seinen anderen Rock anzog und mit einem roten, seidenen Taschentuch seinen blanken Cylinder glättete, fragte er: „Was ist eigentlich der junge Strom?“ Lauras Wangen röteten sich wieder lebhafter.

„Jurist mit dem besten Charakter!“ stammelte sie.

„Um! hat er schon eine Anstellung?“

„Nein, noch nicht,“ seufzte Laura mit niedergeschlagenen Augen.

Der Justizrat bedeckte sein würdiges Haupt mit dem Cylinder, nahm seinen Spazierstock aus Lauras Hand entgegen und schritt, seine Handschuhe anziehend, dem Ausgange zu. In der Thür drehte er den Kopf halb seitwärts und sagte über die Achsel: „Du könntest dem jungen Manne mitteilen, daß er sich um eine Anstellung in meinem Bureau bewerben kann; ich würde sein Gesuch befürworten.“

„O Vater!“ und Laura war nahe daran, ihrem Vater zum zweiten Male um den Hals zu fallen, sie wurde aber durch den goldenen Knopf auf seinem Spazierstock, mit welchem er eine abwehrende Bewegung machte, daran verhindert. „Du kannst den jungen Strom auf den Abend zu uns bitten. Er spielt doch wohl Piquet? Na, jedenfalls wird ein junger Mann mit dem ernstesten Charakter es leicht lernen.“

Und die Thür schloß sich hinter dem Würdigen, der selbstzufrieden seinen täglichen Spaziergang in dem angenehmen Bewußtsein antrat, daß er trotz der Auffälligkeit seines Sohnes zu Hause seine gewohnte Partie und im Bureau die gewohnte, auf Familienrückichten begründete Untertänigkeit finden werde.

Gerhard Kohns über Aebessinien.

Eine ausführliche Beschreibung seiner letzten abessinischen Reise, welche er im Jahre 1880/81 veranstaltete, wird Gerhard Kohns noch in diesem Jahre erscheinen lassen. Ein ungefähres Bild seiner Reisebeobachtungen hat er bereits vor der Geographischen Gesellschaft in Jena entrollt; die nachfolgenden, dem „Ausland“ entnommenen Mitteilungen sind nach jenem Vortrag aufgezichnet und von dem Forschungsreisenden selbst auf ihre Richtigkeit geprüft.

Allmählig gegen Norden und Nord-Westen, steil und schroff gegen Osten abfallend, bildet Aebessinien ein zwar kompaktes Hochland, aber keine zusammenhängende Hochebene, vielmehr ein äußerst zerrissenes Alpenland, viel wilder und verworrener, als die Alpen Europas. In den vulkanischen Kern ragt nur von Osten her keilförmig eine Sand- und Kalksteinformation herein. In dem ganzen Lande von der Größe Deutschlands ist kein einziger schiffbarer Strom, nur großartige Gießbäche.

Von hohem Interesse ist die Verteilung der Pflanzenwelt auf die verschiedenen Höhenstufen Abessinians; in der Tiefe der wildeingrissenen Thäler (in der „Kola“) finden sich alle tropischen Gewächse, vor allem die riesigen Sykomoren und Affenbrotbäume; in der Höhe von 1000—2500 Meter (in der „Defa-Woina“) die merkwürdigen Kandelaberbäume (eine baumartige Wolfsmilch) und bis vor wenigen Jahrzehnten reichlicher Weinbau; in der eigentlichen Hochgebirgsregion (der „Defa“ von 2500 Meter an) treten sodann uns anheimelnde Pflanzengestalten auf: Wacholder, Rosen, große Eriken und Rhododendron, zuletzt nur noch Moose und Flechten als die letzten Vertreter der alpinen Pflanzenwelt.

Ähnlichen Reichtum und Wechsel der Formen zeigt die abessinische Tierwelt. Sämtliche afrikanische Typen sind hier vorhanden: in der Kola die reizenden Tiere und die großen Dickhäuter; in der mittleren Region besonders Antilopen und Gazellen, sowie zahlreiche Affen, zumal eine Menge großer Paviane. Fast täglich wurden Herden des Silberpavians oder Hamadryas von 1—1,40 Meter Höhe auf den steilen Basaltfelsen gesehen, oft zu 100 bis 400 Stück beisammen, um bei der Annäherung von Bewaffneten in blitzähnlicher Flucht zu entweichen. Die Vogelwelt ist vom Strauß bis zu den kleinen reizenden Honigsaugern vertreten, die niederen Tiere sind noch wenig erforscht: am meisten hat sich auch hier der Reisende vor den Termiten zu hüten, zumal vor denen, welche ein vagabundierendes Wanderleben führen.

Das höchste Interesse nehmen jedoch in dem merkwürdigen Alpenlande die Bewohner in Anspruch. Seit dem vierten Jahrhundert Christen, hatten sie bereits seit etwa 1000 vor Christi Geburt die mosaische Religion angenommen. Der kaukasische Typus, den viele Abessinier scharf ausgeprägt zeigen, ist bei andern deutlich durch die Merkmale der Negerrasse ersetzt. Ihre alte Sprache, das Geéz, ist noch in den religiösen Schriften erhalten; aus ihr haben sich die beiden heutigen Sprachen, das Amharische im Süden, das Tigrische im Norden entwickelt. Die noch jetzt der jüdischen Religion treugebliebenen „Falascha“ sind nicht als ein apartes Volk im ethnographischen Sinne aufzufassen, sondern mit den übrigen Abessinier — im Lande schlechtweg „Christen“ genannt — gemeinsamen Stammes. In der Litteratur über Abessinien bestehen sehr widersprechende Meinungen über den Charakter der Bewohner: während die einen sie wegen ihrer hohen Befähigung erheben, lassen die andern an ihnen kein gutes Haar und stellen sie in sittlicher Beziehung noch unter die Mohammedaner. Ueber letztere hebt sie jedoch bedeutend die viel höhere Stellung der Frau, welcher Achtung gezollt, eine Stinme im Haushalt eingeräumt und der selbst Fähigkeit, ein Land zu beherrschen, gewährt wird. Freilich wird das Volk jetzt durch die langen Kriege ganz verwildert, Handel und Wandel liegen darnieder: nur Häute, Wachs und Butter werden ausgeführt und dagegen Baumwolle, Gläser und Silber eingetauscht. Außerordentlich erschwerend wirkt der Umstand auf den Handel, daß nur eine ganz bestimmte Münze, der Maria-Theresiathaler mit der

Jahreszahl 1780, anerkannt wird, das Kleingeld aber ganz fehlt. Will jemand für $\frac{1}{2}$ Thaler Gerste kaufen, muß er daher für den Rest des Geldes andere Gegenstände als Äquivalent annehmen. Zwar gibt es noch die „Amole“, Salzstücke, von denen im Norden etwa 60 einen Maria-Theresiathaler aufwiegen, doch muß man sich für den Transport dieses Kleingeldes kräftiger Maultiere bedienen, welche als lebende Portemonnaies nur für zwei oder drei Thaler Amole pro Tag schleppen können. Was ferner die Abessinier in unserer Wertschätzung hebt, sind ihre Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und des Kunsthandwerks. Ihre Gemälde stellen meist Kirchliches (Heiligen- und Märtyrerbilder) dar, da das Gefühl für landschaftliche Schönheit dem Abessinier fast ganz abgeht. Nur einmal auf dem großartigen Yamalmonpaß hatte R. einen deutlichen Beleg vorhandenen Naturgefühls. Die abessinischen Kirchen sind meist Rundbauten, mit zwei oder drei konzentrischen Abteilungen, die innerste allein für die Priester zugänglich. Statt der Glocken dienen fast immer große, in den Nischen der die Kirche umgebenden Olivenbäume angebrachte Phonolithen (dünne Steinplatten), welche mit einem Klöppel angeschlagen, weit vernehmbare melancholisch klingende Töne geben. Im Lande gefertigte, oft sehr kunstvolle Räuchergefäße mit Schellen behängt dienen dem Gottesdienst. Zur richtigen objektiven Beurteilung der von den europäischen Reisenden vielgeschmähten abessinischen Priester muß man erwägen, daß sehr angestrengende gymnastisch-religiöse Gebräuche durch ihre uralte Ausübung geheiligt, während eines großen Teiles der Nacht in Anspruch nehmen, wodurch ihre Indolenz am Tage sich leicht erklärt. Sehr häufig sind die Kirchen die Pflanzstätten von Kunst und Wissenschaft, wo Gemälde und seltene Handschriften aufbewahrt werden. Auch die schönen Filigranarbeiten, Ketten, Armbänder, schöngearbeitete Schilde, Hornbecher, sowie das kostbare Kleid der Vornehmen, die „Margef“, legen Zeugnis ab für die Kunstfertigkeit der Abessinier.

Auch über die uns fernstehenden so verworren erscheinenden politischen Verhältnisse Abessinians seit Theodors Tod (1868) gab Kohlfs einen trefflichen Ueberblick, welcher sich etwa folgendermaßen zusammenfassen läßt: Von den drei Kronprätendenten Menelek von Schoa, Gobeisich von Lasta und Kassa von Tigre, erlangte der letztere durch seine Klugheit und die mächtigen von den Engländern ihm überlassenen Kriegsmittel die Oberhand über seine Nebenbuhler und wurde als Negus Nogesti (König der Könige) von Aethiopien, von nun an Johannes genannt, in Afsim gekrönt. Das durch lange Bürgerkriege zerfleischt Land fand jedoch noch immer keine Ruhe, da zu den innern Fehden bald der Kampf gegen Egypten hinzukam, herausbeschworen durch den maßlosen Ehrgeiz des Rhedive Ismail und des um die wissenschaftliche Erforschung Abessinians sonst hochverdienten Schweizerers Werner Munzinger. Sowohl der Feldzug von 1875, als die vom Sohne Ismails, dem Prinzen Hassan, selbst geführte zweite Expedition vom Jahre 1876 verlief für Egypten trotz vortrefflicher Ausrüstungen schrecklich; beidemal wurde die ägyptische Armee total vernichtet, Munzinger

selbst mit seiner von Sünden vordringenden Schar fast am gleichen Tage mit Hassans stattlicher Armee niedergeworfen. Diese glücklichen Kämpfe nach außen wirkten im Innern wenigstens einigend: Johannes Gegner unterwarf sich, nur in den nördlichen Grenzgebieten dauerten die Streitigkeiten noch fort. Um auch diese zu schlichten, wandte sich Johannes an die europäischen Mächte: ein Antwortschreiben des deutschen Kaisers dem Regus zu überreichen, war die Mission, welche Kohlfs im Herbst 1880 unternahm.

Nettelbeck als Sklavenhändler.

Humanität ist uns Modernen ein ganz geläufiger Begriff, und daß Sklavenhandel gewissermaßen das Kapitalverbrechen gegen Humanität bedeutet, scheint uns selbstverständlich. Und doch, wie jung ist diese Humanität! Die alten Griechen, deren „reine Menschlichkeit“ uns sonst in vielen Beziehungen Vorbild ist und bleibt, waren überzeugt und hartnäckige Anhänger des Sklavenwesens. Selbst Aristoteles, der erlauchte und realistische Philosoph, hielt Sklaven für unentbehrlich! Aber wir brauchen nicht einmal ins Altertum zurückzugreifen. Ein Mann, der unserer deutsch-patriotischen Sympathie sicher, weil er unter den Helden, die Deutschlands Freiheit wiedergewinnen halfen, voranleuchtet, Nettelbeck, der helbenmütige Verteidiger Kolbergs, hat auch einst als Schiffskapitän Sklavenhandel getrieben, — wie er in der von ihm geschriebenen und von Haken herausgegebenen Lebensbeschreibung selbst erzählt (3 Bände, Leipzig, 4. Auflage 1878). Unserer Verehrung für den verdienten Mann wird es ebensowenig Abbruch thun, wie es die Achtung der Mitbürger und Zeitgenossen verminderte. Er selbst versichert, daß seiner Zeit, also vor hundert Jahren, dieser Gelderwerb durchaus nicht anrüchrig oder ehrenrührig gewesen. Das ist ihm wohl zu glauben. Wer steht uns dafür, daß wir nicht dereinst bei unsern Nachkommen, deren Humanität vielleicht zu feinsten Empfindsamkeit ausgebildet sein wird, für abscheuliche Barbaren gelten, weil wir Dienstboten halten, Jagd auf Hirsche, Rehe und Hasen machen, unter Umständen rohes Fleisch essen und dergleichen mehr? Auf dieser Gefühlsskala gibt's eben kaum eine letzte Stufe. Nettelbeck versichert ferner, man habe damals die „schwarze Ware“ keineswegs schlecht behandelt; es kommt ihm dabei nicht etwa auf eine Ehrenrettung an, sondern er fügt gelassen zu: hätte man die Sklaven schlecht behandelt, so würde man ihren Ankaufspreis verringert haben.

Wie es nun auf einem Sklavenschiffe damaliger Zeit zugeht, mag folgender Auszug aus den Mitteilungen der Nettelbeck-Biographie erläutern.

Die Männer wurden paarweise zusammengepackt: ihr Schlafraum unten im Schiff war von dem der Frauen durch ein starkes Gitterwerk geschieden. Bei dieser Wand stehen, so erzählt Nettelbeck, zwei Kanonen, deren Mündung gegen das Verhältnis der Männer gerichtet ist, in Wirklichkeit besteht die Ladung aus — Grüte, damit es, selbst im

Falle einer Extremität, doch nicht gleich das Leben gelte, „denn die Kerle haben ja Geld gekostet!“

Allen Negern ohne Ausnahme wird des Morgens, etwa um 10 Uhr, das Essen gereicht, indem je zehn einen hölzernen Eimer voll Gerstgrauen empfangen. Die Stelle, wohin jede solche Tischgesellschaft sich setzen muß, ist durch einen eingeschlagenen eisernen Nagel genau bezeichnet. Alles sitzt rings um das Gefäß mit Grüte, welche mit Salz, Pfeffer und etwas Palmöl durchgerührt ist, doch keiner langt um einen Augenblick früher zu, als bis dazu durch den lauten Schlag auf ein Brett das Zeichen gegeben worden. Bei jedem Schlage wird gerufen: „Schuckla!“ Den dritten Ruf erwidern sie alle durch ein gellendes Hurrah, und nun holt der erste sich seine Hand voll aus dem Eimer, dem der zweite, dritte, und so fort in gemessener Ordnung folgen. Anfangs geht dabei alles still und freundlich zu; neigt sich aber der Vorrat im Gefäß zu Ende, so entsteht Hader; jeder sucht dem Nachbar die Kost aus den Händen und beinahe aus dem Munde zu reißen. Die Peitsche spielt den Friedensstifter!

Die wiederhergestellte Ruhe wird dazu angewendet, ihnen den ledigen Eimer mit Seewasser zu füllen, damit sie sich Mund, Brust und Hände abwaschen. Zum Abtrocknen gibt man ihnen ein Ende aufgetriebenes Tau (Schwabber genannt), worauf sie paarweise zu der Süßwassertonne ziehen, wo ein Matrose jedem ein Gefäß, etwa ein halb Quart enthaltend, reicht, um ihren Durst zu stillen.

Nach solcher gestalt geendigter Mahlzeit, und nachdem das Verdeck mit Seewasser angefeuchtet worden, läßt man das ganze Völkchen reihenweise und dicht nebeneinander sich niederkauern, und jeder bekommt einen holländischen Ziegelstein (Wopstein) in die Hand, womit sie das Verdeck nach dem Takte und von vorn nach hinten zu scheuern angewiesen werden. Sie müssen sich dabei alle zugleich wenden, und indem sie bald vor- und bald rückwärts arbeiten, wird ihnen unaufhörlich neues Seewasser über die Köpfe und auf das Verdeck gegossen. Diese etwas anstrengende Uebung währt gegen drei Stunden und hat bloß den Zweck, ihnen Bewegung zu verschaffen und sie desto gesunder zu erhalten.

Hiernächst müssen sie sich in dichte Haufen zusammenstellen, wo dem noch dichtere Wassergüsse auf sie herabströmen, um sie zu erfrischen und abzukühlen. Dies ist ihnen eine wahre Lust; sie jauchzen dabei vor Freude, und in der brennend schwülen Sonnenhitze, der sie, ohne alle Bedeckung, den ganzen Tag ausgesetzt sind, muß es ihnen auch wirklich für eine wahre Erquickung gelten. Noch wohlthätiger aber ist für sie die nun nächstfolgende Operation, indem einige Eimer, halb mit frischem Wasser angefüllt und mit etwas Zitronensaft, Branntwein und Palm-Del durchgerührt, aufs Verdeck gesetzt werden, um sich damit den ganzen Leib zu waschen und einzureiben, weil sonst das scharfgesalzene Seewasser die Haut zu hart angreifen würde.

Für die männlichen Sklaven sind ein paar besonders lustige und pfißige Matrosen ausgewählt, welche die Bestimmung haben, für ihren munteren Aufenthalt zu sorgen und sie durch allerlei auf die

Bahn gebrachte Spiele zu unterhalten. Zu dem Ende werden auch Tabakblätter unter sie ausgeteilt, welche, nachdem sie in lauter kleine Fegen zerrissen worden, als Spielmarken dienen und ihre Gewinnsucht mächtig reizen. Zu gleichem Behuf erhalten dagegen die Weiber allerlei Arten Korallen, Nadeln, Zwirnfaden, Endchen Band und bunte Läppchen, und alles wird aufgeboten, um sie zu zerstreuen und keine schwermütigen Gedanken in ihnen aufkommen zu lassen.

Spiel, Pöffen und Gelärm währen fort bis um 3 Uhr nachmittags, wo wiederum Anstalten zu einer zweiten Mahlzeit gemacht werden; nur daß jetzt, statt der Gerstgräupen, große Saubohnen gekocht, zu einem dicken Brei gebrüht und mit Salz, Pfeffer und Palmöl gewürzt sind. Die Art der AbSpeisung, des Waschens, Trocknens, Trinkens und Abräumens bleibt dabei die nämliche; nur wird mit allem noch mehr geeilt, weil unmittelbar darauf die Trommel zum lustigen Tanze gerührt wird. Alles ist dann wie elektrifiziert, das Entzücken spricht aus jedem Blicke; der ganze Körper gerät in Bewegung und Verzücungen, Sprünge und Posituren kommen zum Vorschein, daß man ein losgelassenes Tollhaus vor sich zu sehen glaubt. Die Weiber und Mädchen sind indes doch die Befessensten auf dies Vergnügen, und um die Lust noch zu mehren, springen selbst der Kapitän, die Steuerleute und die Matrosen mit dem Leidlichsten von ihnen zu Zeiten herum — sollte es auch nur der Eigennutz gebieten, damit die schwarze Ware desto frischer und munterer an ihrem Bestimmungsorte anlange.

Gegen 5 Uhr geht endlich der Ball aus, und wer sich dabei am meisten angestrengt hat, empfängt wohl noch einen Trunk Wasser zu einer Labung. Wenn dann die Sonne sich zum Untergange neigt, heißt es: „Macht Euch fertig zum Schlafen unter Deck!“ Dann sondert sich alles nach Geschlecht und Alter in die ihnen unter dem Verdeck angewiesenen, aber gänzlich getrennten Räume. Voran gehen zwei Matrosen und hinterdrein ein Steuermann, um Acht zu haben, daß die nötige Ordnung genau beobachtet werde; denn der Raum ist dermaßen enge zugemessen, daß sie schier wie die Häringe zusammengeschichtet liegen. Die Hitze in demselben würde auch bald zum Ersticken steigen, wenn nicht die Luken mit Gitterwerk versehen wären, um frische Luft zur Abkühlung zuzulassen.

Bei ihrer Ankunft an Bord empfangen Weiber und Mädchen einen baumwollenen Schurz um den Leib, der bis an die Knie reicht, und die Männer einen leinwandenen Gurt, der eine Elle in der Länge und acht Zoll in der Breite hält, und den sie, nachdem er zwischen den Beinen durchgezogen worden, hinten und vorn an einer Schnur um den Leib befestigen.

Wenn sie nun gleich auf diese Weise im eigentlichten Verstand nichts mit sich auf das Schiff bringen, so vergehen doch kaum einige Wochen oder Monate, und sie haben allesamt, besonders die weiblichen Personen, ein Paket von nicht geringem Umfange als Eigentum erworben, welches sie überall unterm Arme mit umhererschleppen. Wie man sich

indes leicht denken kann, besteht dieser ganze Reichtum in nichts als allerlei Pappalien, die sie zufällig auf dem Berden gefunden und aufgehoben haben, abgebrochenen Pfeifenstengeln, beschriebenen und bedruckten Papierschnitzeln, bunten Zeugstücken, Stückchen Beseeris und dergleichen Schmirrpfeiferien. Hierzu erbitten sie sich nun von den Schiffsleuten den Zipfel eines Hemdes oder sonst eines abgetragenen Kleidungsstückes, um ihren Schatz da hineinzubündeln.

(Diasakalia.)

Die Zähne bei den Wilden.

Zu allen Zeiten und in allen Zonen haben die Menschen der verschiedensten Völker und Rassen gesucht, durch Entstellung und Verstümmelung verschiedener Teile ihres Körpers eine ihrem Geschmackszufugende Verbesserung und Verschönerung herbeizuführen. Kopf- und Barthaare werden auf die mannigfaltigste Weise geschnitten, rasirt und arrangiert, Ohrlappen und Lippen werden durchlöchert und erweitert, Innenwand und Flügel der Nase werden durchbohrt, die Augenbrauen und Haare am Körper ausgerupft, Taille und Füße eingezwängt und verkrüppelt, und Tätowierungen und Beschneidungen der verschiedensten Art ausgeführt. Ja selbst an den so unentbehrlichen Zähnen, welche der Kulturmensch sich nötigenfalls künstlich zu ersetzen sucht, nehmen manche Naturvölker Verstümmelungen vor, indem sie sie bald spitz oder kurz feilen, bald künstlich färben oder gar ganz ausschlagen. Es dürfte wenig bekannt sein, daß diesem sonderbaren Brauch zahlreiche Völkerstämme in fast allen Erdteilen huldigen. Folgende Auslese aus den darauf bezüglichen Mitteilungen Francis Birghams im „Globus“ wird daher von einigem Interesse sein.

Die wahre Heimat der wunderlichen Sitte scheint der schwarze Erdteil zu sein, wo sie sich bei zahlreichen Negervölkern, den Sudannegern von der Ost- bis zur Westküste, vom Schari und obern Nil im Norden bis herab zum Zambesi im Süden findet. Allgemein sind zwei verschiedene Arten der Verstümmelung verbreitet, das Ausschlagen einiger Schneidezähne und das Spitzfeilen derselben, aber man findet auch beide Arten gleichmäßig bei demselben Stamme.

Bei dem großen Volke der Matua oder Mofoa, welche zwischen dem Rowuma im Norden und dem Zambesi im Süden wohnen, werden die Vorderzähne gewöhnlich spitz gefeilt. Bei den Mangangschas am Schire und Schirwa-See haben die Weiber spitz gefeilte Zähne, so daß ihr großer Mund beim Lachen dem Rachen eines Krokodils oder einer Kake gleicht, und auch bei den Matumboka am Njassa-See werden die hübschen Zähne der jungen Mädchen zugespitzt. Bei den Batoka oder Batoba am Zambesi in der Nähe der Victoria-Fälle werden dagegen beim Eintritt der Mannbarkeit die obern Vorderzähne ausgebrochen, und wer seine vollständigen Zähne besitzt, wird allgemein für häßlich gehalten. Der Bassuto-Hauptling Sbitwane, welcher sie unterjochte, konnte sie selbst durch Androhung schwerer Strafen nie

dahin bringen, die Sitte aufzugeben. Bei den südlicheren Stämmen der Betschuanen, Bassutos und Kaffern kommt die Sitte nicht vor, und besonders die Zulu-Kaffern zeichnen sich durch ihre blendend weißen Zähne aus.

Weiter nach Norden wird der Brauch des Spitzfeilens seltener. Zwar raspeln bei den Wadu manche die beiden innern Seiten der obern beiden Schneidezähne derart aus, daß ein offenes Dreieck entsteht, aber sonst kommt die Sitte in diesen Gegenden nicht vor.

Ueber die Verbreitung der Zahnverstümmelung unter den Völkern im obern Nilgebiet, in den Flachländern der Bahr-el-Ghazal-Zustüsse, berichtet Schweinfurth Ausführliches. Am beliebtesten ist daselbst das Ausbrechen der untern Schneidezähne, was bei den Schilluk frühzeitig und ausnahmslos stattfindet, wie auch bei den Dinka, und zwar bei beiden Geschlechtern. Ekelhaft erscheinen bei diesen Stämmen alte Leute auch dadurch, daß ihre stehengebliebenen oberen Schneidezähne durch den mangelnden Widerstand von unten zum Munde herausragen und sich gespreizt ausnehmen, wie die Finger einer ausgestreckten Hand; solche Leute nennen die Nubier „Abu-Serän“, d. h. Vater Raffzahn.

Bei den Dandas berichtet Marche, die Prozedur des Anspitzens der Schneidezähne an drei jungen Männern vollzogen gesehen zu haben, und zwar gibt er an, daß die stumpfen Ranten der Zähne nicht abgefeilt, sondern ungesähr, wie man Zucker klopft, mit einem Messer abgeschlagen wurden. Von den Luchaze berichtet Serpa Pinto, daß sowohl Männer als Frauen sich drei Vorderzähne dreieckig zu schneiden pflegen, so daß bei geschlossenen Zähnen rautenförmige Deffnungen entstehen.

Daß die Sitte der Zahnverstümmelung nicht allein auf beiden Seiten des Kontinent¹, sondern auch quer durch denselben verbreitet ist, wird uns durch Stanleys Bericht seiner Kongofahrt bestätigt. Schon am obern Kongo-Nualaba in Ubwire (20^o südl. Br.) traf er den mächtigen Stamm der Wabwire oder Wajongora-Meno, des „Volkes mit den gefeilten Zähnen“. Bei den Wane-Mpungu, welche zwischen dem fünften und sechsten der Stanley-Fälle, unter dem Aequator, wohnen, war bei jedem Mann die obere Zahnreihe spitz gefeilt, und in Urangi, an dem großen Bogen des Kongo (20^o nördl. Br.) trugen die Eingeborenen Halsbänder von Menschenzähnen, und ihre eigenen Zähne waren gefeilt. Weit im Süden des Kongo, in den Lunda-Staaten, dem Reiche des Muata-Janvo, taucht nochmals eine Spur dieser Sitte auf; bei den Weibern der Kalunda, welche sich speziell in der Hauptstadt Mussumba und ihrer Umgegend Molua nennen, werden die beiden oberen Schneidezähne rundgefeilt und die beiden unteren ausgesprochen. Unter den Weibern in Bornu herrscht die Sitte, die Zähne künstlich zu färben, die wir in Ostasien und dem malaischen Archipel allgemein verbreitet wiederfinden werden. In Bornu werden die Zähne künstlich rot gebeizt, während die Weiber von Bagirmi ihre weißen Zähne bewahren.

Was die Gründe und Ursachen für diese allgemeine Zahnverstümmelung unter den Afrikanern be-

trifft, so sind dieselben fast ebenso mannigfaltig, als die verschiedenen Arten und Weisen derselben. Waiz hält die künstliche Gestalt, welche die Neger ihren Zähnen geben, für nationale Zeichen der verschiedenen Stämme. Dies mag in den meisten Fällen, wenn auch nicht in allen, richtig sein. Von dem Spitzfeilen der Schneidezähne glaubt Schweinfurth, daß es den Zweck hat, in Einzelkämpfen und beim Ringen wirksam in die Arme des Gegners einbeißen zu können, und somit die Wehrhaftigkeit zu erhöhen, während er das Ausbrechen der oberen Schneidezähne für eine Nachahmung der vergötterten Weberkauer hält. In vielen Fällen wird die Sitte auf den rohen Geschmack und das falsche Schönheitsgefühl des Volkes zurückzuführen sein, in andern auf den Wunsch, dem Gesicht ein möglichst wildes und gefährliches Aussehen zu geben; auch dürfte bei manchen Stämmen die Operation als Ceremonie der Mannesweihe gelten. Dagegen ist es keineswegs bewiesen, daß spitz gefeilte Zähne als Beweis für den Kannibalismus ihrer Besitzer gelten können.

Unter den australischen Eingeborenen ist ausschließlich das Ausschlagen der Zähne gebräuchlich. Dieser weit verbreitete, wenn auch nicht allgemeine Brauch scheint seit Jahrhunderten unter den Ureinwohnern des fünften Erdteils zu bestehen. Schon der britische Seefahrer William Dampier, welcher am 4. Januar 1688 an der Westküste von Neu-Holland in 16^o 50' südl. Br. landete, berichtet über die dortigen Eingeborenen: „Ich weiß zwar nicht, ob sie ihnen die vordersten beyden Zähne an den oberen Kinnbacken mit Fleiß ausreißen, gewiß aber ist, daß sie allen, Mann- und Weibs-Personen, Alt und Jungen fehlen.“ Diese alte Sitte hat sich bis auf den heutigen Tag erhalten, obgleich bei den meisten Stämmen nur die Knaben im 7. bis 8., bei andern im 11. oder 12. Jahre dieser Operation unter vielen Feierlichkeiten sich unterziehen müssen. Bei dem Guolburn-Stamm (nördlich von Melbourne) wird der Knabe von drei Stammgenossen in den Wald geführt, wo er zwei Tage und eine Nacht bleibt, und sich die zwei oberen Schneidezähne ausschlägt, welche er seiner Mutter bringt. Diese sucht einen jungen Gummibaum und versteckt die beiden Zähne in die obersten Nester. Stirbt der Sohn, so schlägt man die Rinde unten am Baum und tötet ihn durch Feuer, sodaß er als Denkmal des Toten stehen bleibt. Am Macquarie findet das Ausschlagen des rechten Schneidezahnes bei allen jungen Männern statt und bei den meisten östlichen Küstenstämmen wird ein Vorderzahn ausgeschlagen. Die ganze Nacht vor der Operation müssen die Jünglinge mit gekreuzten Händen knien; sprechen dürfen sie während des ganzen Festes nicht. Der Stamm der Camaragal hat hier allein das Recht, die Cerimonien vorzunehmen, wofür er von den andern Stämmen als Anerkennungszeichen einen Zahn der jungen Leute fordert; ebenso fehlt auch jedem Camaragal selbst ein Vorderzahn. Der Zahn wird, unter andern Feierlichkeiten, mit einem heiligen Stein oder Knochen ausgeschlagen, und zwar der obere rechte Schneidezahn. Am Kap York geschieht die Operation verborgen im Walde, durch einen Mann, welcher ein

Federkleid trägt; während eines ganzen Monats dürfen die Jünglinge bei Todesstrafe von keinem Weibe erblickt werden.

Die Bedeutung der Sitte ist noch nicht völlig aufgeklärt, doch scheint sie eine symbolische zu sein. Bei den meisten Stämmen, wo nur die Knaben sich der Operation unterwerfen müssen, bildet sie jedenfalls, in Verbindung mit andern Ceremonien, eine Art Mannesweihe, wobei durch Standhaftigkeit eine Mutprobe abgelegt werden soll. Dieser Grund fällt jedoch bei denjenigen Stämmen fort, wo auch die Mädchen sich der Verstümmelung unterwerfen müssen, wie z. B. am Cooper- und Gairdner-See, dem sogenannten Seengebiet in Süd-Australien, worüber Dr. Emil Jung berichtet: Nach vollendetem achten Jahre findet das Ausschlagen der beiden obern Schneidezähne statt, das sogenannte „Tschirintschirrie“. Dies wird an allen Kindern, Knaben wie Mädchen, vorgenommen. Die Operation vollzieht sich in folgender Weise: Zwei etwa 30 Cm. lange Stäbe von Cuyamurra-Holz werden an den Enden zu Keilen geschärft und zu beiden Seiten eines der bestimmten Zähne eingetrieben. Auf den Zahn selbst legt man nun ein Stück Wallaby-Fell in mehreren Falten und setzt darauf ein starkes, gegen 60 Cm. langes Stück Holz. Ein oder zwei Schläge darauf mit einem schweren Stein genügen, den Zahn zu lösen, daß er mit der Hand herausgezogen werden kann. Der zweite Zahn wird auf dieselbe Weise entfernt, wotauf feuchter Thon zur Stillung der Blutung auf die Wunde gedrückt wird. Trotz der Jugend der Kinder verraten sie den Schmerz auf keine Weise. Drei Tage nach der Operation muß das Kind sich hüten, den Rücken von irgend jemand zu sehen, sonst wächst der Mund zu und es muß Hungers sterben; dagegen darf es Freunden ins Gesicht schauen; die ausgezogenen Zähne werden in ein Bündel Gmüfedern gehüllt und ein Jahr oder länger sorgfältig aufbewahrt, damit die Adler sie nicht finden und dann dem Kinde nicht neue größere Zähne wachsen, die sich in die Höhe krümmen und unter großen Schmerzen den Tod verursachen. Ueber den Zweck dieser Sitte haben die Eingeborenen anscheinend keine Kenntnisse, aber über den Ursprung erzählen sie, daß der gute Geist Maramura nach Erschaffung des ersten Kindes diesem die betreffenden Zähne ausgeschlagen habe — warum, wird nicht gesagt — die Veränderung habe ihm gefallen, und daher sei der Befehl gegeben worden, man solle mit jedem Kinde künftig so verfahren. Bei den Makquarie-Stämmen herrscht dagegen der Glaube an einen bösen Geist in Pferdegestalt, welcher die Eingeborenen war dann nicht verschlingt, wenn sie ihm zeigen, daß ihnen ein Zahn ausgeschlagen ist.

Das kindliche Greisenalter.

Ein Greis, der in achtzig Jahren
Des Lebens volle Nichtigkeit,
Wenig Gutes hat erfahren,
Wünscht sich das End' der Lebenszeit.

Verunken in Gedanken ganz,
Auf den Tod sich zu bereiten,

Da trat zu ihm in seinem Glanz,
Der Schöpfer aller Herrlichkeiten.

Du sollst, sprach er, nach meinem Rat
Noch weilen froh hier auf Erden,
Dieweil ich würdig Dich erfand,
Soll erfüllt ein Wunsch Dir werden.

Zum Lohne, daß Du gut gehandelt
Und nicht gestrauchelt auf der Bahn,
In Ehrfurcht vor mir her gewandelt
Drum sehe gnädig ich Dich an.

Willst Du dem Herrscher ähnlich sein?
Wünschst Weisheit Du oder Ehre?
Macht und Reichthum? sie seien Dein!
Wähle nur und dann begehre!

Doch übereilen sollst Du's nicht,
Was Du wünschest, wirst erreichen,
So wie Dein Mund das Wort ausspricht,
Dir geschieht und Deinesgleichen. —

Da sprach der Alte mit Bedacht,
Nicht Macht und Reichthum bringt mir Glück,
Was glücklich einst mich hat gemacht,
Das wünsch ich heute mir zurück.

Nicht Größe und auch nicht Ehren,
Nicht meines Strebens Ziel sie sind,
Willst Du mir die Bitt' gewähren,
So laß mich werden wie ein Kind.

Dem die kindlich reine Seele,
Sie bleibt vom Lebensschmutz verschont,
Was vor allem ich mir wähle,
Nur in des Kindes Herze wohnt. —

Du hast weise und mit Verstand
Dir das Schönste auserkoren,
Nicht der Erde nichtigen Tand,
Sei von neuem denn geboren!

Schön sollst Du Dein Leben schließen,
Glücklich sei Du, wie einst als Kind,
Alle sollen so genießen,
Die nur entfernt Dir ähnlich sind.

Also ward's dem Greis beschieden,
Der erkannt des Himmels Güte,
Daß er leb' nach Kindes Weise
Gottes Engel ihn behüte.

Rätsel.

Die erste ist der zweiten Mutter,
Die zweite ist der ersten Vater;
Das Ganze ist vom ersten und vom zweiten.

Auflösung des Rätsels in Nr. 21 des Erzählers:
Vielleicht

Richtig angegeben von J. Bürger in Düsseldorf,
C. S. und H. L. in Benrath und L. in Neusrath.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage der „Hildener Zeitung“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 23.

Samstag, 2. Dezember 1882.

1. Jahrg.

Des Kapitäns bester Rock.*)

Humoreske von J. Hohenfeld.

Der Kapitän Robertson, welcher eine bewegte militärische Laufbahn hinter sich hatte und sich noch jetzt mit Vorliebe „Herr Kapitän“ nennen ließ, war ein stattlicher Mann in den fünfziger Jahren und ein großer Freund von einem Gläschen Wein.

Der Herr Kapitän pflegte, wenn er an einem schönen Sonntage ausging, einen dunkelblauen Militärrock von feinstem Tuche zu tragen. Derselbe hatte einen Kragen von Seehundsfell, und Aufschläge sowohl, als Besatz waren von demselben Stoff; der Rock hatte infolge dessen ein sehr elegantes Aussehen.

Eine alte, schäbige Toppe hing beständig hinter der Küchentür, welche der Kapitän auf besonderen Wunsch seiner Frau stets dann anzog, wenn er in seinem Weinkeller oder zwischen seinen alten Papieren herum zu kramen hatte.

Des Kapitäns „bester Rock“ aber war der Stolz und die Freude seiner Frau. Sie sorgte dafür, daß er stets sauber gebürstet war. Sie hing ihn nach dem Gebrauch immer eigenhändig an einen besonderen Nagel in dem Kleiderschrank; auch sah sie immer erst nach dem Wetter, wenn der Herr Gemahl ausgehen wollte, ob sie ihm auch den besten Rock anvertrauen konnte, ohne daß derselbe Schaden litt.

Indessen, das Verhängnis waltet oft, wenn wir es am wenigsten erwarten.

Eines schönen Tages, als es regnete, so stark es nur konnte, sah die Frau Kapitän ihren Mann ganz gemüthlich vor einem Haufen Zeitungen sitzen. Er hatte sich vorgenommen, einen Untersuchungsbericht von Anfang bis zu Ende zu lesen.

Sie machte sich deshalb beruhigt an ihre häuslichen Arbeiten, die man am liebsten bei Regenwetter vornimmt.

Als sie nach ungefähr einer Stunde wieder ins Zimmer kam, war zu ihrem Erschrecken der Herr Kapitän fortgegangen.

Es goß in Strömen vom Himmel herab. Alle Zeitungen lagen in einem Haufen auf dem Tische, daneben lag die Brille und die geliebte Meeresschaumpfeife des Kapitäns.

„Gütiger Himmel!“ rief die Frau. Er ist ausgegangen! Er geht sicher nach dem Kasino, und das bei diesem Wetter!“

*) Nachdruck nicht gestattet.

Da schoß ihr ein plötzlicher Gedanke durch den Kopf und ein fast tödtliches Erschrecken besiel sie.

„Allgerechter! der Rock, sein Staatsrock!“ rief sie aus. „Er wird doch nicht —“

Sie vollendete nicht; an den Kleiderschrank eilend und diesen öffnend, fand sie zu ihrem Entsetzen den Regenrock dort noch hängen, der schöne, blaue Tuchrock aber war fort. Dazu noch stand der Schirm auch im Schrank.

„Er hat seinen besten Rock angezogen und ist ohne Regenschirm ausgegangen!“ rief die Frau, die Hände zusammenschlagend und warf sich in einen Armstuhl. „O, weh! O, weh! Mary, Mary! Der Herr Kapitän hat seinen besten Rock angezogen und ist ohne Schirm ausgegangen, und das bei diesem Wetter!“

Mary, die alte Dienerin des Hauses, kam hereingestürzt und vereinte ihr lautes Klamentieren mit dem der Hausfrau.

Beide Frauen wurden jetzt die leere Flasche gewahr, welche neben dem Glase auf dem Tische stand. Beide wußten genau, daß sie vor einer Stunde noch nicht leer gewesen war, und nun konnten sie sich auch denken, weshalb der Herr Kapitän bei diesem Regen ohne Schirm ausgegangen war.

Mary nahm die leere Flasche mit in die Küche und die Frau des Hauses harrete der Rückkehr ihres Mannes.

Aber Stunde auf Stunde verrann. Es fing bereits an zu dämmern und immer kam der Gemahl noch nicht wieder. Und dabei regnete es noch immer stärker als vorher.

Endlich hörte die Frau des Kapitäns ein Geräusch an der Hausthür und gleich darauf stolperte ihr Mann aus Sturm und Regen in sein Heim und bald darauf ins Zimmer hinein. Einen Blick nur warf die Frau auf den späten Ankömmling, dann schrie sie förmlich auf. Er war in — Hemdsärmeln.

Was mochte aus dem Rock, dem Staatsrock geworden sein?

„Du bist ja naß wie eine Wasserratte!“ rief sie aus. „Du bist ganz aufgeweicht! Und der schöne Rock, wo ist der? Wo ist Dein bester Rock? Wo hast Du ihn gelassen? Sage es mir! O, Du mußt ja schnell zu Bett! Ich will Deine Füße in Flanell einwickeln und Dir eine Schlafmütze aufsetzen. Ich will Dir Kamillenthee kochen, damit Du ordentlich in Schweiß kommst. Bei solchem Wetter ohne Schirm und Rock nach Hause zu gehen — Du kannst ja die Lungenwindfucht bekommen!“

Der Herr Kapitän war auf einen Stuhl niedersinken und hörte die Empfangsrede seiner Frau in selbiger Weinlaune mit vor Müdigkeit halbgeschlossenen Augen ruhig an. Er hörte kaum, was sie sprach.

„Aber, so sage mir doch um des Himmels willen, was hast Du mit Deinem Rock angefangen, mit Deinem besten Rock?“ rief seine Gattin aus und teilte ihre Angst zwischen dem franken Gemahl und dem verschwundenen Rock.

„Habe ihn verschenkt!“ stammelte jetzt der Kapitän in Absätzen mit schwerer Zunge hervor. „Habe ihn verschenkt!“ wiederholte er. „Bin mildthätig gewesen! Gab ihn weg!“

Er erlaubte jetzt seiner Frau, daß sie ihm die Stiefel aushalf.

„Du gabst Deinen Rock weg?“ schrie die Dame empört auf. „D, wie muß der Wein Deinen Kopf eingenommen haben!“

„Mein Herz, mein Herz, Liebste!“ erwiderte der Weintrunkene und fuhr sich mit der Hand über die Brust. „Ich habe ein zu weiches Herz, zu weiches Herz! Konnte es nicht mit ansehen, daß ein Mensch heute — ohne Rock gehen — sollte! Ist auch ein Mensch! Habe genug Röcke!“

„Das war brav von Dir!“ sagte die Frau, während sie ihm ins Bett half. „Wo war der Mann? Wo ist er jetzt?“

„Unten — im Kasino!“ antwortete der Uebermüdete.

„Ist er noch da?“ fragte sie wieder.

„Der Wirt ist ein guter Mann; bei solchem Wetter schickt der keinen Hund hinaus!“ gab der Kapitän zur Antwort. In demselben Augenblick aber fing er auch schon laut zu schnarchen an.

„Gütiger Himmel!“ rief die Frau verzweifelt aus. „Was soll ich nun beginnen?“

Plötzlich mußte ihr ein Gedanke gekommen sein; leise verließ sie das Zimmer.

„Mary,“ sagte sie, ins Nebenzimmer tretend, wo die Dienerin den Tisch deckte, „denke Dir, des Kapitäns Staatsrock ist weg! Er hat ihn verschenkt! Und er wird nie wieder einen Rock bekommen, der ihn so gut kleidet, wie dieser! Wir müssen zusehen, daß wir ihn zurückbekommen, Mary. Vielleicht ist der Mann noch im Kasino. Ist Tobias noch in der Küche?“

„Ja, Madame!“ antwortete das Mädchen.

Der junge Bursche, der zuweilen Wege für das Haus besorgte, hielt sich mit Vorliebe zur Essenszeit in der Küche auf; glücklicher Weise auch heute.

„Schicke ihn zu mir herein,“ sagte Frau Robertson, schnell entschlossen.

Mary öffnete die Thür und rief:

„Tobias!“

Der Gerufene kam. Er war nicht gerade ein sehr gewitzter Mensch, aber ehrlich und treu wie Gold. Er trat schüchtern ins Zimmer.

„Tobias,“ redete die Hausfrau ihn an, „ich habe einen Auftrag für Dich! Nimm einen Schirm und gehe nach dem Kasino. Wende Dich an den dortigen Wirt und bitte ihn, daß er Dir den Mann zeige, dem der Herr Kapitän vorhin einen Rock ge-

schenkt hat. Wenn er Dir den Unbekannten gezeigt hat, so gehe zu demselben und gib ihm dieses“, hier gab Frau Robertson dem Burschen einen Fünfdollarschein, „und nimm ihm auch den Rock mit, der hinter der Küchentür hängt. Du verstehst mich doch, Tobias?“

„Ja, Madame!“ sagte Tobias. „Ich soll dem Mann, dem der Herr einen Rock geschenkt hat, diesen Fünfdollarschein und den Rock, der hinter der Küchentür hängt, geben.“

„Das ist recht, Tobias!“ versetzte die Frau. „Und dann sage dem Fremden einen Gruß von Frau Kapitän Robertson, und ob er vielleicht das Geld und diesen Rock annehmen und Dir dafür den andern Rock zurückgeben wollte, den der Herr Kapitän ihm vorhin geschenkt hat. Vielleicht thut er es, weil er bares Geld dafür bekommt. Sei recht schlau, Tobias, und sage ihm, er thäte mir einen großen Gefallen damit.“

Tobias hörte aufmerksam auf alles, was die Herrin des Hauses ihm sagte und ging dann seiner Wege, um streng so zu handeln, wie ihm befohlen worden war.

Er war kaum eine halbe Stunde fort, als er schon wieder zurückkehrte, mit einem Paket in Zeitungspapier unter dem Arm und einem schlaun Lächeln auf seinem einfältigen Gesicht.

Mit strahlendem Gesicht begrüßte die Kapitänsfrau die Ankunft des Burschen, der ihren Auftrag so zufriedenstellend ausgeführt hatte. Mit vor Freuden zitternden Händen öffnete sie das Paket und stieß im nächsten Moment einen Schrei der Ueberraschung aus. Was das Papier enthielt, war — ein alter, schäbiger, gelbbrauner Rock, voller Flecken auf den Schultern und den Ärmeln.

„Aber das ist ja des Herrn Arbeitsrock!“ rief Mary aus, als sie kaum einen Blick auf den Inhalt des Paketes geworfen hatte. „Tobias hat sich von dem Fremden betrügen lassen!“

„Das ist nicht wahr!“ rief Tobias protestierend aus. „Diesen Rock hier hat er angehabt, als ich in das Wirtszimmer gekommen bin, und als ich ihn darum bat, hat er ihn ausgezogen und ihn mir gegeben und in Papier gewickelt, dann hat er den andern Rock angezogen und dann —“

„Und was war das für ein Rock, den Du ihm hingebracht hast?“ rief die Frau des Kapitäns, das Gesicht rot vor Aufregung, aus.

„Der Rock, der hinter der Küchentür geblieben hat, ein blauer Rock mit Pelztragen und gleichen Aufschlägen.“

„Himmel! Sein bester Rock!“ rief die Frau aus, wie vernichtet auf einen Sessel niedersinkend und in komischer Verzweiflung die Hände ringend. „Ich habe seinen besten Rock weggegeben! Wie aber, in des Himmels Namen, kommt denn der dahin?“

„D,“ sagte Tobias und freute sich, daß er darüber Auskunft geben konnte, „ehe der Herr heute Nachmittag ausging, hing er den blauen Rock hinter die Thür und zog diesen grauen dafür an. Wenn meine Frau mich in diesem Rocke ausgehen sähe, da würde ich schöne Scheltworte zu hören bekommen!“ sagte der Herr. Und dann ging der Herr fort —

Er kam nicht weiter. Er wurde sehr unansehnlich von Mary dadurch unterbrochen, daß ihn dieselbe links und rechts mit Ohrfeigen traktierte.

„Du böshafter Schlingel! Warum hast Du das nicht früher gesagt?“ schrie die Frau des Kapitäns wütend auf.

„Mich hat ja niemand gefragt!“ versetzte Tobias beleidigt.

Es war umsonst, daß beide auf den schuldlosen Urheber dieses Unglücks loszuschlugen, das nützte, das half alles nichts. Es war umsonst, daß Tobias noch in derselben Stunde aufs neue nach dem Kasino rannte und nach dem Fremden forschte, derselbe hatte das Lokal längst verlassen. Es war umsonst, daß die Kapitänsfrau sich wochenlang vor Verzweiflung über den durch ihren übertriebenen Eifer verschentten, unersetzlichen, besten Rock ihres Mannes fast vor Gram verzehrte; umsonst, daß der Kapitän, als er den Verlust der höchsten Zierde seiner ganzen Garderobe erfuhr, wettete und tobte und sich aufs neue einen Rausch antrank, um seinen Nimmer über den verlorenen Staatsrock, der der Stolz seiner Frau gewesen war, zu vergessen. Er war fort mitsamt der Fünfdollarnote und dem unbekannten Fremden, der gleichsam von der Erde verschwunden war auf Nimmerwiedersehen.

So kam Kapitän Robertson um seinen „besten Rock“.

Ueber Heizung vom gesundheitlichen Standpunkte.

„Es ist eine Wohlthat, daß es uns gegeben ist, die Luft der geschlossenen Wohnräume künstlich zu erwärmen. Die Art jedoch und das Material, auf welche wir in kleinbürgerlichen Verhältnissen zur Erreichung dieses Zweckes angewiesen bleiben, sind geeignet, diese Wohlthat in eine größere oder geringere Plage zu verwandeln.“ Diese Worte des Sanitätsrats Dr. P. Niemeyer stellt ein Mitarbeiter der N. Fr. Pr. seinen Ausführungen über das obige Thema voran, um zum Bewußtsein zu bringen, daß wir die künstliche Erwärmung unserer Wohnungen mit einer Reihe übler Thaten erkaufen, welche die Heizsaison zu einem Notstande für unsere Atendiätetik machen. Aufgabe der Hygiene ist es nun, auf diese Uebelstände aufmerksam zu machen und deren Beseitigung oder Verminderung anzustreben.

Vor allem ist die Frage, ob man zu heizen beginnen solle, nicht nach der augenblicklichen Gefühlslage zu entscheiden, denn nicht selten ist Frostgefühl lediglich von einem leichten Katzenjammer oder von unterlassener Körperbewegung bedingt, sondern dieser Zeitpunkt sollte der sorgfältigsten Erwägung unterworfen, möglichst lange hinausgeschoben und die Heizperiode selbst thunlichst abgekürzt werden.

Die günstigste Temperatur ist + 14, höchstens + 15 Grad Reaumur, wobei indes zu beachten ist, daß ein behagliches Wärmegefühl nicht allein von der Temperatur der uns umgebenden Luft abhängt, sondern hauptsächlich von der Größe der Wärmeausstrahlung unseres Körpers gegen die umgebenden kalten Gegenstände, beziehungsweise auch von der Aufnahme

mit der Wärmestrahlung. So kann z. B. im strengen Winter in einem längere Zeit nicht bewohnten Zimmer der rasch angeheizte Ofen sehr heiß sein, und man wird trotz 16 Grad Reaumur, die das Thermometer anzeigt, frösteln, während etliche Tage später, nachdem das Zimmer regelmäßig geheizt wurde, man es schon bei 14 Grad Reaumur sehr behaglich warm findet; auch sinkt dann die Temperatur der Luft, sobald das Feuer im Ofen ausgegangen ist, nicht mehr so rasch wie an jenem ersten Tage. Das Gegenstück dieses Beispiels liefert der Aufenthalt in einem von Menschen erfüllten (Ball-) Saale, wo einem der Kopf und der ganze Körper so heiß wird, auch wenn die Temperatur oft nur 16 bis 17 Grad Reaumur beträgt, indes man sich in dem ebenso warmen, aber leeren Nebenzimmer ungleich angenehmer befindet. Diese Erscheinung erklärt sich aus dem Umstande, daß in einem — wie man zu sagen pflegt — nicht „ausgeheizten“ Zimmer der menschliche Körper zu viel Wärme an die kalten Wände, Fußböden, Möbel u. s. w. durch Strahlung abgeben muß, wodurch notwendigerweise Kältegefühl entsteht, während im Gedränge, wo ein jeder von so vielen ebenso warmen Körpern (man könnte sagen: lebenden Ofen) umgeben ist, die unerläßliche Wärme-Ausstrahlung auf ein Minimum beschränkt bleibt, was auch bei normalem Thermometerstande Unbehaglichkeit und drückendes Hitzegefühl zur Folge hat.

Maßgebend für den Grad der Beschickung des Heizapparates bleibt nebst der Temperatur und Feuchtigkeit der Außenluft auch die Windstärke, denn bekanntlich wirkt feuchtes, sowie namentlich windiges Wetter abkühlender als windstilles. Ueberdies hat man sich empirisch mit der Heizkraft seines Ofens vertraut zu machen, um danach die gehörige Menge des Brennmaterials zu nehmen. Vom hygienischen Standpunkte ist zu bedauern, daß das Brennholz immer mehr von der unsauberen Braun- und Steinkohle verdrängt wird, denn diese hat uns für die Winterzeit eine neue Staubquelle geschaffen, von deren Wirkung die Wenigsten eine Ahnung haben.

Wer sich von der Größe dieser Staubquelle eine Vorstellung machen will, braucht nur des Abends eine (mit Glycerin betupfte) Glasplatte in dem geheizten Wohnzimmer frei liegen zu lassen und am nächsten Morgen die darauf haften gebliebene Staubprobe bei etwa hundertfacher Vergrößerung durch das Mikroskop zu betrachten, so wird er nicht wenige Kohlenplitter darin erkennen, die übrigens sehr häufig auch mit freiem Auge in den ausgeworfenen Schleim als schwarze Punkte beobachtet werden können. Deshalb wird jede hygienisch strebsame Hausfrau die Hereinschaffung und Behandlung dieses Brennstoffes mit größter Sorgfalt und insbesondere die Reinigung der Roste und die Entfernung der Asche erst nach vorhergegangener entsprechender Benetzung mit Wasser vornehmen lassen. Gegenüber der Feuerung mit Steinkohlen (Braunkohlen und Torf), bei welchen nicht selten auch Verpuffungen, kleine Expeditionen im Feuerraum vorkommen, wodurch zuweilen Rauch ins Zimmer tritt, ist die Heizung mit Steinkohlen-Roaks, gewöhnlich kurzweg Roaks genannt, etwas reinlicher und bequemer. Die ausgedehnteste An-

wendung im häuslichen Gebrauche haben die bei der Darstellung des Leuchtgases aus Steinkohlen zurückbleibenden Gasstaaks; diese eignen sich, namentlich wenn sie wenig zusammenbacken, sehr gut zu kontinuierlichen, wie auch zur unterbrochenen Heizung mit Kesselöfen, überhaupt zur Stuben- und Küchenheizung, vorausgesetzt, daß die Öfen dazu eingerichtet sind. Nicht empfehlenswert, weil wenig Staub bildend, sind die Briquettes, ein gewöhnlich aus sonst schlecht verwertbaren pulverförmigen Kohlenabfällen durch Mischung mit Steinkohlenteerpech unter großem Drucke in Ziegelform hergestelltes, verhältnismäßig billiges Brennmaterial, das aber mehr Asche liefert, als die übrigen; ähnlich werden aus gedörtem Torfpulver die Torfbriquettes und aus gebrannter Gerberlohe die sogenannten Kohlfäße oder Kohlfuchen durch Pressung erzeugt und bei dem gewöhnlich geringen Preise zum Aufheizen, sowie zur Erzielung mäßiger und andauernder Wärme nicht ungern benützt.

Eine gute Seite der Stubenheizung ist, daß der vom Zimmer aus beschickte brennende Ofen die Ventilation unterhält; allein dieser Luftwechsel wird vielfach überschätzt. Mehr leistet hinsichtlich der Ventilation das vielbesungene, in England, Frankreich und Italien weit verbreitete Kaminfeuer, welches aber in der nächsten Nähe zu viel, auf Entfernung zu wenig Wärme gibt und beständig unterhalten werden muß, daher das kostspielige Heizverfahren darstellt; überdies ist die Erwärmung, weil nicht durch Leitung, sondern durch einseitige Strahlung bewirkt, ungleichmäßig, unangenehm und gerade nicht zuträglich. Die dekorativen Vorzüge und die Annehmlichkeit, das Feuer brennen zu sehen, haben das Streben gefördert, Kamine herzustellen, welche im Wesentlichen Öfen in Kamingestalt sind und gewöhnlich auch Kaminöfen genannt werden. Solche können in der heizenden und ventilierenden Wirkung den besten Stubenöfen gleichkommen, doch sind deren Anschaffungskosten schon wegen der reichern Ausstattung gewöhnlich viel höher.

Am billigsten aber stellt sich der gewöhnliche eiserne Ofen; er ist jedoch vom hygienischen Standpunkte der schlechteste, und mit Recht nennt ihn der ebenso gemüthvolle als menschenfreundliche schweizer Gesundheitslehrer Sonderegger „den bösen Freund der armen Leute“, denn diese (gewöhnlich auch zu klein gewählten) eisernen Öfen geraten selbst bei nur halbwegs lebhafter Feuerung allzu leicht ins Glühen, ein Umstand, der bei jedem Ofen streng zu verhüten ist; denn abgesehen von dem energischen Wärme-Ausstrahlungsvermögen glühenden Eisens, welches den Aufenthalt in seiner Nähe unerträglich macht, verbrennt es den darauf lagernden, sowie den mit den Luftschichten darüber hinwegstreifenden Staub und gibt Anlaß zur Entstehung des überaus giftigen Kohlenoxydgases und eines eigentümlichen, brenzlichen Geruches. Das mit Recht gefürchtete Kohlenoxydgas entwickelt sich nicht, wie man allgemein, aber sehr irrigerweise glaubt, bloß bei Steinkohlenheizung, sondern überhaupt aus jedem Brennstoffe (Holz, Torf, Roaß, Del, Talg, Stearin u. s. w.) bei unvollkommener Verbrennung, und es ist erfreulich, daß

sowohl an Rache- als an eisernen Öfen die gefährliche Ofenklappe immer mehr durch eine an der Ofenthür angebrachte hermetische Verschlussvorrichtung ersetzt wird, welche den Eintritt der giftigen Verbrennungsprodukte (Kohlenoxydgas u.) ins Zimmer unmöglich macht. Eine weitere Schädlichkeit des gewöhnlichen eisernen Ofens liegt in der allzu raschen Erhitzung der Luftschichten, welche nun im Zimmer nicht eben so schnell mit den nötigen Wasserdämpfen sich sättigen können, sodaß eine solche Luft relativ sehr trocken ist und den darin atmenden Personen Beschwerden macht, weil dem menschlichen Körper augenblicklich eine das normale Maß überschreitende Menge von Wasserdampf entzogen wird. Endlich ist zu erwähnen, daß der eiserne Ofen infolge seiner Eigenschaft, leicht glühend zu werden, mehr als jeder andere die obere Luftschichten unverhältnismäßig höher temperiert, als die untern, entgegen dem schon von Kant verzeichneten hygienischen Grundsatz: den Kopf kühl, die Füße warm zu halten.

Der Thonofen entbehrt zwar den Vorteil der raschen Erwärmung, wird aber dafür nicht leicht glühend und gibt, wenn das Feuer bereits längst erloschen ist, noch Wärme an die Umgebung ab; dies ermöglicht, eine weitaus gleichmäßigere und lang anhaltende Wärme in dem geheizten Raume zu erhalten; gewiß nicht zu unterschätzende Vorteile, welche zur Konstruktion der Thon- oder Thoneisen-Öfen Veranlassung gegeben haben, bei denen Eisen und Thon zur Aufnahme der von den Flammen gespendeten Wärme so kombiniert wurden, daß die Vorteile beider ohne deren Nachteile zur Geltung kommen. Ueberdies ist es in neuester Zeit gelungen, recht praktische (auch sehr ventilationskräftige) Öfen aus Eisen allein herzustellen, von denen besonders zwei Arten hervorgehoben zu werden verdienen; die eine ist von Professor Meidinger in Karlsruhe, die andere von Professor Wolpert in Kaiserslautern angegeben worden. Jene beansprucht Heizung mit Roaß, und zwar müssen dieselben in Würfeln von Fußgröße in Anwendung kommen; diese dagegen können mit jedem, selbst dem schlechtesten Heizmaterial (Sägepähhne, Torfstaub u.) beschickt werden und bieten außerdem den großen Vorzug, daß sie den untersten Luftschichten direkt eine gewisse Wärmemenge zuführen, während der Meidinger-Ofen die Luftschichten in erhöhtem Maße erhitzt, die untern nur durch Circulation erwärmt. Die sich so ergebenden Temperatur-Differenzen sind oft beträchtlich und um so mißlicher, je niedriger der zu beheizende Raum ist. Auch ist der dem Meidinger-Ofen gemachte Vorwurf, daß bei unaufmerksamer, minder verständiger Behandlung gelegentlich des Nachfüllens Kohlenoxyd im Zimmer sich verbreiten kann, nicht ungerechtfertigt. Aus den erwähnten Umständen ergibt sich, daß die Wolpert'schen Öfen für die Einzelheizung unserer Wohnungen das Vortrefflichste darstellen und alles leisten, was nur irgend gewünscht werden kann.

In öffentlichen Gebäuden tritt immer mehr an Stelle der Lokalheizung mit dem Stubenofen, die von einer besondern, gemeinschaftlichen Heizkammer ausgehende Kollektiv- oder Centralheizung. Je nachdem Luft, Wasser- oder Wasserdampf als Träger

der Wärme benutzt werden, unterscheidet man Luft-, Wasser- und Dampfheizung.

Ist der Mond bewohnt?

Ueber dieses schon viel besprochene Thema finden wir in der Didastalia, Unterhaltungsblatt des *Presf. Journ.* folgende interessante Besprechung:

Der Mond kehrt uns bekanntlich stets dieselbe Seite seiner Oberfläche zu und ist uns seine andere Seite daher vollständig unbekannt. Die uns zugekehrte Seite des Mondes ist bei seiner verhältnismäßig geringen Entfernung von der Erde durch unsere Fernrohre genügend erforscht, um deren Beschaffenheit als von solcher Natur bezeichnen zu dürfen, daß darauf keinerlei organisches Leben existieren könne; hieraus ist nun vielfach der Schluß gezogen worden, daß der Mond überhaupt ein toter Weltkörper sei, auf dem kein organisches Leben existiere. — Die tote Beschaffenheit der uns zugewandten Seite des Mondes ist aber durchaus kein Beweis dafür, daß auch seine andere uns unbekannt Seite für organisches Leben ungeeignet sein müsse, die charakteristische Eigenschaft des Mondes, uns immer seine eine Seite zu zeigen, ist vielmehr gleichsam ein Fingerzeig dafür, daß auf seiner andern Seite etwas anderes, uns Unbekanntes existieren möge.

Die Eigenschaft, seinem, ihn in Bezug auf Gravitation beherrschenden Centralkörper stets dieselbe Seite zuzufahren (welche vermuten läßt, daß sein Schwerpunkt nicht in seinem Mittelpunkte, sondern mehr nach der Erde zu liegt), hat der Mond mit den Satelliten des Jupiter, Saturn u. gemeinsam; eine Analogie in dieser Beziehung bieten außer jenen andern Satelliten nur noch die Kometen, welche ihrem Centralkörper — der Sonne — ebenfalls stets nur ihre eine Seite, ihren Kopf zuzufahren, während ihr Schweif immer von der Sonne abgewendet steht.

Hat unser Mond auf der von uns abgewandten Seite vielleicht etwas dem Schweife der Kometen Analoges, etwa eine einseitige Atmosphäre? Daß auf der von uns abgewandten Seite des Mondes Wasser existiere, dürfte nicht unwahrscheinlich sein, vielleicht befindet sich auf dem uns gerade entgegengesetzten Teile der Mondoberfläche ein großes Wasserbecken und rings um dasselbe Vegetation und tierisches Leben.

Nehmen wir zunächst einmal an, daß überhaupt Wasser auf dem Monde vorhanden und fragen uns, welchen Einflüssen der Gravitation und Centrifugalkraft dasselbe dort ausgesetzt sein würde? Die auf unserer Erde so charakteristisch auftretende Erscheinung der miteinander abwechselnden Ebbe und Flut können die auf dem Monde etwa vorhandenen Gewässer in ähnlicher Weise nicht haben, weil derselbe sich in Bezug auf die Erde nicht dreht; auf unserer Erde wechselt Ebbe und Flut aus dem Grunde miteinander ab, weil die Erde sich um ihre Achse dreht und daher dem Monde in schnellem Wechsel ihre verschiedenen Seiten zugekehrt; würde unsere Erde dem Monde stets nur eine und dieselbe Seite zuzufahren, so hätten wir keinen Wechsel von Ebbe und Flut, sondern an

einigen Stellen der Erdoberfläche wäre beständiges Hochwasser, an anderen beständiger Wassermangel. Wie weit der Wassermangel sich auf der Erdoberfläche erstrecken würde, falls die Erde dem Monde stets dieselbe Seite zugekehrte, wollen wir hier nicht untersuchen, jedenfalls würden aber große Teile unserer Weltmeere trocken gelegt werden, während das Wasser sich an andern Stellen dagegen zu erstaunlicher Höhe aufstauen würde: nur die schnelle Drehung der Erde um ihre Achse verhindert dies, indem die Attraktion des Mondes sich in schneller Folge auf verschiedene Stellen des Weltmeeres richtet.

Da nun unsere Erde auf den Mond und alles auf demselben Vorhandene ihrer relativen Größe wegen eine sehr starke Attraktionswirkung ausüben muß, eine sechzigmal größere als wie der Mond auf die Erde ausübt, und da diese starke Anziehung wegen der konstanten Stellung des Mondes zur Erde stets in gleicher Richtung auf ersteren wirkt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die etwa existierenden Gewässer des Mondes ihren Ort auf dessen Oberfläche im wesentlichen gemäß der Stellung der Erde einnehmen; da aber die Erde zum Monde stets dieselbe Stellung einnimmt, so werden die schwereren Teile desselben der Erde zugekehrt, die leichteren von ihr abgewandt sein; es wäre also ganz naturgemäß, daß das Wasser, als leichterer Teil, sich ausschließlich auf der von uns abgewandten Seite des Mondes angesammelt fände.

Beim Monde kann man wegen seiner unveränderlichen Stellung zu dem ihn in Bezug auf Gravitation beherrschenden Centralkörper, der Erde, sehr wohl von einer oberen und von einer unteren Seite desselben sprechen, und zwar ist die von uns abgewandte Seite die obere, die uns zugewandte die untere; sein schwererer Teil, der nackte Fels, ist auf der unteren, uns zugewandten Seite, sein Wasser dagegen schwimmt auf der oberen von uns abgewandten Seite; vermutlich befindet sich dort auch eine einseitige Atmosphäre und organisches Leben.

Eine Verteilung des Wassers auf beide Seiten des Mondes wäre auch mit Rücksicht auf die Centrifugalkraft nicht wohl möglich; in Folge des Umstandes nämlich, daß der Mond in Bezug auf die Erde keine Drehung um seine Achse vollbringt, sondern nur eine solche um die Erde, macht sich auf dem Monde nur eine solche Centrifugalkraft geltend, welche sich aus seiner Drehung um die Erde ergibt, keine solche aus einer Drehung um sich selbst resultierende, wie bei der Erde und den Planeten. Das Wasser, überhaupt alle auf dem Monde vorhandenen Gegenstände, also auch seine Atmosphäre, befinden sich somit unter dem Einflusse einer Centrifugalkraft, deren Mittelpunkt die Erde ist; es muß daher das Wasser und auch wohl der größte Teil der Atmosphäre des Mondes auf der von uns abgewandten Seite desselben angesammelt sein, ähnlich wie der Schweif der Kometen sich stets auf der von der Sonne abgewandten Seite befindet.

Man kann sich leicht ein anschauliches Bild von der Lage des Wassers auf dem Monde machen, wenn man eine Kugel, etwa einen nicht zu kleinen Ball, mittelst eines daran befestigten Fadens einige Zeit

lang im Kreise herumschwingt, wobei derselbe ebenso wie der Mond dem Mittelpunkte der Drehung stets dieselbe Seite zuzehren wird; taucht man nun diesen Ball vor der Drehung in eine Flüssigkeit, welche besser am Ball haften bleibt als Wasser, so wird die am Ball haftende Flüssigkeit sich nach lang fortgesetzter Drehung ausschließlich auf der dem Faden entgegengesetzten Seite des Balles angesammelt haben.

Professor Dr. Gustav Jäger über Normalkleidung.

Der vielgenannte Stuttgarter Professor hielt, laut der Nordb. Allg. Ztg., Ende voriger Woche Vortrag vor einem äußerst zahlreichen Publikum, unter dem man bereits zahlreiche „Wollene“ — so nennen sich die Träger der Jägerschen Normalkleidung — bemerken konnte. Daß Prof. Jäger selbst in der von ihm empfohlenen Kleidung erschien, versteht sich von selbst. Seine muskulöse Gestalt nimmt sich in den eng anliegenden Beinleidern und dem Normalrock, dem schwäbischen zweireihigen „Waffenrock“, recht gut aus. Er trägt beim Vortrage weiße wollene Handschuhe, und aus dem Kragen seines Rockes sieht — etwas inkonsequent — der weißleinen Hemdkragen hervor. Es entspricht seiner reformatorischen Thätigkeit, daß er die hergebrachten Gewohnheiten beim Vortrage außer Acht läßt: er beansprucht für seine Bewegungen einen weiten Spielraum, von dem einen Ende der Bühne geht er im Eifer der Rede zum andern; dem Manuskript, das auf einem Notenpult einer Partitur gleich vor ihm liegt, wird nur hin und wieder ein flüchtiger Blick geschenkt. Der Vortrag an sich hatte viel Fesselndes. Es dreht sich natürlich darum, daß der Mensch nur Wolle tragen müsse, und zwar naturbraune, also aus der Wolle von weißen und schwarzen Schafen gemischte oder mit Indigo gefärbte. Mit Blauholz schwarzgefärbte Kleider seien schädlich. Für das Wollregime führt Prof. Jäger folgende Autoritäten an: zuerst den Schöpfer, der die Tiere mit Wolle bekleide, dann Moses, der im 5. Buch, Kap. 22, Vers 11, schreibt: „Du sollst Dich nicht bekleiden mit Zeug von Wolle und Flachs nebeneinander.“ Orthodoxe Juden tragen deshalb auch noch ausschließlich Wolle, eine Gewohnheit, die der Vortragende als Ursache des langen Lebens der Juden bezeichnet. Eine weitere Autorität nennt er die katholische Kirche, deren Ordensleute, wie die Trappisten, nur in Wolle gekleidet gehen, und endlich zwei Vertreter der Wissenschaft, Hufeland und Pettenkofer. Ein „Wollener“ braucht nach der Theorie Jägers weder auf gymnastische Übungen, noch auf häufiges Baden Wert zu legen, ja von dem letztern, wie von vielem Waschen wird sogar abgeraten. Ist einer gesund, so reinigt sich die Haut von selbst; ein Junge von der Straße, dessen Kleider von Schmutz starren, zeigt, wenn er sonst frisch und gesund ist, unter den Kleidern eine blendend weiße Haut (?!). Neben dem Stoff und der Farbe des Kleides ist naturgemäß auch der Schnitt derselben von wesentlicher Bedeutung. Jäger behauptet, daß unsere jetzige Tracht wie eigens dafür

geschaffen sei, die Ausdünstungen des Körpers der Nase zuzuführen, so daß der Mensch nicht die Zimmerluft, sondern die seinem eigenen Körper entströmende verdorbene Luft einatmen müsse, daher soll die Normalkleidung beschaffen sein, daß die Ausdünstung an den Seiten hinausgehe; enganliegender, um die Hüften und am Halse schließender Rock, und statt der jetzt üblichen Hosen — Tricots. Er wäre, so erklärte der Prof. Jäger, längst als „Lohengrin“ umhergelaufen, wenn nur die liebe Schuljugend nicht gewesen wäre. Aber daheim trage er sich gar nicht anders als so. — Bei diesen Worten entfernte er mit geschicktem Griff die gamaschenartige Umhüllung der unteren Hälfte seiner Beine und stand thatsächlich im Tricot da, zum größten Gaudium seiner Zuhörer und Zuschauer. Zum Schluß seines Vortrages wandte Prof. Jäger sich dem geschäftlichen Teile seiner Agitation zu. Er gebe zu, daß er vom Professor zum Schneiderkönige geworden sei, und verwahre sich auch nicht gegen den Vorwurf, daß er für seine „Firma“ reise. Es müsse in unserer materialistischen Zeit eben alles auf den geschäftlichen Standpunkt gebracht werden: hier Ware — hier Geld! Wenn die Leute nur zufrieden sind!

Der Wert geselligen Umgangs.

Zu diesem Augenblick, wo das gesellschaftliche Leben an allen Orten seine Flügel zu heben beginnt, ist eine litterarische Erscheinung recht zeitgemäß, die uns wissenschaftlich überzeugt, daß wir mit den Besuchen von Gesellschaften nicht bloß unsere Lebensfreuden erhöhen, uns vielmehr auf dem Gebiete der sozialen Ethik und des kategorischen Imperativs befinden, wo es im Zweifel heißt: du mußt. Alle die bekannten fadenscheinigen Ausflüchte gesellschaftscheuer Väter und Gemänner werden mit dem solidesten wissenschaftlichen Material bekämpft. Professor von Zhering, der für die Vertiefung und Erhellung sozialer Probleme schon so vieles geleistet hat, veröffentlicht in der „Gegenwart“ einen Aufsatz über die Umgangsformen, welchem wir die folgenden Bemerkungen über die Fruchtbarkeit des gesellschaftlichen Lebens entnehmen: „Umgang ist soziale Pflicht. Der Einsiedler versündigt sich gegen die Gesellschaft, denn er entzieht ihr die Dienste, die er in stande wäre, ihr zu leisten, ganz abgesehen davon, daß er sich selbst schädigt, denn niemand entzieht sich auf die Dauer der Gesellschaft, ohne in irgend einer Weise Schaden zu nehmen. Einseitigkeit ist die unausbleibliche Folge der Einsamkeit. Mag auch in erster Linie die Kraft des Menschen seiner Berufsthätigkeit gehören, den Ueberfluß seiner Kraft und Zeit gebührt der Gesellschaft, selbst seine Heiterkeit, sein Frohsinn, seine gesellschaftlichen Talente und feinen Formen. Wären wir Menschen in stande, die Einwirkungen des einen von uns auf den andern zu verfolgen, wir würden oft mit Staunen inne werden, welche nachhaltigen Wirkungen sich an die scheinbar unbedeutendsten persönlichen Berührungen knüpfen. Der bloße Anblick der fremden Größe kann die eigene schlummernde Kraft wecken, eine einzige Unterhaltung

mit einem bedeutenden Manne für das ganze Leben entscheidend wirken, und wie nach dem Gesetz der Erhaltung der Kraft sich Wärme in Bewegung, Bewegung in Kraft umsetzt, so kann auch im Werke des Denkers die Erfrischung und Anregung, die er im geselligen Verkehr dem Witz und der Heiterkeit des Lebemanns, und in dem Werke des Dichters und Malers diejenige, die er dem Zauber weiblicher Anmut und Schönheit verdankt, sich in kostbarer Weise verwerten und für die Menschheit die schönsten Blüten treiben. Scherz setzt sich da in Ernst, Schönheit in Poesie um. Der Same, aus dem auf fruchtbarem Boden das Größte in der Welt hervorgeht, ist dem bloßen Auge ebensowenig sichtbar, wie derjenige, den die Luft mit sich führt. — Der Umgang aber ist eines der wirksamsten Befehle, das ihn weiter trägt.“

Nach hundert Jahren.

Eine Newyorker Zeitung prophezeit unserem Geschlecht folgende Zukunft: „Im Jahre des Heils 1982 werden Gas, Petroleum, Del und dergleichen stinkende und zum Teil gefährliche Leuchtstoffe längst in die Kumpelkammer gewandert sein — das versteht sich von selbst. Der Erwähnung bedarf es auch kaum, daß die Lokomotive alsdann in Gewerbenuseen als Kuriosität figuriert und der elektrische Strom überall ihre Stellung eingenommen hat. Die Elektrizität wird natürlich auch Beefsteaks und Gemüse kochen und als Leuchtquelle überall die Wirkung der Sonne in der Nacht fortsetzen, so daß die Felder zweimal so viel tragen als jetzt, und die Klagen der Landwirte endlich aufhören. Im Jahre 1982 haben sich die Erfinder endlich auch der Luft und des Wassers angenommen. Keinem wird es mehr einfallen, diese mit schädlichen Pilzen geschwängerten Körper nach Art der Menschen des 19. Jahrhunderts roh zu genießen und damit den Keim zu Tuberkulose, Typhus, Cholera u. c. zu legen. Wasser wird destilliert und Luft nur erwärmt genossen, wodurch nebenbei auch der Schnupfen aus der Welt geschafft wird. Unsere Enkelkinder haben nämlich das Mittel gefunden, die Temperatur auf dem ganzen Erdball gleichzumachen, dem Wechsel der Jahreszeiten ein Ende zu bereiten. Es herrscht überall, das ganze Jahr durch, 20 Gr. Wärme. Die Polargegenden sind somit bewohnbar, und es ist Aussicht vorhanden, daß Deutschland daran denkt, England zuvorzukommen und am Nordpol eine Kolonie zu gründen. Die Luft wird schiffbar sein, und wer die elektrische Bahn scheut, mag per Ballon reisen. Ob die Erdbewohner alsdann besser und glücklicher sind, steht freilich auf einem anderen Blatt.“

Zweihundertjährige Spizen.

Aus Schleswig-Holstein wird der Boss. Ztg. geschrieben: Vor einigen Jahren wurde in einer kleinen ländlichen Gegend Schleswig-Holsteins, der Probstei, eine Entdeckung gemacht, die, bis vor kurzer Zeit geheim gehalten, jetzt der Deffentlichkeit über-

geben ist und in allen kunstgewerblichen Kreisen lebhaftes Interesse finden wird. Durch einen Zufall bekam die durch ihr Kunstflückeri-Institut in Hamburg bekannte Frau Dr. Marie Meyer in Forsteb einen Kissenüberzug zu Gesicht, an welchem sich eine zwar verwachsene, aber unverkennbar edelste, zwei Jahrhunderte alte Spitze befand. Da nachweislich der Überzug aus der Probstei herrührte, wurden sofort in allen Dorfschaften des Ländchens, welches, wenn auch stark bevölkert, kaum zwei Quadratmeilen groß ist, sorgsame Nachforschungen nach weiteren Spitzen angestellt und das Ergebnis war ein ganz überraschendes. Fast in allen Häusern der alten Bauerngeschlechter fanden sich Spitzen der edelsten Art, Spitzen von einer Pracht und Schönheit, wie sie kaum in irgend einem Museum der Welt zu finden sind. Nur in den seltensten Fällen war bei den Besitzern das Bewußtsein von dem Werte des ererbten Schatzes geblieben, meistens lagen sie in den Ecken der Truhen und Koffer, nicht selten schmückten sie die Bettwäsche und gingen so schnellem Verbrauch entgegen. Im ganzen war die Konservierung eine so mangelhafte, daß die Mehrzahl der Spitzen im Laufe eines Menschenalters verdorben wäre. Es ist das Verdienst der Frau Meyer, daß sie mit großer Energie und vollem Verständnis diesen seltenen Schatz der deutschen Kunstindustrie erhalten hat, indem es ihr gelungen ist, etwa 200 Spitzen nach ihrem vollen Werte zu erwerben und sie in musterhafter Weise zu restituieren. Für die Wiederherstellung beschädigter Stücke ist eine jahrelange Arbeit, ein Studium der alten Technik und schließlich in der Ausführung eine Kunstfertigkeit erforderlich gewesen, welche derjenigen des Mittelalters auf diesem Gebiete gleichkommt. Die Frage, wie diese Spitzen in die Probstei gekommen, ist noch nicht gelöst. Die Bevölkerung stammt wahrscheinlich von einer niederländischen Kolonisation her und hat noch viele Eigentümlichkeiten in Körperbau, Tracht und Sitten. Die Probsteier bebauten von alters her ihr fruchtbares Land als freie Bauern und offenbar haben die Spitzen, welche kein König schöner gehabt hat, zum Schmucke ihrer Frauen und ihrer Betten gedient. Nirgends in Schleswig-Holstein ist sonst ein ähnlicher Luxus getrieben, die sorgsamsten Nachforschungen haben ergeben, daß in Schleswig-Holstein außerhalb der Probstei ähnliche Spitzen nicht existieren. Dorthin sind sie offenbar vor etwa 200 Jahren verkauft und haben sich dann von Geschlecht zu Geschlecht vererbt. Diese Meyersche Sammlung der Spitzen aus der Probstei befindet sich augenblicklich auf der Exposition des beaux arts appliqués à l'industrie in Paris und erregt bei allen Kennern Staunen.

Was ist Liebe?

Unter den Millionen Erklärungen, welche die Liebe gefunden, werden es wenige an Originalität mit derjenigen aufnehmen, die ihr Peter Daniel Huet gab. Freilich war Huet ein Gelehrter und nie verheiratet, zwei Umstände, die bei seiner Definition schwer ins Gewicht fallen. Geboren zu Cain 1630,

trat er mit vierzig Jahren in den geistlichen Stand, ward zum Lehrmeister des Dauphins ausersehen, erhielt das Bischofthum Avranches, gab es jedoch nach einiger Zeit freiwillig ab und lebte fortan nur seinen Privatstudien. Um seine Ansicht über das höchste Gefühl, dessen wir Menschen fähig, befragt, äußerte er sie folgendermaßen: „Die Liebe ist keine bloße Leidenschaft der Seele, sowie der Haß oder der Neid, sondern sie ist zugleich eine Krankheit der Körpers, sowie das Fieber. Sie hat ihren Sitz im Blut und in den Lebensgeistern, die auf außerordentliche Weise in Hitze und Bewegung geraten, und man konnte sie ebenso methodisch, wie andere Krankheiten, nach den Regeln der Medizin kurieren. Ich glaube, daß starkes Schwitzen und öfteres Aderlassen die Kur sein würde. Wenn dadurch die hitzigen Lebensgeister mit den überflüssigen Säften weggingen, so würde das Blut gereinigt, die Bewegung gestillt und der natürliche Zustand wiederhergestellt. Dies ist keine bloße Mutmaßung, es ist eine auf Erfahrung gegründete Meinung. Ein großer Prinz hatte sich in ein sehr würdiges Frauenzimmer verliebt, mußte aber unvermuthet zur Armee abreißen. Seine Leidenschaft dauerte auch in der Abwesenheit fort und erhielt sich durch die Erinnerung und einen beständigen Briefwechsel, bis er gegen das Ende des Feldzuges von einer gefährlichen Krankheit befallen wurde. Er erlangte seine Gesundheit wieder, aber die Liebe war verschwunden; die starken Evacuationen hatten sie ohne sein Wissen und Willen hinweggenommen, und sie erwachte selbst nicht aufs neue, als er die ehemals vergötterte Person wieder sah.“

Lesefrüchte.

Zorn und Neid sind rasend gewordener Egoismus.

Reich zu sein ist keine Kunst, wohl aber, es zu werden.

Wenn man etwas bekräftigen will, so ruft man immer Gott zum Zeugen, weil er — nie widerspricht.

Bei einer Hochzeit lachen die Männer und die Frauen weinen.

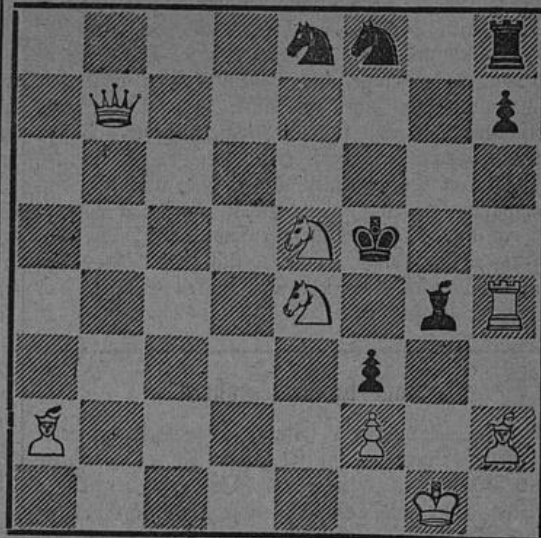
Ein Geheimnis ist wie ein Loch im Gewande. Je mehr man es zu verbergen sucht, um so mehr zeigt man es.

Denkspruch.

Es geht das Herz den eignen Weg, unerforscht sind seine Tiefen,
Was es gefühlt, wofür es schlägt — wer kann den rechten Sinn verbriesen?
Wohl möchte der grübelnde Verstand des Wesen seiner Macht zergliedern,
Doch wird die ungeschickte Hand nur frech das schönste Bild erniedern.

Schachaufgabe

von
F. J o h n e.
Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 21 des Erzählers :

- A. 1. D f 6 — f 3. 1. K b 7 — c 8.
2. T e 4 — e 8 mat.
- B. 1. 1. K b 7 — b 8.
2. T e 4 — e 8 mat.
- C. 1. 1. K b 7 — c 8.
2. T e 4 — e 8 mat.
- D. 1. 1. K b 7 — a 6, b 6 oder c 6.
2. T e 4 — e 6 mat.

Rätsel.

Wenn des Himmels Blau mit Wolken schwer,
Wenn das Herz erkrankt, von Freude leer,
Wenn das Dunkel naht, der Kummer wacht,
Hast Du mich gleich zur Stelle gebracht.

Nimmst Du ein Zeichen von meinem Sein,
Schließt mich die finstere Erde ein,
Doch durch des Erdreichs düstern Bann
Hebt mein befruchtendes Leben an.

Sind zwei Zeichen von mir genommen,
Will ich gar vielen nicht recht frommen,
Diene als Führer durchs Rätselland,
Fördere das Wissen, schärf' den Verstand.

Auflösung des Rätsels in Nr. 22 des Erzählers :
Geisbock.

Richtig angegeben von Minna L. in Düsseldorf
und C. H. in Benrath.

Druck und Verlag von C. Kraus, Düsseldorf, Bitterstraße 6.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bülkerstr. 6.

Nr. 24.

Samstag, 9. Dezember 1882.

1. Jahrg.

Eine Weihnachtsbitte.

Dichtung von Emil Rittershaus,
gesprochen in dem Wohlthätigkeits-Konzert des Barmer
Männerchors am 8. November.

Christkindlein kommt! Wem geht nicht auf das Herz?
Wer findet nicht die Flügel himmelwärts
Zu einem Eden sich empor zu schwingen,
Wenn helles Licht aus grünen Zweigen wallt,
Wenn in der Stube Kinderjubel schallt
Und hoch im Turm die Glockenzungen singen? —

Der Großpapa, er hält das Enkelkind
Auf seinen Knie'n; er schaut es an und sinnt,
Ob es nicht seine eignen Augen wären,
Die lieben Kinderaugen froh und klar. —
Er sinnt nicht lang — er muß der kleinen Schar
Die ganze Arche Noah noch erklären.

„Papa, spann mir die Armbrust!“ — „Mütterlein,
Ich will auch immer lieb und artig sein,
Hilf mir das Püppchen jetzt ins Bettchen legen!“ —
„Mein ist der Niklas mit dem weißen Bart!“ —
D, wer in sich ein Fünkeln Herz bewahrt,
Dem muß sich's heut' im Busen mächtig regen!

Geben macht selig! Wer es nie gewußt,
Der fühlt es heut', wenn er an seiner Brust
Der freund'gen Kinderherzen Schlag empfunden,
Wenn an den Hals ein liebend Weib ihm slog,
Wenn nur ein Ton des Weihnachtsliebes zog
Durch seine Seele leis' in diesen Stunden!

Ihr Glücklichen! Ach, wenn ihr euch beschenkt,
Ob ihr's auch wohl betrachtet und bedenkt,
Daß ihr euch selbst nur Gaben habt gegeben?
Das Weib, das Kind, — das ist von euch ein Stück!
D, ihre Lust ist euer eig'nes Glück;
Sie sind ja selbst ein Teil von eurem Leben!

Ein fröhlich Herz ist liebreich. — Frisch gewagt! —
Ob ihr wohl eine Bitte heut' versagt
Und nicht euch selbst nur schenkt die schönen Gaben?
In Thränen schauen Augen zum Azur
In Not und Gram! Ein einzig Tröpflein nur
Will ich für sie vom vollen Becher haben.

Erinnert euch bei diesem Jubelfest
Der Armen, die die Last der Sorge preßt,
Die hungernd vor dem leeren Tische stehen,

Die frierend jammern auf dem feuchten Stroh —
Und dann bedenkt, sprach nicht der Heiland so:
„Was ihr dem Aermsten thut, ist mir geschehen!“

Er steht da draußen, seine Stimme spricht
Von blaffen Lippen: „D, vergeßt mich nicht,
Wenn ihr euch an dem Glanz der Kerzen weidet.“
Und dann gedenkt an jenes Bibelwort:
„Mich hungerte — ihr triebt mich hungernd fort!
Und ich war nackt — ihr habt mich nicht gekleidet!“

Vom übervollen Freudenbecher heut'
Ein Labetropfen! Bei dem Festgeläut'
Laßt in euch die barmherz'ge Liebe walten!
Euch dankt das bleiche Weib, von Kummer krank,
Und Kinderhändlein werden euch zum Dank,
Zum Segen euch sich zum Gebete falten!

Der graue Papagei.

Skizze von Wilhelm Hartwig.

Der erste März kam heran mit all seinen
Stürmen und Unwettern, und mit den ersten, schwachen
Spitzen von Krokus und Jonquitten.

Am ersten März war Tante Kathrins Geburtstag.
Tante Kathrin war eine alte Jungfer und meine
Großtante. Sie war sehr excentrisch, sehr reich, es
war sehr schwer, ihr etwas recht zu machen, aber es
war sehr leicht, sie zu beleidigen.

„Man kann Tante Kathrin mit nichts erfreuen,“
sagte meine Schwester Anna traurig. Anna war
eben achtzehn Jahre alt, mit kohlschwarzem Haar,
seelenvollen, mußbraunen Augen, Wangen, wie in
Rosen getaucht, und den niedlichsten, kleinen Füßchen
— und es ist sehr wahrscheinlich, daß Tante Kathrin
sie für zu schön hielt. Es machte den Eindruck, als
ob ein Alter von siebenzig Jahren es nicht aus-
schließe, die Mitmenschen mit eifersüchtigem Auge zu
betrachten.

„Eingebildetes Ding!“ war Tante Kathrins
Verdikt. Und Fräulein Louise Levinus, ein ältliches
Mädchen von sechsunddreißig Jahren, gab ihr voll-
kommen Recht.

„Ich hasse alle gezierten Mädchen,“ sagte Tante
Kathrin.

Aber es war die höchste Notwendigkeit — so
sagte wenigstens ein jeder — daß man Tante Ka-
thrin, in gewisser Weise wenigstens den Hof machte
denn sie hatte ein eigenes Vermögen von sechszig'

tausend Thalern und legte in letzter Zeit eine sehr unliebsame Wißbegierde an den Tag in Bezug auf Hospitäler, Asyle und andere derartige Heimstätten.

„Paul,“ sagte mir meine Mutter eines Tages teilnahmsvoll, „Du mußt bei der Tante Dein Heil versuchen.“

„Ja,“ meinte Anna, „bis jetzt hatte sie noch nie Gelegenheit, mit Dir zu zanken, lieber Paul.“

„Ja das ist alles recht gut, aber was soll ich thun?“ fragte ich zweifelnd, aber nicht in Verzweiflung.

„Schenke ihr etwas Hübsches zu ihrem Geburtstage,“ riet Anna, deren weiblicher Wiß immer für mich auf dem Platze war.

„Aber was?“ rief ich, mir vor Verlegenheit in den Haaren wühlend. „Eine Brille?“

„Das wäre von allem das Allerunnütze,“ lachte mein Schwesterchen, „Tante Kathrin brüftet sich stets mit ihren ansgezeichneten Augen.“

„Ein Bouquet Treibhausblumen?“

„Das geht ebensowenig,“ meinte die Mutter; „ich schicke ihr vorige Woche ein Bouquet von Rosen und wohlriechenden Geranien, die sie mir zurücksandte, indem sie mich dabei voll Entrüstung fragen ließ, sie wünsche zu wissen, ob ich glaube, daß sie sich zu ihrem Begräbniß vorbereiten wolle?“

„Ein Buch?“ fragte ich.

„Sie liest niemals!“ rief Anna.

„Denn vielleicht einen Pudel oder Mattenfänger?“

Meine Mutter wehrte mit beiden Händen ab und warnte mich:

„Sie verabscheut Hunde.“

„Ha, ich habe es!“ rief ich. „Plötzlich geht mir ein Licht auf. Nachbar Wilmer hat einen grauen Papagei billig zu verkaufen. Er kaufte ihn von einem alten Matrosen, der ihn ohne Zweifel irgendwo gestohlen hat. Das Tier macht einen solchen Spektakel, daß die Leute, die bei Wilmer wohnen, seiner Frau erklärt haben, wenn der Papagei nicht fortkäme, so würden sie alle ausziehen.“

Anna klatschte vor Vergnügen in die Hände und rief:

„Das ist das Richtige. Tante Kathrin ist eine große Freundin von Vögeln, und sie hat sich oft einen sprechenden Papagei gewünscht!“

„Aber wie kommt es denn, daß sie nie einen solchen hatte?“ fragte meine Mutter.

„Weil sie ein gut Teil zu geizig ist,“ antwortete Anna, „um sich etwas anzuschaffen, was Geld kostet. Pauls Einfall ist ein wahrhaft erleuchteter! Tante Kathrin kann einem grauen Papagei nicht widerstehen!“

So ward also ausgemacht, ich solle den Handel mit Wilmer so gut wie möglich abschließen. Zwanzig Thaler sind eine große Summe für einen jungen Menschen, der von seinem Gehalte leben soll, das läßt sich nicht leugnen. Wilmers Papagei hatte entschieden unter dem Nachtheile zu leiden, daß die Einwohner sich täglich bitter bei der Wirtin über das Getreisch des gefiederten Schreihalses beklagten. Dagegen stellte mir Wilmer vor, daß für sprechende graue Papageien, besonders für afrikanische, der Preis von selbst fünfzig Thalern noch immer billig zu

nehmen sei. Unvorsichtigerweise hatte ich im Laufe unserer Unterhandlungen die Aeußerung fallen lassen, daß ich gerade einen grauen, afrikanischen Papagei sehr gern zu haben wünschte. Zuletzt wurden wir um den Preis von fünfzig Thalern einig, den Käfig, Futternäpfe und eine drei Fuß lange, vergoldete Kette mit eingerechnet. Herzlich froh über meinen guten Handel schickte ich meinen Papagei, um dessen Käfig ich sorgfältig große Vogen Papier mit eingeschnittenen Luftlöchern geschlungen hatte, nach dem Vororte hinaus, wo Tante Kathrin wohnte.

„Und Sie können mich fest versichern, daß er gut spricht?“ fragte ich, doch ein wenig ängstlich, Herrn Wilmer noch.

„Spricht?“ rief dieser. „Ich wollte nur wünschen Sie könnten ihn hören. Er übertrifft uns alle, was das Sprechen anbelangt. Außerdem recitiert er Gedichte.“

Und sie war in der That erfreut. Wenigstens erzählte mir meiner Tante Gesellschafterin, eine Frau Goering, die ich zuweilen, um mir ihre Gunst zu sichern, mit kleinen Geschenken bedachte, sie habe gesagt, ihr Nefse Paul habe stets von der ganzen Familie den besten Verstand gezeigt; sie sei vernarrt in Papageien und dieser habe eine Lunge, wie ein Auktionator.

Aber, o weh! Am zweiten Tage schon kam der graue Afrikaner mit Käfig und allem Zubehör zurück, mit einem wütenden Briefe von Tante Kathrin, des Inhalts, daß, wenn ich nichts Besseres zu thun hätte, als das ehrwürdige Alter zu verspotten, sie unter allen Umständen jede Verbindung mit uns abbrechen müsse. Sie könne es nicht ertragen, wenn man sich erlaubte, so ordinäre Scherze mit ihr zu treiben, und bedaure mir, daß sie auf Grund unserer Verwandtschaft verurteilt sei, sich zu unterzeichnen als meine, mein Benehmen unnachlässig tadelnde und durch dasselbe auf das tiefste beleidigte Tante Kathrin Zurbrücken.

Das war eine nette Botschaft für einen Ehestandsandidaten. Ich eilte sofort nach dem Vororte hinaus. Tante Kathrin weigerte sich auf das bestimmteste, mich zu empfangen, aber ich sah ihre Gesellschafterin, Frau Goering. Sie jammerte laut, als sie mich erblickte.

„Wahrhaftig, Herr Paul,“ rief die Aermste, ihre Hände ringend aus, „es ist nicht meine Schuld. Sie war zuerst so erfreut über den Papagei und saß vor ihm und schüttelte sich vor Lachen, als sie ihn sprechen hörte. Er stieß gräßliche Flüche auf spanisch und portugiesisch aus — das arme Tier mag viel unter Matrosen gewesen sein — aber sie verstand die Sprache nicht, und das war gut für sie. Ich habe immer gehört, Dörthe,“ sagte sie zu mir, „daß diese Tiere alles aufschnappen, was sie einmal hören an dem Orte, wo sie zuletzt gewesen sind. Mein Nefse Paul muß einen entschiedenen Sinn für Poesie haben, denn der Papagei plappert in einem fort in Versen.“ Aber gestern saß das Tier auf seinem Ringe, wenigstens fünfzehn Minuten lang auf sie hinstarrend, ohne ein Wort zu sagen, als es plötzlich losbrach: „Bringt die alte Hexe fort! Bringt die

alte Hexe fort! Sie trägt eine Perücke und falsche Zähne! Sie trägt eine Perücke und falsche Zähne! Falsche Zähne! Bringt die alte Hexe fort!" Und so schrie er in einem fort. Fräulein Kathrin wurde rot und blaß vor Wut, sprang auf und schlug mit ihrem Fächer nach dem armen Papagei und eilte aus dem Zimmer mit den Worten: „Drehe dem Tiere den Hals um!“ Herr Paul, Sie wissen, daß Ihre Tante eine Perücke trägt und falsche Zähne hat. Begreifen Sie ihre Enttäuschung?“

„Daran ist niemand anders schuld, als Wilmer's alte Schwiegermutter,“ rief ich voller Verzweiflung aus. „Warum, o warum habe ich daran nicht gedacht?“

„Wilmer's Schwiegermutter?“ fragte die Gesellschafterin meiner Tante, mich erstaunt anblickend.

„Niemand anders, als sie,“ sagte ich. „Wilmer spottet nämlich häufig darüber, daß sie falsche Zähne und eine Perücke trägt. Es war häufig Streit im Hause. Der Papagei hat die Worte aufgefangen und als er sah, daß Tante Kathrin gleichfalls ihre Zähne und ihre Perücke ab- und anlegte, hat das abscheuliche Tier seine Nase, in der Meinung, Wilmer's Schwiegermutter vor sich zu haben, wiederholt. O, ich wollte der graue Papagei wäre im Ocean umgekommen, ehe er hierher kam, um alle meine Hoffnungen zu zerstören, gerade jetzt, als sie am glänzendsten waren!“

Gegen diesen Schlag des Schicksals war nicht anzukämpfen. Umsonst war mein Bestreben, mich von dem schwarzen Verdacht zu reinigen, der gegen mich zu tage getreten war. Tante Kathrin, sich einmal beleidigt fühlend, war nicht wieder zu versöhnen. Sie erklärte, die Geschichte von Wilmer und seiner Schwiegermutter für eine Fabel und weigerte sich energisch, mich zu sehen. Schon in der nächsten Woche machte sie ihr Testament und verschrieb ihr gesamtes Vermögen der „Gesellschaft für Erziehung der Panjandum-Indianer.“

Möge es den braunen Wilden gut bekommen! Vielleicht sind es arme, bedürftige Wesen. Jedenfalls werden sie nicht so thöricht sein, Tante Kathrin Geschenke zu machen und sich um ihre Erbschaft zu bringen durch einen grauen Papagei.

Die Sprache der Kinder.

Motto: O du Kindermund, o du Kindermund,
Unbewußter Weisheit froh,
Vogelsprache kund, Vogelsprache kund,
Wie Salomo. Rückert.

„Die Sprache ist außer der Genesis lebender Wesen vielleicht das größte Wunder der Erden-schöpfung“, sagt Herder und somit ist das Studium der Entwicklung der Sprache eines der interessantesten, wichtigsten, und einer der geistigen Genüsse, welchen jede Mutter sich bei der Erziehung ihrer Kinder durch Aufmerksamkeit verschaffen kann.

Indem das Kind zu sprechen beginnt, bekundet es deutlich das Dasein des Seelenlebens, enthüllt es das geheimnisvolle Darstellen dessen, was in ihm

vorgeht. Mit dem ersten, noch unkenntlichen Lallen drückt der Säugling das Bedürfnis nach Mitteilung aus, er will in Verbindung mit der Außenwelt treten, er will sich gleichsam befreien von seinen Empfindungen und nimmt dafür die Empfindungen und ausgesprochenen Gedanken der zu ihm Sprechenden entgegen. Es ist die Wechselwirkung der Vernunft, die sich durch die menschliche Sprache ausprägt. Erst quillt das Leben hervor wie das Sichern einer Bergesquelle aus hartem Gestein, dann vernimmt man einzelne Worte, als Bezeichnung für Erkanntes, Begriffenes und endlich spricht es einen Satz fließend, bis ihm das Reden und Klappern leicht wird, wie das Rieseln dem Bächlein.

Und wie der Quell auch nur die Kunde des vorhandenen Wassers gibt, während der Bach schon einen bestimmten Charakter annimmt, wenn er das Thal entlang fließt, so bekundet auch die sich immer mehr entwickelnde Sprache des Kindes, das Wachstum seines geistigen Seins, wie seines Willens.

Das Schreien des Neugeborenen hat noch et. was Tierisches, aber dennoch etwas Charakteristisches, die Sprache vorbereitendes, das nicht mit dem Bellen des Hundes, dem Miauen der Katze, dem Gewieher des jungen Pferdes oder dem Zirpen der jungen Vögel verglichen werden kann.

Der Schrei des Neugeborenen erklärt sich, indem durch die Einwirkung zumersten Mal eingeatmeter Luft und deren Ausatmung ein Reiz auf die Stimmländer und die Zunge geübt wird, es ist eine unbewusste Stimmaußerung des Kindes, bei der ein Wollen nicht vorausgesetzt werden kann.

Aber der unartifizierte Schrei wird allmählich das Mittel des Kindes, in die umgebende Welt hineinzuwirken und von ihr Rückwirkungen zu empfangen. Die Stimmaußerungen werden ausdrucksvoller und mannigfaltiger. Man unterscheidet Töne, die den Schmerz und solche, welche die Freude ausdrücken, die letztern werden noch näher bezeichnet durch das Lächeln, welches das kleine Gesicht verklärt. Der Ton der Verwunderung, welcher durch ein deutliches „Ah“ ausgedrückt wird, ist schon ein merklicher Fortschritt, es ist der erste Buchstabe der menschlichen Sprache, durch welche die Denkenden verkehren, freilich erst der Anfang des kindlichen Lallens, das wir oft stundenlang aus dem Munde des behaglich daliegenden, in Ruhe gelassenen, gesunden Kindes vernehmen, dessen liebliche Töne uns an das Zwitschern der Vögel erinnern, mit dem sie den jungen Morgen begrüßen.

Bei dem Lallen bewegt das Kind die Muskeln des Kehlkopfs, der Zunge und der Lippen, oft schließt es die letztern fast und es entstehen dann Gurgellauten oder es hält den Mund offen und macht: err! erre!

Genug, es übt die Kräfte der Sprachorgane, die es, dank dem Nachahmungstrieb, die Bewegungen der Lippen der Mutter oder der Wärterin nachzubilden und Worte nachzuahmen sucht, welche diese deutlich und klar öfters ihm wiederholen.

So liegt es in der natürlichen Anwendung der sich entwickelnden Sprachwerkzeuge, daß es zuerst Pa und Ma oder ämme und Pap, pap ruft. Da

nun Papa und Mama die Bezeichnungen für die Eltern sind, welche dem Kinde am nächsten stehen, ämme oder Amme die für die Wärterin, und pappen für essen, so drückt das Kind durch seine ersten Sprachversuche auch zugleich sein Verhältnis zu den ihm am nächsten Stehenden und zu seiner wichtigsten Beschäftigung, der des Empfanges von Nahrung aus. Tritt ihm nun, wenn es ruft, der Vater lieblos entgegen, oder lehrt die Mutter ihm immer von neuem ihr liebevolles Antlitz zu, wenn es Ma—ma ruft, so verbindet es allmählich mit dem gebildeten Wort den Begriff der Person, oder der Sache, wenn man ihm auf sein Pap, pap das Süppchen oder die Flasche reicht und so entsteht in ihm die Erkenntnis.

Von den weitem Selbstlauten spricht das Kind zuerst e, o und u und zuletzt erst das i, das ihm am schwersten wird, weil es die erzwungene Verengung des Zungen- und Mundkanals erfordert.

Von den Mitlauten ist das T und D einer der vom Kinde leicht gesprochenen, während s, g, t und h und c demselben schwer werden; daher das Tollen. Statt: So groß! ruft es „Do droß!“ Statt: So lieb! sagt es „Lo lieb!“

Von dem Ich hat das Kind noch keinen Begriff. Es spricht von sich selbst stets mit seinem Namen. Dabei werden nur die notwendigsten Worte der Bezeichnung eines Umstandes gebraucht. Zum Beispiel das Kind sagt nicht: Es thut mir wehe, oder, ich habe Schmerzen, sondern „Amma, weh, weh!“ Es ist dies aber ein großer Fortschritt, den das Kind, bei normaler Entwicklung, in dem letzten Viertel des ersten oder im Anfang des zweiten Jahres macht.

In der zweiten Hälfte des ersten Jahres, wo das Kind nur einfache Silben nachspricht, macht es ihm offenkundiges Vergnügen, die Tiersprache nachzuahmen und überhaupt mit der Tierwelt in Verbindung zu treten. „Wau, Wau!“ ruft es das Hündchen und zappelt dabei mit Händen und Füßen auf den Armen der Wärterin. „Mau, Mau!“ nennt es jedes Käzchen und wenn es Vögel sieht, ruft es gleich: „Pip, Pip!“

Befeliegend ist es den Eltern, wenn das Kind zum ersten Mal deutlich und bestimmt „Papa“, „Mama“ ruft und freudig aufspricht, wenn es da die kleinen Arme nach ihnen ausstreckt.

Die Kindesliebe wird gleichsam mit dem Erkennen der Eltern geboren, die das hilflose Geschöpfchen halten und schützen.

Nun kommen die zweisilbigen Worte, aus denen sich das Kind Gattungsbegriffe macht. „Geben, geben,“ ruft es und will haben, „Blumen“ ist ihm jedes Blatt, jeder Grassalm, die Rose so gut als das Gänseblümchen. Die Frucht, die man ihm zuerst gereicht, bleibt lange die Bezeichnung für jede Art. Zum Beispiel nennt es auch die Birne und Aprikose einen „Appel!“ Sehr heftig wird das Kind, wenn wir es nicht gleich verstehen, seine unruhigen Bewegungen, sein lebhaftes Mienenspiel, das Zeigen mit den Fingerchen denen dann das entstellte Wort.

Je mehr das Kind beginnt, sich verständlich zu machen, je mehr seine Wünsche erraten und befriedigt werden, destomehr hat es das Streben, alles, was

in ihm vorgeht, alle seine Beobachtungen der Außenwelt aus sich heraus in Worten darzustellen, und je lebhafter die Auffassung ist, desto quälender ist ihm selbst die Ungelegenheit seiner Zunge, — und es kann so ungeduldig und böse werden, wenn man es nicht versteht, daß es zittert vor Aerger. Dadurch ist es auch verständlich, woher taubstumme Kinder so leicht böse werden, in denen die Seelenvorgänge bei sonst normaler Gesundheit ebenso lebhaft sind.

Die aufmerksam beobachtende Mutter wird dem Kinde hier sehr zu Hülfe kommen können. Es ist auch durchaus nicht gleichgültig, was für eine Wärterin das Kind in diesem Alter der Sprachentwicklung hat, denn die eigentliche Formbildung der Sätze hängt doch von dem Gehörten ab.

So ist die Zeit eine der wichtigsten für die Erziehung, wo das Kind sein Denkfähigkeit durch allerlei Fragen kundgibt, wodurch es seine Teilnahme, sein Nachdenken und sein Aufmerken beweist.

Nimmt man an, daß Sprechen lautes Denken ist, so wird man hauptsächlich nicht auf das Nachsprechen der Kinder Wert legen, wie es leider meist geschieht, sondern auf seine Selbstgespräche, welche uns lehren, wie des Kindes Vorstellungen sich entfalten. Das Wort wird ihm der Ausdruck der Vorstellung und die Bildung seiner Vorstellungen und Wahrnehmungen hält meist gleichen Schritt mit seiner Sprachbildung. Je klarer das Kind Sätze bildet und Zustände schildert oder Geschichten nacherzählt, desto mehr Klarheit zeigt es auch in der Begriffsbildung. Man sollte sich daher bestreben, nicht des Kindes Gedächtnis mit stetem Vorplappern und Nachplappern zu belästigen, sondern ihm mehr den rechten Sinn gesprochener Worte zur Anschauung bringen. Wohl dem Kinde, das früh schon mit dem Sprechen auch das Denken lernt und nicht zum Hinträumen erzogen oder mit falschen Vorstellungen irreführt wird!

Das Kind lernt fortwährend von dem umgebenden Leben, die Eindrücke, die es empfängt und in seiner Seele verarbeitet, drückt es durch Worte aus. Die Sprache ist gleichsam die geistige Arbeit, die seine Spiele und Bewegungen, also die körperliche Arbeit, begleiten. Darum hält das Kind Selbstgespräche mit liebgewordenen Gegenständen, die uns oft in lebhaftes Erstaunen setzen, ja oft sind es gedachte Gegenstände, die das Kind liebt und an deren Gesellschaft es sich erfreut. So kannte ich einen kleinen Knaben, der einen langen Bauklotz seinen Kaspar nannte. Mit diesem Arm in Arm ging er zu Bett und stand er auf und hielt Zwiegespräche wie mit einem Kameraden, die lieblich zu belauschen waren.

Hat das Kind das dritte Jahr überschritten, so reproduziert es in Spiel und Wort alles wieder, was es von Papa, Mama, den Geschwistern und Diensthöfen oder von andern Leuten gesehen, weshalb man achtsam sei, daß das Kind nur Gutes höre. Das Kind erdenkt sich keine rohe Redensart, es hat sie irgendwo vernommen und daher wird jede Ungezogenheit zur Beschämung der Eltern, — die nicht achtsam genug im eigenen Thun oder auf das der Umgebung waren.

Sehr spaßhaft ist es, wie bald die Kinder begreifen, daß die Schrift die Vermittlung der Gedanken und Mitteilungen anderer ist. Wo viel gelesen und besonders vorgelesen wird, nimmt das drei- und vierjährige Kind die Zeitung oder ein Buch gern zur Hand und erzählt daraus ganze Geschichten, bis der Zeitpunkt gekommen ist, wo das Kind nach den einzelnen Buchstaben fragt und man zuerst spielend ihm diesen und jenen nennt, seine Witzbegierde reizt und es zum Selbstlernen und Suchen anregt!

Aber nur nicht verfrüht es lesen lehren, nur damit es rechtzeitig vorwärts kommt. Jedes Verfrühen ist ein geistiges Zurückhalten. So z. B. ist es ein großer Fehler, statt die Muttersprache erst vollständig schön und klar sprechen und in ihr die Begriffe zur Darstellung kommen zu lassen, gleich das Kind noch eine andere Sprache plappern lernen zu lassen. Gerade in letzter Zeit fängt es wieder an, Mode zu werden, statt der deutschen Kinderpflegerin in reichen und vornehmen Häusern gleich eine französische Bonne oder eine englische Nurse zu halten. Es ist dies ein Vergehen gegen das Denkvermögen des Kindes. Dieses muß gekräftigt werden, indem die Sprachwerkzeuge nicht durch Abzweigung auf mehrere Sprachen geübt werden, sondern als der Stoff, durch den der ganze geistige, gemüthliche und sittliche Gehalt des inneren Lebens seinen Ausdruck findet. Wollt Ihr Eure Kinder zu lichtvollem, selbständigem Denken erziehen, so lehret sie, gut und klar sich in Worten auszudrücken. Das ist ihr schönstes Erbteil.

(Deutsche Hausfrauenzeitung.)

Die Dame oder der Tiger?

In alten Zeiten lebte ein halbwildes König in der Nähe eines Volkes, das auf dem Wege des Fortschrittes schon etwas weiter vorwärts vorgekommen war, als er selbst. Der Bildung dieser Nation entlehnte er allerhand nicht- oder halbverstandene Ideen, mit deren Ausführung in seinem kleinen Reiche er seine allzu geduldigen Unterthanen mehr plagte als beglückte. So hatte er auch etwas von Gottesurteilen gehört. Sie schienen ihm ein bequemes Mittel zu bieten, verwickelte Rechtsfragen gleich gordischen Knoten mit dem Schwerte zu durchhauen. Hatte er doch bisher seinen nicht zu klaren Kopf mit deren Lösung oft vergeblich abgequält. Dieses neue Gerichtsverfahren bei seinem Volke einzubürgern, hatte er eine große Arena erbauen lassen. So oft nun einer seiner Unterthanen eines schweren Verbrechens angeklagt war, ließ er denselben dorthin führen. Er saß auf einem hohen Thron darin, auf den Galerien war seine Nation um ihn versammelt. Ihm gegenüber befanden sich zwei Thüren, ganz gleich und nebeneinander angebracht. Der Verbrecher hatte die Pflicht und das Vorrecht, sobald er eingetreten, auf eine der Thüren zuzuschreiten und eine derselben zu öffnen. Es war ihm freigestellt, welche er aufschließen wollte. Deffnete er die eine, so stürzte ein hungriger Tiger heraus, der sich sofort auf ihn stürzte und ihn als Strafe für seine Schuld in Stücke zerriß. Schloß

er dagegen die andere auf, so trat daraus eine Dame in die Arena, wie der König sie für ihn, als seinem Range und Lebensalter am besten passend, vorher ausgesucht hatte. Mit dieser Dame wurde er dann zum Lohn für seine Unschuld sofort verheiratet. Mochte er nun entweder schon Frau und Familie besitzen oder sein Herz anderweitig verschenkt haben, danach fragte der eigenwillige Herrscher nicht.

Nun besaß dieser wunderliche Monarch eine Tochter, so blühend und schön, wie nur eine im Lande zu finden war, und ebenso leidenschaftlich und herrschsüchtig wie der Vater. Sie war sein Augapfel, und er hielt sie werter als alles andere. Unter seinen Höflingen war einer niedrigen Ranges, der die Königstochter liebte. Da er schön und von großer Tapferkeit war, so erwiderte sie seine Liebe mit einer Glut, wie sie nur bei ungebildeten Gemüthern in demselben Grade sich findet. Eines Tages entdeckte der König dieses Verhältnis. Keinen Augenblick zögerte er das zu thun, was seine Pflicht ihm vorzuschreiben schien. Der Jüngling wurde sogleich ins Gefängnis geworfen und ein Tag festgesetzt, an dem in der Arena seine Sache abgeurteilt werden sollte.

In den Tigerlästigen wurde nach dem reißendsten Tiere für diese besondere Gelegenheit gesucht und die schönsten Mädchen im Lande sorgfältig geprüft, um diejenige für den jungen Mann zu wählen, die für ihn passend erscheinen möchte, falls das Schicksal nicht anders für ihn entschied.

Der Tag rückte heran. Von nah und weit war das Volk herbeigeeilt, um dem Schauspiel beizuwohnen. Der König und sein Hofstaat hatten ihre Plätze eingenommen.

Alles war bereit. Das Zeichen wurde gegeben. Eine Thür unter dem Königssitze öffnete sich und der Liebhaber der Fürstentochter trat ein. Groß und schön wie er war, entlockte seine Erscheinung den Versammelten Zeichen der Bewunderung und bangen Sorge.

Der Jüngling verbeugte sich vor dem König. Ihm zur Seite saß seine Tochter, deren feuriges Herz sie bei einer Gelegenheit nicht fern sein ließ, bei der sie selbst in so schrecklicher Weise beteiligt war. Es war ihr, der Königstochter, leicht geworden, hinter das Geheimnis zu kommen, welche der beiden Thüren den Tiger, und welche die Dame verbarg. Aber nicht nur wußte sie, in welchem Gemach die Dame stand, sondern sie hatte auch in Erfahrung gebracht, wer dieselbe war. Es war eine der schönsten und lieblichsten Hofdamen, die den Angeklagten belohnen sollte, sollte er sich unschuldig an dem Verbrechen zeigen, seine Augen zu einem Mädchen erheben zu haben, das so hoch über ihm stand, und die Prinzessin haßte sie. Oft hatte sie gesehen oder doch zu sehen gemeint, wie bewundernde Blicke dieses holde Wesen auf ihren Geliebten gerichtet, und bisweilen wollte es ihr so scheinen, als würden diese Blicke nicht nur wahrgenommen, sondern auch erwidert. Dann und wann hatte sie die beiden im Gespräch betroffen. Die Zusammenkunft hatte zwar nur einen Augenblick gewährt, aber viel läßt sich in kurzer Zeit sagen. Vielleicht hatte ihre Unterredung sich nur auf unbedeutende Dinge be-

zogen, aber konnte sie dessen sicher sein? Das Mädchen war freilich schön, aber sie hatte sich erlöhnt, die Augen zu dem Geliebten der Fürstentochter zu erheben, und mit aller Hefigkeit ihrer wilden Leidenschaft haßte sie das Mädchen, welches hinter der Thür bebend harrete.

Als ihr Geliebter sich zu ihr wandte und sie anblickte, sah er mit jener Ahnung, wie sie Liebenden eigen ist, daß sie es wußte, hinter welcher der beiden Thüren der Tiger lauerte und hinter welcher die Dame stand.

Ihr rechter Arm lag auf der weichen Brustwehr vor ihr. Sie erhob die Hand und machte eine schnelle Bewegung zur Rechten. Nur ihr Liebhaber bemerkte es, denn jedes Auge war nur auf ihn gerichtet.

Er wandte sich um und durchschritt festen Ganges den leeren Raum. Die Zuschauer waren aufs höchste gespannt. Ohne zu zögern trat er zur Thür rechts und öffnete sie.

Und nun entsteht die Frage: Kam der Tiger heraus oder die Dame? Je mehr wir darüber nachdenken, je schwerer fällt es uns darauf zu antworten. Sie jetzt ein Studium des menschlichen Herzens voraus und bringt uns in ein Gewirr von Leidenschaften, aus denen es Mühe kostet, sich herauszufinden. Bedenke es, schöne Leserin, es handelt sich nicht um dein eigenes Urtheil, sondern um die Entscheidung einer heißblütigen, halbbarbarischen Prinzessin, deren Herz von dem vereinten Feuer der Verzweiflung und der Eifersucht verzehrt wird. Sie hatte ihn verloren, aber wer sollte ihn besitzen? Wie oft in ihren wachen Stunden und in ihren Träumen war sie in wildem Schrecken aufgefahren und hatte das Gesicht mit den Händen bedeckt bei dem Gedanken an die Thür, hinter welcher der blutgierige Tiger lauerte!

Aber noch öfter hatte sie ihren Geliebten an der andern Thür gesehen. Wie hatte sie dann die Zähne aufeinander gebissen und sich das Haar zerhaust, wenn sie sich sein Entzücken ausmalte in dem Augenblick, da er die Thür öffnete, hinter der die Schöne seiner harrete. Wie hatte sich ihre Seele in Schmerzen gekrümmet, wenn sie ihn hatte der Dame entgegengehen sehen, während die Augen derselben vor Freude glänzten, wenn sie sich vorstellte, wie er sie vorführte, selbst zitternd im Genuß des wiedergewonnenen Lebens, wenn sie das Jauchzen der versammelten Menge hörte und das Läuten der hochzeitlichen Glocken.

Wäre es nicht besser, er stürbe sogleich und ginge, um ihrer in den seligen Gefilden zu harren, welche ihre halbbarbarische Phantasie sich träumte?

Aber der schreckliche Tiger, das Geschrei, das Blut!

Sie hatte ihre Entscheidung in einem Augenblick abgegeben, aber sie war dazu erst nach Tagen und Nächten qualvoller Ueberlegung gelangt. Sie wußte, sie würde befragt werden und hatte ohne Zögern die Hand zur Rechten bewegt.

Die Frage ist von solcher Wichtigkeit, daß ich mir nicht anmaße, der einzige zu sein, der sie beantworten kann. Deshalb überlasse ich dieselbe meinen

Lesern und stelle sie zum Schluß noch einmal: Wer kam aus der geöffneten Thür, die Dame oder der Tiger?

Dibastalia (Beilage zum Frff. Journ.)

Was alles aus Papier gemacht wird.

Das Louisviller Courier-Journal beschreibt eine industrielle Ausstellung, welche die Bremaker-Moore-Papier-Compagnie in Louisville, Ky., veranstaltet hat. Da waren Gegenstände aller möglichen Art, aus Papier gemacht, von einem Hause bis zu allen Geräten, Geschirren und Gegenständen herab, welche sonst aus Eisen, Stahl, Stein und Holz gefertigt werden. Da waren Lokomotiv- und Eisenbahnwagenräder aus Papier, wunderschön gearbeitet und viel dauerhafter und dabei wohlfeiler, als gußeiserne. Sie werden ganz aus Papierringen gemacht, welche unter einem Drucke von fünf Tonnen zusammengepreßt, aus einem Stöße von fünf Fuß Höhe zur Dicke von wenigen Zollen eingedrückt werden; dann wird ein stählerner Reifen darum gelegt, und die Achse wird mit Stahlbolzen in der Nabe befestigt — und fertig sind sie. Wegen ihrer Biegsamkeit brechen sie nicht; fällt der Stahlreifen ab, so bleibt das Rad noch lange dienlich. Ein Papierrad läuft 240000 Meilen, ehe es abgenutzt ist; ein stählernes oder eisernes bloß 200000 Meilen. Die Härte, bis zu welcher Papier zusammengepreßt werden kann, ist wunderbar; nur der Diamant kann es schneiden oder ritzen. Wenn ein Block so gestrecktes Papier auf der Drechselbank umgedreht, und wenn dann ein Stahlmeißel dagegen gehalten wird, so bricht der Meißel, anstatt das Papier zu zerschneiden, in hundert Stücke. Ebenso wunderbar ist die Zähigkeit des Papiers. Die Banknoten der Bank von England werden auf eine Art Papier gedruckt, dessen Bereitung ein Geheimnis der Bank ist — es werden Flachsfasern, welche noch nicht im Gebrauch waren, dazu benutzt. Man kann eine Fünfspfund-Note dieser Bank in einen Strick zusammendrehen und dann ein Gewicht von 329 Pfund daran aufhängen, ehe der Strick reißt. Auf der erwähnten Ausstellung war ein Schubkarren, dessen Kasten aus ganz dünnen Papierwänden besteht, aber fünf Tonnen Gewicht aufnehmen kann, ehe er zusammenknickt. Es waren da Badewannen und Töpfe, mit einer für Wasser und allerlei Flüssigkeiten undurchdringlichen Farbe angestrichen, welche besser halten, als alle anderen, ja, welche feuerfest sind. Man kann sie mit Hämmern nicht zerschlagen; es ist fast unmöglich, sie auf irgend eine gewöhnliche Art zu durchlöchern oder zu zerbrechen. Teller, Schüsseln, Pfannen auf solche Art bereitet, sind viel unzerstörbarer, als das beste Porzellan. In derselben Weise werden Messer und Gabeln gemacht, so brauchbar wie stählerne, fast unzerstörbar und leicht zu schärfen. An Stelle von Holz tritt Papier ohne alle Einschränkung, als wohlfeiler Ersatz. In der Ausstellung waren Bilderrahmen, welche Schwarzwalnutholz täuschend nachahmten. Hausgerät aller Art aus gepreßtem Papier hat große Vorzüge vor hölzernem. Koch-

öfen, in angegebener Weise aus Papier gemacht, sind unverbrennlich (?) und weit wohlfeiler als gußeiserne. Auf der Weltausstellung zu Melbourne war ein ganzes Haus mit allem, was in einer Wohnung gebraucht wird, ausgestellt, und alles bestand aus Papier. Die oben erwähnte Firma er bietet sich, Druckerpressen, Typen, Rahmen und alles zum Bücherdruck Gehörige aus Papier zweckmäßiger herzustellen, als diese Dinge jetzt aus Metall hergestellt werden. Die Zeit, welche erforderlich ist, Flachsfasern in ein schönes Wagenrad oder einen andern Gegenstand zu verwandeln, beträgt zwanzig Stunden. Etwas mehr Zeit wird erfordert, um papierene Kleider und Schuhe zu machen. Kurz, aus Papier läßt sich alles machen, sogar Nahrung (Prosit!), wenn es in Fleischbrühe aufgeweicht ist.

Die Steinkohle überflüssig.

Hofrat Brunner in Wien, Chef des österreichischen Telegraphenwesens, hielt jüngst über die dynamo-electrischen Maschinen einen Vortrag, worin er die Vermutung aussprach, daß die gesamte Technik einer Umwälzung entgegengehe, indem diese Maschinen nicht nur die Kraft einer rotierenden Bewegung in Electricität umzuwandeln, sondern auch diese Electricität in Arbeitskraft zurückzuwandeln vermögen. Als vollkommenste Lösung dieses Problems bezeichnete der Vortragende die von Marcel Deprez in München ausgestellte Maschine, durch welche die von einer Dampfmaschine in Wiesbad erzeugte Kraft mittelst eines gewöhnlichen eisernen Telegraphendrahtes 57 Kilom. weit bis nach München geleitet wurde. Brunner sprach sich hierüber folgendermaßen aus: „Ich kann die Wichtigkeit dieser Erfindung nicht laut genug betonen. In derselben liegt die Emanzipation von der Steinkohle. Die bisher unbenutzte Kraft der reizenden Gebirgsbäche wird künftig nicht nutzlos verlaufen. Jeder fallende Tropfen derselben wird in Turbinen gesammelt werden, um dynamo-electrische Maschinen in Rotation zu versetzen, welche die Kraft durch den telegraphischen Draht in eine Fabrik leiten werden, wo sie zum Betriebe der Hauptachse oder zur Beleuchtung der Arbeitsäle benutzt werden wird. Man wird endlich auch noch daran denken, die gewöhnlichen häuslichen Berrichtungen, wie Treppensteigen, das Arbeiten mit der Nähmaschine, das Waschen, Bügeln zc. mittelst elektrischer Kraftübertragungen zu besorgen; ja, unsere Damen werden sogar das Klavierspiel ohne Anstrengung ihrer zarten Hände durch Electricität betreiben.“

Männer und Frauen im Sprichwort.

Ein Mann von Stroh wiegt mehr als eine Frau von Gold (französisch). Eine Mütze ist mehr wert als hundert Hauben (italienisch). Die Günst der Frau macht den Kuhhirten zum Ritter (gascognisch). Liebe und Mofchus verraten sich bald (persisch). Liebe sieht man leicht wie Löcher in den Strümpfen (venetianisch). Zum Lieben und zu Thorheiten ist der Mann nie zu alt (finnisch). Der

Verliebte braucht keine Brille, denn er ist blind (türkisch). Der Mann ist das Feuer, die Frau das Berg, und der Teufel bläst hinein (toskanisch). Verliebte glauben stets, daß Andern die Augen ausgestochen sind (spanisch). Liebhaber haben eine Glocke an den Augen hängen (dänisch). „Aber, Mädchen, er ist ja blind!“ — „Desto besser!“ (venetianisch). Heiraten macht irdenes Gehirn golden. (baskisch). Jede Rebe will ihren Pfahl (lombardisch). Soll ich ihn nehmen? Ratet mir gut, aber ratet mir nicht ab (plattdeutsch). Ein Mädchen, welches spinnt, auf ihr Brauthemd sinnt (russisch).

Düsseldorfer Balladen.

III. Das Aeanderthal bei Düsseldorf.

Zu Stübchen, traut, beim Dämmerchein
Weil' ich ein Stündchen, still, allein,
Nach Tages Müh'n und Plagen;
Und sinnend schweift mein Geist zurück
Zu früh'rer Zeiten Lust und Glück,
Zu längst entschwund'nen Tagen.

Er schweift hinaus aus engem Haus
Vom Stadtgewühl hinaus, hinaus,
Natur, bei dir zu weilen.
Zu rasten dort am Felsgestein
Im Wiesenthal, wo klar und rein
Der Düffel Wellen eilen.

Wie ist es hier so hold und schön!
Es steh'n die waldgekrönten Höh'n
Ringsum in prächt'gem Kranze,
Dazwischen prangt die grüne Au'
Und drüber lacht des Himmels Blau
In lichthem Sonnenglanze.

Aus Strauch und Büschen schallt's hervor,
Als wollt' der Vöglein froher Chor
Des Schöpfers Güte preisen.
Das Fischlein spielt in frischer Flut,
Und Wandrer ziehen wohlgemut,
Und singen frohe Weisen.

Die Sonne endet ihren Lauf,
Und Abendnebel steigen auf;
Der Tau perlt von den Zweigen;
Da führt der Dämmerrote Pracht
Herauf die stille, dunkle Nacht,
Und sieh: die Vöglein schweigen.

Doch durch die leichten Wolken bricht
Nunmehr des Mondes Silberlicht
Hervor auf Höh'n und Gräfte,
Und aus dem grauen Nebelflor
Steigt feierlich ein Geist empor
Und hebt sich in die Lüfte.

Er schwebt hinauf zum Felsen dort,
Wo einer Höhle traurer Ort
Ihn mahnt an früh're Zeiten.
Da sitzt er nieder, sinnt und sagt
Die Leiter von der Eiche Ast
Und rührt verklärt die Saiten.

Und durch die stillen Lüfte quillt
Ein Ton, so zart und wundermild,
Gleich Aeol's Harfenklängen.
Dann fällt tief, weisevoll und rein,
Des Sängergeistes Stimme ein
Mit hehren Lobgesängen:

„Geschöpfe, ihr von nah und fern,
Singt Ruhm und Preis dem höchsten Herrn,
Dem Herrn der Geisterheere!
Bringt ihm, der durch allmächt'gen Ruf
Nach Winters Nacht den Frühling schuf,
Dem Schöpfer Lob und Ehre!

Doch du, o Mensch, dem Kampf und Leid,
Entbehrung, Gram und Bitterkeit
Als Erdenlos beschieden,
Entflieh' zum Herzen der Natur,
Du findest hier des Höchsten Spur
Und reinen Seelenfrieden!“ —

Der Klang verhallt, der Sänger schweigt,
Das Silberlockenhaupt geneigt,
Sitzt er in ernstem Sinnen,
Schon sinkt die Nacht; es graut der Tag,
Und tönt der Vöglein erster Schlag,
So zieht der Geist von himmen.

Doch eh' er scheidet, tönt sein Sang
Noch einmal zu der Feier Klang:
„Lobpreist des Höchsten Namen
Ihr Völker all' wie dieser Ort,
Wo ich so manches Sängervort *)
Dereinst gefunden! Amen!“ —

Der Morgen kommt; der Geist entschwand,
Allein sein Hauch verklärt das Land,
Die Menschen zu erfreuen.
Und jedes Jahr beim Frühlingschein
Stellt sich der Sänger wieder ein,
Hier Poesie zu streuen.

So war er einstens auch erwacht
Und kam in heller Maiennacht,
Sein liebes Thal zu grüßen.
Er saß und sah vom hohen Stein,
Und wieder lag im Mondeschein
Der Anger ihm zu Füßen.

Doch nicht wie sonst. Nein, schnöder Sinn
Nach kalt berechnetem Gewinn
War drunten Herr geworden.
Da lag gefällt der hohe Wald,
Der Fels durch Feuers Allgewalt
Gesprengt an allen Orten.

*) Es ist vielleicht nicht allen Lesern bekannt,
daß Joachim Neander († im Mai 1680), an welchen
unser Gedicht erinnert, in dem nach ihm benannten
jetzt der Industrie vollständig verfallenen Teile des
Düsselthales seine herrlichsten geistlichen Loblieder
verfaßt hat.

Da war verstummt die Nachtigall;
Es flohen vor der Hämmer Schall
Die leicht beschwingten Scharen.
Da mühte sich, — o bitterer Hohn! —
Nur noch der Mensch um fargen Lohn
In Marmorbruchs Gefahren.

Voll Wehmut sah's der Geist und schlug
Die Leier wie zum ew'gen Fluch
Alsdann am Fels zu Stücken
Und rief: „Fahr hin, du schnöde Welt!
Nun wird allein das Himmelszelt
Den Sänger noch beglücken.“

Er schwand dahin; doch hallt sein Ach
Noch jetzt als leise Klage nach:
O kaltes Menschentreiben!
Du suchst Erwerb nur und Gewinn,
So wird dem schlichten Dichterstun
Kein Ort hienieden bleiben!

Bl.

Denkspruch.

Wer einmal lügt, dem glaubt man nicht,
Und wenn er auch die Wahrheit spricht.

* * *

Wer von diesem Spruch getragen,
Wollte stets die Wahrheit sagen;
Ach wie bald, so fällt mir ein,
Würde der vereinsamt sein.

Lesefrüchte.

Nichts verschönt uns so sehr wie die Gewiß-
heit, zu gefallen und geliebt zu werden.
(Fürstin Salm.)

Die Frauen haben zu viel Gefühl und zu viel
Einbildungskraft, um vernünftig zu sein.
(Marquise du Desfont.)

Rätsel.

Das Erste schafft des Mädchens Hand
Zur Zier für Tüchlein und Gewand.
Die Letzten nennen uns ein Loß,
Das unser harrt im Himmelschoß.
Das Ganze aber klingt gar schlecht,
Und keinem ist der Titel recht.
O flieh davor mit rüst'gem Sinn,
Es raubt Dir Segen und Gewinn.

Auflösung des Rätsels in Nr. 23 des Erzählers:
Trübe — Rübe — Uebe.

Richtig angegeben von Sophie Kl., J. H. und
Emil Müller in Düsseldorf, J. S. in Hilden und
J. H. in Ohligs.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bülterstr. 6.

Nr. 25.

Samstag, 16. Dezember 1882.

1. Jahrg.

Ein Bahnstreckel.*)

In großer Aufregung, Zornesröthe im Gesicht, schritt der alte Oberingenieur Hartner in seiner Kanzlei auf und nieder, nahe der Thüre stand ein Mann in unsauberer Kleidung, eine verwitterte Eisenbahnmütze in der Hand, anscheinend in tiefer Zerknirschung. Wer aber genauer hinsah und einen der lauernden Blicke dieses Menschen auffing, konnte es leicht merken, daß er es hier mit einem grundschedten Individuum zu thun habe.

Ich habe es nunmehr satt mit Ihnen, Weber! sagte der Oberingenieur nach einer Weile, vor dem Manne stehen bleibend. Sie sind ein unverbesserliches Individuum, ein miserabler Trunkenbold! Bissher ließ ich mich stets durch die Bitten Ihres armen Weibes erweichen. Ihr letztes Stückchen aber hat das Maß vollgemacht. Sie sind entlassen und haben heute noch Ihr Werkzeug an den Bahnaufscher abzuliefern!

Herr Oberingenieur, vergeben Sie mir noch einmal, bat der Mann und that, als wollte er in die Knie sinken. Der Wächter Schuster war es, welcher mich im Wirthshause zu bleiben nötigte und mir versprach, den Auftrag durch seinen Sohn an die Arbeiter ausrichten zu lassen.

Schweigen Sie und scheeren Sie sich zum Teufel! herrschte der Streckenchef dem Bittenden zu. Sie sind der nachlässigste Vorarbeiter, der mir je untergekommen ist. Wenn ich zwei solche Menschen hätte, wie Sie, käme ich noch auf meine alten Tage ins Gefängnis. Machen Sie, daß Sie fortkommen!

Schonen Sie mein Weib und meine Kinder, welche hungern müssen, wenn Sie mich davonjagen, plärrte der Mensch und that, als ob er sich Thränen aus den Augen wischen würde. Dabei hatte er sich wirklich auf die Knie niedergelassen.

Schämen Sie sich und ärgern Sie mich nicht weiter, sagte der Streckenchef, den Knieenden verächtlich anblickend. Sie wissen selbst, daß ich es gut mit Ihnen gemeint habe. Wenn Sie, bei Ihren Fähigkeiten, nur ein wenig gewollt hätten, so wären Sie durch mich schon längst zum Bahnaufscher vorgeschlagen worden. Aber Sie sind ein unverbesserlicher Lump, bei welchem Hopfen und Malz verloren ist. Und jetzt fort, aus meinen Augen!

Ich habe also umsonst gebeten? fragte der

Mann, sich aufrichtend und nach dem Vorgesetzten schielend.

Der Oberingenieur deutete, statt jeder Antwort, mit zornigem Stirnrünzeln nach der Thür.

Gut! sagte der entlassene Vorarbeiter. Wir werden sehen, wer es eher zu bereuen hat.

Der alte Streckenchef, eine herkulische Gestalt, konnte sich nun nicht länger bemeistern. Mit einem Sage hatte er den eben davoneilenvollenden Mann beim Genick erwischt, schüttelte ihn derb und versetzte ihm dann rechts und links schallende Ohrfeigen. Mit den Worten: Ich werde Dich drohen lehren, elender Schuft! schleuderte er ihn dann an die Thür, welche durch die Wucht des Geschleuderten aufsprang und diesen selbst auf den Gang hinausfallen ließ.

Im Nu hatte sich der Gemahregelte aufgerafft.

Warte, alter Hund! Das wird Dir Früchte tragen! schrie er und war in der nächsten Sekunde verschwunden.

Oberingenieur Hartner konnte in der folgenden Nacht keinen Schlaf finden. Immer gelten ihm die drohenden Worte Webers in den Ohren wieder. Wenn er denselben auch als nichtsnutzigen Prahler kannte und auch durch eine eventuelle böse That dieses Menschen für seine Person wenig zu fürchten hatte, so konnte er doch den Gedanken nicht los werden, daß dieses verkommene Subjekt am Ende im Stande sein konnte, ein großes Unglück anzurichten.

Um Mitternacht etwa kledete er sich an, begab sich auf die Station hinab und ließ vier seiner Streckenarbeiter aus dem Dorfe holen.

Als diese zur Stelle waren, ließ er seine Draisine vorführen und meldete dem diensthabenden Beamten, daß er auf die Strecke fahren wolle.

Sie haben aber zwei Gegenzüge, Herr Obergeringenieur, wendete dieser ein. In einer halben Stunde kommt der Gilzug und diesem folgt in fünf Minuten ein Lastzug.

Thut nichts! erklärte der Streckenchef. In einer halben Stunde sind wir beim dritten Wächterhause. Dort lasse ich die Draisine hinauswerfen und warte die beiden Züge ab.

Hiergegen ließ sich nichts einwenden. Der Beamte fertigte rasch den Fahrpaß aus, trug die nötigen Verhaltensmaßregeln nebst den Nummern der Gegenzüge ein, die vier Arbeiter erfaßten die Triebstangen und das kleine Fahrobjekt rollte, den in seinen Mantel eingehüllten Obergeringenieur auf dem Vorderste, in die pechfinstere, regnerische Nacht hinaus.

Nachdruck verboten.

Das zweite Wächterhaus war erreicht, ohne daß etwas Verdächtiges entdeckt worden wäre. Der Oberingenieur hatte mehrmals halten lassen und an manchen Stellen die Schienen und deren nächste Umgebung beim Scheine einer mitgebrachten Signallaterne untersucht. Auf diese Weise war bereits eine halbe Stunde verstrichen.

Auch der zweite Bahnwärter hatte kurz vorher seine Teilstrecke abgegangen und alles in Ordnung befunden.

Vorwärts! gebot der Streckenchef seinen Leuten. Wir wollen trachten noch das dritte Wächterhaus zu erreichen.

Die Leute begannen zu treiben. Gleich darauf aber erklangen auf dem Wächterhause Glockenschläge. Es war das Signal für den Sitzzug.

Vorwärts, rasch, so schnell als möglich! drängte der Oberingenieur. Wir müssen noch zum Wächterhause hinüber, denn wir finden bis dorthin auf dem Damme keinen geeigneten Platz für die Draisine.

Die Leute arbeiteten mit größter Anstrengung. Der Triebwagen rollte mit bedeutender Geschwindigkeit dahin. Schon waren die Signallichter des nächsten Wächterhauses sichtbar, da mit einem Male erhielt die Draisine einen fürchterlichen Stoß und der Oberingenieur stürzte von seinem Sitze samt der Signallaterne, welche er in der Hand hielt, nach vorwärts nach den Bahnkörper hin.

Gleich stand aber der alte Mann, trotzdem er an mehreren Stellen Abschürfungen erlitten und auch durch die Gläser der zertrümmerten Laterne verletzt worden, aufrecht da und überzeugte sich nun, daß seine ängstliche Vermutung auf die schrecklichste Weise begründet war.

Eine Schiene war ausgehoben worden. Das war Webers Werk und mußte erst vor kurzer Zeit vollbracht worden sein. Der Streckenchef schrie nach seinen Leuten. Stöhnen erhielt er zur Antwort. Keiner von ihnen konnte sich rühren. Die Armen hatten durchwegs ein oder mehrere Glieder gebrochen. Sie behaupteten dies wenigstens.

Da vernahm der Oberingenieur entsetzt dumpfes Rollen. Eine fürchterliche Katastrophe stand bevor.

Er begann zu laufen. Eines konnte den Zug retten, wenn er nämlich noch vor dessen Eintreffen das Wächterhaus erreichte und dort das Haltesignal geben ließ.

Dort blinkte es, jenes milde, weiße Licht, welches dem Zuge freie Fahrt, hier die Fahrt in den Rachen des Todes gestattete. Es mußte, wenn hier kein entsetzliches Unglück, keine schauerhafte, kaum noch dagewesene Entgleisung stattfinden sollte, mit dem „Halt“ gebietenden roten Lichte vertauscht werden.

Atemlos und häufig stolpernd, rannte der alte Mann zwischen den Schienen dahin. Da, o Schrecken, wurden die beiden glühend roten Augen der Lichter der Lokomotive des nahenden Zuges sichtbar.

Haltsignal! Wächter! Rotes Licht! Um Gotteswillen, rotes Licht! Haltsignal! schrie der zu Tode geängstigte alte Mann mit verzweifelter Stimme in die Nacht hinein. Es half nichts, man hörte ihn nicht. Das Signallicht blieb unverändert, weiß.

Es wäre auch schon zu spät gewesen, denn der Zug, welcher in den nächsten Sekunden zertrümmert und dessen Insassen in Stücke gerissen werden sollten, passierte eben das Wächterhaus, und näherte sich in rasender Eile.

Der Oberingenieur war nahe daran, den Verstand zu verlieren. Das einzige Mittel, den Zug aufzuhalten, die Laterne, war ihm zertrümmert worden. Was thun? Um Gotteswillen, was thun?

Da fuhr es wie ein Blitz durch den Kopf des alten Mannes. Er hatte heute, mittags, einem Wächterjungen eine Knallkapsel, das Notsignal der Eisenbahn, mit welchem der Kleine spielte, abgenommen. Er mußte sie in der Tasche haben. Richtig, da war sie.

Aber, o Gott! Der Zug war schon da. Im nächsten Augenblicke hatte sich der alte Mann zu Boden geworfen und wollte, vor grenzenloser Angst nicht mehr seiner Sinne mächtig, die Kapsel auf der Schiene befestigen. In demselben Momente erfolgte eine große Detonation und gleichzeitig ertönte ein markdurchdringender Schrei.

Kurz abgebrochene, schrille Pfiffe und das Geräusch der angezogenen Bremsen folgten.

Der Zug stand stille und der Retter desselben lag mit zerschmetterter Hand ohnmächtig auf der Böschung.

Weber, der ruchlose Bahnfrevler, erhielt für seine That zehn Jahre Zuchthaus und endete später im Kerker durch Selbstmord. Oberingenieur Hartner aber, dessen rechte Hand noch in der Schreckensnacht im nächsten Wächterhause durch den beim Zuge befindlichen Bahnarzt amputiert wurde, genas nach wenigen Monaten vollkommen, erhielt eine Dekoration, und wurde mit voller Gage in den Ruhestand versetzt.

Der Redner.

Ein Bürger stand mit dem zufriedenen Gesicht, wie es jeder nach einem guten Mittagessen zur Schau zu tragen pflegt, vor der Thür seines Hauses und war mit der gründlichen Reinigung seiner Reparaturwerkzeuge beschäftigt. Hungrig und zerlumpt kam ein Bummler die Straße heran und blieb vor dem Verdauenden stehen, indem er ihn mit prüfenden Augen betrachtete.

„Hilft Ihnen nichts,“ sagte dieser, „ich habe nichts für Bummler!“

„Ich habe Sie auch noch gar nicht um etwas gebeten, nicht wahr?“

„Ja, aber Ihr Aeußeres“ — — —

„Ich bin für mein Aeußeres nicht verantwortlich, Gott schuf uns alle, — doch ich bin kein Bettler, ich bezahle für alles, was ich empfangen, und Sie, Sie machen den Eindruck eines Gentleman auf mich.“

„So?“

„Ja, und ein kluger Mann sind Sie auch, ich lese das aus Ihren Blicken ab, ich verstehe mich auf Physiognomien.“

„In der That, das ist“ — — —

„Sie würden mir überall auffallen, ich würde

Sie überall als etwas Außergewöhnliches über die große Menge hervorragen sehen," fuhr der Mensch fort und rieb sich, wohl, weil es ihm juckte, den Rücken sanft an einer scharfen Kante des Zaunes.

"Möglich!" sagte der Angeredete und strich sich doch ein wenig geschmeichelt den Bart. "Doch wozu dies alles?"

"Ich will es Ihnen sagen. Sehen Sie, ich bin am Ende doch nur ein alter Kerl. Ich bin nicht imstande, Buchweizen von Bienenstrauch zu unterscheiden, während Sie, so zu sagen, alles wissen. Nun, lassen Sie uns ein Uebereinkommen treffen. Wie ich im Vorbeigehen gesehen habe, liegen da zwei Haufen Holz. Wenn Sie nun eine zehn Minuten lange Rede halten können, ohne stecken zu bleiben, so säge ich das Holz umsonst; bleiben Sie stecken, so geben Sie mir eine gute Mahlzeit und ich gehe meiner Wege."

Der Bürger, der Held manches Zungenkampfes in der Wirtschaft an der Ecke, der auch bei der letzten Wahl beinahe eine Rede gehalten hatte, wenn er nicht noch rechtzeitig von seiner Frau erwischt worden wäre, lachte ob des Vorschlags, ging jedoch darauf ein. Er stellte sich auf einen ungestülpten Wasser-Eimer, nahm die Uhr heraus, räusperte sich und begann:

"Mitbürger! Obgleich ich nicht vorbereitet bin, heute eine Rede zu halten, so will ich doch — will ich doch — doch —"

"Versuchen Sie es noch einmal; ich will nicht unbillig gegen Sie sein," schaltete hier der Bummler ein, als er sah, daß sich der große Redner festgesetzt hatte, "versuchen Sie es einmal mit der Finanz-Frage."

Der Bürger stellte den einen Fuß vor, soweit es der Boden des Eimers erlaubte, und begann: "Mitbürger! Sie haben mit unendlicher Geduld die langatmigen Bemerkungen eines Sam-Cary angehört. Dieser Mensch hat versucht, Ihnen klar zu machen, daß ein Stück Papier eben so gut ist, wie ein Gold-dollar. Jener hat gewagt, Ihnen zu sagen, er hatte die Unverschämtheit, Ihnen die Versicherung zu geben, daß er ist, — er hat gesagt, daß er — hat gesagt, daß —"

"Ich will Ihnen noch einen Versuch gestatten," sagte leise lächelnd der Strolch, als er sah, wie der Redner abermals festsaß.

"Ich will es aber nicht mehr versuchen! Gehen Sie zu der Hinterthür und ich werde das Dienstmädchen hinausjagen mit einem Essen, wie sie lange feins gehabt haben!"

Sprach's und verschwand, begleitet von dem milden Lächeln des Bummlers!

Einiges über versuchte Verfälschungen des Bieres.

Kein Getränk ist so vielfachen Verfälschungen, sei es unabsichtlich oder absichtlich, ausgesetzt wie das Bier und zwar aus dem natürlichen Grunde, weil kein Getränk außer Wasser in solcher Masse getrunken wird. Es sollen nach einer Rechnung von Robecq nämlich jährlich auf Erden über 11 Milliarden Liter

Bier getrunken werden, welche sich auf die einzelnen Länder sehr verschieden verteilen. So kommen in Bayern, dem rechten Bierlande, auf den Kopf der Bevölkerung nicht weniger als jährlich 219 Ltr., in Württemberg 154, Belgien 145, England 118, in Preußen, Sachsen, Oesterreich, Frankreich dagegen nur 35—60, in Rußland 14 Ltr. Sehen wir von der Verkürzung des Maßes ab, daß die Brauer den Inhalt ihrer Fässer verringern durch verschiedene Manipulationen, wie neulich auch hier bekannt wurde, und so ihre Abnehmer übervorteilen, so ist der gewöhnlichste Betrug die „Taufe“. Ein höchst einfacher Kunstgriff, zu dem nicht viel Wissen gehört, weswegen er auch so oft ausgeführt wird. Man gießt eine ordentliche Portion Wasser in das Gebräu, soviel, daß die Farbe nicht allzu verräterisch wird. An dem so erreichten Vorteil lassen sich aber viele nicht genügen, sie verdünnen so, daß die Biercouleur ganz verschwindet und setzen dann künstliche Farbmittel hinzu. Da giebt es denn eine ganze Reihe solcher Stoffe, welche dem ehrlichen Wirte aus der Not helfen, wir erwähnen nur braunen Syrup, Süßholz, sogen. Biercouleur, welche letztere massenhaft angeboten und benutzt wird.

Ferner versucht man, um an Gerste, Malz zu sparen, und doch dem Biere den nötigen Weingeist und Zucker (Dextrin) zu geben, die Würze mit Zucker, Syrup, Honig, Süßholzsafte, Traubenzucker, Reismehl zu mischen. Nicht genug aber damit, erfinderrische Köpfe nehmen statt des Malzes einfach Glycerin, welches noch die gute Eigenschaft hat, einen guten Schaum vorzutäuschen. Da ist denn von Malz gar nicht mehr die Rede, und doch ist dasselbe der notwendigste Bestandteil, sofern das Getränk Bier genannt werden soll. In einzelnen Ländern hat die Regierung daher Verordnungen erlassen, wieviel Bier aus 1 Scheffel Malz gebraut werden darf. So bestimmt ein bayerisches Reglement, daß aus 1 Scheffel Malz nicht über 6 Eimer Lagerbier und 7 Eimer Schankbier bereitet werden.

Einen wesentlichen Bestandteil des Bieres bildet der Hopfen, welcher die Haltbarkeit und den angenehmen, würzigen Geschmack bedingt, dessen Quantität in den einzelnen Bierarten sehr wechselt. Da nun derselbe ziemlich teuer ist, so versucht man, ihn durch billigere Stoffe zu ersetzen, welche wenigstens dem Geschmacks des Hopfens in etwa gleich kommen. Solche Stoffe haben sich auch richtig gefunden, es sind Bernut, Enzian, Tausendguldenkraut, Quassia und andere, welche gern aushelfen.

Im Gegensatz zum Weine hört die Gärung im Biere wegen des geringen Weingeistgehaltes nicht auf, die Güte des Bieres nimmt deshalb mit der Zeit ab, auch wenn es sonst allen Anforderungen entsprach. Dieser Uebelstand machte sich besonders für solche Brauer bemerkbar, welche ihr Bier in ferne Gegenden exportierten, zumal wenn die Reise durch heiße Zonen ging. Aber auch hier wußte man sich zu helfen. Zwar in der Weise, daß man entweder den Weingeistgehalt des Bieres künstlich erhöhte, so daß die Gärung aufhörte, oder indem man andere Gärungs- und fäulniswidrige Substanzen einführte, welche die Haltbarkeit erhöhen sollten. Zu

diesen benutzten Mitteln gehören: das Bilsentraut, Gistloch, Opium, indischer Hanf, Strychnin, Angosturarine, Kockelskörner, Eisenvitriol, Schwefelsäure, fast alles Ingredienzen, welche dem menschlichen Körper schädlich sind. Besonders gang und gäbe war dieser Mißbrauch bei den schweren englischen Bieren, welche zu uns gebracht werden, Porter, Ale. Jetzt hat der Versand mit Eis in besonderen Wagen diesem Uebelstand in etwa gesteuert, aber daß diese Verfälschungen noch vielfach, auch bei uns, ausgeübt werden, unterliegt nicht dem mindesten Zweifel.

Früher haben Brauer noch eine eigentümliche Methode, um die Gährung aufzuhalten, in Anwendung gebracht, daß sie zinnerne Teller ins Bier warfen. Hierdurch wird aber das Bier stets vergiftet, da das Zinn Blei enthält, welches im Biere durch Säure aufgelöst wird.

Nicht vergessen wollen wir hier den Zusatz von Kochsalz, welches zugleich dem frommen Zwecke dient, den Durst der Gäste künstlich zu reizen in ähnlicher Weise, wie gewinnsüchtige Wirte ihre Speisen stark pfeffern und salzen. Besonders klug zwar ist diese Berechnung nicht, denn wer einmal ein derartiges Reizmittel getrunken hat, bedankt sich für den zweiten Magenlatarrh.

Ist nun aber das Bier sauer geworden, so wird, sollte man erwarten, das Bier fortgegossen, dieweil es der Gesundheit schädlich ist. Weit gefehlt, man versucht es wieder trinkbar zu machen und trotz aller Kontrolle den Gästen vorzusetzen. Der Fabrikant nimmt seine oder fremde chemische Kenntnisse zu Hilfe, schüttet säurebindende Substanzen, wie Pottasche, Kreide, Soda und andere mehr ins Bier. Verschwindet zwar auch die Säure, so bleibt das Bier doch schlecht, ja es wird durch die zugefügten Mittel dem Körper noch schädlicher. Uebrigens tritt nach 3—4 Tagen auch der saure, verdorbene Geschmack wieder auf. Trübes Bier sucht man durch Eiweiß, Hausenblase, Schwefelsäure zu klären.

Ein Bierkenner achtet bei der Prüfung auch auf den Schaum, den das Bier trägt, und zwar mit Recht. Von gutem Biere fordert man einen feinen, weißen, nicht leicht verfliegenden Schaum, da derselbe nur dann vorhanden ist, wenn das Gebraun einen genügenden Gehalt an Zucker (Dextrin) enthält. Dextrin in gehöriger Menge fehlt aber in Bieren, welche zu lange gegohren haben, weil es sich dann in Kohlensäure und Wasser versetzt, oder auch, wenn nicht genügend Malz gebraucht wurde. Aber auch hier ist man nicht in Verlegenheit gekommen; Zucker und Glycerin helfen bereitwilligst den Wirten aus der Not.

Mehr unabsichtliche Verfälschungen endlich entstehen durch Mangel an den Leitungsröhren der Bierpumpen, sei es, daß schlechte Luft aus den Kellerräumen zu den Druckfesseln gebraucht wird, sei es, daß das Röhrenmaterial so beschaffen ist, daß von ihm im Biere schädliche Mengen aufgelöst werden. Blei- und Kupferrohre sind daher zu solchen Zwecken zu verwerfen.

Wie soll man nun, um auch davon kurz zu reden, am besten diesen Umtrieben steuern?

Die polizeiliche Kontrolle allein vermag den

Bierverfälschungen durch die Brauer nicht zuvorkommen, es müssen von Staats wegen auch noch Ursachen beseitigt werden, welche die Lust zu solchen Uebervorteilungen unterstützen. Die Gesetzgebung sollte deshalb die Steuer auf Bier nicht so sehr in die Höhe treiben, den Wirten besonders den Kampf ums Dasein nicht erschweren, wie es jetzt neuerdings in Preußen die sog. Lizenz-Steuer bezweckt.

Vielleicht wäre es auch gut, die Steuer mit den steigenden oder fallenden Preisen der Gerste und des Hopfens höher oder niedriger anzusetzen. Der Gewissenhaftigkeit der Brauer würde man dann nicht zu hohe Opfer auferlegen.

Am besten aber wird das Publikum nicht durch die Polizeikontrolle und Gesetzgebung geschützt, sondern durch die Konkurrenz der Brauer untereinander. Noch immer hat der die besten Geschäfte gemacht, welcher das beste Bier verzapft. Möge sich das besonders mancher Wirt zu Herzen nehmen. W.

Die Völker der Nordpolargegenden.

Das große Reisetwerk „Die Umgehung Asiens und Europas auf der Vega“, in welchem Professor Nordenskjöld die Resultate seiner berühmten Reise veröffentlicht, enthält u. a. vergleichende Mitteilungen über die Bewohner der Nordpolgegenden, die auf Interesse Anspruch machen dürfen.

Unter den Völkern, mit welchen der vielgewanderte Gelehrte auf seinen arktischen Reisen Bekanntschaft machte, nehmen die Samoeden die niedrigste Stelle ein. Nach ihm stehen die skandinavischen Lappländer am höchsten und nach diesen kommen die Eskimos im dänischen Grönland. Beide sind christliche, des Lesens kundige Völker, die gelernt haben, eine Menge Erzeugnisse auf dem Gebiete des Ackerbaues und der heutigen Industrie, wie z. B. Baumwoll- und Wollgewebe, Gerätschaften aus Schmiede- und Gußeisen, Feuertgewehre, Zucker, Brot u. s. w. anzuwenden. Nächst diesen an Bildung kommen die Eskimos im nordwestlichen Amerika. Sie sind auch jetzt noch Heiden; aber einzelne von ihnen waren weit gewandert und hatten von den Sandwichinseln nicht nur Kokosnüsse und Palmenmatten, sondern auch einen Anhauch der größeren Gewandtheit der Südsee-Inulaner mit heimgebracht. Diesen reichten die Tschukttschen und zuletzt die Samoeden an, wenigstens diejenigen Samoeden, welche auf der europäisch-asiatischen Grenze wohnen. Auf diese scheint die Verührung mit den Kaufasiern, vor allem ihr Branntwein, sehr verschlechternd eingewirkt zu haben. Uebrigens weiß Professor Nordenskjöld auch von den Samoeden einiges zu berichten, was ihnen zur Ehre gereicht. Samojede hat eine oder mehrere Frauen, und auch Schwestern können mit demselben Manne verheiratet sein; doch werden die Frauen von ihren Männern als gleichberechtigt angesehen und darnach behandelt. Von europäischen Einflüssen kann hier in keinem Falle die Rede sein; auch läßt sich mit Sicherheit annehmen, daß die Gleichberechtigung des Weibes dem Manne gegenüber nicht auf religiösen Ein-

wirkungen beruht. Die Samojeben sind zwar alle auf die orthodoxe (griechisch-katholische) Lehre getauft, verehren aber daneben noch ihre alten Götzen, die Bolbanen, und wandern als Pilger über 1000 Werst nach ihren heidnischen Opferplätzen. Der Glaube an die Fortdauer nach dem Tode fehlt den Samojeben nicht; wenigstens scheint ein von dem Forscher aufgefundenes Grab darauf hinzudeuten.

Was nun das wenig bekannte Polarvolk der Tschuktischen betrifft, mit welchem die Begamänner während der Ueberwinterung in einem stets friedlichen und freundlichen Verkehr standen, so ist vor allem hervorzuheben, daß es, gleich den meisten andern Polarstämmen Europas und Asiens, nach seiner Lebensweise in zwei Abteilungen zerfällt, in Renttiernomaden und in (seßhafte) Küstenbewohner. Die ersteren, die Renttiertschuktischen, haben ein stattlicheres und vermögendereß Äußere als die Küstentschuktischen und betrachten sich selbst als die Vornehmeren ihres Stammes. Sie ziehen mit ihren oft zahlreichen Renttierherden in dem Lande zwischen Beringsstraße, Judigirka und Penschinabai umher. Zugleich vermitteln sie den Warenaustausch zwischen den Wilden des nördlichsten Amerika und den Pelzwarenhändlern Sibiriens.

Die Küstentschuktischen dagegen besitzen keine Renttierherden — ihre Zugtiere sind Hunde — und wohnen in festen Zelten längs der Küste von der Tschambai bis zur Beringsstraße.

Nach einer auf Angaben der Eingeborenen und auf den eigenen Erfahrungen der Teilnehmer der Expedition beruhenden Schätzung beträgt die Anzahl der Küstentschuktischen 2000, höchstens 2500. Nimmt man für die Renttiertschuktischen eine gleiche große Zahl an, so beläuft sich die ganze Bevölkerung der Tschuktischen-Halbinsel auf 4000 bis 5000 Personen.

„Gleich der Mehrzahl der Polarvölker“, sagt Nordenskjöld, „gehören heutzutage wohl auch die Tschuktischen keiner unvermischten Rasse mehr an. Man wird hiervon sofort überzeugt, wenn man die Einwohner eines größern Zeitdorfs aufmerksam betrachtet. Ein Teil davon besteht aus hünenhaften Gestalten mit rabenschwarzem, glattem und einer Pferdähne nicht unähnlichem Haar, brauner Haut, hoher gebogener Nase, kurz mit einem an die Beschreibungen der Indianer Nordamerikas erinnernden Äußern. Andere hinwiederum erinnern durch ihr schwarzes Haar, den geringen Bartwuchs, die eingedrückte Nase oder vielmehr die hervorstehenden Backenknochen und die schiefen Augen deutlich an die mongolische Rasse, und schließlich trifft man unter ihnen auch solche mit vollkommen heller Hautfarbe und mit Gesichtszügen, welche zu der Annahme Veranlassung geben, daß dies Nachkommen von Ueberläufern oder auch von Kriegsgefangenen russischen Ursprungs sind.“

Ihre Wohnungen bestehen aus geräumigen Zelten, welche eine von Renttierfellen umgebene parallel-epipedische Schlafkammer umschließen, die durch mehrere Thran-Lampen erwärmt ist. In diesem engen und niedern Raume hält sich die gewöhnlich aus 4 bis 5 Personen bestehende Familie im Winter auf. Hier werden die verschiedenen Frauenarbeiten

verrichtet und geschieht die Zubereitung der Speisen. Während des Sommers hält man sich im äußern Zelte auf. Es besteht aus Holzlatten, über welche zusammengenähte Seehund- und Walroßfelle ausgespannt sind. In der Nähe des Zeltes liegt ein an passender Stelle gegrabener Keller, welcher zur Aufbewahrung der Vorräte bestimmt ist.

Die Kleidung der Tschuktischen ist aus Renttier- und Seehundfellen gefertigt. Die Männer sind während des Winters in zwei Pässe gekleidet. Außerdem haben sie, wenn es regnet oder nasser Schnee fällt, einen aus Gedärmen oder Bammwollenzeug gefertigten Regenrock. Unter dem Paß werden zwei Hosen getragen; die Fußbekleidung besteht aus nur Mokassins. Die Kleidung der Frauen ist jener der Männer ähnlich, nur länger und reicher verziert. Während der warmen Jahreszeit werden die Kleidungsstücke bis auf einen Paß, eine Hose und den Regenrock abgelegt. Im Innern des Zeltes tragen die Männer nur kurze, bis an die Hüfte reichende Lederhosen und sogenannte Gesundheitsgürtel um Leib und Arme. Die Weiber gehen nahezu nackt nur mit ganz kurzen Unterhosen versehen. Die Tätowierung findet sich nur bei den Frauen und geschieht nach und nach; möglicherweise werden gewisse Striche erst bei der Verheiratung eingeritzt.

Der Gebrauch des Tabaks, sowohl des Rauch- als Rautabaks, ist bei den Tschuktischen allgemein, bei Männern, Weibern und Kindern. Jeder einzelne führte Tabaksbeutel und Pfeife bei sich. Ist der eingetauschte Vorrat erschöpft, so werden einheimische Mittel verwendet. Gleich dem Tabak scheint auch der Branntwein ein Gegenstand regelmäßigen Austausches zu sein. — Von den Jagd- und Hausgeräten, die nahezu vollständig auf eskimohischen Ursprung hinweisen, sind außer den bereits genannten noch zu erwähnen: Gerbergeschabgeräte aus Stein und Eisen zur Bearbeitung der Felle, Wekstreine aus Thonschiefer, selbstverfertigte Gefäße aus Holz, Walrüschenknochen u. s. w., Feuerbohrer, Äxte und Töpfe amerikanischen wie europäischen Ursprungs.

Die selbstverfertigten Schnitzereien in Elfenbein und Holz sind zwar plump ausgeführt, verraten aber einen gewissen Stil und bekunden im Vergleich zu den Bildern der Samojeben einen viel höher entwickelten Kunstsin. Ebenso lassen die Zeichnungen, obwohl grob und plump, einen gewissen Geschmac nicht verkennen.

An Musik-Instrumenten fehlt es nicht ganz. Die bei den meisten Polarvölkern so häufige Schamanentrommel fehlt in keinem tschuktischen Zelt. Außerdem besitzen sie eine Art Pfeife.

Gewöhnlich hat der Tschuktische eine Frau, und nur in Ausnahmefällen zwei. Die Weiber sind sehr arbeitsam. Außer der Pflege der Kinder haben sie sämtliche Arbeiten innerhalb des Zeltes und in der Nähe desselben zu verrichten, während dem Manne die Herbeischaffung von Nahrungsmitteln aus dem Tierreiche obliegt. Das Ansehen der Frau scheint ziemlich groß zu sein.

Innnerhalb der Familie herrscht die größte Eintracht, sowohl zwischen Mann und Frau, Eltern und Kindern, als auch zwischen dem verheirateter

Paare, welches das Zelt besitzt, und Unverheiratete, welche dasselbe zufällig bewohnen. Die Kinder werden weder bestraft noch gescholten, sind aber dennoch die artigsten Kinder, die es gibt. Ihre Aufführung im Zelte kann vollkommen mit der Aufführung der best erzogenen europäischen Kinder im Fremdenzimmer verglichen werden.

Das Gehör der Insekten.

Neuerlich hat Graber sich mit diesem Gegenstande beschäftigt und folgende Thatsache festgestellt:

Unter den in der Luft lebenden Insekten hat die Küchenschabe (*Blatta germanica*) ein besonders feines Gehör. Läßt man ein frisch gefangenes Tier laufen und streicht kräftig über die Saiten einer Violine, so hält das Tier plötzlich in der Flucht inne. In nicht zu kurzen Intervallen kann man dieses Experiment mehrmals wiederholen, doch gewöhnt sich das Tier bald an den eigentümlichen Gehörreiz und läßt sich durch denselben weiterhin nicht stören. Bei einem zweiten Versuche wurden mehrere Schaben in ein Glasgefäß gegeben, und über demselben wurde die Violine gestrichen. Die Tiere liefen plötzlich wirr durcheinander, und diejenigen unter ihnen, welche an den Wänden des Gefäßes hinaufgekrochen waren, fielen wie von Schreck gelähmt, herunter. In einem dritten Versuche wurde die Schabe geblendet und an einem Hinterbeine mittelst eines Fadens aufgehängt. Als das Tier regungslos hing, wurde in der Entfernung von einem Meter eine Violine scharf gestrichen. Sofort wurde das Tier heftig erregt; es schnellte mit solcher Kraft an dem gefesselten Beine in die Höhe, daß der Kopf nach oben kam. Ein zweiter gleich kräftiger Strich der Violine erregte nur schwaches Zucken, doch nach einer Stunde war die Erregbarkeit des Tieres für dieselbe Schallempfindung eben so groß wie ursprünglich. Einige Käferarten, die Stubenfliege und eine Florfliege (*Chrysopa*), reagierten gleichfalls auf Schallreize, doch weniger auffallend als die Schabe; dagegen konnte bei einigen Ameisenarten und beim Engerling (Larve des Maikäfers) auch mit den stärksten Geräuschen und Tönen eine Gehörsempfindung mit Sicherheit nicht nachgewiesen werden.

Von den im Wasser lebenden Insekten wurden die meisten Beobachtungen an verschiedenen Arten der Ruderwanze (*Corixa*) gemacht, weil diese Tiere leicht in Aquarien gehalten werden können und den Augenblick ihrer Erregung sehr gut erkennen lassen. Sie haben nämlich die Gewohnheit, fünf Minuten und länger nahe der Oberfläche des Wassers ruhig auf dem Rücken zu liegen, den Hinterleib ein wenig über die Wasserfläche zu erheben und in dieser Stellung behaglich zu atmen. So wie sie erregt werden, fahren sie mit einem Ruck ihrer langen und kräftigen Ruderbeine in die Tiefe. Wurde nun mit einem Glasröhrchen an den Rand des Aquariums geschlagen, so schossen die Ruderwanzen jedesmal wild durcheinander. Um zu erfahren, ob die Tiere durch die Erschütterung des Wassers oder durch den Schall erregt wurden, bewegte Graber das Wasser in der

Nähe von still sitzenden Tieren mittelst eines langen Stäbchens, jedenfalls viel heftiger, als es vorher durch die von der Glaswand fortgepflanzte Erschütterung geschehen war. Das Tier ließ sich in seiner Ruhe dadurch nicht stören. Wurde aber mittelst desselben Stäbchens das Läuten einer Glocke ins Wasser geleitet, so ergriffen die Tiere sogleich die Flucht und ebenso empfindlich zeigten sie sich gegen mehrere andere Arten von Geräuschen, welche ihnen durch das Wasser vermittelt wurden. War der Schall-Erreger nicht unmittelbar mit dem Wasser in Verbindung, sondern von diesem durch eine Luftschicht getrennt, so bedurfte es stärkerer Reize, wie übrigens aus dem schlechten Leitungsvermögen der Luft für Schallwellen im voraus geschlossen werden kann. Bei sehr starkem wiederholten Anschlagen einer Tischglocke, viel sicherer beim Erzeugen der höchsten Töne einer Violine, von dem dreigestrichenen *d* aufwärts, stellte sich besonders bei frisch gefangenen Tieren unzweideutig und regelmäßig die Erregung ein. Auch ein intensives Staccato, ein sehr starkes Greichen oder Zupfen der Saiten diesseits des Steges war mitunter von großer Wirkung, und schlug man über dem Aquarium mit einem Hammer auf eine Blechplatte, so schienen die Tiere in Verwirrung zu geraten.

Andere Wasser bewohnende Insekten bieten der Beobachtung ungleich größere Schwierigkeiten. Die meisten derselben halten sich nur auf dem Grunde des Wassers ruhig, im Schlamm oder unter Pflanzen versteckt, und bewegen sich nur, wenn sie der Nahrung nachjagen, oder eilen auf Augenblicke an die Oberfläche, um aus- und einzuathmen. Da man aber nur aus dem Auftreten und der Eigenart der Bewegungen schließen kann, ob der angebrachte Reiz einen Eindruck hervorgebracht hat, so sind die Folgerungen bei diesen Tieren weniger sicher. Gleichwohl scheinen einige kleine Wasserkäfer *Laccophilus*, *Laccobius* und der Wasserfrosch (*Nepa*) namentlich gegen hohe Violintöne noch empfindlicher zu sein als die Ruderwanze, wogegen die im Wasser lebenden Larven, auch solche von Insekten, die im ausgebildeten Zustande sich in die Luft erheben, wohl gegen die Erschütterungen des Wassers sehr empfindlich sind, aber kein Gehör zu besitzen scheinen.

Etwas für die langen Abende.

Dem Ausländer, welcher Deutschland besucht und sich nicht nur mit dem Bewundern unserer Naturschönheiten und dem Studium unserer Sammlungen begnügt, sondern auch in das Leben des Volkes einzudringen sucht, pflegt der Reichthum unseres Vaterlandes an Wirtshäusern ganz besonders aufzufallen. Auch die Art, wie wir dieselben benutzen, ist von der im Auslande üblichen verschieden. Bei den romanischen Völkern ist das Caffeehaus vorherrschend, in welchem vorzugsweise Caffee, Thee, Wein, Spirituosen und in neuerer Zeit auch Bier, nur ausnahmsweise aber Speisen, gereicht werden. Auch ist der Aufenthalt im Caffeehaus in der Regel nur ein flüchtiger. Man weilt dort, bis man seine Zeitung gelesen oder eine Partie Domino gespielt hat; so-

genannte Kneipgesellschaften, welche an gewissen Tagen und in der Regel während einiger Stunden zusammen kommen, würde man im Kaffeehaus nur selten finden. In England dagegen herrscht das Public-House, in welchem vorzugsweise Spirituosen und schwere Biere geschänkt werden. Im Hauptraum einer solchen Wirtschaft befindet sich in der Regel nicht einmal ein Sitzplatz; die Getränke werden hier stehend genommen. Infolgedessen ist auch die Zeit, welche der Gast beim Trinken zubringt, eine äußerst beschränkte. Ganz ähnlich eingerichtet ist die amerikanische Bar.

Die deutsche Bierwirtschaft ist einzig in ihrer Art. Könnte man unsere Bierkneipen entfernen, so würde unser gesellschaftliches Leben mit einem Schlage einen anderen Anstrich erhalten. Massen der Bevölkerung finden allabendlich von des Tages Last und Mühen beim Bier und der Gesellschaft guter Freunde eine Erholung, welche zwar oft zu sehr ausgedehnt wird, die aber doch im Vergleich zu anderen Zerstreuungsmitteln unschuldig genannt werden muß. Das Familienleben leidet zwar vielfach darunter, aber andererseits bildet an den Wochentagen der Abend für die meisten Leute die einzige Zeit, in welcher ihnen der gesellige Verkehr mit Leuten ähnlicher Lebensstellung möglich ist. Bellagen muß man allerdings, daß die Gespräche, welche hier geführt werden, äußerst gewöhnlicher Natur zu sein pflegen. Es wird gar zu viel über Politik gekauert: wirkliche gegenseitige Belehrungen finden aber selten statt. Und wird einmal ein ernstler Gegenstand besprochen, taucht einmal eine wahrhaft interessante Frage auf, so fehlt es in der Regel an den Kenntnissen, die Frage sachgemäß zu erörtern. Die einfachsten Punkte können oft nur deswegen nicht entschieden werden, weil über ein Datum, irgend eine Zahl u. s. w. bestimmte Auskunft fehlt.

Hier kann nun, meint die Dorfztg., eine Einrichtung Abhilfe schaffen, welche erfreulicher Weise bereits in einer ganzen Reihe von Wirtschaften verschiedener Städte Eingang gefunden hat, nämlich die Aufstellung von guten Nachschlagewerken. Warum stattet sich nicht jedes gute Wirtschaftshaus mit einem dergleichen Nachschlagewerk aus? Die Erfahrungen, welche intelligente Gastwirthe hiermit machten, rechtfertigen die dadurch erforderlich werdende Ausgabe auf das glänzendste. Schnell herunter genommen und ebenso schnell wieder an ihren Platz gestellt würden diese Bücher manchem Disput ein schnelles Ende bereiten. In dem Bewußtsein, in jedem Augenblick kontrolliert zu werden, würde sich auch mancher Wortfechter genötigt sehen, bei seinen Angaben vorsichtig zu sein und weniger oft wagen, seinen Zechgenossen Unerhörtes aufzubinden. Kurzum, die allgemeine Einführung guter Nachschlagewerke, statistischer Jahrbücher zc. in unseren Wirtschaften würde gewiß dazu beitragen, das Leben und Treiben in denselben zu veredeln.

Erfindungen auf dem Gebiete des Buchdruckes.

Es dürfte von allgemeinem Interesse sein, den Anteil festzustellen, welchen die Völker Europas an

der Erfindung und Verbesserung des Buchdruckes genommen haben, nachdem die Prioritätsfragen durch Faulmanns sehr verdienstvolle „Illustrierte Geschichte der Buchdruckerkunst“ klargestellt sind. Heute steht es außer Zweifel, daß niemand anders als Johann Gutenberg zu Mainz ungefähr um 1440 die Buchdruckerkunst erfunden hat, und zwar erfand er sowohl die Presse als das Gießen und Zusammensetzen der Lettern; Druck und Guß bildete er zu solcher Vollkommenheit aus, daß seine Erstlingsdrucke noch heute von Fachmännern bewundert werden. Peter Schöffer, sein Schüler, erfand die Stahlstempel, mit welchen er kupferne Matrizen schlug; im 16. Jahrhundert verbesserte der Buchdrucker Damer zu Nürnberg die hölzerne Presse, indem er eine messingene statt der sich leicht abnutzenden hölzernen Spindel einführte, 1620 erfand der Holländer Jonson Blome eine weitere Verbesserung derselben durch die sogenannte holländische Schraube, 1800 erfand der Engländer Lord Stanhope die eiserne Presse, 1810—1812 der deutsche Friedrich König zu London der Schnellpresse. 1862 erfand der Direktor der k. k. Hof- und Staatsdruckerei zu Wien, Alois Auer, den Druck von endlosem Papier, auf Grund dessen dann in Amerika die Zeitungs-Notationspresse entstanden, nachdem der Amerikaner Hoe den Satz an einen sich drehenden Cylinder zu befestigen erfunden hatte. Die Kontrapunze, welche eine feinere und schärfere Schrift ermöglichte, erfand der Deutsche Fleischmann in Enschedes Gießerei zu Harlem. Der Amerikaner Bruce stellte zuerst eine brauchbare Gießmaschine her, welche von dem Engländer Johnson zur Kompletzießmaschine erweitert wurde, welche die Buchstaben nicht nur gießt, sondern auch schleift und fertig macht. Der Schriftgießer E. A. Reichel in Kassel erfand die Gießpumpe, welche neben der Gießmaschine noch im Gebrauche steht. Ein Deutscher, der Prediger J. Müller, erfand mit dem Holländer van der Wey die Stereotypie, fast gleichzeitig dieselbe der Engländer Ged, Lord Stanhope verbesserte die Gypsstereotypie 1804 so, daß sie in allgemeinen Gebrauch kam, 1829 erfand der Franzose Genoux die jetzt bevorzugte Papierstereotypie. Die erste praktisch verwendbare Sezmaschine erfand der Nesterreicher Eschulik, ein Deutscher, Karl Kastenbein lieferte bisher die leistungsfähigste Sezmaschine. Der Franzose Louis Robert erfand 1799 die Papiermaschine, ohne welche der heutige Aufschwung der Buchdruckerkunst undenkbar wäre. Um die Verschönerung der Druckerschrift haben sich der Franzose Jensen zu Venedig im 15. Jahrhundert, Garmond zu Paris im 16. Jahrhundert, die französische Akademie, die Engländer Carlon und Bacheville, der Franzose Didot, der Italiener Bondoni im 18. Jahrhundert verdient gemacht; der Italiener Petrucci erfand 1498 den Musiknotendruck, wobei Linien und Noten gesondert gedruckt wurden, 1525 schuf Pierre Hautin in Paris Typen, welche Linien und Noten stückweise in der Zeilengröße bringen, 1755 erfand der Deutsche Breitkopf zu Leipzig den jetzigen Druck der Musiknoten mittelst Teilzügen. Die dem Schriftgießereien jetzt unentbehrliche Galvanoplastik wurde 1837 von dem deutschen W. H. Jacobi zu Petersburg erfunden

Endlich erfand Aloys Senefelder 1796 der Buchdruckerkunst würdige Schwester, die Steindruckerei. Es geht hieraus hervor, daß Deutschland sich des Ruhms, die Geburtsstätte der Buchdruckerkunst zu sein, würdig bewiesen hat, indem seine Söhne an der Fortbildung derselben eifrig mitgewirkt haben.

Das Alter der Erde.

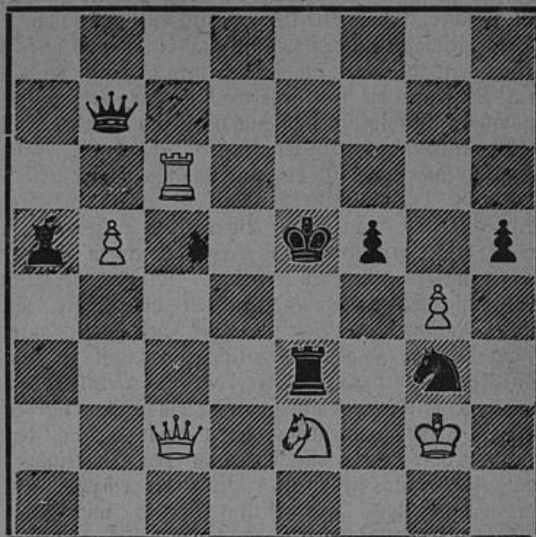
In den von Freiherrn von Ungern-Sternberg in Dresden und Prof. G. Schlosser in Frankfurt a. M. herausgegebenen „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ (Gebr. Henninger in Heilbronn) wird u. a. von Dr. Friedrich Pfaff die Frage erörtert: Wie viele Jahre besteht unsere Erde schon? Es werden die Mittel besprochen, welche wir besitzen, um die Dauer der verfloßenen Erdgeschichte zu bestimmen. Mit Zuhilfenahme der bekannten „Gesetze der Erkaltung“ und unter Voraussetzung eines glühenden Erdinnern werden (mit Thomson) in runder Zahl als Mittelwert für die ganze frühere Erdgeschichte etwa 100 Millionen Jahre gefunden, die Dauer des Zeitraums, in welchem Meere auf der durch Abkühlung entstandenen, festen Erdoberfläche vorhanden sind, mit Bezugnahme auf die Verhältnisse der Abplattung des Erdkörpers und dessen allmählich sich verlangsamende Rotation auf Millionen Jahre festgesetzt.

Hochinteressant sind und zu annähernd brauchbaren Zahlen führen die darauf folgenden Betrachtungen über die Entstehung des Nil- resp. des Mississippi-deltas: so kann das Nildelta in 4082, das Mississippi-delta bereits in 3236 Jahren entstanden sein, Zahlen, die weit geringer sind als die von frühern Forschern vermuteten. Bei Besprechung des Zurückweichens der Niagarafälle werden 10- bis 11000 Jahre gefunden, während welcher sie, nach Vorübergang der Eiszeit, bis zu ihrem heutigen Standort gelangt sind. Als Endergebnis wird gefunden, daß unsere jetzige Periode und dem entsprechend das Menschengeschlecht keine über einige Jahrtausende hinausgehende Dauer beanspruchen könne.

Die zweite Frage, welche Pfaff in gedrängtester Kürze zum Schluß mehr berührt als erörtert, lautet: „Der wievielte Teil der Lebensdauer der Erde ist bereits verfloßen?“ Er kommt zu dem Resultat, daß die Erde, welche, nachdem sie in langen Zeiträumen eine anhydriische (wasserlose), dann eine azoische (ohne lebende Wesen) Periode durchlaufen, in der Periode des Bewohntheins durch organische Wesen steht, sich gegenwärtig in ihrem Blüthealter, der Periode des Menschengeschlechtes, befindet, daß sie allmählich aber, in kaum zu berechnendem Zeitraume wieder in eine azoische Periode, mit zunehmender Erkaltung des Erdkörpers und steigender Abnahme der Sonnenwärme, zurückversinken wird. Das Auftreten einer höhern Art von organischen Wesen, als die Menschen sind, werde gerade von dem Standpunkt der Descendenzlehre aus auch nicht durch die geringste Thatsache wahrscheinlich gemacht.

Schachaufgabe von Samuel Lloyd.

Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Auflösung der Aufgabe in Nr. 23 des Erzählers:

- A. 1. Sp e 5 — c 6 1. K f 5 : Sp e 4.
2. D b 7 — b 1 mat.
B. 1. 1. K f 5 — g 6.
2. D b 7 — f 7 mat.
C. 1. 1. Sp f 8 — g 6.
2. Sp c 6 — d 4 mat.
D. 1. 1. beliebig anders.
2. Sp. c 6 — e 7 mat.

Charade.

Man braucht mich, wie ein einzig Wort
Zähl' ich gleich ihrer drei,
Doch gilt, ist nicht das Zweite fort,
Mein Ganzes noch nicht zwei.
Mein Zweites drückt gar manches aus;
Zuweilen ist es selbst ein Schmaus.
Die Kunst, das Kleine zu vermehren,
Pfleget's Ganze stufenweis zu lehren.

Auflösung des Rätsels in Nr. 23 des Erzählers:
Saumselig.

Richtig angegeben von Jakob Morneau, Fritz Bottmann Hautboist im Niederrheinischen Füsel.-Regiment Nr. 39, Franz Müller in Düsseldorf und Karl Schmitz in Vintorf.

Druck und Verlag von C. Kraus, Düsseldorf, Bilkstrasse 6.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 26.

Samstag, 23. Dezember 1882.

1. Jahrg.

Weihnachtslocken.

Von dem Turme läuten Glocken
Mit geweihtem Feierton;
Heute hat der Herr gegeben
Für die Welt den eig'nen Sohn;
Heute hat der Herr erschlossen
Aller Welt des Himmels Lust; —
Weihnachtsfreude, Weihnachtsfriede
Komm', ach, komm' in uns're Brust!

Sieh, wie hell die Sterne flammen,
Schau die Weihe dieser Nacht,
Hör' der Engel Jubelkünde:

„Jauchze Welt! Es ist vollbracht!
Jauchzt, der Heiland ist geboren!
Jubel töne himmelwärts!“

Weihnachtsfreude, Weihnachtsfriede
Ziehe ein in jedes Herz!

Gerd Treumund.

Der Winternachtstraum.*)

Ein Christmährchen von Friedrich Emil König.

Wie traumgefeilt lag die weite Welt. Den Himmel bedeckte ein dunkles Grau und der Nordsturm wehte ab und zu einige Schneeflocken durch die Luft und klapperte an den losen Fenstern und Thüren. Er wehte auch die alte Windsfahne auf dem Turme hin und her und fuhr durch den Glockenturm, daß es heulte.

Auf dem Turme wohnte der Türmer mit seiner Familie. Seiner Familie! Du lieber Gott, die bestand aus seiner alten, hochbetagten Mutter und seinem kleinen Mädchen, denn der Türmer war ein Witwer. Er hatte ein liebes, herzensbraves Weib gehabt, aber die Geburt der kleinen Magdalene hatte der Mutter das Leben gekostet.

Nun lebten die drei einträchtlich miteinander auf dem einsamen Turme! Einsam, ja, denn der Turm lag hoch über dem Gewühl der Menschen, wie ein Leuchtturm daselbst, inmitten dem brandenden Meere, von lauten Wogen umschäumt.

Die kleine Magdalena sah oft von dem Turme herab die Leute da unten durcheinander rennen, aber sie verlangte nicht nach der Welt, ebenso wie der Vater und ihre Großmutter.

Nachdruck verboten.

Nun war es Weihnachtsabend. Aber auf dem Turme war es dunkel. Der Türmer saß ängstlich wachend neben dem Lager seiner kranken Mutter und horchte, mit großer Sorge in seinen Zügen, auf die Atemzüge der alten Frau. Magda, wie die beiden das Kind riefen, saß auf einem Schemel und blickte aus dem halb dunkeln Gemach in den grauen Winterabend hinaus.

Sie hatte es wohl gesehen, ein Tannenbaum stand oben unterm Glockenturm, aber sie wußte auch — dazu besaß sie schon Scharfsinn und vor allem Gefühlsklarheit genug — daß der Tannenbaum nicht angezündet werden konnte, wenn die Großmutter so krank darniederlag.

Still war es im Zimmer.

Da plötzlich wendete der Mann am Lager sich zurück und winkte die Kleine herbei.

Willig gehorchte sie dem Vater. Er flüsterte ihr einige Worte zu und verließ dann das Gemach.

Die alte Frau lag ruhig da, aber nicht lange. Sie wendete dem Kinde ihr Antlitz zu und sah es groß an.

„Geht es Dir besser, Großmutter?“ fragte die Kleine zärtlich.

„Setz Dich zu mir auf mein Bett,“ sprach die alte Frau und das Kind gehorchte.

„Sieh, es war ein Weihnachtsabend wie heute, da war es auch dunkel hier im Zimmer und auf diesem Bette lag Deine gute Mutter und Du lagst als kleines, hilfloses Wesen in meinen Armen und sahst mich so kläglich an, daß ich weinen mußte, wie lange nicht. Und heute sind es sieben Jahre. Du bist ein Weihnachtskind. Die aber sollen, einer alten Sage nach, das Vorrecht vor allen andern Kindern haben, die Engel im Himmel schauen zu dürfen und ihre Sprache zu verstehen.“ Mühsam, gebrochen hatte sie diese Worte über ihre Lippen gebracht. „Komm' in meine Arme, mein Liebling, daß ich Dich halte, wie damals!“

Sie zog das Kind zärtlich an sich und still, immer stiller wurde es in dem Gemach.

Vom Turme herab ertönte das Geläute der Glocken, dann das Blasen des Türmers und nun folgte das Weihnachtsglockenspiel.

Eine Stunde war vergangen. Die Stundenglocke mischte sich in das traute Geläute, das noch durch die Luft und durch tausende von Menschenherzen tönte und zitterte und dann verhallt auch der letzte Ton und alles war still.

Auch drunten im Turmgemach blieb es still. Die beiden Gestalten auf dem Lager der alten Frau rührten sich nicht, keine von ihnen bemerkte, wie die Thür geöffnet wurde, wie ein Mann an das Lager heranschlich, sich niederbeugte, lauschte und dann wieder ebenso leise fortging, um nach nicht allzu langer Zeit wiederzukehren.

* * *

Hu! wie der Sturm durch die alten Baumriesen fährt und am Berg hinauf, an dem im Zwielicht schimmernden Eisberge.

Das alles sieht das Auge, aber was darinnen vorgeht, das enthüllt das Traumbild.

„Nun steht die Welt unter meinem Regime! Es hat Mühe genug gekostet! Ei der Tausend! Nun aber soll mich der naseweise Junge, der Lenz, nicht wieder verdrängen. Ich wollte ihm heimleuchten!“

Und Premierminister Boreas stimmt ihm schmunzelnd bei und alle die Hofherren, die elegant geschneigelt, Meister Frost und Schneeflocke und Grauwolke und alle andern mehr, sie schütteln die Häupter und sprechen einstimmig:

„Der Lenz? Das wäre! Nimmermehr! Der König Winter, unser Herr, regiert nun auf der Erde!“

Und der alte, greise König Winter läßt sich den besten Erdenwein aus seinem Eiskeller bringen und zieht sich davon zu Gemüte, denn er möchte gern schlafen und nicht träumen. Er träumt da so leicht von dem garstigen Frühling und erwacht dann immer mit einem Schreck. Nun, noch ein Glas und noch ein Gläschen und dann:

„Welt, gute Nacht! Bis König Winter wieder erwacht!“

* * *

Ei, wie still es geworden ist! Der Sturm tobt nicht mehr. Das Eis öffnet sich, die Wolken lösen sich in Flocken auf und hier ein Stern und dort ein Stern lacht durch das dunkle Grau von fern. Und was plätschert denn da am Wasser?

Das hört das Ohr, aber was darunter geschieht, das zeige das Traumbild.

Der König der Elfen erhebt sich in seinem Krystallschloß und schwingt das Scepter.

Die Elfen eilen herbei.

„Eilt!“ gebietet der König. „Eilt und schaut, was König Winter treibt! Ich habe geträumt, er hätte ausregiert und sein Reich sei dahin! Geht und bringt mir Kunde!“

Und die Elfen eilen und kehren zurück und bringen die wunderbare Mär, daß es ihnen ein Leichtes gewesen sei, in das Schloß des Winterkönigs zu gelangen, denn alle, Knappe und Rittersmann, lägen in einem tiefen Schlafe. Und das hätten die Feuergnomen vollbracht, die auch des Winters Feinde sind. Sie hätten Feuer in den Wein gethan, daß er die Trinker berausche und die Welt von dem Banne des Winters erlöse.

„So eilt, Ihr Elfen, von Haus zu Haus und streut Eurer Freude Weihe aus. Und taut den Lenz in jedes Herz, thront auch der Frost noch aller-

wärts. Taut in die Herzen Seligkeit, denn es ist heilige Weihnachtszeit!“

Also der Elfenkönig und die Elfen eilen fort, von Haus zu Haus, wo überall die Feuergnomen schon eingekehrt sind, um ihre hellen Lichter in den Herzen der Menschen zu entzünden und mit den Elfen den Schutzgeistern der Liebe und Treue, im Verein, allerorts an diesem heiligen Feste Glück und Fröhlichkeit in jedes Heim zu tragen.

* * *

Oben im Turmgemach hält die kleine Magdalena ihre Großmutter noch immer innig umschlungen. Schläft sie? Was träumt sie?

Sie sieht einen wunderbar schönen Wolkentempel, aber die Wolken sind nicht grau und dunkel, sie sind licht und rosig und goldig wie der Strahl der Sonne. Und sie sieht eine liebliche Engelschar; die blickten zu einer stillen, schönen Frau empor, die ihnen ein Märchen erzählt, dem sie andachtsvoll lauschen. Und Klein-Magda hört es deutlich Wort für Wort:

„Es war einmal ein Mädchen, das hatte die Mutter nie gekannt, denn als sie geboren wurde, da rief der liebe Gott sie heim und das Kind war allein. Aber nein — nicht allein. Der Vater und die Großmutter blieben bei ihr und sorgten für sie. Gern hätte die Mutter zu Euch, Ihr lieben Engelein, auch ihr Kind gerufen. Aber da jammerte es sie des Vaters und der alten Frau. Die Himmelsliebe entbehrt um anderer Glück ja freudig das eigene. Und so blieb das Kind auf der Erde und bei den Ihrigen. Wollt Ihr sie einmal sehen?“

Und alle Engel nickten und Klein-Magda sah, wie sich der Turm oben öffnete und alle Engel, und dazwischen das liebe, sanfte, stille Antlitz der Frau, zu ihr herabblickten. Und im Traume stammelten ihre Lippen:

„Meine Mutter!“

Das war in dem Augenblick, als der Mann das erste Mal in das Gemach trat. Wieder draußen angelangt, faltete er die Hände und sank laut aufschluchzend auf die Knie nieder.

Und das schlafende Kind träumte fort und hörte, wie die Frau den Engeln weiter erzählte:

„Klein-Magda wurde ein liebes gutes Kind. Sie hat ihren Vater und ihre Großmutter sehr lieb. Trauernd um das Leiden der teuren, alten Frau, erwartet sie keine Weihnachtsfreude. Kommt, laßt uns ihr einen Christbaum bereiten!“

Und alle Engel jubelten und machten sich freudig ans Werk.

Und Magda sah, wie die Wolke sich langsam vom Himmel hernieder senkte, bis sie neben dem Turme angelangt war. Die Engel schlüpfen in das stille, dunkle Gemach herein. Sie trugen einen buntgeschmückten Tannenbaum, dessen Lichter sie anzündeten, daß der helle Kerzenschein das Zimmer mit märchenhaftem Glanze erfüllte, und nun trat die bleiche, schöne Frau an ihr Lager heran, beugte sich nieder über das Kind, und Magda fühlte deutlich den Kuß der Mutter, — heiße Thränen perlten auf ihr Antlitz nieder und dann

Berwirt schlug Magda die Augen auf, um sie gleich wieder zu schließen bei dem hellen Lichtschein, der das Gemach durchflutete.

„Das schickt Dir Deine liebe Mutter im Himmel!“ hörte sie eine schluchzende Stimme neben sich, aufs neue fühlte sie den Kuß und die Thränen und sie flüsterete traumverloren:

„Meine Mutter — meine liebe Mutter!“

Ein fester Arm umschlang sie und hob sie empor und die Stimme des Vaters sprach in wehmüthigem Tone:

„Du hast geträumt, mein geliebtes Kind!“

Langsam öffnete Magda jetzt die Augen.

„Nein, nein, ich habe nicht geträumt!“ rief sie aus. „Ich habe die lieben Engel gesehen und meine Mutter — sie sind hier gewesen.“

„Ja, sie sind hier gewesen, mein Kind,“ versetzte der Vater unter strömenden Thränen und vor Erregung zitternd. „Sie sind hier gewesen und haben Dir den Christbaum gebracht!“

Zwei warme Hände legten sich auf Magdas Haupt. Sie blickte in die Augen der Großmutter und dieselben schauten sie glücklich an.

Die Kleine erhob sich.

„O, wie schön! Wie herrlich!“ rief das Kind tiefbewegt aus. „O, meine liebe Mutter, wie hast Du mich so reich bedacht!“

Der Vater führte sie an den Tisch, auf dem der Tannenbaum hell brannte, und die Hand des Kindes ergreifend sagte er:

„Nun schau' Dir den Tannenbaum hier im Zimmer an und dann will ich Dir einen Christbaum zeigen, dessen Lichter tausendmal heller brennen als diese!“

Magda that es. Nachdem sie die Großmutter noch recht zärtlich geküßt hatte, führte der Vater sie auf den Glockenturm.

„Vor einer Stunde noch“, sprach der Türmer hier angekommen, zu der Kleinen, „brauste der Sturm, es war rauh und kein Stern stand an dem wolken-düstern Himmel. Nun schaue hinauf! Stern glitzert an Stern dort oben! Das sind die Lichter, die der Himmel zum Weihnachtsfest uns angezündet hat. Und doch weiß ich noch einen Baum voller Kerzen, die weit heller brennen, als selbst diese dort oben. Und das, mein geliebtes Kind, ist der Christbaum der Liebe, der in den Herzen der von Gott gesegneten Menschheit grünt und strahlt, wie in Deinem reinen, kleinen Kindesherzen. Hüte den Baum und seine Lichter und der höchste Schatz, den Gott Dir zu geben vermag, ist Dein. Denn dieser Christbaum ist unvergänglich wie die Liebe des Höchsten und seine Lichter sind weit schöner als alle Sterne des Himmels!“

* * *

Die Elfen sind unterdeß auf ihrer Wanderung nicht müßig gewesen, sie sind von Haus zu Haus geeilt und haben überall ihre Himmelsfreundenfaat ausgestreut. Auch bei Magda sind sie eingekehrt und haben ihr den süßen Traum gebracht.

Aber, Elfe, o weh, wie braust und stürmt das plöblich draußen aufs neue!

Der König Winter ist erwacht, mit Schrecken auch dieses Mal. Wieder hat er von dem Lenzfeind geträumt. Und sein erster Blick sieht den Premierminister Boreas in tiefen Schlaf versunken und alle um ihn her — schlafen! Daß er selber geschlafen, daran denkt er nicht mehr. Wild fährt er auf und schnaubt und tobt und tost durch die Welt und die Nacht, denn Mitternacht ist vorüber. Ei, wie ärgern ihn die hier und da brennenden Kerzen in den Christbäumen! Freude im Winter? Die Menschen sollen hungern, darben, frieren! Und was ist nun geschehen?

Die Elfen haben ihr krystallenes Heim tief unter dem Flußpiegel verlassen und sind aus dem Wasser, das der König Winter doch so sorgsam mit einer Eisdecke überbrückt hatte, entschlüpfst. Sie sind von Haus zu Haus, von einem Herzen zum andern gewandert und haben überall Einzug gehalten mit dem lieben Christkind in der Gestalt von Freude und Fröhlichkeit und Seligkeit. Und nun bleiben sie dort, wo sie eingekehrt sind, bis es Frühling wird und sie aus der trauten Stätte bei lieben, guten Menschen in ihr Krystallheim am Flußgrunde zurücklehren können.

O, mögen sie überall eingekehrt sein, die lieblichen Genien des Lichtes, in alle Herzen, das schönste Weihnachtsgeschenk tragend: den Frühling inmitten des Winters. Und wo sie weilen, da mögen sie, die Seelen mit Poesiehauch und Maienduft und mit der echten Festweihe erfüllend, ihren Schutzbefohlenen ein Glück vor die Seele führen, ein Glück, so schön und so himmlisch, wie der Genius der kleinen Magda es am Christabend dieses holdseligen Kind erschauen ließ im

„Winternachtsraum!“

Eine Weihnachtsgeschichte.

Sie saß inmitten ihrer Vorbereitungen zum Christabend; aber die sonst so geschäftigen Hände der alten Dame rührten sich nicht. Wehmüthig gefalteten ruhten sie auf dem dunklen Seidenkleid, das die würdige Gestalt der Matrone umschloß. Unter den leicht geröteten Augenlidern blickten die milden blauen Augen erwartungsvoll nach der Eingangsthür des prächtigen Salons. Von Zeit zu Zeit — in längeren und kürzeren Zwischenpausen — öffneten sich die hohen Flügelthüren, bald behutsam, bald stürmisch, und ließen die Fragenden und Bringenden aus und ein. Die alte Dame war ja die Seele des reichen Hauses und jeder durfte sein Anliegen zu ihr tragen.

Fast eine Stunde mochte vergangen sein, seitdem die Flügelthüren sich zuletzt geschlossen; matter brannte das Licht der Lampe, deren Schein unsicher auf die bunt durcheinander geschichteten Gegenstände auf der langen Tafel fiel.

In den Zweigen des Christbaums, dessen schlankte grüne Spitze mit dem schwebenden Weihnachtsgel bis zu der hochgewölbten Decke des Saales reichte, knisterte und rauschte es geheimnisvoll und erzählte der einsam wartenden Frau von vergangenen

Weihnachtstagen, da eine blühende Kinderschar unter den Zweigen solchen Baumes gespielt und frohmütiges Kinderlachen den weiten Raum gefüllt.

Ihre Töchter waren weit fort in der Fremde, glücklich-beglückende Frauen — i, r einziger Knabe! — Sie schreckte zusammen inmitten dieses Gedankenganges; das in dieser Stunde doppelt geschärfte Ohr glaubte ein Geräusch auf dem Vorplatz zu vernehmen — waren es zwei, war es nur einer, der sich nahte?

Sie richtete sich mühsam auf, der Thür entgegen zu gehen, aber die Kraft versagte ihr.

Näher kam der Schritt, er war langsam und schleppend, leise drückte sie die Hand auf das zitternde Herz, sie fühlte es da, es war nur Einer, der zu ihr kam.

Ein alter Mann, von Kummer schwerer gebeugt als von der Last der Jahre, neigte sich in ehrfürchtiger Liebe auf die zitternde Frauenhand — lange sprach keines ein Wort. — Still und stiller war es um das alte Paar geworden, selbst den geschmückten Christbaum bewegte nur ein kaum vernehmbares Flauschen, wie das Wehen einer ungetakten, geheimnisvollen Nacht, das in guten Stunden durch ein gebeugtes Menschenherz zieht.

Leise, als ob sie den Klang der eigenen Stimme in dem stillen Raume fürchtete, rang sich endlich das beklommene Wort von ihren Lippen:

„Hast Du ihn gesehen?“

Ein gebrochenes „Ja“ war die kaum vernehmbare Antwort des alten Mannes.

„Und er wollte nicht kommen?“

„Nein, er wollte nicht kommen.“

„Hast Du ihm gesagt —?“

„Daß seiner alten Mutter das Herz vor Kummer bräche.“

„Das solltest Du nicht, mein lieber Alter,“ und all die liebenswürdige Verehrsamkeit innigster Mutterliebe wurde wieder in ihr wach, „das solltest Du nicht; er hat uns ein großes Opfer gebracht, das größte Opfer, das ein Kind seinen Eltern bringen kann, er hat seine Liebe für uns dahingegeben. Nicht Gram und Kummer, Liebe nur, sollte ihn im Elternhause wieder empfangen, denn er durch lange Jahre fremd geworden ist.“

„Die Jahre waren's nicht, die ihn uns fremd gemacht, sein Starrsinn war's, die wilde Empörung seines leidenschaftlichen Herzens. Wohl hat er das Opfer gebracht, dieses — dieses Mädchen aufzugeben, aber wie hat er es gebracht? Er hat sie nicht wieder gesehen, das weiß ich, denn er ist ein Ehrenmann, aber er hat auch uns nicht wiedersehen wollen, er hat uns alt gemacht — alt und —“

„Still, still, wenn Du in Deinen Jahren noch solch ein Brausekopf bist, was verlangst Du dann von der Jugend?“

„Was ich von der Jugend verlange? Daß sie ihr Wort halte, so gut wie das Alter. Der Junge hat dem Mädchen die Ehe versprochen, und alle Wetter auch, er soll sein Versprechen erfüllen.“

Wäre der Engel mit dem silberglänzenden Flügelpaar von der Spitze der Weihnachtstanne lichtspendend niedergeflogen in den weiten Raum, hätten sich die hundert Kerzen auf dem schlanken

Christbaum mit einem Schlage entzündet und plötzlich ein Meer von Licht über den dämmerigen Saal gebreitet, lichter hätte es nicht werden können, als es bei den rauhen Worten des Alten in der weichen, kummervollen Seele, in den milden Zügen der alten Frau ward.

„Gottlieb, — Gottlieb — Du wolltest,“ stammelte sie, seine weichen Hände umfassend, glücklich errötend wie eine Braut.

„Ja, wollen thue ich eigentlich nicht“ — lachte er unter Thränen — „aber ich muß ja wohl — denn Du — Du willst ja wieder einen Sohn haben, und —“

„Und —“

„Da ist es nur recht und billig, mein' ich, daß ich nicht zu kurz komme, und mir das Töchterchen dazu wünsche. — Klein können wir nun nicht mehr anfangen, meine gute Alte“ — fügte er lächelnd hinzu — „dazu ist's zu spät. Wir müssen uns schon an den ausgewachsenen Kindern genügen lassen, und sie dankbar hinnehmen, wie das Leben sie nun einmal gemacht hat.“

„Du hast sie gesehen?“

„Sie hat sich mir ins Herz gestohlen mit ihren lieben ehrlichen Augen, mit ihrem graden tapfern Sinn —“

„Und — ihrer Wahrheitsliebe — denn gewiß, sie hat gebeichtet!“

„Wer hätte so etwas von meiner braven Alten gedacht — ein Rendezvous mit einem jungen, schönen Mädchen — was der Sohn sich versagen mußte —“

„Die Mutter hat es nicht über's Herz gebracht — und nun geschwind — keine Zeit verplaudert — laß mich alles richten — Du zündest mir den Christbaum an wie einst — wie einst, Gottlieb — dürfen wir — die Kinder bald erwarten?“

Sie errötete, schamhaft wie vor zweiunddreißig Jahren, als der süße Name „Kind“ sich zum ersten Male schüchtern über ihre Lippen stahl.

„Wie stürmisch mein altes Weibchen heute ist!“ erwiderte lächelnd der alte Herr — „den wilden Knaben gilt es erst noch einzufangen — das Töchterchen freilich —“

Das Läuten der heftig gezogenen Hausglocke schnitt das Ende seiner Rede ab — weit auf flog die Thür des Saales und auf der Schwelle stand hoch aufgerichtet ein junger Mann, die Arme bittend gegen das alte Paar ausgebreitet. — Ein leiser Wind des Gatten hielt die bewegte Frau zurück.

Mit künstlicher Strenge in Blick und Ton schritt der Alte dem heimgekehrten Sohn entgegen.

„Haben wir so ganz die Gesetze des Elternhauses vergeffen?“ fragte er ernst.

„Die Mutter — nur die Mutter,“ unterbrach er leise bittend.

„Die Mutter hat jetzt keine Zeit für solche Flüchtiglinge — und wer von den Kindern dieses Hauses wüßte nicht, daß um diese Stunde des Weihnachtsabends der Saal ein verschlossenes Paradies ist?“

„Ja, — ein Paradies,“ seufzte er, „aus dem ich mich selbst vertrieben. Warum hast Du mich

gerufen, Vater? Leb wohl! — nur einmal laß mich meine Mutter sehen!“

Sanft abwehrend drängte der Alte den Sohn von der Schwelle zurück, ein leise gestüßtes Wort und die Thür schloß sich hinter ihm. — — —

In geschäftiger Eile ward der Aufbau vollendet.

Der Christbaum mit seinen hundert Kerzen leuchtete in strahlendem Glanz, und hoch oben von der schwanken Spitze neigte sich der Engel mit den Silberflügeln nieder.

An der Mutter Hand durchschritt der Heimgekehrte den weiten Saal, bis zu dem altgewohnten, langentbehrten Lieblingsplatz unter dem Weihnachtsbaum, auf dem er einstens Jahr um Jahr, seitdem er ein kleiner Knabe gewesen, die ihm bestimmten Gaben gefunden.

Heut war der Platz leer, nur der Schatten der Tannenzweige zitterte auf dem blütenweißen Tuche, das darunter, über dem Tisch gebreitet lag, aber der Heimgekehrte schaute nicht auf die leere Stelle — nur in das treue Mutterauge senkte sich sein warmer Blick.

„Dein Platz ist leer.“ — flüsterte die Motrone bewegt. — „Du mußt schon in den Christbaum greifen, wie Du so oft als Kind gethan, und Dir selbst eine Weihnachtsgabe aus den grünen Zweigen holen.“

Mechanisch senkte er die Hand in das Tannengrün — ein leiser Freudenschrei — die zitternde Hand umfing einen weichen warmen Mädchenarm, und durch das dunkle Tannengrün neigte sich lachend und weinend zugleich, ein geliebtes blondes Mädchenhaupt.

D. Duncker (im Deutschen Montagsbl.).

Ein Schiffsabenteurer.

Wie ein Kapitel aus einem Sensationsroman liest sich die Schilderung eines Abenteurers, welches die schwedische Bark Antoinette, Kapitän Nhlen, unlängst nach den Berichten schwedischer Blätter bei Neu-Guinea zu bestehen hatte. Das genannte Schiff, ein schöner Dreimaster, war auf einer Reise von Newcastle mit voller Ladung Steinkohlen nach Manila begriffen, und weil tief beladen, kein besonders schneller Segler, während die Besatzung alles in allem, nur aus 14 Köpfen bestand, da einige Leute in Australien desertiert waren und nicht wieder hatten ersetzt werden können. Bald nach dem Abgange von Newcastle hatte die Antoinette zunächst einen schweren Sturm zu bestehen, durch welchen das Fahrzeig weit aus seinem Kurs vertrieben wurde, sodas der Kapitän sich genötigt sah, zwischen den berückigten Salomons-Inseln und Neu-Guinea durchzusteuern, während er sonst eine weit östlichere Route verfolgt haben würde. Als die Salomons-Inseln erreicht waren, wurde die Antoinette von einer Windstille überfallen, welche das Schlimmste befürchten ließ, da die Windsillen in jenen Gewässern nicht nur meistens mehrere Tage anhalten, sondern die Wilden auch gerade solche Gelegenheiten zu nutze machen, um ihre Ueberfälle auszuführen. Nicht lange dauerte es denn auch, als eine aus etwa 400 Köpfen bestehende Bande von

schwarzen nackten und tätowierten Gefellen in 12 Kanoes auf das Schiff zugerudert kam. Die Verteidigungsmittel an Bord bestanden aus einem englischen Rifle und 10 Revolvern, zu denen freilich nur etwa 70 Patronen vorhanden waren, während dagegen an Axten, Piken und keulenartigen Handspaten (zum Drehen der Ankerwinde) kein Mangel war. Da man auf der Antoinette wußte, daß es hier nur „steigen oder aufgefressen“ heißen konnte, machte man sich auf die scharfste Gegenwehr gefaßt, die Schießwaffen wurden geladen und die Mannschaft auf beiden Seiten des Schiffes postiert, um den Angriff der Wilden abzuschlagen, welche unter greulichem Geschrei heranruderten. Um die Scharen zu schrecken, feuerte Kapitän Nhlen auf beträchtliche Entfernung ein paar Schüsse auf dieselben ab, erreichte hiermit aber die entgegengesetzte Wirkung, indem die Angreifer, da die Schüsse nicht getroffen hatten, dadurch nur kühner gemacht wurden, so daß sie um so rascher heranruderten. Die in größter Nähe abgefeuerten Schüsse verfehlten nun zwar ihr Ziel nicht, und als die schwarzen Schurken einen ihrer Kameraden nach dem andern getroffen sahen, wurden sie denn doch stutzig und hielten sogar, anscheinend in Verwirrung, einen Augenblick inne. Bald aber war die geringe Munition verschossen und als die Räuber dessen inne wurden, gingen sie sofort wieder energisch zum Angriff über. Indes hatten sie sich die Besteigung und Eroberung des in der Entfernung viel niedriger erscheinenden Schiffes doch zu leicht gedacht und sich in der Verteidigung desselben denn doch geirrt. Zwar durfte keiner von der Mannschaft wagen, sich oberhalb des Schiffsbord blicken zu lassen, um nicht von den Wurfspieren der Wilden getroffen zu werden, dagegen aber wurde auch jeder Neegerkopf, welcher sich oberhalb der Verschauzung blicken ließ, sofort von dem wuchtigen Hiebe eines Matrosen getroffen, so daß kein zweiter Hieb mehr nötig war, um den Betroffenen ins Jenseits zu expedieren. Der Kapitän leitete von dem Halbdeck aus die Verteidigung, indem er, selbst in geschützter Lage stehend, seine Leute auf die Herausfletternenden aufmerksam machte. Etwa eine Viertelstunde hatte der Kampf so bereits gedauert, als die Schurken, einsehend, daß sie auf diese Weise nichts ausrichten würden, eine andere Taktik ergriffen und einige Kanoes nach dem Bug des Schiffes dirigierten, welcher schwerer zu verteidigen war, da derselbe mit einer sogenannten Back, einem kleinen Deck, überbaut war, so daß sich also die Verteidiger den Wurfspieren der auf den Schiffsseiten befindlichen Raubgefallen hätten aussetzen müssen. Indes, diese Kriegslust sollte keinen Erfolg mehr haben, denn ganz unerwartet füllten sich die Segel der Antoinette, erst langsam, dann schneller und schneller setzte sich das Schiff in Bewegung, die Wellen kränkelten sich bald vor dem Bug und die dort befindlichen Kanoes mußten sich jetzt schleunigst salviere, um nicht überfahren zu werden. Ebensovienig vermochten sich die Kanoes auf den Seiten der Bark noch länger zu halten, und bald trieb die ganze saubere Gesellschaft hinter der Antoinette, welche bei frischem Winde rasch wieder die Wogen durchschneit. Kapitän

Nylen, überzeugt, daß er jetzt vollständig Herr der Situation sei, ließ hierauf sein Schiff wenden, segelte mitten in die Flotille der Schwarzen hinein und bohrte noch mehrere der Kanoes in Grund, so daß die Räuber dieses Mal eine Lektion erhielten, welche sie wohl sobald nicht wieder vergessen werden, während die ganze Mannschaft der Bark vollkommen unverfehrt geblieben war. Ohne jene plötzliche Frischung aber hätte leicht die Antoinette das Schicksal so vieler anderer guten Schiffe haben können, die als verschollen in den Schiffslisten aufgeführt werden.

Winterbild aus der Vogelwelt.

Bei der großen Teilnahme, welche unsere Leser den gefiederten Sängern und Schreibern gerade zur Winterzeit zuwenden, dürfte der Hinweis auf einen Vogel von Interesse sein, welcher ebenso viele Freunde unter den Ornithologen, wie in Volkskreisen findet, der Kreuzschnabel. Derselbe hat die merkwürdige Lebensweise, mit Vorliebe im Dezember und Januar, also in der kältesten Jahreszeit, zu brüten. Wo sich immer Nadelwäldungen befinden, dort kann der kundige Naturfreund zwischen den schnee- und eisbedeckten Zweigen der Kiefern und Fichten den braunroten „Krummschnabel“, „Grinitz“, „Tannenpapagei“, „Zapfenbeißer“, „Tannenvogel“, „Zapfennager“, oder wie er sonst heißt, bemerken, wie er nach Papageienart die Nester hinauf- oder hinabläuft und sich mit seinem Schnabel einhakt. Letzterer ist dick und gleich von der Stirn aus stark gebogen, die breiten Kinnladen fallen plötzlich ab und endigen in scharfen, vorn nebeneinander hingebogenen Spitzen. Der Obertiefer schlägt bald rechts bald links über den unteren hinweg, ohne daß man hierbei von einem bestimmten Gesetz sprechen könnte: es giebt fast ebenso viel Rechts- als Links- oder Rechts- als Links- schnäbler oder Rechts- als Links- schläger. Die ganze Art und Weise, „wie ihm der Schnabel gewachsen ist“, hat die innigsten Beziehungen weniger zu dem Gesang der in einem „Göp, göp, gip, gip“ oder „Zod zod“ besteht, als zu der Ernährungsfrage. Der Kreuzschnabel lebt fast ausschließlich von dem Samen der Kiefern, Fichten und Tannen, deren Zapfen er mit überraschender Geschicklichkeit und Schnelle aufzubrechen vermag. Da er an diese Nahrung gebunden ist, so ist es begreiflich, daß er oft ganze Landschaften, wo es entweder keine Koniferen giebt oder wo die Zapfen derselben nicht ergiebig genug sind, vollständig meidet. Das Wunderbarste in dem Leben dieses Vogels ist, wie erwähnt, das Brutgeschäft. Wenn die übrigen Waldbewohner, behaarte und gefiederte, von Hunger und Kälte getrieben, die Nähe des Menschen aufsuchen und nur den Regungen des Magens Folge leisten, können wir trotz des eifigen Nordwindes und der wirbelnden Schneeflocken den Liebesfrühling des Kreuzschnabelpärchens beobachten. Wie heiß muß doch das Herz schlagen, inmitten der kalten und toten Natur an die Gründung eines eigenen Heims zu denken, und doch geschieht es. Mit fröhlichem Fleiß tragen die Gatten

dürre Fichtenreiser, Heidekraut, Flechten, Grassängelchen, Baum- und Erdmoos zusammen und führen zwischen einer Astgabel einen Kunstbau auf, welcher allen Anforderungen genügt. Die ein bis zwei Centimeter dicken Wände des Nestes werden innen mit weichen Federn ausgepolstert und bald hat das Weibchen drei bis vier verhältnismäßig kleine Eier gelegt, die mit großem Eifer ausgebrütet werden, während das Männchen die Küchengehäfte freudig übernimmt und seiner Ehegattin durch fleißige Nahrung das langweilige Leben möglichst zu erheitern sucht. Die Jungen, welche von ihren Eltern sehr geliebt werden, erhalten vom ersten Tage ihres Lebens an Kiefern- und Fichtensamen, der anfänglich im Kropf der Alten erweicht, später aber „frisch vom Zapfen“ verabreicht wird. Der Kreuzschnabel findet übrigens im Menschen seinen eifrigsten Verfolger, da der Vogel verschiedene Eigenschaften besitzt, die ihn zu einem guten Gesellschafter machen.

Die Lüftung der Wohnungen.

Während der kalten Jahreszeit kommt die Frage der Luft und Ventilation in den Wohnungen häufig aufs Tapet. Es ist freilich eine ziemlich undankbare Aufgabe, darüber zu schreiben, weil man es in diesem Falle mit Ueberzeugten, denen man nichts zu sagen braucht, und Mohren zu thun hat, die man nicht weißwäscht. Die Ersteren lüften ihre Wohnungen, gehen selbst in frische Luft, so oft es geht, suchen die Miasmen zu töten — kurz, thun alles, was seit einer Reihe von Jahren anempfohlen wird. Den „Mohren“ kann man aber vergeblich predigen. Bei denen ist jede Bewegung der frischen Luft Zug, und Zug ist schädlich, hat schon die Großmutter gesagt, die wie fast alle zu ihrer Zeit in einem großen, geräumigen Gemache im Winter lebte, wo ein mächtiger Ofen, mit frischem, dufendem Holze geheizt, fortwährend für frische Luft sorgte. Heute macht man aus dem Raum eines solchen Gemaches eine ganze Wohnung und setzt in jedes Zimmer derselben einen kleinen Steinkohlen-Ofen, der, wenn er nicht richtig bedient wird, die Quelle von einer Anzahl giftiger Gase bleibt. Da wird nun die schöne, warme Luft beisammen gehalten, natürlich mit allem Zubehör; denn der „Zug“, den die Lüftung verursacht, könnte, wenn es so ist, vielleicht der alten Kommode schaden, oder wenigstens den Wanzen. Denn dieses zahme Haustier ist auch sehr empfindlich gegen Luftzug und empfänglich für die Wohlthat, die man ihm erweist, es davor zu bewahren. Es dankt dann durch kleine Aufmerksamkeiten bei Nacht seinem Wohlthäter. Vergeltens weist man den Leuten nach, daß die frische Luft, welche sie des Morgens in die Wohnungen lassen, sich viel besser heizt und erwärmt als die abgestandene, verdorbene. Sie versuchen es nicht einmal. Wenn dann in so einem Wohnraum alles beisammen ist, die „gesunde“ zugfreie Luft, die giftigen Ofengase und der Gestank der Miasmen in allen Ecken, dann gibt es ein altes Mittel, die „reine“ Luft herzustellen. Es wird geräuchert. Vorher stank es bloß nach Ammoniak, Kohlenschwefelstoff, Schwefelstoff etc., jetzt

kommt noch Verubalsam oder Wacholder dazu. Das gibt nun eine neue Mischung, aber reinigt. Mache das aber jemand den Leuten begreiflich. Ein Materialienwarenhändler erzählte, daß in gewissen Zeiten eine Frau jede zwei Tage ein halb Pfund Wacholderbeeren kauft, wenn sie sich nämlich wegen der feuchten, schädlichen Luft draußen gar nicht mehr getraut, ein Fenster aufzumachen. Wenn diese Wohltäter der oben erwähnten Haustierchen bloß für ihr eigenes leibliches Unwohlsein sorgten, so könnte man nichts dagegen haben. Aber es werden auch Kinder in diesen Luftkloaken groß gezogen und bei ihnen der Keim zu späterem Siechtum gelegt. Und hier tritt Verantwortlichkeit ein. Auch hier ist ein schädlicher Aberglaube zu bekämpfen.

Anstrengung beim Tanzen.

Der Blutumlauf ist gleichsam die Grundlage und erste Bedingung des Lebens. Das Herz, der Mittelpunkt des Blutlaufes, ist in in beständiger Bewegung, dehnt sich aus und zieht sich zusammen (in einer Stunde 4000 mal) und stößt das Blut mit einer Kraft von 30000 Pfund in den Adern fort. Das Blut macht durch den ganzen Körper in einer halben Viertelstunde (5—7 Minuten) einen Weg von 150 Fuß. Strömte es mit gleicher Geschwindigkeit gerade, ohne Krümmungen in gleich weiten Adern, so würde es kaum eine Minute dazu nötig haben. Je mehr sich das Blut vom Herzen entfernt, desto mehr nimmt auch seine Geschwindigkeit ab. Der Puls eines jungen Mädchens in ruhigem Körper- und Gemütszustande schlägt in einer Minute ungefähr 80 Mal, beim wilden Walzer wohl 160 Mal, also noch einmal so oft. Da nun eine Tänzerin etwa 700 Lot Blut im Körper hat und bei jedem einzelnen Pulschlage 4 Lot Blut weggetrieben werden, so kreiset fast die ganze Blutmasse (bis auf 36 Lot) in einer Minute in einem solchen aufgeregten Zustande durch den ganzen Körper, in ruhigem Zustande aber erst binnen zwei Minuten. Das Blut muß also in jenem Falle der lebhaften Bewegung einen noch einmal so weiten Weg, etwa 106 Fuß zurücklegen, da in einem ruhigen Zustande solches nur 53 Fuß weit rinnt; indem das Herz zu einem solchen gemäßigten Blutumlauf innerhalb 24 Stunden 16 Mill. Zentner Kraft gebraucht. Nehmen wir nur 12 Millionen Zentner auf einen Tag, so verbraucht das Blut eines Mädchens in einer Ballnacht schon für eine einzige Stunde 100 Mill. Pfund Kraft, während es in ruhiger Bewegung nur 50 Millionen Pfund Kraft auf eine Stunde zu verwenden brauchte. Wie angreifend muß also der rasche Tanz für Mädchen sein. Sollte dieser Umstand nicht wenigstens die jungen Tänzerinnen vorsichtig machen, sowohl in der Wahl des Tanzes, als in der Dauer desselben, und nicht die Jugend überhaupt durch verständige Erwägung der außerordentlichen Steigerung des Wärmegrades, wegen doppelt schneller Bewegung des Blutes, sich abschrecken lassen von dem Leichtsinne, mit welchem gewöhnlich ein solcher gereizter Zustand außer Acht gelassen wird? Ist noch größerer Vermehrung durch hitzige Getränke oder plötz-

liche Niederschlagung durch kühlende Getränke abgerechnet den Luftzug und die Luftwechselung beim Verlassen des Tanzsaales? Kann es bei so vielen Gefahren wohl befremden, wenn so häufig der Tanz lebenslängliche Siechtheit und oft sogar den Tod begründet und verursacht?

Man hat berechnet, daß einer Dame in einer Ballnacht bei den jetzt gebräuchlichen Tänzen, wenn sie dieselben alle mittanz, nach Schritten gerechnet, einen Weg von vier Meilen zurücklegt. Man denke sich ein solches zartes Wesen, mit quetschenden Schuhen, von einem kirraartigen Schnürleib zusammengedrückt, und gewöhnlich nur auf den Fußspitzen hüpfend, und man wird über eine solche Aufregung erstaunen. Sollte eine solche Dame, im bequemsten Anzuge, bei der reinsten Luft auf den besten Wegen in der schönsten Gegend, an einem Sommertage in 14 Stunden vier Meilen zurücklegen, wahrlich, sie würde glauben, es sei ihr Ende. Sie würde gewiß auf dem halben Wege ermattet liegen bleiben. Darf es wohl, wenn man das hier Mitgeteilte berücksichtigt, befremden, daß man unter den tanzfüchtigen jungen Mädchen jetziger Zeit nur noch selten ein gesundes, kräftiges Wesen findet?

Eine Biesenleihbibliothek.

In London besteht eine Circulating Library oder Leihbibliothek mit Journalzirkel von Dimensionen, welche sich ein guter Deutscher kaum vorstellen kann. Wenn man in Deutschland in einer Mittel- oder Kleinstadt aufgewachsen ist, denkt man bei einer Leihbibliothek an einen Raum, vollgestellt von Bücherregalen, die Wände bedeckt mit Büchern, die in Ordnung gehalten werden von irgend einem älteren Männlein oder Weiblein, im besten Falle noch unterstützt von einem jüngern Wesen. Schafft ein solches Geschäft 3 bis 4 Exemplare eines neuen *Wortes* an, so glaubt es schon viel zu thun, und das Publikum, das es gar nicht anders weiß, tröstet sich stets, wenn es neue Bücher erst nach Monaten zu lesen bekommt, weil sie stets an die besten Kunden des Geschäfts zuerst verliehen werden. Solchen kleinlichen Verhältnissen gegenüber lohnt es sich wohl, die von Mudies Bibliothek gegenüber zu stellen. Charles Edward Mudie, im Jahre 1818 geboren, gründete im Jahre 1842 ein Unternehmen, das so rapid wuchs, daß es heute acht aneinanderstoßende Häuser in New-Orford Street und Museum Street füllt. Im Jahre 1864 bildete sich, wie das „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“ mitteilt, eine Gesellschaft mit 100000 Pfund. Betriebskapital zur Ausbeutung dieses Unternehmens; Mudie selbst beteiligte sich mit 50000 Pfund, die andern 50000 wurden im Handumdrehen gezeichnet, und Mudie erhält als Direktor die für Deutsche ganz unglaublich scheinende Summe von 1000 Pfund jährlich. Unter ihm arbeiten etwa 80 Angestellte mit musterhafter Präzision. Wenn man bedenkt, daß die Kunden des Geschäfts in England, Schottland und Irland zu suchen sind, wird man ungefähr begreifen können, daß die zuletzt erschienenen Bände von Macaulays *History of*

England in nicht weniger als 2400 Exemplaren angeschafft werden mußten, von Levingstones erster Reise in Afrika 2000, von Tennysons Enoch Arden 2500 Exemplare. Von Disraels Lothair wurden 1500 Exemplare angeschafft, aber die Kunden konnten mit dieser Menge nicht befriedigt werden, und so wurden nochmals 1500 gekauft! Von der Edinburgh und Quaterly Review werden je 6000 Exemplare in Umlauf gesetzt, und oftmals reichen diese nicht aus. Die Revue des deux Mondes ist in 100 Exemplaren vertreten. Nach einer gewissen Zeit werden natürlich die epochemachenden Schriften von neueren verdrängt, und dann werden die überzählig gewordenen Exemplare in ein Untergeschoß geschafft, um von da aus den Weg aller ausgelesenen Bücher zu gehen. Mudie veröffentlicht Kataloge der Bücher, welche er mit 60 oder 75 Proz. Rabatt zu verkaufen hat, und er findet Käufer für dieselben in der ganzen Welt. Da das Publikum die gewünschten Bücher zugesandt erhält, so sind in London stets einige Geschirre des Geschäfts unterwegs.

Das hundertjährige Jubiläum des „Schnupfens“

dürfte in diesem Jahre gefeiert werden. Bis zum Jahre 1782 soll man nämlich die Schnupfenkrankheit bei uns nicht gekannt haben. Nach einem sehr strengen Winter kam 1782 ein Frühling, der an Veränderlichkeit der Witterung das Mögliche leistete, und mit ihm aus Rußland eine Krankheit, die bis dahin im übrigen civilisierten Europa nicht bekannt war und die man daher die „Nobekrankheit“ nannte. Dieselbe begann mit einem Kratzen in der Nase, die Schleimhäute des Gesichtsvorprunghes begannen rebellisch zu werden, worauf sich, wie die Chroniken schreiben, „dummer Kopfschmerz“ (heute sagt man, „dumpfer“ Kopfschmerz), Ziehen und Mattigkeit in den Beinen u. einstellten, Zustände, die seit jener Zeit jedem Gebildeten bekannt und geläufig sind. Ueber Schweden und Dänemark nahm die Epidemie ihren Weg nach Deutschland, wo sie namentlich in Berlin, Leipzig und Frankfurt a. M. schrecklich wütete. In letzterer Stadt erkrankte fast die ganze Garnison an der Nobekrankheit, welche unter allen Ständen mit gleicher Grausamkeit grassierte, den hohen Adel und das Militär ganz wie den Plebs behandelte und selbst die Nasen der höchsten Personen nicht verschonte. So überfiel sie u. a. den Kurfürsten von Sachsen, während er in der Kirche in Dresden weilte, mit solcher Heftigkeit, daß er, um das Gotteshaus nicht durch vehementes Niesen und Schreuzen zu entweihen, dasselbe schleunigst samt Gefolge verlassen mußte.

Denkspruch.

Soll dir frei von Lebensqual,
Ohne Wandel wohl sein,
Muß dein Herz so hart wie Stahl
Und dein Schädcl hohl sein.

Lesefrüchte.

Man muß warten, bis eine Dame aufgehört hat, schön zu sein, wenn man ein richtiges Urteil über ihre guten Eigenschaften fällen will.

(Frau von Genlis.)

Die Frauen lieben die Mode, weil sie ihnen täglich einen neuen Jugendschimmer bringt.

(Frau von Puiseux.)

Jede Frau würde in Verzweiflung geraten, wenn sie von Natur so aussähe, wie die Mode sie zurecht macht.

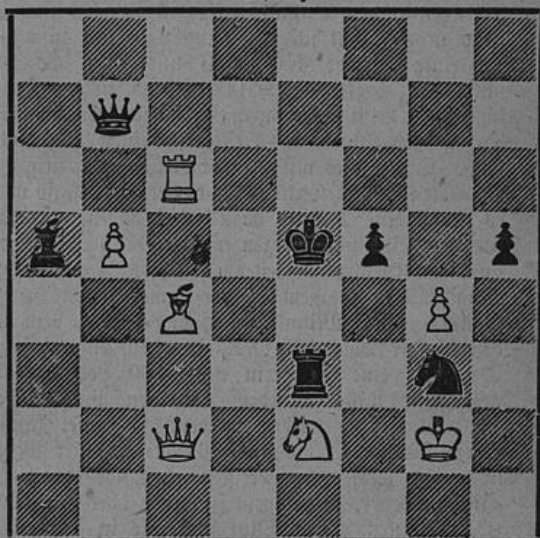
(Julie de l'Espinaß.)

Schachaufgabe

von Samuel Lloyd.

In dieser in voriger Nr. enthaltenen Aufgabe fehlte ein Offizier; nachstehend geben wir dieselbe in richtiger Fassung.

Schwarz.



Weiß.

Mat in 2 Zügen.

Räthsel.

Wir lieben den Becher
Und trinken doch nicht,
Wir haben auch Augen
Und doch kein Gesicht.
Meist Zwillinge sind wir,
Oft Drillinge gar;
Flieh unsre Bekanntschaft,
Leicht bringt sie Gefahr.

Auflösung des Räthfels in Nr. 25 des Erzählers:
Ein mal eins.

Richtig angegeben von Fritz Rottmann, Hoboist
in Düsseldorf und J. Strahl in Hilden.

Der Erzähler.

Wöchentliche Gratis-Beilage des „Düsseldorfer Merkur“.

Verantwortlicher Redacteur Carl Kraus, Düsseldorf, Bitterstr. 6.

Nr. 27.

Samstag, 30. Dezember 1882.

1. Jahrg.

Das neue Jahr.

Wieder mit der Zeiten Fliehen
Sinkt ein altes Jahr ins Grab
Und vom Sternendom herab
Unter Zaubermelobien
Schwebt ein Genius, dem verliehen
Macht, die einem Fürsten eigen;
Welten huldigend sich neigen
Unter seinem Herrscherstab.

O, voll Unschuld, in dem Glanze
Wie, gekrönt von Gottes Hand,
Hoch vom Himmel es gesandt,
So bring' Glück das Jahr, das ganze,
Daß sich Blatt an Blatt im Kranze
Aller Welt zum Segen reihe
Und der Scheidegruß es weihe:
Heil dem Jahr, das Blüten wand!

Friedrich Emil König.

Kein Trauerkleid!

Humoreske von G. John.

„O, mein armer Liebling!“ rief Frau Möller jammernd, mit einer Flasche Kampher = Spiritus herbeieilend.

„Das bedauernswerte Mädchen, wald' ein plötzlicher Schlag!“ klagte Fräulein Amanda Johns, während sie sich nach der Eau de Cologne-Flasche umsah.

„Haltet ihr den Kopf!“ rief die alte Frau Wichers. „Deffnet das Fenster! Seht Ihr, sie kommt wieder zu sich! Meine arme Susanne, fass' Dich! Bedenke, daß wir alle sterben müssen!“

Fräulein Susanne Möller blickte mit ruhiger Besinnung umher; ihr Wesen machte einen eigentümlichen Eindruck gegenüber der Unruhe, welche die drei andern Frauen an den Tag legten.

„Seid Ihr denn alle toll geworden?“ rief sie aus. „Laßt mich! Fort mit den Flaschen, oder Ihr erstickt mich mit Eurem Kampher und Euer Eau de Cologne! Ist es wirklich wahr? Ich meine, ist Herr Mittelstädt wirklich tot?“

„Ja, Du armes Kind, er ist tot!“ versetzte Frau Möller mit tragischem Pathos.

„Ohne von seiner Braut Abschied genommen zu haben, gestorben!“ rief Fräulein Amanda Johns klagend aus.

„Ach, mitten im Leben sind wir dem Tode nahe!“ lamentierte die alte Frau Wichers mit geschlossenen Augen.

„Es ist furchtbar schnell gegangen!“ sprach Fräulein Möller mit größter Gemütsruhe. „Und wir sollten am Dienstag getraut werden!“

„Mein armer, des Glückes beraubter Engel!“ klagte Frau Möller. „O, bitte, reiche doch schnell jemand etwas Wasser, sie wird schon wieder ohnmächtig!“

„Aber so laßt mich doch zufrieden!“ rief Fräulein Susanne ungehalten aus. „Ihr bringt mich mit Eurem Lamentieren zur Verzweiflung! Ich war nicht ohnmächtig und ich werde es auch nicht werden. Sei nicht thöricht, Mama, Du bist jetzt keine Schauspielerin!“ Dieses war ein Wink für Frau Möller, welche vor ihrer Verheiratung auf einer kleinen Bühne mitgewirkt hatte. „Bedenke vielmehr, war es nicht ein Glück, daß er, bevor er abreiße, sein Testament machte und mich zu seiner Erbin einsetzte?“ fragte die verlassene Braut.

„Susanne sieht alles von der praktischen Seite an,“ sprach Fräulein Johns.

„Was geht da vor, Mama?“ fragte Susanne, als sie im Nebenzimmer ein Geräusch vernahm.

Frau Möller ging hinaus und sah nach.

„Das Trauerzeug von Schwarz u. Co. wird gebracht,“ erklärte sie, zurückkehrend. „Ich glaubte, daß es am besten sei, gleich verschiedene Stücke zur Probe kommen zu lassen.“

„Beunruhige Dich nicht zu sehr dabei, meine teure Freundin!“ sagte Fräulein Johns, „es ist höchst peinlich, aber es muß auch sein.“

Fräulein Möller erhob sich.

„Mama, mache Dich nicht lächerlich!“ sprach sie lebhaft. „Es ist ja wahr, daß wir verlobt waren; und es ist auch gewiß sehr traurig, daß er so schnell hat sterben müssen; aber daran bin doch ich nicht schuld. Und überdies, er war gerade noch einmal so alt als ich, und hatte schon einen kahlen Kopf und ich hätte ihn gewiß nicht genommen, wenn es nicht um sein Geld gewesen wäre.“

„Still, leise, mein Kind!“ ermahnte Frau Möller mit aufgehobenem Zeigefinger und in die Höhe gezogenen Brauen. „Bedenke doch, der Mann mit dem Trauerzeuge wartet nebenan.“

„Als ob ich mir die Zunge abbeißen sollte, damit der Mann mit dem Trauerzeuge mich nicht hört!“ erwiderte Susanne und zuckte mit den Schultern. „Mag er es doch hören, daß ich, hätte ich frei wählen

dürfen, dem lieben Herrn Bräutigam lieber die Thür gewiesen als geöffnet hätte!"

"Aber, so schweige doch, der Tuchhändler hört ja alles!"

"Meinetwegen!" versetzte sie wegwerfend, um gleich darauf mutwillig auszurufen: "Kommen Sie näher, Verkäufer. Weshalb stehen Sie da zwischen Thür und Angel? Bringen Sie Ihre Proben hierher!"

Der Verkäufer der Firma Schwarz u. Co. war ein großer Mann, mit einer grünen Brille, einem Vollbart, einer schabigen Perücke und um den Hals ein dickes, wollenes Shawltuch.

Allem Anschein nach war er sehr erkältet, denn seine Stimme klang rauh und hart, und er stellte sich sogleich neben den Ofen, nachdem er auf die erhaltene Aufforderung näher getreten war und seine Proben auf dem Tische ausgebreitet hatte.

"Ah," sagte Fräulein Susanne, "Bombassin! Ich hasse Bombassin! Man sieht darin aus wie eine barmherzige Schwester!"

"Das trifft zu, mein Kind. Es ist für Witwen," sagte Frau Möller sanft.

"Aber ich bin keine Witwe!"

"Aber, teuerste Freundin!" flüsterte Fräulein Johns. "Du wärest keine Witwe gewesen, wenn er acht Tage länger gelebt hätte. Und er hinterläßt Dir sein ganzes Vermögen."

"Das ist aber auch das Einzige, wofür ich ihm dankbar bin," versetzte Susanne spöttisch, während sie ein Stück schweren, englischen Krepp musterte. "Ich wüßte nicht, weshalb ich mich so kleiden sollte, daß ich vor mir selbst erschrecken könnte, weil jemand, der mir höchst gleichgültig und viel älter war, als ich —"

"Hier fing der Verkäufer an zu husteln."

"Susanne!" rief Frau Möller ihrer Tochter warnend zu.

"Ein solcher Schleier ist recht hübsch," fuhr Fräulein Möller fort, "ich fand immer, daß solch ein Wittwenschleier sehr elegant aussieht."

"Ich hoffe, Du wirst ein prachtvolles Grab-Monument bestellen, mein Kind," sagte Frau Wichers sentimental. "Schottischer Granit — oder —"

"Das sollte mir einfallen!" unterbrach Susanne die Sprecherin. "Eine einfache Marmortafel mit der Inschrift: «Requiescat» oder ähnliches genügt vollkommen. Ich kann mein Geld besser gebrauchen, als italienische Bildhauer damit zu bereichern. Und dann will ich mir auch einen andern Advokaten nehmen."

"Aber Herr Wächter hat doch immer die An- gelegenheiten des guten Herrn Mittelstädt besorgt," wandte Frau Möller schüchtern ein.

"Eben deshalb!" versetzte Susanne. "Er hat alles Mögliche aufgeboten, was er konnte, um das Testament dahin abzuändern, daß ich mit den drei Kindern teilen sollte; aber Herr Mittelstädt bestand darauf, daß ich die alleinige Erbin sein sollte. Wenn es nach dem Willen des Herrn Wächter gegangen wäre, hätte ich mit den Kindern teilen müssen, während ich jetzt ganz allein erbe."

"Ach ja, die drei Kinder!" sagte Fräulein Johns. "Du wirst sie doch zu Dir ins Haus nehmen und sie erziehen?"

"Glaubt Ihr, ich hätte meinen Verstand verloren?" rief Susanne empört aus, während sie bemüht war, verschiedene Hüte einer Probe zu unterziehen. "Eine solche Last sollte ich mir aufladen? Das fehlte auch noch! Die Kinder aus Herrn Mittelstädt's erster Ehe gehen mich gar nichts an."

"Ach, und es sind solche süße Kinder!" erklärte Fräulein Johns, welche ein weibliches Herz in der Brust trug.

"Ich mag aber keine Kinder leiden!" schnitt Susanne ihr kurz das Wort ab. "Ich werde sie in eine billige Pension schicken, bis sie groß genug sind, sich selbst ihren Unterhalt zu verdienen. Bitte, Mama, sieh doch einmal her! Wie gefällt Dir dieser Hut mit der Gummischnalle und der Krepp-Garnitur?"

"Er ist sehr niedlich, mein Kind!" erwiderte Frau Möller. "Schwarz steht Dir auszeichnet!"

"Ich habe auch nichts gegen schwarze Seide," sagte Susanne gähnend. "Aber mich in Bombassin einzuhüllen, weil ein alter Mann, der mich heiraten wollte, das Unglück hatte, mit einem Dampfboot in die Luft —"

"Halt!" rief in diesem Moment eine tiefe Stimme und alle standen wie vom Schläge gerührt.

"Der alte Mann ist nicht mit dem Dampfboot in die Luft geflogen, Fräulein Susanne, weil er noch im letzten Augenblicke seine Reiseroute änderte. Er kam mit dem Bahnzuge an und zwar noch zeitig genug, um die Mutmaßung von seinem eigenen Tode durch die Kessel-Explosion zu hören. Er sprach bei Schwarz u. Co. vor, weil er den einen Associé kannte. Das war gerade um die Zeit, als Ihre Bestellung auf Trauerzeug einging. Da kam ihm der Einfall — alte Leute sind ja zuweilen wunderlich — im Maskeradenaufzuge verkleidet hierherzukommen und zu sehen, wie des alten Mannes Verlobte diesen Schreck bestehen würde."

Susanne Möller ließ den Krepp-Hut mit Gummischnalle, welchen sie noch in der Hand hielt, fallen, ihre rosigten Wangen überzog plötzlich Leichenblässe.

"Sie — Sie sind —" rief sie aus.

Der Handelsmann nahm seine Perücke, seinen Vollbart, seine grüne Brille und das große Shawltuch ab und ein kahler Kopf mit einem alten, gutmütigen Antlitz kam zum Vorschein.

"Ja," sagte er, "ich bin Wilhem Mittelstädt. Aber ich werde niemals Ihr Gatte werden! Ich bin für Sie hinfort ebenso verloren, als wenn ich bei dem Unglück auf dem Dampfschiffe umgekommen wäre. Meine Damen, ich wünsche allerseits einen guten Abend!"

Er verbeugte sich und schied sich an, zu gehen. "Sie verlassen uns?" rief da Frau Möller voller Verzweiflung aus.

"Ja, gewiß, Madame," versetzte der alte Mann, "ich verlasse Sie, um mich zu meinem Advokaten zu begeben, damit er ein anderes Testament abfasse. Es freut mich, daß mir noch rechtzeitig die Augen aufgingen. Ich war nahe daran, eine große Thorheit zu begehen. Fräulein Susanne braucht keinen ihr so verhassten Bombassin zu tragen!"

Und che die vier im Zimmer anwesenden Damen

sich noch von ihrem Schrecken zu erholen vermochten, hatte er bereits das Zimmer verlassen.

Seine drei Kinder haben keine Stiefmutter bekommen und Fräulein Susanne Möller keine Erbschaft und — kein Trauerkleid!

Ein sonderbares Geschäft.

In einer der Hauptstraßen der ebenso guten, als großen und alten Provinzialstadt B. betrieb Herr Heinrich Hofberg eines der schwunghaftesten Papiergeschäfte. Alle Schüler der verschiedenen Lehranstalten drängten sich danach, bei ihm ihre Schreibhefte zu kaufen, denn so schön eingebunden wie dort waren sie nirgends zu haben. Als Emballage für Stahlfedern, und wenn man sie auch nur halbduzendweise entnahm, gab es immer ein kleines niedliches Schächtelchen, was bekanntlich auf ein empfängliches Knabengemüt nie ohne tiefere Wirkung bleibt. Ständige Kunden bekamen von Zeit zu Zeit einen sonst nicht los zu werdenden Ladenaüter, z. B. einen Bleistiftspitzer von fragwürdiger Verwendbarkeit, oder einen abenteuerlichen Federhalter zum Zeichnen besonderer Gunst als Geschenk. Man sieht hieraus, daß Herr Hofberg sein Geschäft verstand. Dasselbe florirte infolgedessen ganz außerordentlich, aber mit dem Reichwerden ging es bei dem selbstverständlich nur geringen Nutzen, mit dem gearbeitet werden mußte, ziemlich langsam vorwärts. Was Wunder, wenn Herr Hofberg unablässig nachgrübelte, wie er etwas schneller zu der heutzutage jedem anständigen Menschen unentbehrlichen und zur Bestreitung der allernotwendigsten Lebensbedürfnisse kaum ausreichenden, lumpigen Million gelangen könne! Er betrieb deshalb alle möglichen, einen Nutzen versprechenden Nebengeschäfte, in deren Auffindung er geradezu unerschöpflich war. Da war ihm denn schon seit längerer Zeit ein junger Mensch aufgefallen, der Tag für Tag zu allen Stunden an seinem Laden vorbeischlenderte, an seinem Schaufenster stehen blieb und daselbst immer und immer wieder die schon tausendmal beschäftigten Karitäten in Augenschein nahm, die darin ausgestellt waren. Der junge Mensch sah in jeder Beziehung sehr reduziert aus, blaß und elend im Gesicht, schäbig in der Kleidung, schwach auf den Beinen. Augenscheinlich hatte er keine Beschäftigung und litt Mangel. Darauf baute Herr Hofberg seinen, einer gewissen Genialität nicht ermangelnden Plan.

Eines Tages, als er den jungen Mann wieder müßig vorübergehen sah, ließ er ihn in seinen Laden rufen. Er nahm ihn alsdann in sein abseits gelegenes Privatcomptoir und stellte folgendes Examen mit ihm an:

„Ihnen geht es wohl sehr schlecht?“

„Ach ja!“

„Sie flößen mir Interesse ein. Wie heißen Sie?“

„Robin.“

„Meine Verwandten lassen mir hin und wieder eine kärgliche Unterstützung zukommen.“

„Haben Sie irgend einen organischen Fehler, ein Herzleiden oder dergleichen?“

„Nein, ich bin kerngesund und sehe nur so schlecht aus, weil ich nichts zu essen habe.“

„Wieso, haben Sie keine Beschäftigung?“

„Ich finde keine, die mir zusagt.“

„So, so! Was würden Sie wohl sagen, wenn ich Ihnen proponierte, in mein Geschäft einzutreten?“

„Ich — ja leider — Ihre Branche ist mir vollständig fremd und — —“

Es war dem braven Robin offenbar unangenehm, daß ihm diese Offerte gemacht wurde. Herr Hofberg hatte aber ein feines Verständnis für seine Skrupel. Er antwortete also: „Das thut nichts. Sie sollen auch bei mir nicht hinter dem Ladentisch stehen, sondern Ihre Beschäftigung soll sein, den ganzen Tag, so lange es Ihnen beliebt, durch die Straßen zu bummeln, sich die Schaufenster meiner Konkurrenten anzusehen und mir abends zu berichten, was Ihnen dabei Neues aufgefallen ist. Würden Sie das ohne allzu große Anstrengung wohl leisten können?“

„Ich denke, ja.“

„Ich engagiere Sie vorläufig auf einen Monat. Als Salär empfangen Sie erstens sofort einen neuen, eleganten Anzug, zweitens vollständig freie Station in meinem Hause, inclusive Wein und Cigarren, und drittens zwanzig Thaler bar. Sind Sie zufrieden?“

Herr Robin war es. Wird es ihm jemand verdenken? Das war eine Stellung, wie er sie sich immer gewünscht hatte. Sofort ging Herr Hofberg mit ihm in ein elegantes Kleidermagazin und kaufte ihm einen feinen Anzug. Dann nahm er ihn, da die Mittagszeit gerade herangefommen war, mit in seine Wohnung, ließ ihn am Familientisch Platz nehmen und noch Belieben zugreifen. Herr Robin schlug, wie es niemand Wunder nehmen wird, eine respectable Klinge. Auch der Wein, in Bezug auf welchen er keineswegs sehr verwöhnt war, schmeckte ihm vortrefflich. Nach Tisch steckte er sich eine Cigarre an und begab sich an sein Geschäft, d. h. ans Bummeln. Es erwarb sich hiermit die volle Zufriedenheit seines Prinzipals, welcher ihn nach der gleichfalls opulenten Abendmahlzeit bei sich behielt, um mit ihm bis zur Stunde des Schlafengehens noch einen wackeren Trunk zu thun. Alsdann wies man ihm sein Zimmer an und wünschte ihm eine gute Nacht. Der brave Robin kam sich vor, wie im Himmel. Nach kaum acht Tagen konnte er sich selbst nicht wieder. Aus der verkümmerten und verlotterten Vogelscheuche war ein elegantes, rotwangiges, von Gesundheit strotzendes Mitglied der menschlichen Gesellschaft geworden. Als er sich seinen Verwandten so zeigte, hatten diese, nachdem der erste Schreck überwunden war, eine rechte Freude darüber, denn anfangs waren sie auf den nicht ganz fernliegenden Gedanken eines begangenen Schwindels verfallen. Sie ermahnten ihn nun ernstlich, sich diese gute Stellung zu erhalten und alles zu thun, um Herrn Hofbergs unschätzbare Zufriedenheit immer würdiger zu werden.

„Wissen Sie was?“ sagte dieser eine Woche darauf zu ihm, „ich werde Sie in eine Lebensversicherung einkaufen.“

„D, das kann ich eigentlich gar nicht verlangen!“

„Vorläufig nehme ich die Police allerdings zu meinen Gunsten und versichere Ihr Leben für mich. Welchen Vorteil Sie oder die Ihrigen später davon haben werden, wird von Ihrem ferneren Verhalten abhängen. Kommen Sie! Sie gingen miteinander in die Bureau verschiedenener Lebensversicherungsgesellschaften. Herrn Hofberg gelang es, bei dem blühenden Aussehen Robins und bei dessen durch die ärztliche Untersuchung konstatierte robuster Gesundheit, das Geschäft unter außergewöhnlich günstigen Bedingungen zu Stande zu bringen. Das Document wurde angefertigt, Herr Hofberg steckte es, nachdem die erste Prämienrate bezahlt war, in die Tasche und zog mit seinem lieben jungen Freunde fröhlich von dannen. Weiß der Himmel wie es zugeht, aber an demselben Nachmittage kam es zwischen den beiden zu einer ersten kleinen Differenz. Wodurch sie veranlaßt worden war, ist kaum festzustellen, genug an dem, Herr Hofberg wurde etwas unangenehm. An diesem Abend aß der brave Robin nicht mit am Familientische; das Essen wurde ihm auf sein Zimmer geschickt und war in Bezug auf Qualität und Quantität entschieden nicht von der gewohnten Vollkommenheit. Nächsten Tags gab es schon in aller Frühe abermals eine Scene, weil Robin nicht zur bestimmten Minute zum Frühstück erschienen war. Von da an war es mit dem angenehmen Leben des Lesers zu Ende. Herr Hofberg ließ keine Gelegenheit vorübergehen, ohne an Robin sein Mütchen zu fühlen. Letztem riß schließlich die Geduld. Auch er wurde heftig. Schließlich gab ein Wort das andere, und ehe noch der Monat um war, befand sich der liebe Robin wieder in dem ihm von früher her nur zu wohl bekannten Zustand absoluter Beschäftigungs- und Nahrungslosigkeit.

Diesmal aber ging es ihm schlechter als je. Seine Verwandten, die ihn zu anderen Zeiten wohl hin und wieder unterstützt hatten, waren wütend, weil er sich die gnte Stellung bei einem so menschenfreundlichen Prinzipal, wie Herr Hofberg, nicht zu erhalten verstanden, und verweigerten hartnäckig jede weitere Subvention. Was Wunder, daß der neue Anzug rasch wieder den Weg aller alten Kleiderhändler ging und Herr Robin kurz darauf viel elender, abgerissener, blässer und schlottiger aussah, als selbst in seinen schlechtesten Tagen. So bummelte er denn von neuem zwecklos durch die Straßen, ein Bild des Jammers.

„Sehen Sie sich einmal“, sagte Herr Hofberg, der sich gerade in dem mit den Fenstern nach der Straße hinaussehenden Comptoir eines Geschäftsfreundes befand, als Robin sich vorüberschleppte, „diesen Mensch da draußen an. Ist Ihnen je ein talentvollerer Todeskandidat vorgekommen? Der Kerl lebt kein Jahr mehr!“

„Noch nicht einmal so lange!“ lautete die sehr richtige, durch das wahrhaft schreckenerregende Aussehen Robins motivierte Antwort.

Herr Hofberg schmunzelte: „Habe eine Lebensversicherung auf ihn. Fünftausend Thaler!“

„Dann müßte man Ihnen ja eigentlich gratulieren.“

„Bitte, bitte! Es sind mir auch in Bezug auf die Police schon mehrfach Offerten gemacht worden, die ich bis jetzt aber stets zurückgewiesen habe. Ich bitte Sie! Ein so sicheres Geschäft! Und rechnen Sie selbst, ich müsse noch zwei Jahre hindurch die Prämie bezahlen, dann verdiene ich immer noch über viertausend Thaler.“

„Wollen Sie zweitausend Thaler bar für die Police nehmen?“ pläzte der Geschäftsfreund heraus.

„Ja, wohin denken Sie? Ich werde doch nicht —“

„Kein langes Besinnen! Ja oder nein? Hier ist das Geld.“ Dabei öffnete er seinen Kassettschrank und nahm die Summe heraus. Herr Hofberg kämpfte offenbar einen schweren Kampf mit sich. „Es ist ein reiner, klarer Verdienst, den ich aus Händen gebe!“ Er brachte diese Worte mühsam hervor. „Indessen — bar Geld lacht — topp, das Geschäft ist abgeschlossen!“

Die Police wurde noch an demselben Tage dem Geschäftsfreunde cediert. Als Hofberg abends nach Hause ging, traf er Herrn Robin auf der Straße. „Wollen wir uns wieder vertragen?“ fragte er ihn gutmütig. Die Antwort lautete natürlich bejahend.

Von da an ging es Robin wieder recht gut. Er bekam einen neuen Anzug und bot, da sich seine holden Wangen infolge der guten Hofberg'schen Küche bald wieder mit einem lieblichen Rot bedeckten, in kurzer Zeit das Bild strotzender Gesundheit. Darüber waren alle sehr vergnügt, Herr Hofberg, er selbst und seine teuren Verwandten, nur der obige Geschäftsfreund bemerkte diese Wendung zum Bessern mit gelindem Schauer. „Was soll daraus werden?“ fragte er kummervoll, „der Bursche sieht ja plötzlich abscheulich gesund aus!“ In seiner Angst lief er zu Hofberg. „Was sagen Sie denn zu diesem Robin?“

„Nicht wahr,“ meinte Hofberg im menschenfreundlichsten Tone, „er hat sich Gott sei Dank wieder recht erholt!“

„Ja, aber was wird aus meiner Police? Denken Sie doch, was die mich unter solchen Umständen für ein Geld kostet! Der Mensch kann ja seinem jetzigen Aussehen nach siebzig Jahre alt werden!“

„Sein Vater selig ist erst im neunzigsten Jahre gestorben!“

„Du lieber Himmel, da sterbe ich am Ende noch vor ihm.“

„Nun, dann käme ja das Geld immerhin Ihren werten Erben zu gute,“ tröstete der gefühlvolle Papierhändler.

„Hofberg, nehmen Sie mir die Police wieder ab!“

„Oh! Ich bin froh, daß ich sie nicht mehr habe.“

„Ich will ein Opfer bringen!“

Herr Hofberg, der gute Mann, ließ sich richtig breit schlagen, Natürlich mußte sein Geschäftsfreund tüchtig bluten, aber er übernahm die Police wieder. Merkwürdig! Vom nächsten Tage an ging es mit Robin von neuem bergab. Genau so wie das erste Mal war es zwischen ihm und seinem edlen Protektor zu einer Differenz gekommen, in deren Folge er das Haus knall und fall verlassen mußte. Wieder war er ohne alle Substanzmittel und wieder sah er

nach kaum vier Wochen aus wie eine Vogelscheuche. Wie oft der biedere Herr Hofberg den edlen Wärrtyrer Robin, wenn es galt, die Polisee zu verkaufen, zum Skelett heruntergebracht, und wie oft er ihn wieder „aufgebuhelt“ hat, wenn das Geschäft rückgängig werden sollte, habe ich leider nicht erfahren können. Wenn sie aber inzwischen nicht gestorben sind, dann leben sie jedenfalls in ihren alten geschäftlichen Beziehungen heute noch!

(Unterhaltungsblatt der Berl. Presse.)

Eine Studie über den Kuß.

In Rom wurde eine Tages die Hochzeit der Prinzessin G. gefeiert. Die Brautleute standen vor dem Altar und der Priester hob die Hände zum Segen, da trat die Mutter der Braut vor das Paar und gab ihrer Tochter ein paar schallende Ohrfeigen. Diese nahm die Schläge ruhig an. Die Gäste fragten entsetzt die Fürstin nach der Ursache dieser — Züchtigung. „Meine Tochter“, sagte sie gelassen, „erhält durch die Ohrfeigen das Recht, ihre Ehe, wenn sie eines Tages sich nicht glücklich fühlt, als nichtig aufzulösen, da sie beweisen kann, daß ich sie unter Anwendung von Gewalt zu dieser Heirat gezwungen habe.“ Die Fürstin hatte mit dieser — nicht standesgemäßen Exekution nur eine Sitte wiederholt, die in früheren Jahrhunderten oft und oft von den Eltern angeübt wurde. Sie war z. B. im 11. Jahrhundert derart verbreitet, daß eine päpstliche Bulle unter Androhung einer schweren Kirchenstrafe der Braut befahl, dem Bräutigam vor dem Altar einen Kuß auf die Wange zu drücken. Ein Kuß, durch den sie vor der Gemeinde ihre Einwilligung zur Ehe kundgab.

Der Gebrauch, daß die Brautleute sich vor dem Trauungsakte küßten, ist sehr alt und reicht weit in das klassische Altertum zurück. Schon der weise Solon verlangt, daß die Braut am Hochzeitstage ein Stück Quittenapfel essen müsse. „Sie soll dadurch“, so meint der große Gesetzgeber, „die Lieblichkeit des ersten Kusses, den sie dem Bräutigam giebt, erhöhen!“

Die Römer hatten für den Kuß drei Namen in ihre wohlklingende Sprache aufgenommen; *suavium* die zum Kuß bereite Lippe, *osculum*, der Kuß selbst, und *basium*, der Kuß der Liebe, dem der Dichter Martial die feurigsten Lieder zum Preise sang. Der Bräutigam durfte die Braut schon vor dem Hymensfeste küssen und es war im Volke der Glaube verbreitet, daß ein Kuß des Geliebten die kranke Braut allsogleich gesund mache.

Die Ursache, welche bei den Römern zuerst den Kuß veranlaßt hat, soll eine sehr profaische gewesen sein. Der strenge Cato hatte den Wein die „Quelle alles Verderbens“ genannt und den Römern den Glauben aufgebrängt, daß die Enthaltbarkeit vom Wein eine Tugend sei, „so den Göttern gefällt“. Die römischen Frauen aber nippten zu gern von jenem süßen, wie Lava feurigen Wein, der auf den griechischen Inseln gekeltert wurde, und da einige mehr als nippten, wurde dies dem Gatten verraten. Ein Senator schlug seinen Amtsgeossen vor, eine

originelle Kontrolle am häuslichen Herd zu üben. So oft der gestrenge *pater familias* heimkehrte, mußten ihm die Gattin und die weiblichen Angehörigen die Lippen zum Kuß bieten, damit er erproben konnte, ob ihr Atem nach Wein rieche oder nicht. Die Herren fanden an dieser Kontrolle so viel Behagen und ungefüllte Freude, daß seitdem der Kuß in Rom immer und immer gegeben und erwidert wurde.

Die männlichen Verwandten durften den Damen des Hauses nur die Stirn küssen; man nannte dies den Kuß der Achtung und verglich ihn jenem, den der heimkehrende Römer auf die erste Scholle der heimatlichen Erde, die er betrat, oder Prusias auf die Thürschwelle, über die er in den Senat schritt, drückte.

Das römische Gesetz betrachtete den Kuß als eine *res sacra*, als etwas Geheiligtetes, und bestrafte den Mann, der ein Mädchen geküßt, auf der Strafe angesprochen oder wider dessen Willen begleitet hatte, wie einen Verbrecher. Nach Ulpianus hatte die beleidigte Dame das Recht, mit einer *injuriarum actio* aufzutreten. Dieses römische Gesetz des Altertums hat seine düsteren Schatten noch in das christliche Mittelalter hineingeworfen; denn nach einer kirchlichen Satzung verfiel der Frevler „so mit einer Jungfrau charmieret“, dem Anathem, dem Bannfluch. Nach dem longobardischen Feudalrecht verlor der Vasall, der die Frau seines Lehensherrn geküßt hatte, sein Leben, und das altitalienische Gesetzbuch bestrafte den Mann, der eine Ehefrau zu küssen gewagt, wie einen Ehebrecher, zu langer Kerkerhaft. In den Niederlanden waren die Richter des 15. Jahrhunderts und noch später der Ansicht, daß ein Mädchen durch den Kuß, den ihr ein Mann geraubt, das „reine Magdium“ verloren habe, und zwangen den Küßenden, die „Entehrte“ sogleich zu ehelichen.

In den Tagen des römischen Kaiserreiches ging, wie so vieles in Religion und Sitte, auch die hehre Achtung vor dem Kusse verloren. Das Küssen wurde zur Manie und bei den Mahlzeiten mußte der Gast die kredenzende Sklavin so vielmal auf den Mund küssen, als der Name des Wirtes Buchstaben hatte. Die Kaiser und die Mächtigen des Reiches ließen sich die Hände, den Fuß und Saum des Gewandes küssen und die Freunde begrüßten sich — durch Küsse.

Das Christentum, das Entzagung und Askese predigte, verdamnte den Kuß der Liebe als eine Verlegung der Jungfräulichkeit und erwählte ihn wieder als Zeichen der Glaubensgemeinschaft. Die Christen begrüßten einander mit dem „Kusse des Friedens“ und begannen ihr Liebesmahl mit dem *osculo sancto* doch so, daß nur die Geschlechter untereinander sich küßten. Die Kirchenväter haben einen heißen Schriftenskampf für und gegen den Kuß geführt; so fand der heilige Chrysostomus im Kusse etwas „Liebliches“ und erlaubte auch mit „reinem Herzen und ohne Begier“ ein Mädchen zu küssen, während Tertulianus, dem der „Kuß des Judas“ vor Augen schwebte, das Küssen als — Fallstrick des Teufels verdamnte. Der Kuß beim christlichen Gottesdienst wurde durch ihn unter den Laien abgeschafft und dieselben ermahnt, ihren Priestern und Bischöfen die Hände und dem

römischen Bischof, dem Papst, die Fußspitze zu küssen. Ein Gebrauch, der bis zur Stunde von den Katholiken mit Inbrunst geübt wird; doch waren die Päpste bescheiden und ließen an der Stelle am Schuh, wohin der gläubige Pilger seine Lippen drückte, die Reliquie eines Heiligen einnähen. Die Kardinäle und Könige küßten dem Papst die Hand und die Bischöfe das Knie.

Wenn wir auf die Jetztzeit unsere Blicke lenken, so scheinen das Klima und der Himmelstrich auf die Gedanken und Sitten der Völker bezüglich des Kusses einen maßgebenden Einfluß zu üben. Die Nationen, die nordwärts wohnen, haben den Kuß als Begrüßungszeichen gewählt, das sie *sans gêne* üben, während die Völker des Südens den Kuß, zwischen Mann und Frau, noch immer in jene Schranken bannen, die ihm das klassische Altertum gebaut hat.

Wir könnten noch vielerlei über die Arten des Kusses, welche von den Philosophen und Humoristen geistvoll beschrieben wurden, erzählen und vor allem vom Kuß der Liebe, den die Dichter in Wort und Lied verherrlicht haben. Doch wir würden nur Bekanntes wiederholen. Der schönste Kuß ist der, den die Mutter auf die Stirn des Kindes drückt; er ist der König der Küsse und seit den Trägern im Sturm des Lebens. Den süßesten Kuß giebt die Liebe; um so süßer, wenn er ein Lippenpaar vereinigt, das im kleinen Zwist sich soeben harte Worte zugerufen hat und wenn im Auge noch eine Thräne des Schmerzes blinkt. Es ist der Veröhnungskuß, der wunderbar süß sein soll; denn: „Weinend Aug“, singt Walther von der Vogelweide — „hat gar süßen Mund!“

Wie man richtig atmen soll.

In der Probenummer einer Modezeitschrift, die unter dem Titel Blätter für Kunst in der Mode, in Albert Thiels Verlag in München erscheinen soll, finden wir einen Beitrag des bekannten Kleidungs-Reformators Professor Dr. Jäger in Stuttgart, der nicht nur die Anhänger des „Wollregime“ interessieren wird, sondern auch für andere Leser einige beherzigenswerte Winke enthält.

„Wenn ich in etwas raschem Tempo bergauf ging,“ erzählt Professor Jäger, „so empfand ich — namentlich je heißer es war — einen Schmerz am unteren Ende des Brustbeins, der nach rechts und links ausstrahlte. Ich hatte mir oft vergeblich den Kopf über die Ursache dieses Schmerzes zerbrochen und war lange auf der falschen Fährte, es handle sich um eine alte Verwachsung der Lunge und Brustwand, die ich eben geduldig mit ins Grab nehmen mußte, bis mir endlich folgendes Licht aufging:

Während ich an einem der heißesten Sommertage zur heißesten Tageszeit (zwischen 4 und 5 Uhr) einen schattenlosen Pfad an dem Südbang eines Thales, auf den die Sonne erbarmungslos niederbrannte, hinaufsteuchte, wurde mir plötzlich klar, daß der Schmerz genau dem Ansatz des Zwerchfells am vorderen Rand des Brustkorbs entsprechen und die natürliche Folge der heftigen Thätigkeit des Zwerchfells sei. Bei weiterer Beobachtung meiner Atmungs-

bewegungen bemerkte ich ferner, daß ich ganz ausschließlich mit dem Zwerchfell und den unteren Rippen atmete und die oberen Rippen fast völlig unthätig blieben.

Nun erinnerte ich mich der bekannten Thatsache, daß Schweratmigkeit (Asthma, Dampf der Pferde) auf einer stets in den oberen Lungenpartieen beginnenden Verödung des Lungengewebes beruht, und darüber war ich mir so lange klar, daß dieser Prozeß eine Verkümmernng infolge ungenügenden Gebrauches der Lunge sei. Nahm ich hierzu die Thatsache, daß Asthma bei Männern viel häufiger vorkommt, als bei Frauen, so lag alles klar vor Augen und zwar so:

Beim Atmen müssen wir zwei Fälle unterscheiden: Das ruhige Atmen im Liegen, Sitzen und langsamen Gehen. Hierbei verhalten sich Mann und Weib — bei uns, ob überall, möchte ich bezweifeln, — verschieden. Der Mann arbeitet hier nur mit dem Zwerchfell, wobei lediglich die untern Lungenteile sich wechselnd füllen und entleeren, während die obere ganz unthätig sind. Das Weib dagegen atmet offenbar größtenteils deshalb, weil sie entweder durch das Tragen eines Korsetts oder dadurch, daß sie mit den Kleidern die untern Teile des Körpers zusammenschnürt, an der Zwerchfellatmung mithin gehemmt ist, ausschließlich mit den oberen Rippen, also mit den Lungen spitzen, und das ist die Ursache, daß sie relativ seltener vom Asthma befallen wird, als der Mann.

Beim gesteigerten Atmen dagegen, wie es heftige Körperbewegungen erfordern, verschwindet beim Normalmenschen der Unterschied zwischen Mann und Weib; es atmen jetzt alle Teile gleichmäßig.

Nun ist weiter klar: wenn ein Mann sitzende Lebensweise hat und sehr selten oder nie durch stärkere Körperbewegung zum Staratmen gezwungen wird, so tritt Verödung der unthätigen Lungen spitze mit folgender Schweratmigkeit ein und er gewöhnt sich an die ausschließliche Zwerchfellatmung und verlernt damit die Rippenatmung vollständig. Tritt nun einmal das Bedürfnis ausgiebiger Atmung an ihn heran, so begeht sein Körper aus Gewohnheit den Fehler, dies Bedürfnis lediglich durch Steigerung der Zwerchfellthätigkeit befriedigen zu wollen, anstatt die Rippenatmung zu Hilfe zu nehmen.

Was war zu thun? Da es besonders das Bergsteigen ist, welches erhöhte Atmungsfähigkeit erfordert, so dachte ich sofort an die Bergvölker, und vor meinem innern Auge stand der von mir längst als deutscher „Normalmensch“ verehrte Tyroler mit seinem vorn fast zwei Hand breiten Gürtel. Ich kalkulierte: Wenn man einen so breiten Gürtel trägt, so ist Zwerchfellatmen nur in beschränktem Maße möglich, und das zwingt den Menschen, bei jeder Steigerung des Atmungsbedürfnisses die Rippen zu Hilfe zu nehmen, verhindert so die Verkümmernng der Lungen spitze durch Nichtgebrauch, das Verlernen des Rippenatmens und das unnützige, schmerzzerzeugende Zwerchfellatmen.

Sofort ließ ich mir aus festem Wollstoff einen Gürtel genau so breit wie der Tyroler Gürtel anfertigen, und das Resultat übertraf meine Erwartungen.

Von Stunde an wurde mir das Tiefatmen beim Bergsteigen ganz bedeutend erleichtert, und namentlich von dem Schmerz war ich definitiv befreit, und zwar sofort.

Zum Schluß fügt der begeisterte Apostel der Wollkleidung noch einige Worte über das Korsett der Damen hinzu. Nach den Auslassungen der herrschenden Hygieniker gäbe es nichts Verwerflicheres als das Korsett; das einzige, was sie über Damenkleidung zu sagen wissen, ist der Feldzug gegen das Korsett. Nach Jägers Meinung ist aber nicht das Korsett an und für sich das Fehlerhafte, sondern der Umstand, daß dasselbe immer aus derber, meist noch verkleisteter Leinwand gefertigt sei. Da aber nach Jägers Annahme die Pflanzenfaserstoffe den Körper verweichlichen und die Fettbildung begünstigen, so führen sie mittelbar den Zwang herbei, die «unförmliche Volumszunahme» des verweichlichten Körpers mit Gewalt durch Einpressung zu verhindern, und daß dabei die inneren Teile leiden, erscheint als selbstverständliche Folge. Die Sache ändere sich aber in der Wolle und mit dem wollenen Korsett sofort. „Die wollenen Damen, insbesondere die, welche in der Wolle Damen werden, brauchen keine Gewalt anzuwenden, um «Fagon» zu behalten, und ihr strammer, fester Körper braucht keine Stütze; sie schnüren sich deshalb nicht mehr als zulässig.“

„Mit dem Korsett ist es fast wie mit dem Schuh. Die bisherige Hygiene hat die Uebelstände immer nur in den mechanischen und Räumlichkeitsverhältnissen gesucht, während der Sitz des Uebels die Anwendung gesundheitschädlicher Stoffe ist.“

Die Art und Weise, wie der Tod den Menschen überrascht,

ist oft eine ebenso unerwartete, wie seltsame. Ein in dieser Beziehung wohl einzig dastehender Unglücksfall, der durch eine höchst sonderbare und verhängnisvolle Verkettung physiologischer und pathologischer Zufälle den Tod eines Menschen herbeiführte, wird der W. Allg. Ztg. von ärztlicher Seite berichtet. Es wurde nämlich an einem der letzten Tage der verflossenen Woche auf der chirurgischen Universitäts-Abteilung des Wiener Allgemeinen Krankenhauses ein seiner Krankheit wegen aus Salzburg nach Wien gereister Patient, 36 Jahre alt, seines Zeichens Kupferschmiede-Gehülfe, aufgenommen, welcher angab, seit beiläufig drei Wochen an heftigen Schlingbeschwerden, kontinuierlichem Brechreiz mit häufig sich einstellendem Erbrechen und Appetitlosigkeit zu leiden; er habe das Gefühl, daß sich in seiner Speiseröhre, beiläufig in der Gegend zwischen dem dritten und fünften Brustwirbel, ein lästiger fremder Körper befinde, den er trotz aller Anstrengungen weder nach auf- noch nach abwärts zu befördern imstande sei. Auf eindringliches Befragen der untersuchenden Aerzte gab der Patient an, vor drei Wochen in einem Gasthause in Salzburg am Abend eine Blutwurst mit Heißhunger gegessen zu haben, wobei ihm das Unglück passierte, während des Essens auch eines der walzenförmigen Hölzchen, mit denen die beiden Enden der Blutwurst in der Regel

verbunden werden, zu verschlingen, und daß jene oben geschilderten Krankheits-Erscheinungen, sowie die Schmerzen in der Speiseröhre ungefähr seit jenem Tage datieren. Alle bisher von den verschiedensten Aerzten an ihm vorgenommenen Versuche, den angeblich fremden Körper aus der Speiseröhre hervorzuholen oder ihn in den Magen hinabzustößen, seien ohne Erfolg geblieben. Durch die hierauf mit dem Desophagoskop angestellten Untersuchungen konnte denn auch in der obern Hälfte der Speiseröhre eine kreisrund begrenzte kleine Deffnung bei elektrischer Beleuchtung konstatiert werden, um welche Deffnung herum sich eine reaktive Entzündung des Desophagus etabliert hatte, woraus sich die heftigen Schmerzen des Patienten ableiten ließen; das verhängnisvolle Hölzchen jedoch konnte trotz der sorgfältigsten und genauesten Untersuchung nicht zur Ansicht gebracht werden, sodaß die Aerzte die leider durch das weitere Fortschreiten der Krankheit in der Folge ganz gerechtfertigte Befürchtung aussprachen, der eventuelle fremde Körper müsse sich durch die Speiseröhre einen Weg geböhrt haben und in den inneren Brustraum getreten sein, um da sein zerstörendes Werk an einem anderen edlen Organe zu beginnen. Leider sollte sich diese Prognose nur allzu bald bewahrheiten. Nach kaum 36 Stunden wurde der Patient von einer plötzlich aufgetretenen Bewußtlosigkeit und Anämie befallen, der er trotz der so gleich von der Wärterin requirierten ärztlichen Hilfe nach Verlauf weniger Minuten erlag. Die 24 Stunden nach dem eingetretenen Tode vollzogene Obduktion des auf so eigentümliche Art Verstorbenen bestätigte vollends die *intra vitam* von den Aerzten gestellte Diagnose, indem das von der verhängnisvollen Blutwurst herrührende walzenförmige Hölzchen im Innern des Brustraums gefunden und der Weg, welchen dasselbe zurückgelegt hatte, anatomisch mit Genauigkeit festgestellt werden konnte. Das Hölzchen war nämlich durch die Speiseröhre in den Thorax eingebracht und hatte hierauf die große, direkt aus der linken Herzkammer abzweigende Körper-Schlagader (*Arteria Aorta*) durchbohrt, wodurch natürlich eine rasche tödende Blutung in dem Brustraum entstehen mußte.

Der Dreizehner-Klub.

Wer kennt nicht den Aberglauben, welcher der Zahl 13 und dem Freitage anhaftet? Nun hat sich in New-York ein Klub konstituiert, der sich die Aufgabe gestellt hat, diesem weitverbreiteten Aberglauben mit allen Kräften entgegenzuarbeiten. Er organisierte sich Freitag den 13. Jänner 1882 und in seinen Statuten heißt es: „Der Hauptzweck dieser Gesellschaft oder Korporation soll, nebst der Unterstützung der Mitglieder in Krankheits- oder der Versorgung ihrer Familien in Todesfällen, die Bekämpfung des Aberglaubens sein, der sich an den Freitag und an die 13 Tischgenossen knüpft. Durch Vorträge, litterarische Artikel, Essays und namentlich durch gutes Beispiel soll einem Aberglauben gesteuert werden, der mit der Intelligenz des gegenwärtigen Jahrhunderts nicht im Einklange steht.“ Die

sammlungen dieser Gesellschaft finden statt im Zimmer Nr. 13 der Knickerbocker Cottage Nr. 454, welche dem Kapitän William Fowler gehört. Ein eigentümliches Zusammentreffen liegt darin, daß die Ziffern 454 zusammen 13 ausmachen, und daß 13 Buchstaben in Knicker'oder und 13 in dem Namen des Besitzers der Cottage enthalten sind. Am 13. November 1882 hielt der Klub seine 11. Versammlung und sein 11. Diner ab. Die Einladungskarten hatten die Gestalt eines Sargdeckels und enthielten auf der einen Seite das Menu und auf der anderen folgende Inschrift:

«Merituri te salutamus.»

Eilftes Diner.

XIII.

Der Dreizehner-Klub
am 13. November 1882.
Knickerbocker
Cottage."

Jedes in das Speisezimmer eintretende Mitglied mußte eine Leiter mit 13 Sprossen passieren und das Zimmer selbst war mit der ursprünglichen Flagge der 13 amerikanischen Kolonien drapiert. Das Bankett wurde auf sorgfältigen Tischen serviert und an jedem derselben saßen 13 Mitglieder. Auf dem Centrum eines jeden Tisches lag ein Skelett und hinter dem Stuhle des Hauptordners stand ein hübscher Rosenholzsarg. 13 Gasflammen brannten im Zimmer und genau um 8 Uhr 13 Minuten setzten sich die Mitglieder zu Tisch. 13 Gänge wurden serviert, 13 verschiedenen Weine getrunken, und nach je 13 Minuten erhob ein Mitglied ein Glas, um einen Toast auszubringen. Außerdem amüsieren sie sich mit dem Erzählen von Anekdoten, die auf die Zahl 13 Bezug haben, und Schnurren, die dem populären Aberglauben ihren Ursprung verdanken.

Obgleich noch keinem der Klubmitglieder ein Unfall oder ein Unglück zugestoßen ist, gibt es dennoch Journale, welche gegen ihn Front machen und allen Ernstes eine Anzahl Unfälle oder Todesfälle dem „unsichtbaren“ Einflusse des Klubs in die Schuhe schieben möchten. So konnte man in einem derselben lesen: „Am Abend des 13. Januar, während die Mitglieder des Dreizehner-Klubs bei ihrem ersten Diner saßen, gab es einen Zusammenstoß auf der Harlembahn, bei welchem 13 Personen getötet und 13 Waggons zertrümmert wurden.“ Ein anderer Zeitungsausschnitt lautet: „Am Abend des 13. Februar starb Karoline Mickings, welche den 13. Jahrestag ihrer Ehe in einer Gesellschaft von 13 Personen gefeiert hatte.“ — Ein Dritter: „Am Freitag den 10. März liefen im Kempton-Parc 13 Pferde im großen Flachrennen; drei derselben stürzten, wobei die Jockeys schwer verletzt wurden.“

Eine ganze Kollektion ähnlicher Zeitungsausschnitte wurde bei der letzten Zusammenkunft zum Gaudium der Mitglieder verlesen, die durch Bekämpfung dieses und ähnlicher Aberglauben ein großes Werk auszuführen behaupten und deren Zahl fortwährend im Wachsen begriffen ist. Die Einlage beträgt 13 Dollars und als Monatsbeitrag zahlt jedes Mitglied 13 Cents.

Spott, Wit, Ironie und Humor.

Spott ist der Wit eines dummen oder gemeinen Geistes; Wit der Spott eines feinen Kopfes oder Mannes der Gesellschaft; Ironie der Wit eines tiefen Denkers, und Humor die Ironie (Selbst-Ironie) eines Poeten.

Spott ist ein plumper Faustschlag, welcher Beulen zurückläßt; Wit ein Nadelstich, der mehr oder weniger tief ins Fleisch dringt; Ironie ein Rit, wie von Dornen unter Rosen, der nur leise die Haut schrammt; Humor das Pflaster, das gegen alle diese Wunden hilft.

Gegen den Spott hat der geistreiche Mann keine Waffen; der Wit fordert ihn zum Widerstand heraus; mit der Ironie kapituliert er; der Humor bringt ihn zur freiwilligen Unterwerfung.

Der Spott ist niedriger als sein Gegenstand; der Wit hält sich mit ihm auf gleicher Linie; die Ironie steigt an ihm empor, und der Humor schwebt über ihm.

Der Spott kommt aus dem Fleischlichen, der Wit aus dem Verstande, die Ironie aus dem Geiste, der Humor aus dem Gemüte.

Der Spott ist Zeichen der plebejischen, der Wit Zeichen der gesellschaftlichen, die Ironie Zeichen der gelehrten und der Humor Wahrzeichen der künstlerischen und poetischen Bildung.

Lebensfrüchte.

Hochmut, der Zusammensetzung nach betrachtet, ist ein sprachlicher Euphemismus.

Effekthascherei ist eine Negation des geistigen Wertes.

Räthsel.

Die Erste, schnell entfliehend Dir
Kannst niemals wieder Du erjagen,
Und lebest doch und stirbst in ihr
Und kannst von ihr nicht los Dich machen.

Die Zweite sinnt der Ersten nach
Mit ihren Freuden, ihren Leiden,
Mit ihrem Glück und Ungemach
Und sieht oft wemutsvoll sie scheiden.

Geh mit der ersten früh und spät,
Damit Dich stets das Ganze lenke —
Doch, ob Du dann auch in der That
Stets recht die Zweite hast — bedenke!
Faber.

Auflösung des Räthsel in Nr. 26 des Erzählers:
Würfel.

Richtig angegeben von Elise K. in Düsseldorf,
Frau Schäfer in Calcium und Heinrich Schym. in
Hilden.

sammlungen dieser Gesellschaft finden statt im Zimmer
 Nr. 13 der Knicker
 dem Kapitän Willi
 tümliches Zusammen
 454 zusammen 13
 staben in Knicker'od
 Besitzers der Cottag
 vember 1882 hielt d
 und sein 11. Dine
 hatten die Gestalt ei
 auf der einen Seite
 folgende Inschrift:

«Meritu
 G

Der
 am 13.

Jedes in das Sp
 mußte eine Leiter un
 das Zimmer selbst war
 der 13 amerikanischen
 Bankett wurde auf jor
 an jedem derselben saße
 Centrum eines jeden
 hinter dem Stuhle des
 scher Rosenholzstarg. 13
 Zimmer und genau um
 sich die Mitglieder zu
 serviert, 13 verschiedenen
 je 13 Minuten erhob ei
 einen Toast auszubringen
 sich mit dem Erzählen
 Zahl 13 Bezug haben, u
 pulären Aberglauben ihre

Obgleich noch keinem
 fall oder ein Unglück zuge
 Journale, welche gegen ih
 Ernstes eine Anzahl Unf
 „unsichtbaren“ Einflüsse d
 schieben möchten. So konnt
 lesen: „Am Abend des 1
 Mitglieder des Dreizehner
 Diner saßen, gab es einer
 Harlembahn, bei welchem
 13 Waggons zertrümmert
 Zeitungsanschnitt lautet:
 Februar starb Karoline Ricim
 tag ihrer Ehe in einer Gefe
 gefeiert hatte.“ — Ein Dri
 10. März liefen im Kemp
 großen Flachrennen; drei d
 die Jockeys schwer verlegt w

Eine ganze Kollektion
 schnitte wurde bei der letzte
 Gaudium der Mitglieder ve
 kämpfung dieses und ähnlicher
 Wert auszuführen behaupten
 während im Wachsen begriffen
 trägt 13 Dollars und als Monatsbeitrag zahlt jedes
 Mitglied 13 Cents.



Witz, Ironie und Humor.

ist der Witz eines dummen oder gemeinen
 Witz der Spott eines feinen Kopfes oder
 der Gesellschaft; Ironie der Witz eines
 ankers, und Humor die Ironie (Selbst-
 es Poeten.

ist ein plumper Faustschlag, welcher Deulen
 Witz ein Nadelstich, der mehr oder weni-
 Fleisch dringt; Ironie ein Niz, wie von
 er Rosen, der nur leise die Haut schrammt;
 Pflaster, das gegen alle diese Wun-

den Spott hat der geistreiche Mann
 ; der Witz fordert ihn zum Widerstand
 der Ironie kapituliert er; der Humor
 er freiwilligen Unterwerfung.

Witz ist niedriger als sein Gegenstand;
 er sich mit ihm auf gleicher Linie; die
 an ihm empor, und der Humor schwebt

Witz kommt aus dem Fleischlichen, der
 Verstande, die Ironie aus dem Geiste,
 aus dem Gemüte.

Witz ist Zeichen der plebejischen, der Witz
 gesellschaftlichen, die Ironie Zeichen der
 der Humor Wahrzeichen der künstle-
 rischen Bildung.

Lesefrüchte.

der Zusammensetzung nach betrachtet,
 der Euphemismus.

Witz ist eine Negation des geistigen

Räthsel.

schnell entfliehend Dir
 als wieder Du erjagen,
 ch und stirbst in ihr
 n ihr nicht los Dich machen.

sinnt der Ersten nach
 euden, ihren Leiden,
 ick und Ungemach,
 wemutsvoll sie scheiden.

ersten früh und spät,
 ets das Ganze lenke —
 dann auch in der That
 die Zweite hast — bedenke!
 Faber.

Räthfels in Nr. 26 des Erzählers:
 Würfel.

en von Elise K. in Düsseldorf,
 Calcum und Heinrich Schm. in





[Blank label]

